This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

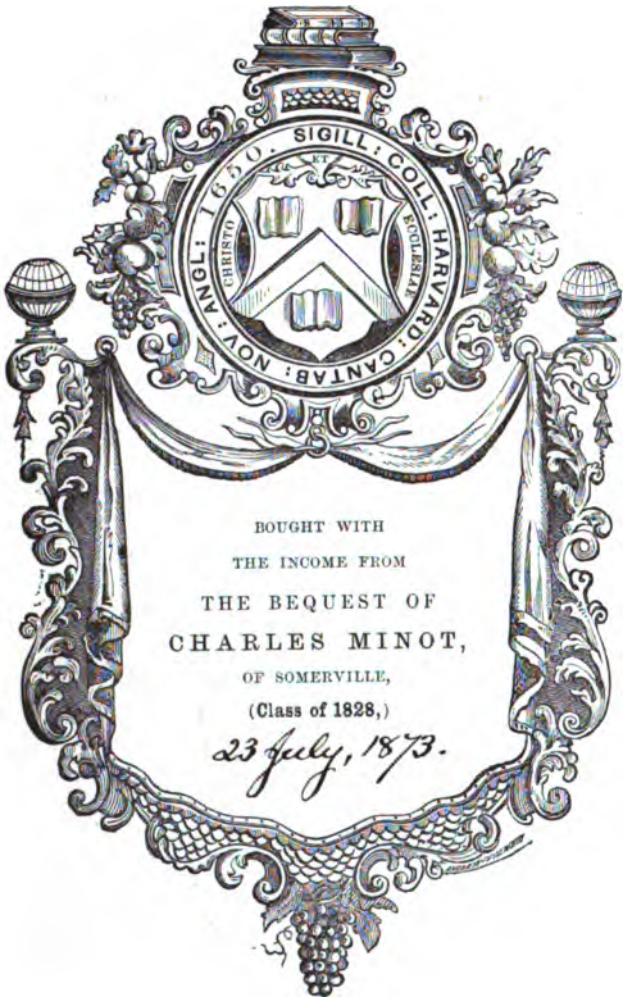
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

35.84a

P Germ 287.1



Album

des

Literarischen Vereins

in

Nürnberg

für

1858.

Nürnberg.
Verlag von Bauer & Raspe.
1858.

PGerm 2 57.1
1873, July 23.
Minot Fund.

Druck der W. Tümmel'schen Offizin.

Vorbemerkung.

Mit diesem Jahrgange erscheint das „Album des Literarischen Vereins“ zum fünfzehnten Male vor dem Forum des Publikums und zwar abermals ermuthigt von der erfreulichen Wahrnehmung, daß sich sein Leserkreis in den letzten Jahren auch nach Außen sehr erweitert hat, und durch die Anerkennung, welche die Kritik manchen der darin enthaltenen Arbeiten zu Theil werden ließ.

Wenn auch schon in früheren Jahrgängen dieses Albums über das Entstehen des Vereins, von dem dasselbe ausgeht, eine kurze Erklärung gegeben wurde, so glauben wir doch auch im Interesse der neuen Freunde, welche das Buch zu gewinnen hofft, diesmal in Kürze andeuten zu müssen, daß der literarische Verein in Nürnberg, gegründet im Jahre 1840 von Buchhändler Julius Merz daselbst in Verbindung mit mehreren literarisch und wissenschaftlich gebildeten Freunden, sich die Aufgabe gestellt hat, allmonatlich einen geselligen Kreis zu versammeln, bei welcher Gelegenheit von Einigen aus demselben Arbeiten aus dem Gebiete der Prosa und Poesie vorgetragen werden. Diese Vorträge waren anfäng-

lich allerdings nur für die Mitglieder des literariſchen Vereins beſtimmt, da ſie ſich aber bald in weiteren Kreiſen freundlichen Anklanges und ehrender Würdigung zu erfreuen hatten, ſo konnte die Herausgabe eines von Jahr zu Jahr erſcheinenden Albums gerechtfertigt erſcheinen.

Wir übergeben nun dieſen neuen Jahrgang den Leſern mit dem Wunſche, daß ihm die gleiche freundliche Aufnahme und Beurtheilung zu Theil werden möge, wie den ihm vorangegangenen.

Inhaltsverzeichniß.

Prosaische Aufsätze. Seite

Ueber Lord Byron. Von C. Schwemmer 3
Runen finnischer Volkspoesie. Von Dr. E. Lösch 84
Das Licht des Harems. Eine morgenländische Erzählung von Thomas Moore, übersetzt von Karl Bartsch 120
Zur Erinnerung an den Nürnberger Volksdichter Johann Wolfgang Weickert. Von J. Priem 145
Ferienreise im Herbste 1856. Von J. L. Hoffmann. 160
Der gute Onkel. Humoreske von W. Heiter 265

Gedichte.

Von Dr. Ebersberger: 1. Wiederfinden 283
2. Die schwarzen Vögel von St. Lorenz 284
3. Schwertlieder 285
Von Fr. Knapp: Leben im Tod (Allegorie) 288
Von Julius Merz: 1. Kleine Lieder 291
2. In ein Stammbuch 292
Von Ludwig Palmen: Dichterklage 293
Von Ad. Pichler: Hestia 296
Von J. Priem: 1. Der Mutter Trost. 297
2. Arabella 298
3. Wirkung und Gegenwirkung 301
4. Weikert im Elysium 303
Von E. Ranzoni: 1. Der alte Gärtner 305
2. Landsknechtslied 306
3. Genuß in der That 306
Von Ella Rose: 1. Mein erster Ring 307
2. Blümlein im Herbst. 308
Von W. Stricker: König Laurin. (Aus dem Rosengarten.) . . 309
Von E. Weiss: 1. Der Falter 321
2. Nachtgebet 321

		Seite
Von Julius Hammer:	1. Die Mutterſprache	322
	2. Romanze	323
	3. Sonett	324
	4. Auf der Nordſee-Inſel Spikeroge	325
	5. Ein Lied des Horaz	325
Von Luiſe Hoffmann:	1. Seemannsleiche	326
	2. Roſentod	327
	3. Der Mondſchein	328
	4. Oh come to me when daylight sets	330
	5. Those evening bells	330
	6. Farewell to Nancy. (Von Burns.)	331
	7. Die Naturforſcher. (Maskenſpiel.)	332

Prosaische Aufsätze.

Ueber Lord Byron.

Naturen, welche ſich durch hohe Vorzüge weit über das Alltägliche erheben, dabei aber durch ſtark ausgeprägte ſubjective Eigenthümlichkeit mit den Sitten ihrer Umgebung in Widerſpruch gerathen und unbeirrt von den Geſetzen, welche die Anſchauungen ihrer Zeitgenoſſen beherrſchen, ihre eigene Bahn verfolgen, ſind ſtets verſchiedenſten Beurtheilungen unterlegen. Während ſie auf der einen Seite maßloſe Bewunderung erfahren und unzählige Nachahmer finden, welche vergeſſen, daß der Genius die Schranken des Gewöhnlichen überragt ungeachtet ſeiner Verirrungen, nicht durch dieſelben, fehlt es auf der andern Seite nicht an ſolchen, welche eine durch ihre Genialität exorbitante Perſönlichkeit im Leben und Wirken nur innerhalb eines beſchränkten Geſichtskreiſes zu erblicken und nach dem Maßſtabe ihrer eigenen, vielfach unfreien, Anſchauungen zu bemeſſen vermögen, von dieſem Standpunkte aus aber ſogleich bereit ſind, ein verdammendes Urtheil auszuſprechen. Ihnen ſchließt ſich jedesmal die zahlreiche Partei derjenigen an, welche aus Grundſatz und Tendenz die erbittertſte Fehde gegen Jeden führen, der ſich über gewiſſe für heilig geachtete Schranken hinauszuſetzen und über diejenigen Dinge, welche die Bruſt jedes Edleren am tiefſten zu bewegen pflegen, über Religion, Menſchenwürde und Menſchenrecht ſelbſtſtändig und von kirchlichen wie ſtaatlichen Satzungen unabhängig

zu urtheilen wagt. Dieſe Partei hat es zu allen Zeiten gegeben und es ſind dieſelben feindlichen Stimmen, welche gegen Göthe zur Zeit ſeines Schaffens laut geworden ſind und jetzt mehr denn je laut werden, welche ſich noch weit mächtiger gegen Lord Byron erhoben haben, welchen wir mit Göthe unbedenklich als den größten Dichter Englands ſeit Shakeſpeare's Zeiten und als die „letzte und blendendſte unter jenen poetiſchen Geſtalten" bezeichnen, welche in den erſten Jahrzehnten unſeres Jahrhunderts die Welt mit ſtaunender Verehrung erfüllten. Was dieſen Stimmen bei dem deutſchen Dichterfürſten nicht gelungen iſt und, wie man hoffen darf, niemals gelingen wird, das haben ſie bei Lord Byron nahezu vollſtändig erreicht; denn die Tendenzmänner ſeines Vaterlands haben ihn nicht allein bis zur Stunde des wohlverdienten Platzes in der Weſtminſterabtei, ſondern auch der Liebe und Verehrung eines großen Theils der Nation zu berauben gewußt und die gleichgeſinnte Partei diesſeits des Canals hat beſonders in Deutſchland in demſelben Sinne ſo erfolgreich gewirkt, daß Göthe ſchon im Jahre 1827 gegen Eckermann erklärte, eine Abhandlung über Byron zu ſchreiben, ſei weder bequem, noch räthlich. Inzwiſchen, und namentlich ſeit dem Erſcheinen der von Thom. Moore herausgegebenen Briefe und Tagebücher des Dichters iſt es zwar leichter geworden, kritiſch zu ſichten, welche von den zahlloſen Begebenheiten, die mit dem Leben des Dichters in Verbindung gebracht worden ſind, hiſtoriſche Thatſachen und welche böswillige Erfindungen oder abgeſchmackte Märchen ſind; allein die Männer der Tendenz laſſen ſich hiedurch nicht im Mindeſten beirren; ſie beharren bei den alten, wenn auch als unwahr erwieſenen Traditionen und ihre Angriffe werden in demſelben Maße heftiger, als ſie anfangen, ſeltener zu werden.

Unter dieſen Verhältniſſen möchte der Verſuch, das Bild dieſes

außerordentlichen Mannes in seinem wahren Lichte zur Erscheinung zu bringen, um so mehr seine Rechtfertigung finden, als das wachsende Interesse an englischer Sprache und Literatur unterstützt durch Böttger's im Ganzen trefflich gelungene Uebersetzung den Kreis der Bewunderer seiner Werke in Deutschland unfehlbar beträchtlich erweitern muß. —

Jene schroffen Gegensätze, der jähe Wechsel von Glück und Unglück, von Reichthum zu verhältnißmäßig sehr beschränkten und von diesen wieder zu glänzenderen Umständen denn zuvor, von bitterer Anfeindung zu allgemeiner Anerkennung und Verehrung und von dieser wieder zu noch feindseligerer Verfolgung: mit Einem Worte das stete Schwanken zwischen Extremen, welches in den äußern Lebensverhältnissen Byron's so überraschend hervortritt und auf seine geistige wie sittliche Entwicklung den entschiedensten Einfluß geäußert hat, nehmen wir schon in den Schicksalen seiner Vorfahren und theilweise auch in dem kurzen Familienleben seiner Eltern wahr.

Sein Vater, Sprößling einer uralten Adelsfamilie, dessen Ahnen mit Wilhelm dem Eroberer nach England gekommen und unter Carl I. für treue Dienste, die sie dem Hause Stuart geleistet hatten, zur Pairswürde erhoben worden waren, hatte als Sohn eines jüngern Bruders weder auf die Titel, noch auf das Einkommen der Familie Anspruch und war fast ausschließlich auf seine Gage als Capitain bei den Garden beschränkt. Ein ruheloser, feuriger und excentrischer, dabei durch seine Liebenswürdigkeit und einnehmende Sitten für Frauen höchst gefährlicher Mann, hatte er die wilden Leidenschaften seines Temperaments, verbunden mit natürlicher Anmuth und jenem unwiderstehlichen Hange zu Pracht und Aufwand, welcher den Abkömmlingen edler Familien eigen zu sein pflegt. Er hatte als Jüngling die schöne Amalie Conyers, Gemahlin des Marquis von Carmarthen nach

dem Continente entführt, ihre Scheidung zu erwirken gewußt und sich mit ihr vermählt. Doch nach kurzer Zeit starb Amalie und Capitain Byron kehrte mit seiner einzigen Tochter Auguste nach England zurück, wo er sich bald die leidenschaftliche Zuneigung einer der reichsten Erbinnen von Schottland erwarb.

Es war dies Miß Catharina Gordon von Gight, die Mutter unseres Dichters. Sie stammte aus einer angesehenen Familie des höhern schottischen Adels und zählte selbst Könige zu ihren Ahnen. Allein wenn sie auch viele äußere Vorzüge vereinigte, wenn auch insbesondere ihr Reichthum ihrem hohen Range gleich kam, so war dies doch nicht von ihrer Bildung zu sagen und ihre fast unbeschreibliche Geneigtheit zum Jähzorne verdunkelte sogar die edleren Eigenschaften des Gemüthes, welche ihr nicht abgesprochen werden können. Ihre kurze Ehe mit Capitain Byron war höchst unglücklich. Die Prophezeihung des schottischen Volkssängers, der in düstern Reimen vor dieser Verbindung gewarnt hatte, ging nur zu bald in Erfüllung; denn unmittelbar nach der Vermählung eröffnete sich in der Schuldenmasse des Gemahls vor den Augen der unglücklichen Erbin ein Abgrund, welcher ihre, selbst für England sehr beträchtlichen Kapitalien, nebst Fischereien und Jagden und den reichen Herrengütern von Gight verschlang und sie, als ihr Gemahl nach fünfjähriger Ehe im Auslande starb, nöthigte, der königlichen Gnade eine Jahresrente zu verdanken.

Am 22. Januar 1788 hatte sie zu London ihren einzigen Sohn, George Gordon Byron, geboren, dessen früheste Jugend also keineswegs von dem Glanze umgeben war, auf welchen man nach seinem spätern Range und Reichthume etwa schließen möchte. Erst nachdem er im Jahre 1798 von seinem Großoheim die Pairswürde und die im Verhältnisse zum Range der Familie keineswegs besonders namhaften Güter derselben ererbt hatte,

konnte Vorſorge getroffen werden, daß er angemeſſene Erziehung und Bildung auf der Schule zu Harrow erhielt.

Mancher charakteriſtiſche Zug aus ſeinen Knabenjahren läßt uns erkennen, daß bei ihm die edelſten Anlagen ſchon in früheſter Jugend deutlich ausgeprägt waren. Vor Allem war es jene edle Aufopferungsfähigkeit, die ſich ſein ganzes Leben hindurch und am glänzendſten in den letzten Jahren desſelben bewährt hat, welche ihn ſchon als Knabe antrieb, dem Hilfloſen und Unterdrückten ohne Rückſicht auf die eigene Gefahr beizuſtehen.

In den obligaten Schulwiſſenſchaften machte er anfangs nur geringe Fortſchritte; dagegen hatte er ſchon in ſehr frühen Jahren eine große Anzahl der beſten philoſophiſchen, hiſtoriſchen und theologiſchen Werke geleſen, ſich ungewöhnliche Kenntniſſe in Länder- und Völker-Kunde erworben und vor Allem ſämmtliche dichteriſchen Produkte, deren er habhaft werden konnte, mit leidenſchaftlicher Begierde ergriffen und ſich durch wiederholtes Leſen zu eigen gemacht. Ungeachtet eines deformen, beinahe lahmen Fußes zeichnete er ſich in allen körperlichen Uebungen, im Ballſpiele, Boxen, Fechten, Reiten und beſonders im Schwimmen aus, während ſich ſeine beſchauliche Natur dadurch offenbarte, daß er oft ſtundenlang auf einem einſamen Grabſteine des Kirchhofs zu Harrow verſunken in tiefes Sinnen und Träumen verweilte. Keck ſtellte er ſich an die Spitze von Schulempörungen, wenn es galt, der Anführer zu ſein, und doch war er der lenkſamſte Knabe, wenn ein Lehrer ſein Vertrauen erweckt hatte und blieb ſeinem ehrwürdigen Rektor D. Drury ſtets mit gleicher Verehrung und Liebe zugethan.

Wie die Freundſchaftsbündniſſe der Schule für ſein liebewarmes Herz Bedürfniß, ja, wie er ſelbſt ſagt, Leidenſchaften waren, ſo hatte auch ſchon ſehr frühe bei ihm jene unbeſtimmte, ſich ſelbſt noch unbewußte Zuneigung zu den Frauen begonnen,

welche uns so überraschend auch in den frühen Jugendjahren mancher andern hochbegabten Dichter- und Künstler-Naturen begegnet; und kaum war der Knabe zum Jünglinge herangereift, als ihn die erste Jugendliebe mit einer Macht erfaßte, welche auf seine Entwicklung und auf sein ganzes späteres Leben einen unberechenbaren Einfluß ausgeübt hat.

Byron hatte unter andern einen alten Stammsitz seiner Familie, Newstead Abbey, am romantischen, durch unzählige Sagen berühmten Sherwood-Walde ererbt. An die weitgedehnten Ländereien von Newstead gränzten die von Annesley-Hall, dem Besitzthum der Familie Chaworth, welche mit den benachbarten Byron's verwandt aber in Familienzwiste verwickelt war, in deren Folge der letzte Mr. Chaworth von dem alten Lord Byron im Duell getödtet worden war. Seine Enkelnichte, die reizende Mary-Anne bewohnte das alte Stammschloß, dessen Erbin sie war. Achtzehn Jahre alt, eine eben aufgeblühte Rose von seltener Schönheit, dabei mit hohen Vorzügen des Geistes begabt, war Mary bereits das Ziel eifrigster Bewerbung, als der 16 Jahre alte Byron, welcher im Jahre 1804 seine ersten Sommerferien zu Newstead verlebte, zum Besuche seiner jugendlichen Verwandten nach Annesley kam, ohne zu ahnen, welche Gefahr ihm hier drohe. Denn der Zauber, welchen das liebliche Mädchen fast augenblicklich auf ihn ausübte, war so gewaltig als dauernd.

Bald war er der tägliche Gast zu Annesley, an ihrer Seite durchstreifte er zu Pferde die dichten Wälder und Schluchten von Derbyshire und jedes Gefühl, welches die Anmuth der Persönlichkeit noch nicht geweckt hatte, wurde durch den Reiz vertraulichen Umganges erregt, welcher nur erhöht werden konnte durch die romantische Idee des Dichterjünglings, daß es seiner Verbindung mit der geliebten Mary gelingen müsse, die Ahnen der Chaworths mit den Seinigen zu versöhnen, jene alten Ritter,

welche aus ihren düstern Rahmen zu Annesley so finster und dräuend auf den Sprößling des verfehdeten Geschlechts herabblickten.

Welch' unbeschreibliche Gewalt mag jene Liebe zu der Zeit, da sich sein ganzes Wesen in diesem einzigen Gefühle concentrirte, auf das feurige Gemüth des angehenden Jünglings ausgeübt haben, da er noch nach einer langen Reihe von Jahren, als bereits Stürme über sein Leben dahin gebraust waren, wie sie nur wenige Menschen treffen und welche jede Natur aus minder kräftigem und elastischem Gusse zerknickt haben würden, nur jenen Tagen und dem holden Wesen seiner Sehnsucht und Jugendliebe seine schmerzlich theuern Erinnerungen gewidmet waren!

„Meine Mary Anne Chaworth — schreibt er nach mehr denn 10 Jahren in sein Tagebuch — ach! was sage ich meine? Unsere Verbindung hätte Zwiste geheilt, in denen das Blut unserer Väter vergossen wurde? hätte Landstriche weit und schön verbunden; hätte zum Mindesten Ein Herz und zwei Menschen vereint, die nach den Jahren nicht übel für einander paßten; und — und wie ist es gekommen!" Und sein Gedicht „der Traum", das im Jahre 1816 zu Diodati bei Genf entstand, schildert jene Zeit und seine Gefühle mit so glühenden Farben, daß wir uns nicht versagen können, dasselbe wenigstens zum Theile hier einzuschalten.

Zwei Wesen sah ich in der Jugendschöne
Auf einem anmuthvollen Hügel steh'n,
Begrünt und sanften Abhangs: kurz er war
Gleich einer langen Hügelkette Schluß;
Nur war's kein Meer, das seinen Fuß bespülte.
Doch eine Landschaft, welche reizend machten
Der Wälder Grün, der Aehren sanftes Wogen,
Und rings die Häuser, wie nach Laune hin
Gelagert: von den Giebeldächern stieg
Der Rauch so ländlich still; der Hügel war

Mit ſonderbarem Diadem gekrönt
Von Bäumen, die kreisförmig angepflanzt,
Nicht ein Naturſpiel, ſondern Menſchenhand.
Die Zwei, ein Mädchen und ein Knabe, ſchauten
Dort um ſich; jene blickt nach dem, was drunten
Sich ihr ſo ſchönes, als ſie ſelbſt, enthüllt,
Jedoch der Knabe blickte nur nach ihr,
Und Beide waren jung und Eins ſo ſchön,
Und Beide jung, doch nicht von gleichem Jahr.
Dem milden Monde gleich am Horizont —
So neigt der Jungfrau Abend ſich herab.
Der Knabe, wenn auch wenig Sommer zählend,
Beſaß ein Herz, weit über ſeine Jahre
Und ſeinem Auge ſchwebte ſie nur vor.
Ihr Antlitz war es, deſſen Strahl ihn traf;
Er konnte ſich von dieſem Blick nicht trennen,
Nicht athmen, als nur unter dieſem Blick.
Sie war ſein Ton; er hing verſtummt an ihr,
Und zitterte vor Freuden, wenn ſie ſprach.
Sie war ſein Auge; denn das ſeine folgte
Dem ihren nur, er ſah nur mit dem ihren.
Sie macht' ihm reizend alles und er hörte
Für ſich zu leben auf, ſie war ſein Leben.
Sie war das Meer, in das ſich ſeines Geiſtes
Strömung ergoß. Ja ihre Stimme ſchon,
Ihr leiſer Händedruck bewirkte Fluth und Ebbe
In ſeinem ganzen Blut, daß ſeine Wangen
Erglühten und das Herz ihm fieberte.
Er war ſich deſſen ſelber kaum bewußt. —
Doch ſie theilt' nicht ſein zärtliches Gefühl,
Sie ſeufzte nicht für ihn; ihr war er nur
Ein Bruder und nichts weiter; doch genug —
Sie war ja bruderlos; er war's allein,
Dem ſie als Kind ſchon dieſen Namen ſchenkte,
Sie ſelbſt der Sprößling eines alten,
Geehrten Namens. Lieb war ihm der Name
Und doch auch wieder nicht — aus welchem Grund?
Die Zeit brachte eine ſchwere Löſung — ach!
Sie liebt' ja einen Andern eben jetzt,

Und ſtand auf jenes Hügels Spitze dort —
Zur Ferne blickend, ob des Liebſten Roß
Mit ihren Wünſchen fliegend Schritt auch halte.

Wenn auch der ſchüchterne Knabe nie gewagt hatte, ſeinen Gefühlen Worte zu leihen, ſo ſagte ihm doch das eigene Herz, daß die Geliebte dieſe längſt entdeckt haben müſſe und kühne Hoffnungen erfüllten ſeine Bruſt. Nahm ſie ja doch ſeine Huldigungen freundlich auf, duldete ſie ja doch ſeine unabläſſigen Beſuche, ja ſeinen täglichen Umgang; denn ſchon hielt er ſich mehr zu Annesley als zu Newſtead auf! Um ſo grauſamer wurde er noch in denſelben Sommerferien aus dem ſüßen Jugendtraume geweckt, als er eines Abends ein Geſpräch der Geliebten mit ihrer Dienerin belauſchte und die verhängnißvollen Worte vernahm:

„Glaubſt du denn, daß ich für den lahmen Jungen etwas empfinde?“

Wie ein Pfeil drang es ihm durch's Herz — dies ſind ſeine eigenen Worte — er ſtürzte augenblicklich aus dem Hauſe und ohne ſeiner Sinne Meiſter zu ſein, eilte er durch die Nacht zurück nach Newſtead.

Jener Augenblick hatte entſchieden und zwiſchen ihm und ſeinem Glücke eine unüberſteigliche Kluft eröffnet. Aber mit der Hoffnung war nicht zugleich das Gefühl ſeiner leidenſchaftlichen Liebe entſchwunden und die Flammen, welche er ſtolz der Außenwelt verbarg, loderte im Stillen nur um deſto gewaltiger empor.

Nur ſelten ſah er Miß Chaworth nach jenem Tage und ſtets ließ ihn edler Stolz ſeine Gefühle ſo kräftig beherrſchen, daß ſelbſt aufmerkſame Beobachter kaum ahnen konnten, welche Wogen unter der ſcheinbar ruhigen Oberfläche brandeten.

Kurz vor ſeiner erſten Abreiſe aus England, ſechs Jahre nach jenen Sommerferien, ſah er die Jugendgeliebte zum letzten Male. Mary war ſeit einem Jahre mit dem Manne ihrer Liebe

vermählt und dieſer hatte Lord Byron zum Beſuche gebeten. Mit jenem Tone freundlicher Gefälligkeit und Selbſtbeherrſchung, welche den Mann von hoher Bildung vor Allem auszeichnet, hatte dieſer die Einladung angenommen und theils durch ſeine äußere Erſcheinung, theils durch den Reiz ſeiner Unterhaltung die Theilnahme und Zuneigung ſeines gaſtlichen Nachbars gewonnen. Nur einmal — erzählt ein Augenzeuge — als das Töchterchen ſeiner ſchönen Wirthin in's Zimmer gebracht wurde, ward ſeine Selbſtverläugnung auf eine harte Probe geſtellt. Als er das Kind erblickte, ſchrak er unwillkürlich zuſammen; nur mit äußerſter Kraftanſtrengung vermochte er ſeine Bewegung zu unterdrücken und es ſind die Empfindungen jenes Augenblicks, denen wir ein rührendes Gedicht verdanken, das erſt nach ſeinem Tode von einem Freunde veröffentlicht wurde."

Wie tief Byron ſelbſt den entſcheidenden Einfluß jener unglücklichen Jugendliebe auf ſein ganzes Leben gefühlt hat, entnehmen wir unter Andern aus einem Tagebuch, welches viel ſpäteren Jahren angehört

„Bisweilen zweifle ich" — ſagt er — ob mir überhaupt ein ruhiges und unbewegtes Leben zugeſagt haben würde; aber manchmal ſehne ich mich danach. Meine früheſten Träume, — (wie die meiſten Knabenträume) — waren kriegeriſch; etwas ſpäter waren ſie voll Liebe und Zurückgezogenheit, bis die hoffnungsloſe Liebe zu Mary Chaworth, obſchon ſorgfältig verhehlt, ſehr bald nach meinem 13. Jahre begann und lange Zeit fortdauerte. Dies warf mich wieder allein aufs weite, weite Meer hinaus. Ich entſinne mich, daß ich im Jahre 1804 meine Schweſter bei dem General Harcourt antraf. Damals war ich einig mit mir ſelbſt und ſo wie ſie mich immer gekannt hatte. Als wir uns im Jahre 1805 wieder trafen, fand ſie mein Temperament und meine Stimmung ſo verändert, daß ich kaum

wieder zu erkennen war. Ich ſelbſt bemerkte dieſe Veränderung nur wenig, aber ich will ſie glauben und kann mir ihren Grund denken."

Seine Schweſter hatte mit weiblichem Scharfblicke richtig beobachtet und geurtheilt.

Der muntre, harmloſe, oft auch ſtürmiſche Knabe war ein melancholiſcher, ſtiller Jüngling geworden, der ſich mit allen Banden des Gemüths an ſeine Schülerfreundſchaften anklammerte und mit Bangen die Stunde herannahen ſah, wo er die ſtillen Mauern der Schule mit der Bühne der großen Welt vertauſchen ſollte.

Jene Epoche, ſonſt das ungeduldig erſehnte Ziel jedes Schülers, erfüllte ihn mit Wehmuth und trüber Ahnung, welche ſich rührend in folgenden Zeilen eines größern Gedichtes aus jener Periode ausſpricht:

Die Stunde naht — nur eine kurze Friſt
Bis Luſt und Leid mir hier entſchwunden iſt.
Ach! jeder Glockenſchlag entzieht von unſer'm Leben,
Was Hoffnung, Fried' und Freundſchaft uns gegeben!
Hoffnung, die ſich wie Regenbogen ändert,
Im Flieb'n die Stunden noch mit Gold umrändert;
Den Frieden, der nur an das Heute denkt,
Nicht deſſen, was ſich morgen düſter ſenkt;
Die Freundſchaft, die nur wahr im Knabenrange,
Doch ach, wer glühend liebt, der liebt nicht lange!
Lebt wohl ihr Scenen, die ich einſt empfand!
So grüßt wohl der Verbannte noch ſein Land,
Das ſeinen Augen kaum mehr will erſcheinen,
Die zwar noch trauern können, doch nicht weinen.

So wenig dieſe Gefühle bei einem andern Jünglinge ſeines Alters berechtigt erſcheinen möchten, ſo waren ſie doch bei ihm nur zu ſehr in den Umſtänden begründet.

Die heftige Gemüthsart ſeiner Mutter hatte ſich mit den Jahren geſteigert und ſeinen Vormund, den Grafen Carliſle, welcher ſeinem Mündel ohne dies nicht die gebührende Sorgfalt zuwendete, veranlaßt, allen Verkehr mit ihr abzubrechen und den Jüngling gerade zu der Zeit ſeinem Schickſale zu überlaſſen, wo eine weiſe, väterliche Leitung mehr denn je Pflicht und Bedürfniß geweſen wäre. Dieſelbe unſelige Geneigtheit zum Jähzorne machte es aber auch dem Sohne unmöglich, längere Zeit mit ihr unter Einem Dache zu leben und zwang ihn zu ſchleuniger Flucht von Southwell, wo er kurze Zeit bei ihr verweilt und, wie er in einem Briefe ſagt, mehrmals Mrs. Byron furioſam bekämpft hatte.

Seine Schweſter Auguſte, an welcher er ſein ganzes Leben hindurch mit der treueſten Zärtlichkeit hing und die in jeder Lage ſeiner wechſelvollen Laufbahn einen unwiderſtehlichen Einfluß auf ihn auszuüben vermochte, ſtand ihm damals noch ferne und kam erſt in ſpäteren Jahren häufiger in ſeine Nähe.

Seine Freunde, zum größten Theile jünger als er ſelbſt, blieben auf der Schule zurück, als er dieſelbe verließ, oder bezogen Oxford, während er ſich gegen ſeinen Willen auf die Univerſität Cambridge begeben mußte. Die heftig blutende Wunde endlich, welche ſeine unglückliche Liebe zurückgelaſſen, machte es ihm auf lange Jahre unmöglich, ſich auf's Neue zu einer reinen und ernſten Neigung für ein weibliches Weſen zu erheben und ſo hatte er ſchon bei'm Eintritte in die Welt das bitterſte Leid erfahren und ſtand einſam und alleine zu einer Zeit, wo Andern der Mai des Lebens am lieblichſten zu lächeln pflegt und jene goldenen Früchte verheißt, welche leider nur ſo ſelten zur Reife gelangen.

Bei ſeiner damaligen Lage kann man daher gewiß nicht darüber ſtaunen, daß die liebebedürftige Bruſt des Dichters der

Melancholie zum Raube wurde und jene düſtern Gefühle einſog, welchen er in ſeinen Werken ſo tief empfundenen Ausdruck lieh und welche ihm den höchſt ungerechten Vorwurf der Menſchenfeindlichkeit zuzogen. Auch verräth es vollkommene Urtheilsloſigkeit oder böſen Willen, wenn man ihn den widerlichen Helden einer jeunesse dorée beizählen will, weil er ſich, um dem Schmerze der Vereinſamung zu entfliehen, denſelben Zerſtreuungen überließ, welchen die meiſten Jünglinge ſeines Alters, ſeines Temperaments und insbeſondere ſeines Standes mindeſtens in den erſten Jahren unbewachter Jugend ſo leicht zum Opfer zu werden pflegen. Und doch hat kaum ein Mann ſo herben Tadel ſeiner jugendlichen Verirrungen theils ſelbſt ausgeſprochen, theils von Andern hören müſſen.

Allein, wenn auch nicht feſtſtünde, daß er in tadelnswerthen Ausſchweifungen ſeine Alters- und Standesgenoſſen nicht erreicht, geſchweige denn übertroffen hat, ſo würden uns doch überwiegende innere Gründe überzeugen, daß er bei jener Lebensweiſe nie Befriedigung finden, noch weniger in derſelben gänzlich untergehen konnte. Der Kern ſeiner tiefen, durch und durch edeln Natur, wurde durch ſeine Unregelmäßigkeiten ſo wenig berührt, als die Perle im Meeresgrunde durch die Stürme bewegt wird, welche über die Wellen der Oberfläche dahinbrauſen.

Nur fiel bei ihm jede Extravaganz doppelt ſo grell in die Augen als bei jedem Andern und der junge Lord, welcher bei dem Boxer Jackſon in die Lehre ging, einen Bären hielt und ſich von ihm, wie von einem Hunde auf Spaziergängen begleiten ließ, eine Geliebte in Männerkleidern als ſeinen Bruder in der vornehmen Welt einführte und dergleichen, mußte bei dem förmlichſten und ſteifſten aller Völker natürlich gewaltigen Anſtoß erregen. Die Geſellſchaft und die engliſche Geſellſchaft mehr als jede andre verlangt von ihren Mitgliedern nicht Tugend,

wohl aber den Schein der Tugend und ſo lange nur dieſer bewahrt wird, iſt ſelbſt derjenige Mann geehrt und willkommen, deſſen verhehlte moraliſche Gebrechen ein öffentliches Geheimniß ſind.

Dieſe Scheinheiligkeit, welche den Engländern vor allen andern Völkern ſo ſehr eigen iſt, daß ſie dafür das unüberſetzbare Wort „cant“ beſitzen, dieſe konventionelle Lüge war es, welche Byron zu dem entgegengeſetzten Extreme trieb, jeden Bruch der herkömmlichen Sitte möglichſt zur Schau zu tragen und ſeine Fehler ſtets im ſchwärzeſten Lichte erſcheinen zu laſſen. Freilich darf nicht überſehen werden, daß ihm dieſe ſelbſt in den düſterſten Farben erſchienen, indem ihn ſeine dichteriſche Fantaſie jeden Fehltritt in unendlicher Vergrößerung erblicken ließ, daß es alſo keineswegs thörichtes Prahlen mit dem Laſter war, welches ihn zu unmäßiger Selbſtanklage veranlaßte.

Seine damalige Umgebung bildete ein kleiner Kreis junger Männer von den bedeutendſten, ſpäter glänzend bewährten Talenten, welche aber durch überſtrömende Jugendfülle gleich ihm zu vielfachen Excentricitäten verleitet wurden. Mit ihnen theilte er ſowohl zu Cambridge als auch zu Newſtead die Luſt und Schwelgerei ſo mancher Nacht; doch wenn die Orgien geendet waren und die Gefährten in tiefer Ruhe lagen, da begann erſt das wahre Leben ſeines Gemüthes, ſeines Geiſtes und ſeiner Fantaſie. Dann weilte er in tiefer Nachtſtunde, geſchieden von aller menſchlichen Nähe durch die langen Gänge ſeiner Abtei, einſam im gothiſchen Studirzimmer umgeben von Todtenſchädeln, welche ihm ſogar vom Schreibepulte entgegengrinzten und gedachte der ſchönen Tage, die verſchwunden und der Hoffnungen, welche vernichtet waren und in ſchmerzvollen Reimen floß Klage um verlorenes Glück und Anklage gegen das Schickſal und gegen das eigne Selbſt unaufhaltſam dahin.

Neigung und Beruf zur Poesie zeigten sich bei Byron schon in sehr frühen Jahren.

Schüchtern zeigte er die Erstlinge seiner Muse einer jugendlichen Freundin, welche ihm gerade mit Begeisterung einige Lieder von Robert Burns vorgelesen hatte. Aufmunternde Anerkennung folgte und Byron fuhr fort, seine Gedichte vertrauten Freunden mitzutheilen. Ihren Bitten entsprach er, indem er im Jahre 1807 eine Sammlung seiner Juvenilia, wie er sie nannte, unter sie vertheilte und bald darauf eine vermehrte Ausgabe derselben unter dem Titel „Stunden der Muße" für die Oeffentlichkeit bestimmte.

Wenn auch diese Erzeugnisse, welche sämmtlich zwischen das 14. und 19. Lebensjahr des Dichters fallen, nicht unbedingten Anspruch auf künstlerische Vollendung machen können und insbesondere durch den überstrahlenden Glanz seiner bald nachfolgenden Schöpfungen in Schatten gestellt wurden, so war in ihnen doch so viel Reichthum der Phantasie, so viele Tiefe des Gemüths mit so überraschendem Scharfblicke und solcher Gewandtheit des Ausdrucks vereinigt, daß fähige und unbefangene Beobachter, wie vor Allem Walter Scott, gar bald ahnten, welch' hoher Flug den jungen Aar, der eben erst seine Schwingen versuchte, dereinst durch das strahlende Reich der Dichtung tragen werde.

Byron hatte von früher Jugend auf den Drang, Stimmungen, Gefühle und Ereignisse, welche ihn heftig bewegten, in poetische Formen zu kleiden. Seine Jugendgedichte sind daher fast ohne Ausnahme Gelegenheitsgedichte im Sinne Göthe's, und wie diesem war es ihm Bedürfniß, sich durch Produktivität von Eindrücken zu befreien, welche ihn außerdem überwältigt haben würden. Und so gewähren denn die „Stunden der Muße" einen tiefen Blick in die innersten Gedanken und geheimsten Gefühle

des jugendlichen Dichters und entwerfen von seiner Welt- und Lebens-Anschauung und von seinem ganzen Wesen ein Bild, dessen Lebendigkeit und Wahrheit keine Biographie zu erreichen vermag.

Hier erblicken wir den Dichter, wie er, fast noch ein Kind an Jahren, sinnend in schwärmerischer Begeisterung verweilt in seiner halbverfallenen Abtei und wie vor seinem Geiste vorüberzieht das Bild des bußfertigen zweiten Heinrich, der sie erbaute, um Thomas Beckets blutigen Mord zu sühnen und der finstere Schatten jenes despotischen Herrschers, des VIII. dieses Namens, der die Mönche daraus vertrieb und Land und Leute den kriegerischen Byrons zu Lehen gab. Von den Mauern herab grüßt ihn die stolze Reihe der Bilder seiner Ahnen, jener stahlbedeckten Barone, welche hinzogen in's heilige Land, das Kreuz auf der Schulter und die mit Lorbeer bekränzt schlummern bei Askalon's Thurme und ihrer Söhne, die unwandelbar treu dem schwankenden Loose der unglücklichen Stuarts bei Cressy und Marston-Moor geblutet hatten. Edler Stolz erfüllt seine Seele, wie er gelobt, der Väter würdig zu werden. Doch schon dem Knaben gilt Adel der Seele mehr als die Würde der Geburt und trotzend dem Spotte befangener Genossen seines Ranges ruft er einem Freunde aus nieder'm Stande zu:

Laß Thoren lächeln zu dem Band,
Das dich und mich so eng umwunden,
Hat doch die Tugend mehr Bestand
Als Laster, das dem Rang verbunden!

Den Schülerfreundschaften, welche das Glück seiner Kindheit gewesen, ist manche rührende Strophe geweiht; sie sind es, an welche sich seine Erinnerung anklammert, da ihn schwere Krankheit an's Lager fesselt und in wehmüthiger Todesahnung gedenkt er seines geliebten Harrow, des ehrwürdigen Rektors und der

Scenen und Spiele harmloſer Schülerzeit. Allein ſo liebend ſein Gemüth auf Harrow ruht, ſo leidenſchaftlicher Haß erfüllt ihn gegen Cambridge. Das pedantiſche, ſteife Formenweſen, das Kleben am „ſchalen Zeuge“, die heuchleriſche Verachtung des realen Lebens und praktiſchen Wiſſens, die hochmüthige Schaar der Methodiſten, die zum Verbeſſern ſtets bereit, ſich für die Sünden andrer Chriſten ſtets in Gebeten abkaſteit, der fromme Sängerchor, der Davids Pſalmen in krächzenden Jammertönen erſchallen läßt, die Falſchheit und kriechende Niederträchtigkeit, die, wenn ein Miniſter je dem Sturm erlag, zum Sieger hineilt ſchon am nächſten Tag — dies Alles erweckt den tiefſten Abſcheu ſeiner offnen und edlen Natur.

Dieſem Treiben, dieſer unerquicklichen Umgebung möchte er entfliehen und mit tiefer Sehnſucht nach den Tagen der Kindheit und dem Frieden der Unſchuld ſingt er:

Wenn ich harmlos Kind doch wär',
Im Hochland ſtünd' mein niedres Haus,
Ich ſchwärmt' im düſtern Wald umher
Und zög' ins blaue Meer hinaus.
Des Britenſtolzes läſtige Pracht
Liebt meine freie Seele nicht,
Sie liebt den Berg, der Wildniß Nacht,
Den Fels, wo ſich die Woge bricht.

Nimm Schickſal, nimm dies reiche Land,
Nimm dieſen ſtolzen Namen mir;
Ich haſſe Dienſt von Sclavenband
Und feile Knechtſchaft für und für.
Am lieben Felſen laßt mich ſtehn,
Den laut das wilde Meer umbrüllt,
Und all die Bilder laßt mich ſeh'n,
Die meiner Jugend Sinn erfüllt.

Was ich geliebt, das ſchwand dahin,
Die Freunde floh'n, die ich erwarb;

Wie öd' und todt iſt nun der Sinn,
Dem jede ſchöne Hoffnung ſtarb!
Und ſcherzt mir auch ein üpp'ger Schwarm
Einmal den Schmerz hinweg bei'm Wein,
Und glüht der Geiſt auch noch ſo warm,
Das Herz, das Herz bleibt ſtets allein.

Die Menſchen hab' ich nie geſucht,
Blieb ohne Haß von ihnen fern,
Hin zieht es mich zur düſtern Schlucht,
Dort weilt mein trüber Geiſt ſo gern.
Und hätte ich den Flügel, der
Die Taube trägt dem Neſte zu,
Zum Himmel flög' ich, daß ich wär'
Hinweg und ewig wär' zu Ruh'.

Unter den zahlreichen Gedichten dieſer Sammlung, welche zärtliche Gefühle für eine Reihe weiblicher Weſen von verſchiedenſtem Werthe ausdrücken, tragen nur die wenigen, an Mary Chaworth gerichteten das Gepräge wahrer und tiefer Leidenſchaft. Ihr ruft er im bitterſten Schmerzen zu

Seit mir dein Engelsbild entſchwand,
Fühlt' meine Ruhe ich entſchwinden.
Was ich bei dir allein nicht fand,
Bei Vielen ſucht' ich's ach! zu finden.

Hätt' ich nur dich, nur dich allein,
Der blaſſen Wangen hektiſch Glühen,
Die Frucht zu früher Schwelgerei'n,
Würd' friſch in ſtillem Frieden blühen.

Einſt lachte lieblich mir die Flur,
Sie ſchien für dich nur ſich zu ſchmücken,
Ich haßte Trug und Falſchheit nur
Und labte mich an deinen Blicken.

Jetzt geh' ich andern Freuden nach;
Denn Wahnſinn brächten mir Gedanken;

Ist sinnlos auch das Lustgelag',
Hält's doch den herben Schmerz in Schranken.

Doch ein Gedanke schleicht sich ein
Und tönt mir immer in den Ohren,
Selbst Feinde rührte meine Pein,
Daß ich auf ewig dich verloren!

Von geringem Werthe sind die in den „Stunden der Muße" enthaltenen Uebertragungen aus fremden, besonders aus den alten Sprachen, welche mit Recht als Schulexercitien bezeichnet worden sind und auch in der That den Aufgaben des Lehrers ihren Ursprung verdanken.

Die Aufnahme dieser jugendlichen Versuche von Seite des Publikums und der Kritik war anfangs entschieden günstig. Allein noch hatte das Edinburgh Review, welches zu jener Zeit die gesammte englische Kritik beherrschte, seine gewichtige Stimme nicht vernehmen lassen und bald verbreitete sich das Gerücht, daß von dieser Seite her ein heftiger Angriff erfolgen werde.

Wenn aber auch der Dichter und seine Freunde hiedurch auf eine schonungslose Kritik vorbereitet waren, so erwarteten sie dieselbe doch offenbar nicht in dem Maße, wie sie im Januar 1808 in der That erschien.

Der anonyme Kritiker — wahrscheinlich Lord Brougham — beschränkte sich nicht auf den Tadel des Einzelnen, sondern sprach über die ganze Sammlung das Verdammungsurtheil. Die Poesie dieses jungen Lords gehöre zu einer Gattung, welche weder Götter noch Menschen dulden können; seine Ergüsse verbreiteten sich wie stagnirendes Wasser über ein todtes Bette; nur die häufige Anspielung auf seine Ahnen veranlasse den Kritiker, seine Gedichte eines Wortes zu würdigen, dazu der Wunsch, ihm den Rath zu geben, daß er fortan Poesie meiden und seine Talente und Mittel auf etwas besseres verwenden möge.

Nach so erbaulichem Eingange werden einzelne Stellen der Gedichte dem Gelächter preis gegeben, bis endlich das Ganze in gemeinen, der Kritik völlig unwürdigen Spott und in triviale Floskeln ausartet.

Dieser unberechtigte Angriff, dessen Animosität nur dadurch erklärlich wird, daß in den „Stunden der Muße" das englische Universitätswesen mit satyrischer Geißel heimgesucht worden war, machte einen unbeschreiblichen Eindruck auf den jugendlichen Dichter, den sein leidenschaftliches Temperament, seine Eitelkeit und sein höchst empfindlicher Stolz eine solche Verletzung doppelt schwer fühlen ließen.

Ein Freund, welcher ihn unmittelbar nach der Lektüre dieser Kritik traf, fragte ihn besorgt, ob er eine Herausforderung erhalten, so stolze, verachtende Kühnheit lag in seinen Blicken. „Einem Bildhauer oder Maler, fährt derselbe fort, möchte es schwer werden, einen Gegenstand von drohenderer Schönheit zu finden, als die edlen Züge des jungen Dichters in der concentrirten Kraft dieser Krise darboten; sein Stolz war bis in's innerste Herz verwundet und sein Ehrgeiz gedemüthigt; doch dauerte dies Gefühl nur einen Augenblick. Er erwachte durch diesen Angriff erst zum vollen Bewußtsein seiner Kraft und Schmerz und Scham über die Mißhandlung verloren sich in dem Gefühle einer sichern Rache."

Ohne es zu ahnen, hatte der Kritiker selbst den Grund zu der unglaublich raschen Entwickelung und zu dem strahlenden Ruhme des Dichters gelegt, den er zu zermalmen und auf immer vom Parnaß zu verbannen glaubte. Byron faßte augenblicklich den Entschluß, die feindliche Kritik durch eine Satyre zu vergelten; die Ausführung dieses Planes wurde sofort begonnen und sobald er einige Verse derselben geschrieben hatte, war die

leidenſchaftliche Erregung, welche der feindliche Spott hervorgerufen hatte, beträchtlich gemindert.

Allein dieſes Unternehmen war nichts Geringeres, als ein Kampf des Einzelnen gegen die geſammte literariſche und kritiſche Welt ſeines Vaterlandes; ein Kampf, in welchem er einen glänzenden Sieg errringen mußte, wenn ihm nicht der Pfad zu dichteriſchem Ruhme für immer verſperrt ſein ſollte. Dies ſah Niemand klarer ein, als Byron ſelbſt und es iſt höchſt bemerkenswerth, wie er, deſſen Schnelligkeit in poetiſcher Produktion faſt an's fabelhafte gränzte, ſeine Satyre 14 Monate hindurch zurückhielt und wieder und wieder überarbeitete, bis er ſie im März 1809 im Drucke erſcheinen ließ.

Engliſche Barden und ſchottiſche Recenſenten war der Titel dieſes Gedichts, welches nicht allein die literariſchen und kritiſchen Zuſtände ſeiner Zeit auf's unbarmherzigſte geißelt, ſondern auch den ſozialen Gebrechen die gleißneriſche Maske abriß und unverhüllt zeigte, welch' tiefe Corruption unter dem Deckmantel einer mit aller Aengſtlichkeit beobachteten ſteifförmlichen Scheinheiligkeit verborgen ſei.

Die Satyre beginnt mit der Vergleichung der vermeinten Grazie der Neuzeit mit der ältern Dichtung. Sonſt hatten ſich Pope's reiner Sang erhoben, Dryden's Lieder gleich einem mächtigen Strome ergoſſen; Congreve ergötzte, Otway's Spiel bewegte, weil ſich Naturſinn noch in England regte. Doch dieſe großen Barden müſſen nun dem kunſt- und geſchmackloſen Scriblervolke weichen, das Hexen- und Geſpenſter-Spuk, die tollſten Gebilde der Romantik für ſeine Leier erwählt und hochgebornen Dilettanten, die den Recenſentenſchwarm durch leckere Mahlzeiten und Geſchenke zu gewinnen und ſo eine ephemere Berühmtheit zu erkaufen wiſſen.

Die Bühne iſt entweiht; denn Poſſen und gemeine Sujets

verdrängen das Luſtſpiel, ſchlecht überſetzte deutſche Dramen die engliſchen Meiſterwerke und während Shakespeare, Maſſinger und Otway in Staub und Moder liegen, lauſcht nun der Adel, daß er ſieht, wie eine Naldi das Geſicht verzieht, belächelt die italiſchen Buffons, knieet vor der Catalani Pantalons, denn von Laun' und Witz verlaſſen, entehrt ſich nun das Drama durch Grimaſſen.

Verſchwunden iſt der Reiz des erhabenen Trauerſpiels; dagegen beherrſcht das Ballet, das üppige Koſtüm, der lüſterne Tanz der welſchen Banden den Geſchmack der Zeit. Sie gewinnen lauten Beifall des hohen und niedern Pöbels, der ſeine üblen Neigungen unverhüllt zur Schau trägt, indeß neben der frivolſten Libertinage die lächerlichſten Reformbeſtrebungen im puritaniſchen Sinne ſich geltend machen, in Folge deren

Zum Heile des, der ſchuldbelaſtet,
Der Bierkrug und Barbier am Sonntag raſtet,
Daß ungetrunk'nes Bier und Bärte lehren,
Wie wir den Sabbath ſo hochheilig ehren.

In tauſend Geſtalten tritt ungeſchminkt das Laſter in den höhern Kreiſen auf; Greville und Argyle ſind ſeine Paläſte; dort fordern verbuhlter Tanz und Hazardſpiele ihre Opfer, während dem Volke ſelbſt harmloſe Luſt verwehrt wird; und dennoch ſchwingt kein tugendhafter Dichter die Geißel der Satyre, ſo daß ſelbſt er,

Der, wie die Menge, Nichts beachtet,
Das Gute kennt und nach dem Böſen trachtet;
Der, da Vernunft die Menſchen nicht mehr leitet,
Durch wilde Leidenſchaften kämpfend ſchreitet;
Den es auf alle Blumenpfade zog,
Auf die die Luſt uns führt, den Alles trog —

selbst er ausrufen muß, bei solchem Treiben müsse der Staat zu Grunde gehn.

Kopf für Kopf fällt nun die niedre Rotte der Schriftsteller, die um des Goldes willen die Muse verrathen und dem übeln Geschmacke des Tages schmeicheln, in ihrem Leben und Wirken, schonungsloser Verurtheilung anheim. Mit Verachtung wendet er sich von ihnen ab und athmet mit vollen Zügen die Luft, welche ihn in der reineren Sphäre des erhabenen aber verabsäumten Genius umweht. Er begrüßt Campbell, den melodischen Rogers, Gifford den Satyriker, Sotheby, Shee und Wright, vereinte Barden, die manch' edles Kleinod dem Dunkel der Vergessenheit entrissen.

Sie fordert er auf, dafür zu sorgen, daß man fortan der Poesie Gesetze nicht mehr so trotzig wie bisher verletze.

Kühn und offen tritt er am Schlusse mit der ganzen Energie kraftvoller Persönlichkeit der feindlichen Koterie entgegen;

Hier liegt mein Handschuh, lasset kämpfen uns,
Du Schottland's Räuber und des Süden's Duns!
Dies also wagt ich. Mögen Andre seh'n,
Ob unsern Zeiten Unrecht ist geschehn.
Laßt nun der Welt, die ohne Schonung spricht,
Doch selten grundlos tadelt, das Gericht.

Welcher Tadel diese Satyre um ihrer heftigen persönlichen Angriffe willen auch immer im Einzelnen treffen mag, so bleibt sie doch im Großen und Ganzen betrachtet, eine gewaltige That, welche nur überlegene Genialität im Bunde mit hohem persönlichen Muthe zu vollbringen vermochte. Denn nicht allein literarisches Zetergeschrei durfte als nothwendige Folge vorhergesehen werden, sondern auch zahlreiche Zweikämpfe standen nach Sitte des Landes zu erwarten und nur seiner allgemein bekannten Gewandtheit in Führung der Waffen mochte es der Dichter zu

verdanken haben, daß er nur zwei Ausforderungen erhielt, welche übrigens beide ehrenvoll beigelegt wurden.

Der rasche und allgemeine Erfolg dieser Satyre galt wohl nicht allein ihrem poetischen Werthe, sondern mehr noch dem kühnen Auftreten des Jünglings, welcher einer ziemlich verbreiteten Ueberzeugung Worte geliehen und der Anmaßung einer vielfach gefürchteten kritischen Suprematie die Spitze geboten hatte.

Obwohl das Gedicht in der ersten Auflage ohne den Namen des Verfassers erschien, so war dieser doch in der kürzesten Zeit ein öffentliches Geheimniß geworden. Selbst diejenigen, welche seine Ansichten nicht theilten, oder seine Ausfälle nicht billigten, konnten ihm ihre Bewunderung nicht versagen und so ward sein Name bald allgemein mit Anerkennung und in Erwartung bald folgender neuer Schöpfungen genannt. Die erste Auflage war bald vergriffen und eine zweite mit vielen wesentlichen Zusätzen und dem Namen des Verfassers versehene wurde vorbereitet; allein noch ehe dieselbe vor die Oeffentlichkeit kam, hatte dieser England verlassen und eine Reise nach Spanien und der Levante angetreten.

Es möchte seltsam scheinen, daß der Dichter sein Vaterland gerade in dem Momente verließ, als seine Talente allgemeine Anerkennung zu finden begannen. Allein die längst gehegte, heiße Sehnsucht nach dem klassischen Boden Griechenlands steigerte sich in demselben Maße, als ihm die heimathliche Insel verhaßt wurde; die Zerstreuungen, denen er sich während der Universitätsjahre hingab, hatten bald das Gefühl völliger Uebersättigung hervorgerufen und, wie ihn sein leidenschaftliches Gemüth so oft von Extrem zu Extrem schwanken ließ, so floh er nun jene Freuden mit eben so ängstlicher Sorgfalt, als er sie bisher begierig aufgesucht hatte.

Würde sich ihm in dieser Krise durch das Entgegenkommen

ſeiner Standesgenoſſen eine politiſche oder militäriſche Laufbahn eröffnet haben, ſo möchte wohl ſeine poetiſche Genialität für die Welt verloren gegangen ſein. Allein ſeine Vermögensverhältniſſe, welche ſich theils durch, theils ohne ſeine Schuld in großer Verwirrung befanden, geſtatteten ihm nicht, es den Großen des Landes an Pracht und Aufwand gleich zu thun und deshalb mied er ſelbſt ihren nähern Umgang. So kam es, daß er von ihnen und ſelbſt von Lord Carliſle, ſeinem Vormunde und Verwandten, mit kalter Rückſichtsloſigkeit behandelt wurde und ſeinen Platz im Hauſe der Lords einnehmen mußte, ohne der Sitte gemäß durch einen befreundeten Pair eingeführt zu werden.

Durch den Bruch mit ſeiner ganzen bisherigen Lebensweiſe hatte aber auch ſeine Umgebung jeden Reiz für ihn verloren und ſo blieb ihm nichts übrig, als die Aufregung und Spannung einer dauernden Ortsveränderung, um ſich von dem düſtern Geiſte zu befreien, der in der Heimath ſo drückend auf ihm laſtete. Am 2. Juli 1809 trug ihn das Liſſaboner Packetſchiff fort von Albion's Küſten und er begann jene Reiſe, welche für ſeine dichteriſche Entwicklung von ſo unberechenbarem Einfluſſe war.

Die Trennung von allem demjenigen, was in der letzten Zeit kränkend und erbitternd auf ihn eingedrungen war, der Anblick jener Länder, deren bloßer Name ſchon die Phantaſie des Jünglings begeiſtert hatte, die abenteuerlichen Situationen einer mit mannichfachen Gefahren verbundenen Wanderung unter den wilden Räuberſtämmen Griechenlands — dies Alles ließ ſeinen Genius zu jener plötzlichen Reife und blendenden Entfaltung gelangen, welche ſich in den beiden erſten Geſängen von Childe Harold's Pilgerfahrt ſo überraſchend manifeſtirt hat.

Childe Harold, ein Jüngling edlen Stammes auf Albion's Inſel, der kaum des Lebens Dritttheil noch erſtiegen, doch tief gebeugt von Schuld und ſchwerem Kummer und überſättigt von

jeder Luſt, die roſige Mädchen und des Bechers Klang gewähren können, verläßt der Väter altes Schloß

Ohn' einen Seufzer, weg zur See gewandt,
Der Erde Gürtel will er ſeh'n und Indien's Strand.

Das Segel ſchwillt, leichte Briſen tragen ihn vom heimathlichen Lande und die weiße Klippe ſchwindet allgemach aus ſeinen Augen.

Doch als in's Meer die goldne Sonne ſchied,
Griff er zur Harfe, die ihn oft berauſcht,
Wenn auf ſein ungekünſtelt ſchlichtes Lied
Kein fremdes Ohr in ſeiner Nähe lauſcht.
Indem er Schmerz mit Sang und Klang vertauſcht,
Ertönt ſein Lebewohl der Abendpracht.
Wie ſich das weiße Segel mächtig bauſcht,
Die Küſte mehr den Blicken ſich verflacht,
Bringt er dem Element die letzte „gute Nacht."

Leb wohl, o Heimath, lebe wohl,
Das Meer hüllt dich mir ein,
Der Nachtwind ſeufzt, die See geht hohl,
Und wilde Möven ſchrei'n.
Die Sonne ſinkt in's Meer und wir,
Wir folgen ihrer Pracht,
Ihr dieſes Lebewohl, und dir
O Heimath, — gute Nacht.

Nur wenig kurze Stunden noch,
So glänzt das Morgenlicht,
Ich grüße Meer und Himmel, doch
Dich Mutter Erde nicht.
Verlaſſen liegt mein Gut und Land,
Oed blickt der Heerd empor,
Das Unkraut wuchert an der Wand,
Der Hund umheult das Thor.

* * *

Jetzt bin ich in der Welt allein
Auf weiter, weiter See,

Was mach' ich mir um Andre Pein,
Ward mir ein Seufzer je?
Mein Hund nur heult um mich vielleicht,
Bis fremde Hand ihn nährt,
Daß einst, wenn meine Hand ihn streicht,
Er beißend nach ihr fährt.

Mit dir mein Schifflein flink und frei
Theil' ich nun Noth und Glück,
Trag mich in welches Land es sei,
Nur nicht in mein's zurück.
Willkommen blaue Wogen, ihr!
Und ist die Fahrt vollbracht,
Willkommen Wüst' und Höhlen mir —
Mein Heimathland gut' Nacht.

Portugal's stolze Hauptstadt ist nach rascher Fahrt erreicht; ihr Bildniß wiegt sich in den klaren Wogen, die einst mit Goldsand Dichter ausgefüllt; allein das tief gesunkene Volk ihrer Bewohner weckt Abscheu in des Pilgers Brust. Rasch durchstreift er ein Land, das bei allem Prunke, mit dem es die Natur verschwenderisch ausgestattet, nur widrige Empfindungen zu erwecken vermag. Denn Cintra's paradiesische Herrlichkeit gemahnt an die schimpfliche Convention, welche den Engländern die theuer erkauften Früchte eines glorreichen Sieges durch Diplomatentrug entwand, Mafra an die unglückliche Königin Maria, die dem Irrsinn zur Beute geworden und hundert Kreuze aus roh geschnitzten Latten künden, daß Meuchelmord hier zu Lande den harmlosen Wanderer allenthalben umlauert.

Bald hat er das Silberflüßchen überschritten, welches Spanien vom Schwesterlande trennt und vor ihm rollen majestätisch des Guadiana vielbesungene Fluthen.

Es ist die Zeit, da das Land des Ritterthums und der Gesänge auf's Neue seine Söhne zum blutigen Kampfe ruft; der

wilde Kriegsgott stampft mit tobendem Fuße die Fluren und Nationen erzittern bei seinem Tritte.

Seht den Giganten auf dem Berge droben,
In Sonne taucht sein blutigrothes Haar!
Es hat die Hand den Todesstrahl erhoben,
Es sengt sein Auge, was es wird gewahr.
Bald stier, bald flammend rollt es immerdar.
Verwüstung zeigt zu seinen ehrnen Füßen
In Bildern seiner Thaten grause Schaar,
Wo Morgens sich drei Völker feindlich grüßen,
Um seine Lust am Blut durch Opfer zu versüßen.

Rings starrt die öde Gegend von Berghaubitzen, des Maulthiertreibers Liedchen ist verstummt, Kampf bis auf's Messer ist die Losung des stolzen Spaniers geworden, der sich mit dem Muthe der Verzweiflung Frankreichs unersättlichem Despoten entgegenstürzt.

Und sollte solcher Muth in Nichts zerschellen,
Hilft kluger Rath und treue Bürgerpflicht,
Das Männerherz von Stahl, der Jugend Feuer nicht?

Ist darum Spaniens Mädchen denn erwacht,
Daß sie, die Laute hängend an die Weide,
Kriegslieder singt und denkt nur an die Schlacht,
Ja, ganz entweibt, den Panzer wählt zum Kleide?
Der jeder wunde Schatten war zum Leide,
Die schon erschreckt war von der Eule Schrei'n,
Ihr ist das Bayonnet jetzt Augenweide,
Sie eilt durch warmer Leichen dichte Reih'n,
Im Schritt Minerven gleich, wo Mars selbst fühlte Pein.

Ihr Liebster fällt — sie spart die Thränen auf;
Der Führer sinkt — sie nimmt die Stelle ein;
Die Kämpfer flieh'n — sie hemmt der Feigen Lauf;
Der Feind entweicht — sie stürmet auf ihn ein!
Wer kann dem Liebsten bess're Sühne weih'n?
Wer rächt des Führers Fall mit solcher Dauer?

Wo hoffnungslos der Mann, steht sie allein!
Wer folgt dem Franken kühner nach und schlauer,
Bis Frauenhand ihn schlägt vor schon erstürmter Mauer?

Doch wenn auch des Vaterlandes Noth die Eine Heroine erweckt hat, Hispaniens Frauen sind darum noch keine Amazonen; sie sind vielmehr zu Liebeszaubereien geschaffen und in Sevilla wie in dem holden Cadix, wo die gold'ne Aphrodite thront, seit Paphos' Insel ihr entrissen, schlingen sie ihre Netze und schlagen Wunden durch ihr schelmisches Augenspiel, um freudig auch die Heilung selbst zu übernehmen.

Doch Harold erschaut der Stiergefechte bunte Pracht und Spaniens holdeste Geschöpfe nur mit dem Auge des Stoikers. Der Liebe hat er Lebewohl gesagt; denn nicht hat er aus Lethe's Fluth getrunken; das Bild der Dame, die seiner Jugend süßer Traum gewesen, erfüllt sein ganzes Herz und mit Tönen der düsterſten Klage verläßt er Cadix und Spanien. Nach fernen Ländern geht sein Ziel,

wo manches Denkmal im erhabnen Stil,
Eh' Griech' und Griechenkunst Barbarenhand verfiel.

Im zweiten Gesange finden wir den Dichter umgeben von den Ruinen des Parthenon. Hier wo einst die blauäugige Weisheitsgöttin thronte, wo Alles Vergänglichkeit und Verfall predigt, ertönt sein Klagelied um das uralte, herrliche Athen, das nun vom türkischen Despoten bedrückt, vom schottischen Archäologen seiner Schätze, die ihm selbst der Vandale gelassen, beraubt wird.

Doch wo ist Harold? Sein stolzes Schiff durchfurcht die dunkelblauen Fluthen, wie Mähnen flattern die Segel und wilden Schwänen gleicht der Zug der Deckungsschiffe. Nacht ist's. Des Mondes schwindende Sichel bestrahlt die benachbarten Küsten Afrika's und Europa's und gießt schaukelnde Lichtströme über die See.

Harold lehnt am Bord, umspült von Wogenschaum, den Mond betrachtend in der Wellen Schein und stilles Sinnen erfüllt seine Seele. Hier löst sich das Gefühl der Vereinsamung, der Schmerz, der ihn verfolgt im bunten Gewirr der Welt, in süße Wehmuth auf.

Am Felshang sinnen über Ebb' und Fluth,
Langsam des Waldes Schattennacht durchwallen,
Wo Wesen hausen, frei von aller Hut,
Wo selten oder nimmer Tritte hallen;
Mit wilden Herden dann empor sich krallen
Auf Höhen, wo von Tritten keine Spur,
Allein zu stehn, wo Wasser donnernd fallen:
Das heißt nicht einsam sein, — mit der Natur,
Die ihren Reiz entrollt, sich unterreden nur.

Doch in des Menschenschwarmes Drang, Gewühle,
Seh'n, hören, fühlen und besitzen gar,
Zu wandern müde von des Lebens Schwüle,
Nicht andre segnend, selbst des Segens baar,
Schoßkind des Glücks, verzagend in Gefahr!
Nicht Einen wissen, der uns liebt allein,
Der, wenn wir fehlten, minder lacht der Schaar,
Die ihn umringt, verfolgt mit Schmeichelei'n:
Ja, das heißt ganz allein, das heißt verlassen sein.

Schweigend und stolz verschließt Harold seine Gefühle in der Brust; selbst nicht Florenza's Schönheit, die auf den Inseln der Calypso den Thron der Nymphe ziert, kann ihm mehr, denn kalte, stumme Bewunderung entlocken. Doch als er Leukadiens Schmerzenfels erblickt, von welchem die glühende Sappho ihr Grab in den Fluthen gesucht, da malt frischer Purpur seine Wange und er sendet feurige Grüße dem letzten Ruheort der Liebe.

Bei Acherusia's Gestade betritt er das Land, er steigt empor und des Pindus Höhen vorbei gelangt er in's albanische Land.

Hier herrſcht Ali, der mächtige Paſcha von Janina, ein Greis mit ſilbernem Barte, auf deſſen Stirne Hoheit und Milde thronen, indeß wilde Leidenſchaften und Blutgier ſeine Bruſt durchtoben.

Mit Staunen erblickt Harold die bunte Pracht in den Marmorſälen des morgenländiſchen Fürſten; doch bald iſt er der Größe und der Sitten des Muſelmannes müde und flieht das Getöſe der üppigen Stadt, um in öder Felsbucht bei'm Scheine der Wachtfeuer dem rauhen Liede der albaneſiſchen Krieger zu lauſchen, die zum wilden Tanze ſingen:

Tamburgi, Tamburgi! Dein Wirbel tönt weit!
Gibt Hoffnung dem Braven, verkündet den Streit!
Den Sohn des Gebirges erweckt dein Gebot:
Illyrier, Chimarier und finſt'rer Suliot.

Wer ficht wohl ſo kühn wie der finſt're Suliot,
Im ſchneeigen Kittel, im här'nen Kapot?
Gibt Wölfen und Geiern die Heerde zur Hut,
Und ſtürzt in das Thal, wie vom Berge die Fluth?

Chimarier, die ihr dem Freund nicht vergebt,
Vergönnt ihr dem Feinde, daß frevelnd er lebt?
Die Kugel trifft ſicher, der Rache zur Luſt.
Welch' Ziel iſt ſo ſchön als die feindliche Bruſt?

Nicht redet von Furcht, noch von Gnade mit mir.
Es darf ſie nicht kennen, wer dient dem Vezier.
Seit Mahomed iſt's, daß der Halbmond nicht ſah
So ruhmvollen Helden wie Ali Paſcha.

Zur Donau eilt Muktar, ſein finſterer Sohn,
Mag ſein Roßſchweif gelbhaarige Giaurs bedroh'n;
Durchwaten die Delhis das Ufer voll Blut,
Mag wenig entflieh'n von Moskowiens Brut.

Seliktar! das Schwert unſres Herrn ſei bereit!
Tamburgi! dein Wirbel verkündet den Steit!

Ihr Felſen, ihr ſaht uns zur Küſte hin geh'n,
Ihr ſollt uns als Sieger, ſonſt nimmermehr ſeh'n.

Bei ſolchen Klängen erwacht die Liebe zur Freiheit und der tiefe Schmerz über die Knechtſchaft Griechenlands mit ſolcher Macht in der Seele des Dichters, daß er Harold's nicht weiter gedenkt und den Geſang mit einer Apoſtrophe an Hellas' Söhne und ihr ruhmreiches Vaterland beſchließt.

Traut nicht, ſo ruft er ihnen zu, traut nicht dem, was Frank' und Ruſſe euch verſprechen. Wer frei ſein will, muß ſelbſt den Streich gerechter Wehre führen.

Wenn Lacedämon's Muth ſich wieder hebt,
Epaminondas ſteigt aus Theben's Haft,
Athene's Kinder neue Gluth belebt,
Die griech'ſche Mutter Männer nur erſchafft:
Dann, doch nicht eh'r, erhebe dich voll Kraft!
Kaum ein Jahrtauſend kann den Staat begründen,
Den Eine Stunde raſch dahin gerafft;
Wer kann den alten Glanz auf's Neu' entzünden,
Die Kraft erneu'n und ſich Geſchick und Zeit verbünden?

Und doch wie ſchön biſt du in deinem Weh,
Gottgleicher Menſchen, todter Götter Land!
Der Thäler Immergrün, der Berge Schnee
Verkündet, wie Natur dir zugewandt;
Doch deiner Tempel, Thürme Pracht entſchwand,
Sich langſam miſchend mit dem Heldenſtaube,
Der aufgewühlt ward von des Pflügers Hand.
Ein jedes Denkmal wird der Zeit zum Raube:
Flieht Alles auch, bleibt doch, was that der Tugendglaube.

Noch iſt dein Himmel blau, dein Felſen wild,
Schön ſind die Thäler und ſo grün die Auen,
Der Oelbaum reift, als ſchirm' ihn Pallas' Schild,
Und Honig träuft in des Hymettus Gauen;
Noch ſieht man Bienen duft'ge Zellen bauen,
Die freigebornen Wand'rer dieſer Höh'n;

Noch lange läßt Apoll den Sommer blauen,
Mendeli's Marmor glänzend zu erhöh'n.
Kunſt, Ruhm und Freiheit ſchwand, doch die Natur blieb ſchön.

O wäre es doch des Dichters tief verwundeter Bruſt gegönnt, in dieſem „Land der Schwermuth“ zu verweilen, ihn grüßt kein fröhlich Auge bei der Heimkehr, der Gram hat ſeines Lebens Paradies zerſtört, „ſoll er ſich nochmal ſtürzen in's Gewühl und allem folgen, was den Frieden haßt? Wo bei Gelag und Jubel das Gefühl verkümmert und das Wangenroth erblaßt.“

Was ſind des Alters allerſchlimmſte Weh'n,
Was drückt der Stirn die tiefſten Furchen ein?
Im Lebensbuch getilgt die Liebe ſeh'n,
Und auf der Welt, wie ich, verlaſſen ſein.
In Demuth beug' ich mich der Strafe Pein,
Den Herzen flohen, Hoffnungen bethörten;
Ihr nicht'gen Tage nun ſo brecht herein,
Da ſich die Jahre gegen mich empörten,
Des Alters Leiden ſchon die Jugend mir zerſtörten.

Die Gefühle, welche ſich in dieſen letzten Verſen des II. Geſanges ausſprechen, finden ihre Beſtätigung in den Briefen des Dichters und in den Berichten der Zeitgenoſſen.

Der Orient und vor Allem Griechenland war ſeine zweite, geliebtere Heimath geworden, von welcher er ſich nur nach ſchwerem Kampfe, gezwungen durch die Verwickelung ſeiner Vermögensverhältniſſe trennte, nicht ohne die zuverſichtliche Hoffnung, daß es ihm bald gelingen werde, zurückkehren und ſich, ſei es auf Morea, ſei es auf einer Inſel des Archipel für immer niederlaſſen zu können.

Nach mehr als zweijähriger Abweſenheit kam er im Juli 1811 wieder in England an. Allein kaum hatte er den vaterländiſchen Boden betreten, als neue Leiden auf ihn einſtürmten.

Die erste Nachricht, welche er erhielt, war, daß seine Mutter seit wenig Tagen schwer erkrankt sei. Er eilte zu ihr, fand sie aber nicht mehr unter den Lebenden. Zu gleicher Zeit ward ihm die Botschaft, daß Einer seiner wenigen vertrauten Freunde ertrunken, ein Andrer zu Coimbra vom Fieber dahingerafft worden sei.

Seine vertraute Korrespondenz aus jener Zeit läßt erkennen, welch' tiefer Schmerz ihn bei diesen neuen Schlägen des Schicksals erfaßte. Irgend ein Fluch, schreibt er, müsse über ihm und den Seinigen schweben, um ihm die wenigen noch übrig gebliebenen Theuren vollends zu rauben.

In dieser Lage vermochte nur die vermehrte Thätigkeit, welche seine lange Abwesenheit nothwendig gemacht hatte und die Fortsetzung poetischer Produktivität, für welche ihn seine literarischen Freunde zu gewinnen suchten, heilsamen Einfluß auf ihn zu üben. Unter den Letztern ist vor Allen Mr. Dallas, ein Verwandter des Dichters, zu nennen, welcher seiner poetischen Entfaltung schon von dem Erscheinen der „Mußestunden" an mit Begeisterung gefolgt war. Ihm haben wir die Publikation von Childe Harold's Pilgerfahrt zu verdanken, deren Einfluß auf die fernere Entwicklung des Dichters außer aller Berechnung liegt.

Anfangs hatte ihm Byron nur eine Satyre mitgetheilt, die er im Kapuzinerkloster zu Athen verfaßt hatte. Dieselbe war betitelt „Winke von Horaz"; sie enthielt eine Paraphrase des unter dem Namen ars postica bekannten Briefes an die Pisonen und sollte gewissermaßen eine Fortsetzung der „englischen Barden und schottischen Recensenten" bilden.

Erst als Dallas seine Verwunderung darüber kund gab, daß dies der einzige poetische Erwerb einer zweijährigen Pilgerschaft in den begeisternden Ländern des Orients sei, entgegnete ihm Byron, daß er gelegentlich auch einige kleinere Gedichte und

außerdem eine Reihe von Stanzen in der Spenceriſchen Strophe geſchrieben habe, welche zwar nicht werth ſeien, daß er den Freund mit ihrer Durchſicht bemühe, die er ihm aber, wenn er hiezu Luſt habe, gerne überlaſſen wolle.

So kam Dallas in den Beſitz von Childe Harold's Pilgerfahrt, deren hohen Werth er ſogleich erkannte und zu deren Herausgabe er den Dichter mit dem größten Eifer zu bewegen ſuchte.

Allein es war keine leichte Sache das Vorurtheil Byron's zu beſiegen, welcher in unbegreiflicher Selbſttäuſchung wähnte, Childe Harold möchte ſeinem poetiſchen Rufe Eintrag thun. Erſt im März 1812 trat daher jenes Meiſterwerk ans Tageslicht, welches dem Dichter ſofort ſeinen Rang unter den Sternen erſter Größe, welche den poetiſchen Horizont aller Zeiten und Völker zieren, bleibend ſicherte.

Die kurze, wenn auch noch ſo mangelhafte Skizze, welche wir oben von dieſem Gedichte zu geben verſuchten, wird genügen, um die beſchränkte Anſicht einer geiſtloſen und übelwollenden Kritik zu widerlegen, welche in „Childe Harold" nichts weiter als ein poetiſches Reiſetagbuch erblicken will. So prachtvoll die Schilderungen der Länder ſind, auf welche ſich die Pilgerfahrt erſtreckt, ſo farbenglühend die Bilder, welche uns die Natur in der Levante und die ſtille Erhabenheit des Meeres bei ruhiger Mondnacht vergegenwärtigen: ſo ſind es doch vor Allem die großen Geſichtspunkte, von denen aus der Pilger die Scenen, die ihn umgeben und die Völker, bei denen er weilt, in ihrer Vergangenheit und Gegenwart beſchaut, die Liebe zur Freiheit und das Gefühl für Würde und Recht der Menſchheit, welche Harold bei allem Grame ſo warm und lebendig in der tief verwundeten Bruſt bewahrt hat, welche dem Gedichte Inhalt und Werth verleihen und unſer Intereſſe unwiderſtehlich feſſeln.

Der Eindruck, welchen dieſes Gedicht auf das engliſche

Publikum machte, war so plötzlich, der Triumph des Dichters so allgemein und entscheidend, wie ihn seit mehr als zwei Menschenaltern kein Schriftsteller mehr errungen hatte und mit Recht konnte er von sich sagen: „ich erwachte eines Tages und fand mich berühmt.“

Childe Harold, mit dessen Person der Dichter selbst ungeachtet seiner eifrigen Verwahrungen sogleich identifizirt wurde, war der Held des Tages; der hohe Adel, entzückt, daß solch' ein Phänomen aus seiner Mitte hervorgegangen, suchte verschwenderisch wieder gut zu machen, was man durch frühere Vernachlässigung versäumt hatte; Byron war der Mitelpunkt der durch Rang, Geist und Bildung ausgezeichneten Cirkel und in den Salons, welche sich ihm vorher ungeachtet seines Standes kaum geöffnet haben würden, war man nun stolz auf seine Gegenwart. Manche reizende Lady war eifrig bemüht, den melancholischen Harold zu neuer Lebens- und Liebesfreude zu erwecken; doch dieser nahm zwar die Huldigungen des Geschlechts, das auch während der beinahe ascetischen Lebensweise der letzten zwei Jahre nicht aufgehört hatte, seine Fantasie mächtig zu erregen, gerne hin und eilte von Sieg zu Sieg, indem er sie feurig erwiederte; allein jener wahren, tiefen Seelenliebe, deren einziger Prüfstein unwandelbare Dauer ist, blieb sein Herz auch während jener Jahre gänzlich fremd. So gewaltig war noch der Eindruck, den Mary Chaworth auf ihn gemacht hatte und die qualvoll süße Erinnerung an die erste Liebe seiner Jugend.

Der berühmte Verfasser des Childe Harold mußte begreiflich auch eine große Anziehungskraft auf die damaligen Heroen englischer Dichtkunst ausüben und so kam er mit Rogers, Campbell, Coleridge, Sheridan und Leigh Hunt, seltener mit W. Scott in freundliche Berührung; innigere Bande fesselten ihn aber nur

an Thomas Moore, welcher um eines Angriffs in den „englischen Barden“ willen eine Herausforderung an ihn hatte ergehen lassen, welche aber für beide Theile ehrenvoll und friedlich beigelegt und von Stunde an die Veranlassung zu einem vertrauten Freundschaftsbunde ward, den Byron bis zu seinem Tode mit gleicher Wärme und Hingebung bewahrte.

Die Anerkennung seiner Genialität hatte demnach unserem Dichter eine neue, gegen seine frühern Jahre wesentlich veränderte Stellung im Leben und in der Gesellschaft bereitet und diese übte wiederum einen glücklichen Einfluß auf seine Gemüthsstimmung wie auf seine poetische Entwicklung.

Das Rhapsodische und Fragmentarische in seinen Dichtungen verschwand mehr und mehr, eine gerundete, in sich vollendete Form machte sich zugleich mit einer mehr objektiv gehaltenen Darstellungsweise geltend und es entstanden jene episch-lyrischen Erzählungen, welche die neue Phase, in die der Genius des Dichters getreten war, zur Erscheinung brachten.

Der Giaur, die Braut von Abydos, der Corsar, Lara und die Belagerung von Korinth, wenn auch in Form und Inhalt der Handlung wesentlich unter sich verschieden, sind die charakteristischen Schöpfungen dieser Epoche, welche selbst den Childe Harold an Feuer und Farbenpracht überbieten und an Macht und Tiefe des Eindrucks von keiner Poesie der Welt übertroffen werden.

Nirgends ist die Glut der Leidenschaft mit solcher Wahrheit und Intensivität dargestellt, nirgends der Liebe Leid rührender besungen worden, als in jenen bescheiden betitelten Erzählungen. Stolz, unbeugsam, Verächter der Gefahr und des Todes sind die Männer, die uns hier in markigen Gestalten entgegentreten und denen wir, selbst wo sie schuldbeladen erscheinen, unsere innige Theilnahme nicht versagen können; zart, engelrein, hin-

gebend und überaus lieblich sind dagegen die Frauen, die sie sich erkoren und die sich an ihnen emporranken, wie der Epheu am Eichbaume und dahinwelken, wenn der Orkan den mächtigen Stamm, der ihre Stütze, aus den Wurzeln zu heben droht.

So mannichfaltig diese Erzählungen durch die zu Grunde gelegten Stoffe und durch die verschiedene Behandlung der Form und des Verses sind, so bilden sie doch gewissermassen einen Cyclus für sich. Der gemeinsame Schauplatz in der Levante, dessen wundervolle Scenerie und ewig blauer Himmel die finstern Thaten der Menschen in um so schwärzerem Lichte erscheinen läßt, während er die schuldlose, treu hingebende Liebe mit einer strahlenden Aureole umgibt; der gleichartige Schluß der Handlung, welcher diese Liebe, das einzige Moment, in welchem der Charakter des Helden ganz fleckenlos sich darstellt, stets mit dem jähen Untergange der Liebenden enden läßt, den entweder frühere Frevel oder grausames Schicksal des Mannes herbeiführt und in den das liebende Weib ohne ihre Mitschuld verstrickt wird; endlich die unmittelbar, aus überreichem Herzen strömende, von jeder Reflexion und jeder Anklage völlig freie Darstellung verbinden diese Erzählungen unter sich auf's Engste und schließen sie sowohl gegen die frühern als auch gegen die spätern Dichtungen Byron's ab.

An sie reiht sich Parisina, die „jüngste und nicht geringste" der größeren Dichtungen aus der Periode zwischen 1811 und 1816. Form und technische Behandlung des Stoffs stimmen mit den orientalischen Erzählungen überein; aber der Schauplatz ist ein anderer geworden und der Handlung liegt ein historischer Stoff zu Grunde.

Nikolas III., im Gedicht Azo genannt, Herzog von Este, ein harter, tyrannischer Regent des Mittelalters, hat sich mit der Braut seines natürlichen Sohnes, Hugo, der reizenden Parisina

vermählt. Hugo lebt am Hofe seines Vaters; bald' nach dem Einzuge der jungen Herzogin schlägt zwischen ihm und der frühern Geliebten die gedämpfte aber nicht erloschene Glut der Leidenschaft zu neuen Flammen aus und es entspinnt sich zwischen ihnen ein verbotenes Verhältniß, welches Parisina selbst im Traume dem Gatten verräth.

Der Herzog, ein Mann von wenig Worten und rascher That, versammelt am nächsten Morgen seinen Kriegsrath. Das Todesurtheil wird über Hugo gesprochen und zum Vollzuge gebracht, während Parisina verschwindet, ohne daß man über ihr ferneres Schicksal eine bestimmte Andeutung erhielte.

Hier waren es nicht die bunten Bilder des Orients, nicht die Reinheit der weiblichen Seele und die Unschuld der Liebe, welche der Schöpfung des Dichters den Reiz verleihen konnten, der über die Braut von Abydos oder den Corsar ausgegossen ist.

Die drei hervortretenden Personen sind mit gleich schwerer Schuld beladen; ja Azo, der Hugo's Mutter getäuscht, ihr Herz gebrochen und wissentlich dem eignen Sohne, der in vielen Fährlichkeiten ritterlich an seiner Seite gestritten, die Braut geraubt hat, steht moralisch noch tiefer als Hugo und Parisina, welche, durch ihre unselige Leidenschaft verblendet, ins Verderben geriethen.

Doch gerade hier bewährte sich Byron's Genius auf's Glänzendste. Schmucklos schreitet die Erzählung im Gewande der edelsten und einfachsten Sprache dahin; mit der größten Zartheit ist der bedenkliche Stoff behandelt und weit entfernt, die Schuld der Fehlenden in reizendes Gewand zu kleiden, waltet über ihnen eine schauerlich gerechte Vergeltung, der Fluch der bösen That, die sich am Vater und Sohn zugleich durch den Frevel und Untergang des Letztern rächt.

Mit vollem Rechte haben englische Kritiker auf die Verwandtschaft dieser Dichtung mit der antiken Tragödie hingewiesen und

prophetiſch wie die mahnende Stimme des Chors klingen auch hier die letzten Worte, die der verurtheilte Sohn zum Vater ſpricht, der ſein Ankläger und Richter iſt.

Zurück nimm, was du gabſt, mein Leben!
Nicht dank ich dir für dies Geſchenk,
Der Schmach der Mutter eingedenk,
Die um des Namens Ruf betrogen
Ihr eigen Kind zum Schimpf erzogen.

Dein Spruch, wiewohl dein Mund ihn ſpricht,
Iſt hart, jedoch unbillig nicht.
In Schuld gezeugt, in Schmach erblichen,
Bei mir ſich End' und Anfang glichen.
Der Vater fehlte wie der Sohn,
In Einem gibſt du beiden Lohn.
Vor Menſchen brach ich hohe Pflicht,
Doch Gott hält zwiſchen uns Gericht.

Pariſina war das letzte größere Gedicht, welches Byron in England verfaßt hat; es beſchloß jene Periode, welche zwiſchen die Rückkehr von ſeiner erſten Reiſe und ſeine zweite Abreiſe fällt und ſo verhängnißvoll endigte.

Von den lyriſchen Erzeugniſſen jener Jahre ſind vor Allen die hebräiſchen Melodieen hervorzuheben; ein Lieder-Cyclus, der auf Erſuchen eines Freundes für die muſikaliſche Compoſition unter Zugrundlegung traditioneller iſraelitiſcher Geſangweiſen verfaßt wurde und zum Theile Stoffe aus der hebräiſchen Geſchichte behandelt, zum Theile aber auch blos ſubjektive Stimmungen in den zarteſten Ergüſſen ausſpricht. Noch iſt es keinem Ueberſetzer gelungen, von der Tiefe der Empfindung und der Feinheit und Prägnanz des Ausdrucks, welche dieſe Lieder auszeichnen, auch nur ein ſchwaches Abbild in ihrer deutſchen Uebertragung zu geben.

Leider geſtattet uns der Raum nicht, hier auch Byron's ſaty-

rische Dichtungen aus jener Periode nach Gebühr zu würdigen; allein dieselben sind ohne weitläufige Erklärungen zum großen Theile unverständlich und würden für sich allein eine gesonderte Darstellung und Erörterung in Anspruch nehmen. Wir begnügen uns daher mit der Bemerkung, daß Byron's Satyre mit den Jahren an Bitterkeit und verletzender Schärfe unglücklicher Weise nur zu viel gewonnen hatte. Denn wenn auch die beiden größeren, in jene Periode fallenden Satyren, der „Fluch der Minerva" und „der Walzer" in jeder Beziehung hinter den „Englischen Barden und schottischen Recensenten" zurückblieben, so verletzten dagegen seine epigrammatischen Ausfälle um so empfindlicher und die Angriffe, welche in den „Zeilen an eine weinende Lady" und in den „Windsor-Poesieen" gegen den damaligen Prinz-Regenten von England enthalten sind, haben gewiß nicht wenig dazu beigetragen, die Zahl derjenigen zu vermehren, welche schon längst auf eine Gelegenheit lauerten, den Dichter wenigstens für eine Zeit lang in der öffentlichen Meinung zu stürzen. Und dieser ersehnte äußere Anlaß sollte sich nur zu bald darbieten. —

Noch keinem Sterblichen hat die Muse die Gabe unvergänglichen Ruhmes ohne schweres Entgelt verliehen. Dornenvoll ist der Pfad, der zur Unsterblichkeit führt und dreifach dornenvoll für den Dichter, dessen Gemüth, für Freud und Leiden vor Allen empfänglich, durch jede rauhe Berührung der Welt auf's schmerzlichste verwundet wird.

Auch Byron mußte den Kelch der Leiden bis auf die Hefe leeren, ehe es ihm vergönnt war, an das glänzende Ziel seiner kurzen Laufbahn zu gelangen und auf die wenigen Jahre mehr scheinbaren als wahren Glückes folgten nun Zeiten des Kampfes, welche einen Stachel in seiner Brust zurückließen, den er nie mehr völlig zu verwinden vermochte und Schmerzen, gegen welche selbst die trüben Gefühle seiner ungeliebten und verein-

ſamten Jugend verſchwanden und die uns an Dante und Taſſo's ſchwere Schickſale gemahnen.

Wir waren ſchon wiederholt veranlaßt, auf die finanziellen Verwicklungen hinzudeuten, in welche er noch während ſeiner Minderjährigkeit theils durch eigenes, theils durch fremdes Verſchulden gerathen war und mit denen er von Jugend auf unabläſſig zu kämpfen hatte. Hervorgerufen waren dieſelben durch ſeinen Großoheim und Vorgänger im Beſitze der Familiengüter, einen finſtern Sonderling, welcher mit ſeinem damals noch am Leben befindlichen Sohne in tödtlichem Haſſe lebte, um dieſem recht empfindlichen Nachtheil zuzufügen, die wichtigſten Fideikommißbeſtandtheile in geſetzlich unzuläſſiger Weiſe verſchleudert und dadurch ſeinem Erben ſtatt des gebührenden Beſitzthums langwierige und koſtſpielige Prozeſſe hinterlaſſen hatte; vermehrt wurden ſie durch die ungeregelte, jeder Leitung entbehrende Lebensweiſe des Dichters während ſeiner Minderjährigkeit und durch ſeine außerordentliche Liberalität, welche er frei von jeder Oſtentation in aller Stille und mit der größten Zartheit, ſo daß häufig die Empfänger ſelbſt nicht wußten, woher ihnen ſo plötzliche und kräftige Hilfe kam, während ſeines ganzen Lebens ausübte und die ſeinem Herzen eben ſo große Ehre macht, als ſie vom Standpunkte des nüchternen Verſtandes in ſeiner Lage als unklug erſcheinen muß.

So wenig übrigens dieſe Freigebigkeit als die einzige oder hauptſächliche Urſache der Kriſe, in welche ſpäter ſeine Verhältniſſe geriethen, bezeichnet werden will, ſo gewiß iſt es, daß er ſich die ſchwerſten Demüthigungen hätte erſparen können, wenn er derſelben Schranken angelegt und zum Mindeſten die beträchtlichen Summen, welche ihm ſein Verleger, der wackere Buchhändler Murray, als Honorar für ſeine Werke beinahe aufzudringen ſuchte und die ſich für die Gedichte aus jener Periode auf mehr

denn 4000 Lstr. beliefen, für sich verwendet hätte, statt über sie zu Gunsten seiner Freunde und einiger bedrängter Autoren zu verfügen. Allein er hatte schon bei seinen frühesten Publikationen den Entschluß gefaßt, aus seinen dichterischen Schöpfungen keinen materiellen Gewinn ziehen zu wollen; hievon wich er selbst während der höchsten Bedrängnisse des Jahres 1815 nicht ab und erst als er England zum zweiten Male verlassen hatte, siegte die gebieterische Nothwendigkeit und er ließ sich nun für seine folgenden Werke das Honorar bezahlen, dessen er nicht mehr entbehren konnte.

Schon gleich nach seiner Rückkehr aus dem Orient hatte er sich nach harten innern Kämpfen und mit schwerem Herzen entschließen müssen, den letzten Stammsitz seiner Ahnen, sein geliebtes Newstead Abbey zu veräußern. Gelang dieser Verkauf, so verblieb ihm voraussichtlich ein selbst für England angemessenes Vermögen und seinem Plane, nach Griechenland oder Kleinasien zurückzukehren, stand nichts mehr im Wege. Allein als sich nach langer Zeit ein Käufer gefunden hatte, war derselbe unfähig, die übernommenen Bedingungen zu erfüllen und so verblieb die Abtei im Besitze Byron's, der sich nun selbst nicht mehr verhehlte, daß ihm die äußerste Bedrängniß in naher Zukunft bevorstehe.

Gerade in dieser kritischen Lage faßte er den unseligen Entschluß, sich zu vermählen. Weder vorherrschende Neigung, noch vollends eine gewinnsüchtige Absicht hatte ihn hiezu bewogen; wohl aber hoffte er den Verdrießlichkeiten und schlimmen Einwirkungen, welche rasch aufeinander folgende Liebesabenteuer auf sein Gemüth ausgeübt hatten, zu entgehen, wenn er sich mit einem weiblichen Wesen verbinden und auf dieses allein die zärtlichen Gefühle concentriren würde, die ihn bisher unstät von Blüthe zu Blüthe hatten flattern lassen.

Unter den jungen Damen der engliſchen Ariſtokratie war Miß Anna Iſabella Milbanke eine in jeder Beziehung hervorragende Erſcheinung. Sie ſtammte aus einer ſehr begüterten Familie des engliſchen hohen Adels, hatte eine ſelbſt bei ihrem hohen Range ſeltene Erziehung erhalten und ſchon als zwanzigjähriges Mädchen die überraſchendſten Talente zu einer höchſt mannigfachen und vielſeitigen Entfaltung gebracht.

Ihre gelehrten Kenntniſſe überſtiegen bei weitem den Horizont ſelbſt der vollkommenſten weiblichen Bildung; ſie war Dichterin, beſchäftigte ſich mit Philoſophie und Mathematik und war ſogar mit der hebräiſchen Sprache vertraut. Ungeachtet ſo hoher Vorzüge, zu denen ſich noch die Reize einer überaus lieblichen Perſönlichkeit geſellten und von welchen, wie Byron in ſein Tagebuch ſchrieb, der zehnte Theil hinreichend geweſen wäre, den Kopf jedes andern Mädchens ſchwindelnd zu machen, beſaß Annabella Milbanke die höchſte Anſpruchsloſigkeit, das ſichere Kennzeichen und Reſultat einer wahren und gründlichen Bildung.

Solch' ein Phänomen mußte nothwendig auf den Geiſt eines Byron eine mächtige Anziehungskraft äußern, wenn er ſich auch im Stillen bekannte, daß dieſe glänzenden Vorzüge mehr ſeine Bewunderung als Liebe erweckten und daß er für Miß Milbanke niemals diejenigen Gefühle werde hegen können, welche ihn einſt zu Mary Chaworth ſo unwiderſtehlich hingezogen hatten.

Allein einer ſo tiefen Leidenſchaft hielt er ſich ſelbſt nicht mehr für fähig; deßhalb ſchlug er ihren Mangel nicht hoch an und verſuchte ungeachtet der Warnung wohlmeinender Freunde eine Bewerbung um die Hand der gefeierten Dame. Sie wurde abgelehnt, aber in der ſchonendſten Weiſe und mit der Bitte, Lord Byron möge ſich dadurch ja nicht beſtimmen laſſen, die freundſchaftliche Korreſpondenz abzubrechen, welche er ſeit einiger Zeit mit Miß Milbanke führte. Byron fühlte ſich durch dieſe

Zurückweiſung zugleich verletzt und geſchmeichelt; er ſetzte daher einen Briefwechſel fort, der nur dazu diente, ſeine Hochachtung vor den ſeltenen Talenten ſeiner ſchönen Korreſpondentin zu erhöhen, dachte aber anfänglich ſo wenig an eine erneute Bewerbung, daß er bald darauf ſeine heirathsluſtigen Blicke auf mehrere andre junge Damen richtete. Allein auch von einer andern Seite wurde ſein Antrag abgelehnt und nun faßte er die Ueberzeugung, daß Miß Milbanke ungeachtet jener erſtmaligen Weigerung, die ihm vom Schickſal beſtimmte Gemahlin ſei. Etwa ein Jahr war verfloſſen, als er ſeine zweite Bewerbung folgen ließ, welche ihm nach wenig Tagen das verhängnißvolle Glück des Jaworte brachte. Die Stimmung, in welche ihn dieſes Ereigniß verſetzte, ſo wie die Gefühle, welche er damals gegen ſeine Braut hegte, offenbaren ſich am deutlichſten in folgendem Briefe an ſeinen Buſenfreund Thomas Moore:

„Hoch lebe, die ſo lang
War meiner Hoffnung Heil;
Gibt ſie doch für Geſang,
Was ihr für Gold nicht feil.

Mein lieber Moore, ich werde bald heirathen; d. h. ich bin erhört und das Uebrige, wie man gewöhnlich hofft, wird ſich finden. Die Mutter meiner Gracchen — ich meine die, die erſt geboren werden ſollen — glauben Sie, ſei zu knapp geſchnürt für mich, wenn gleich ein Ideal von einem einzigen Kinde und reich an „goldenen Wahlſprüchen aller großen Männer“ und ſo voll „der holdſeligſten Eigenſchaften“, wie Desdemona ſelbſt. Miß Milbanke iſt die Dame und ihr Vater hat mich eingeladen, ihn als anerkannter Eidam zu beſuchen, was ich indeß nicht eher thun kann, als bis ich einige Geſchäfte in London abgemacht und mir einen blauen Rock angeſchafft habe.“

„Sie soll bedeutendes Vermögen zu erwarten haben, davon weiß ich aber nichts Gewisses und werde auch nicht danach fragen. Das aber weiß ich, daß sie Talente und ausgezeichnete Eigenschaften besitzt und daß sie Verstand und Geschmack hat, werden Sie nicht läugnen, da sie sechs Freier ausgeschlagen, mich aber angenommen hat.“

Dieses freudige Gefühl mit all seinen frohen Hoffnungen wurde indeß nicht selten durch düstre Ahnungen getrübt und als der Morgen seiner Vermählung herangekommen war, drangen die Bilder der Vergangenheit mit ihrer früheren Gewalt auf ihn ein. Die Empfindungen jener Momente sind uns in folgenden Zeilen des bereits oben theilweise mitgetheilten Gedichtes der „Traum“ aufbewahrt.

Der Pilger war daheim; ich sah ihn stehn
Vor dem Altare und mit einer Braut,
So zart, so schön — doch war es jene nicht,
Die strahlend seiner Kindheit Pfad erhellte.
Und selbst am Altar zuckt auf seiner Stirne
Derselbe Zug, derselbe wilde Kampf,
Der einst in jenes Betsals Einsamkeit
Sein Herz durchbebt' und wie in jener Stunde
So überflog's in diesem Augenblick,
Gleich einer Schrift unsäglicher Gedanken,
Sein Antlitz und verschwand dann wie es kam.

Doch er stand still und ruhig, und er sprach
Den Eid nach Sitt' und Brauch; allein er hörte
Die eignen Worte nicht, fast schwanden ihm
Die Sinne, nicht vermocht' er zu erblicken,
Was um ihn vorging, immer sah er nur
Des alten Baues altgewohnte Halle,
Die altbekannten Zimmer und den Platz,
Den Tag, die Stunde, Sonnenschein und Schatten
Sammt Allem, was an jene Zeit sich knüpfte.
Und sie die einst sein Schicksal. Alles kehrte

Zurück, den leichten Tag ihm zu umdüstern.
Was wollt' es hier und noch zu solcher Zeit?

Mit aller Anstrengung suchte Byron diese Bilder zu verscheuchen, welche gleich drohenden Schatten zwischen ihn und seine holde Gemahlin zu treten schienen; mit bestem Willen suchte er sich selbst glauben zu machen, daß er diese wirklich liebe und in ihrem Besitze glücklich sei und in der That schienen beide Gatten in den ersten Monaten ihrer kurzen Ehe eine innigere Zuneigung für einander zu fassen.

Allein bald sollte ihre Liebe harte Proben zu bestehen haben.

Denn kaum war Byron, nachdem er wenige Monate auf den Gütern seiner Schwiegerältern zugebracht hatte, mit seiner Gemahlin, welche gegen Newstead Abbey eine unüberwindliche Abneigung fühlte, nach London zurückgekehrt, als gleichzeitig fast alle seine Gläubiger mit gerichtlichen Verfolgungen stürmisch auf ihn eindrangen.

Der Wahn, daß ihm Lady Byron ein sehr bedeutendes Vermögen zugebracht habe, hatte dieses unglückliche Zusammentreffen hervorgerufen. Allein Lady Byron hatte zwar von ihren Eltern und ihrem Oheime große Reichthümer zu erwarten; zu jener Zeit aber konnte sie über kein namhaftes Kapital verfügen und war daher auch nicht im Stande, ihrem Gemahle in dieser kritischen Lage zu Hülfe zu kommen. Ueberdies würde Byron lieber zehnfachen Untergang erduldet, als seine Rettung fremder Großmuth verdankt haben.

Die edelsten Anerbietungen hochherziger Freunde, von welchen sich vor Allen sein Verleger Murray bewährte, lehnte er mit der dankbarsten Anerkennung, zugleich aber mit der größten Entschiedenheit ab und so kam es denn, daß er im Laufe weniger Monate acht bis neun Mal die gerichtliche Beschlagnahme seines Vermögens zu erleiden hatte.

Dieſe Bedrängniſſe waren auf's Höchſte geſtiegen, ſeine Hausgötter lagen, wie er ſich ausdrückte, zerſchmettert um ihn her, als ihn ein noch viel härterer Schlag von einer Seite her traf, von welcher er ſich deſſen am wenigſten verſehen hatte.

Seine Gemahlin, welche wenige Wochen zuvor von ihrem Töchterchen, Auguſte Ada, geneſen war, ſollte nach ſeinem Wunſche London auf einige Zeit verlaſſen und ſich zum Beſuche ihrer Eltern nach Kirkby Mallory in Leiceſterſchire begeben; er ſelbſt wollte ihr dorthin bald nachfolgen. Lady Byron kam dieſem Wunſche mit Vergnügen entgegen, ſie ſchied von ihrem Gemahle mit der größten Zärtlichkeit und noch während ſie unter Weges war, erhielt er von ihr einen Brief voll ſchalkhaften Muthwillens und herzlicher Zuneigung. Kaum war ſie aber in Kirsby angekommen, als ihm ein Brief ihres Vaters eröffnete, daß ſie niemals zu ihm zurückkehren werde, ſondern auf die alsbaldige Trennung ihrer Ehe dringe. Byron, auf's Höchſte überraſcht und betroffen, bat vor Allem ſeine Gemahlin dringend um Aufklärung über ein Verfahren, das ihm durchaus räthſelhaft erſchien, konnte aber von ihr nur die Erklärung erlangen, daß ſie eine gütliche Scheidung mit Vermeidung aller gerichtlichen Einmiſchung verlange, verbunden mit der beſtimmteſten Weigerung, je die Urſachen anzugeben, welche ſie zu dieſem Schritte bewogen.

Vergeblich verſagte er ſeine Zuſtimmung und bat ſeine Gemahlin wiederholt auf's dringendſte, zu ihm zurückzukehren. Seine Briefe blieben unbeantwortet und ihr Anwalt mußte ihm erklären, daß er im Falle ferneren Widerſtrebens beauftragt ſei, eine Scheidungsklage zu erheben; dennoch unterzeichnete er erſt nach hartem innern Kampfe im Februar 1816 die Scheidungsurkunde.

Noch ſchwebt der Schleier des Geheimniſſes über den Urſachen, welche Lady Byron zur Auflöſung ihrer Ehe bewogen und ſo

läßt ſich daher über die Schuld des einen oder andern Theils an dieſem häuslichen Unglücke kein beſtimmtes Urtheil fällen. Nur ſo viel glauben wir und zwar insbeſondere geſtützt auf die von Lady Byron ſelbſt am 19. Februar 1830 veröffentlichte Erklärung behaupten zu dürfen, daß das Verfahren, welches dieſelbe ihrem Gemahle gegenüber beobachtete, unedel und unwürdig war. Die Meinung, daß ihr Gemahl irrſinnig ſei, konnte ſie nimmermehr dazu berechtigen, in tückiſcher Abſicht die Maske tändelnder Zärtlichkeit vorzunehmen, ehe ſie die Waffen gegen ihn kehrte; das hartnäckige Stillſchweigen über den Grund ihrer Trennung, welches urſprünglich aus achtungswerthem Zartgefühl entſprungen ſein mochte, wurde zum Verbrechen, als ſie ſah, auf welch' ruchloſe Weiſe es von den Feinden Lord Byrons ausgebeutet und mißbraucht wurde. Denn das Gerücht von der Scheidung des Dichters war für deſſen zahlreiche Gegner die Loſung zu einer gemeinſchaftlichen Verfolgung und zu Angriffen, für welche ſich in der Geſchichte bei gleichem Anlaſſe kein Beiſpiel findet.

Kein Laſter war ſo ſchwarz, kein Verbrechen ſo grauſam, deſſen man ihn nicht öffentlich beſchuldigt hätte und als eine ausgemachte Sache galt es, daß er ſeine unglückliche Gemahlin, das ſchweigend duldende Opferlamm, nur deßhalb durch eine zweite Bewerbung in ſein Netz gelockt habe, um ſich durch ausgeſuchte Martern für die erſte Zurückweiſung zu rächen. Pasquille folgten auf Pasquille, Satyren auf Satyren. Salbungsvolle Predigten entrüſteter Moraliſten, ſchmutzige Gedichte zartfühlender Damen, Karikaturen, alle Arten von Schmähung und Verhöhnung füllten die Spalten der Journale und der Roman „Glenarvon", wahrſcheinlich weiblichen Urſprungs, machte es ſich zur Aufgabe, ſeine Laſter zu illuſtriren; ja ſelbſt Drohungen thätlicher Inſulten wurden laut, wenn er es wagen würde, noch einmal im Theater zu erſcheinen.

Jetzt war der ersehnte Zeitpunkt gekommen, wo die aristokratische Hofpartei ihren loyalen Abscheu vor dem Dichter jener giftigen Epigramme auf den Regenten ohne Furcht vor der öffentlichen Meinung zur Schau tragen, der orthodoxe Prediger das Anathem über den skeptischen Ketzer aussprechen und ein Heer gekränkter Literaten seinem lang verhaltenen Grolle über die Geißelhiebe der englischen Barden und schottischen Recensenten in so. mancher obscuren Zeitung Luft machen konnte.

Wie Spreu im Winde zerstob die Schaar falscher Freunde und schmeichelnder Verehrer; nur wenige Edle, wie Scott und Moore blieben ihm treu und suchten vergeblich ihre Stimmen für ihn zu erheben. Aber so mächtigen Einfluß sie auf die öffentliche Meinung auch sonst haben mochten, diesmal gelang es ihnen nicht, sich Gehör zu verschaffen.

Byron selbst machte keinerlei Versuch, sich zu vertheidigen. Mit männlicher Festigkeit ertrug er seine finanziellen Bedrängnisse; mit der Ruhe stolzer Verachtung begegnete er der allgemeinen Anfeindung und Drohung wie Warnung vermochte ihm nur ein höhnisches Lächeln abzugewinnen, ohne auf seine gewohnte Lebensweise irgend welchen Einfluß zu äußern.

Tiefen Schmerz fühlte er nur über die Trennung von seiner Gattin und seinem Kinde und unermüdlich strebte er auch nach Ausfertigung der Trennungsurkunde, beide in seine Arme zurückzuführen und ein Band zu erneuern, welches ihm seit der Geburt seines Töchterchens so theuer geworden war. Die an seine Gemahlin gerichteten Gedichte aus jener Zeit athmen Liebe und Hochachtung und erst als diese sein Herz durch Stolz und unerbittliche Kälte auf's grausamste verwundet hatte, trat leidenschaftlicher Haß gegen die „moralische Clytämmestra seines Rufs" an die Stelle jedes zarteren Gefühls.

Aber auch England war ihm verhaßter geworden als je

und er beſchloß, dasſelbe ſchleunig zu verlaſſen. Nur Ein Troſt war ihm in jener ſchweren Zeit geblieben: die Liebe ſeiner theuern Schweſter Auguſta, welche inzwiſchen die glückliche Gemahlin des Oberſten Leigh geworden war. Sie war herbeigeeilt, als ſie ſein Unglück vernommen hatte; ohne Vorwurf richtete ſie ſein Herz wieder auf, wenn es dem Uebermaße des Schmerzens erliegen wollte und ihre treue Hingebung linderte die ſchweren Wunden, die ſie nicht zu heilen vermochte. Sie brachte die letzten Tage, die er in England weilte, bei ihm zu und ihr Abſchied war ein harter Kampf, da trübe Ahnung beiden ſagte, daß es der letzte ſei.

Nie hat Byron die Treue der geliebten Schweſter vergeſſen; ihr theures Bild begleitete ihn in's Exil, aus welchem er ihr zuruft:

O theure Schweſter — ſicher weiß ich mich
In deinem Herz wie du dich in dem meinen;
Wir ſind und waren Weſen, du wie ich,
Die unzertrennbar ſich verbunden einen;
Ob wir uns ſchau'n, ob fernhin ich entwich,
Von der Geburt bis zu des Tods Erſcheinen
Sind wir umſchlungen, — wie der Tod mag walten,
Das erſte Band wird als das letzte halten.

Am 25. April 1816 verließ Byron England zum zweiten Male. Zwar ahnte er noch nicht, daß er niemals wieder den heimathlichen Boden betreten und daß ſeine freiwillige Verbannung nur mit dem Tode enden werde. Und doch wie anders hatte er gefühlt, als vor ſieben Jahren die Kreidefelſen Albion's zum erſten Male ſeinem Auge entſchwanden. Damals eilte er dem erſehnten Lande ſeiner Phantaſie entgegen; offen lag die Welt vor ihm, frei und feſſellos wie die Wogen, die zu ſeinen Füßen rollten, waren ſeine Gedanken und ſein größter

Kummer war, daß er nichts zurücklasse, das einer Thräne werth sei. Jetzt trugen ihn wilde Stürme davon, kaum wußte er selbst in welches Land; zerschmettert und verödet lag der Herd, an welchem er sein Glück zu gründen gehofft; Vergangenheit und Gegenwart hatten mit ihm und er mit ihnen gebrochen und eine trübe, liebeleere Zukunft lag reiz- und hoffnungslos vor seinen Augen.

Diesmal waren es Belgien, die Lande des Rheins und die Schweiz, wohin er seine Schritte richtete und diese Wanderung mit ihrer tiefen Sehnsucht, ihrer kummervollen Resignation und all ihren wehmüthigen Gefühlen rief den dritten Gesang von Childe Harold's Pilgerfahrt in's Leben.

Die ersten Zeilen sind dem lieben Töchterchen des Dichters gewidmet:

Ada! gleicht dein Gesicht der Mutter jetzt,
Du einzig Kind im Herzen und im Haus?
Als ich dein blaues Auge sah zuletzt,
Da lächelt es und hoffend zog ich aus,
Nicht so wie heut! —
Umstarrt vom Wogenbraus
Erwecken mich der Winde wilde Stimmen,
Ich gehe jetzt und weiß nicht wo hinaus!
Ach jene Stunden sah ich längst verglimmen,
Wo froh und trüb ich noch sah Englands Strand verschwimmen.

Noch einmal auf die Wasserfluth hinaus!
So wie ein Roß, das seinen Reiter kennt,
Bäumt sie sich unter mir, willkommen Braus!
Rasch tragt mich Wellen, wo ihr hin auch rennt!
Knickt auch den Mast wie Rohr das Element,
Ob auch zerriss'ne Segel mich umflattern!
Fort muß ich, muß, wie von dem Fels getrennt,
Das Meergras schwimmt, die Wellen zu umgattern,
Fortsegeln, wie auch Sturm und Wogen tobend knattern!

Es klang einſt meines Jugendlenzes Sang
Vom düſtern Wandrer, der nicht Ruhe finde,
Geächtet von dem eignen wilden Drang;
Jetzt fahr ich fort! ich trag ihn wie die Winde
Die Wolken tragen, als ein Angebinde!
Sieh, wie durch ihn die Furche, die der Gram
Zur Spur für trock'ne Thränen macht, ſich winde,
Wo jeder Tag, der neue Freuden nahm,
Des Lebens Sand durchpflügt, darauf nie ein Blümchen kam.

Harold iſt ein Anderer geworden. Des Geiſtes Gluth, die Kraft der Glieder ſchwand, des Lebens Zauberkelch glänzt funkelnd nur am Rand. Er hat ihn bis auf die Hefe geleert und bittern Wermuth auf ſeinem Grunde gefunden. Zurückgekehrt zu den heimathlichen Auen hatten auf's Neue friſch blühende Roſen ihn gelockt und ſchöner Wangen Glanz und Anmuth mächtig angezogen, nur daß ein edler Streben als vor dem den Buſen ihm durchglühte. Allein der Berge und Schluchten, der Wogen und der Wüſtenei'n Vertrauter fand keine Ruhe in den Wohnungen der Menſchen.

Dort war er ruh'los. finſter, kalt und rauh,
Ein wilder Falke, deſſen Schwingen lahm
Und deſſſn Heimath nur das Himmelsblau.

Drum bannt er wieder ſich aus ihrer Nähe und hoffnungslos doch minder kummervoll beginnt er auf's Neue ſeine Pilgerfahrt.

Die erſte Raſt gönnt er dem unſteten Fuße auf Waterloo's Schädelſtätte, wo nur wenige Monden zuvor Tauſende den Tod auf dem Felde der Ehre gefunden hatten. Welch ein Drang wechſelvoller Ereigniſſe war es geweſen! Belgiens Hauptſtadt hatte die verbündeten Krieger zum heitern Feſte vereint, als der ferne Donner der Kanonen durch die Nacht hereingrollte und

dem frohen Jubel ein jähes Ende machte. Des Tanzes ſanfte Melodie verſtummt; die Trommel wirbelt und des Bergſchotten Pfeife ſchrillt gellend durch die Reihen. In muthiger Eile ſtürmen ſie dem Feinde entgegen und ehe noch der neue Tag ſich ſenkt, deckt Freund und Feind der grüne Raſen. Doch nicht umſonſt ſind ſie gefallen dieſe Braven. Das mächtige Reich zerſtob vor ihrem Anlauf und Frankreichs ſtolzer Aar, der jüngſt noch in der Sonne Nähe kreiste, ſchlug in den Boden ſeine blut'gen Krallen, durchbohrt von dem Geſchoß der Völkerſchaar.

Noch ſinnt Harold dem Sturze des großen Mannes nach, als ſchon des Rheinſtroms königliche Wogen zu ſeinen Füßen ſchäumen. Fruchtgeſchwellt im Schmelze jeden Reizes prangt hier die Natur und alte Burgruinen, die ſich in ſeinem Strome ſpiegeln, gemahnen an des Ritterthums verſchwund'ne Zeiten. Nur Eines fehlt dem prächtigen Fluſſe: Er ſollte Lethe ſein. Doch nein! Noch lebt ein Herz, das engere Bande, als je die Kirche geben kann, mit Harold vereinen und welches treu in ſchlimmen Tagen an ihm gehangen. Süße Erinnerung beſchleicht ſeinen Buſen und vom fernen Strande ſendet er der theuern Schweſter ſeinen Gruß in folgenden Strophen:

Der burggekrönte Drachenfels
Ragt hoch am vielgewund'nen Rheine,
Es ſpült die Fluth des mächt'gen Quells
Um weinumrankte Felsgeſteine.
Die Hügel all im Blüthenglanz,
Die Felder reich an Korn und Weine,
Die Städte rings im bunten Kranz
Mit ihrer Mauern weißen Scheine.
Dies Alles eint zum Bild ſich hier,
Ach doppelt ſchön wärſt du bei mir.

Die blaugeaugte Maid bewies
Mit Blumen aus den lieben Händen

Sich freundlich in dem Paradies!
Dort an der Burgen alten Wänden
Blickt grau Geſtein durch grünes Laub,
Und von der Felſen ſchroffen Rändern
Seh'n Bogen voller Schutt und Staub
Stolz in das Thal nach Weingeländen!
Doch wünſcht' ich eins am Strand des Rhein's:
Dein liebes Händchen drückte mein's.

Geſchenkte Lilien ſend' ich dir,
Ob auch, eh du ſie wirſt betrachten,
Entſchwunden alle Pracht und Zier,
So wirſt du doch ſie nicht verachten;
Ich habe ſie ſo lieb gehegt,
Daß ihnen deine Blicke lachten,
Und daß mein Bild in dir ſich regt,
Wenn du ſie welkend ſiehſt verſchmachten,
Und weißt, ſie ſind vom Strand des Rhein's,
Und mein Herz ſandte ſie an dein's.

Wie ſtolz der Fluß hier ſchäumt und rollt,
Der Reiz auf dieſem Zaubergrunde!
Denn tauſendfach ſich ſchlingend, zollt
Er neue Schönheit jeder Stunde.
Ach könnt' ich immer leben hier!
Tönt ſeufzend es aus jedem Munde;
So theuer der Natur und mir
Iſt wohl kein Ort in weiter Runde;
Doch glänzte mehr der Strand des Rhein's,
Ach! ſäh' dein liebes Aug' in mein's!

Fort eilt er vom ſchönen Rhein und der Alpen eiſige Gletſcher ragen über ſeinem Haupte. An Murten's Schlachtfeld, dem helvetiſchen Marathon, vorüber eilt er durch's Gebirge dahin, wo die kryſtallene Fluth des Genferſee's ihm winkt.

Hier, umgeben von den Zauberreihen der Natur, fühlt der Dichter neues Leben in ſeinen Adern ſtrömen, und neuen Muth zum Kämpfen und zum Leiden, der in folgender Strophe ſeinen Ausdruck findet:

Sind nicht der Fels, das Himmelslicht, die Wogen,
Von mir ein Theil, ein Theil von ihnen ich?
Iſt's Liebe nicht, was ſo mich angezogen?
Was wär' das And're, wenn ich's dem verglich?
Will ſtemmen gegen meine Leiden mich,
Eh ich die zarte Schönheit hingegeben
Für jenen Sinn, der in den Weltling ſchlich,
Des Blick am Boden nur vermag zu kleben,
Der nie Gedanken faßt, die frei und glühend ſchweben.

Da wo Rouſſeau, der Apoſtel des Leidens, weil in Liebe ſein Weſen begründet war, geweilt hat, wo der Grund geheiligt ganz durch die Liebe, ſo einſam wunderſchön, voll Harmonieen, da hofft auch er den ſtillen Frieden zu finden, den einzig die Natur ihm verleihen kann.

Es endet ſeine Fahrt und auch ſein Wanderlied die letzten Worte dem lieben Kinde weihend, an das die erſten gerichtet waren.

Wie tief iſt ſein Schmerz, daß er, von ihr geſchieden, des Geiſt's Entfaltung und des Wuchſes zart Gedeihen nicht bewachen kann, wie froh ſeine Zuverſicht, daß, wenn man ihr auch Haß gegen den Vater zur Pflicht mache, ſie ſich doch einſt als die Seinige fühlen und mit nie verlöſchender Gluth an ihm hangen werde.

Der Liebe Kind, geboren unter Weinen,
In Krampf geſäugt: aus ſolchem Stoff gemacht
Sind meine Tage; minder nicht die deinen;
Nur daß das Feuer nicht ſo angefacht,
Und daß die Hoffnung günſtiger dir lacht!
Mag Schlummer dich umwiegen ſüß und linde!
Vermöcht' ich doch aus dieſer Berge Pracht
Den Segen dir zu ſenden mit dem Winde,
Den, ſeufzend fühl' ich es, ich einzig bei dir finde.

Auch dieſer dritte Geſang des Childe Harold bietet ein treues Spiegelbild der Stimmungen, Empfindungen und Eindrücke dar, unter deren Einfluſſe der Dichter zu jener Zeit ſtand und eben deßwegen iſt er weſentlich verſchieden von den beiden erſten Geſängen. Zwar minder bilderreich und farbenglühend als jene, iſt er um ſo reicher an wahrem, tief empfundenen Gefühl, voll wehmüthigen Schmerzens, der noch gezügelt durch einen letzten ſchwachen Schimmer der Hoffnung, zwar bittre Klagen, aber nicht den wilden Aufſchrei des Haſſes und der Verzweiflung erpreßt.

In jenen beiden frühern Geſängen waren es vorzüglich Eindrücke von außen her, welche die Phantaſie des Dichters erregten, hier dagegen tritt eine ſubjektive, nach innen gekehrte Stimmung zumeiſt in den Vordergrund und verleiht dem Gedichte theils ſeinen Inhalt, theils Ton und Farbe. Aber dieſe Stimmung erſcheint ſo menſchlich wahr und natürlich und eben darum auch ſo berechtigt, daß ſie eine verwandte Saite in jedem fühlenden Gemüthe anſchlägt und dadurch unſere Theilnahme für die Dichtung wie für den Dichter unwillkürlich gefangen nimmt.

Erſt als neue Leiden und Verfolgungen ſelbſt über den Verbannten hereingebrochen waren, ſteigerte ſich dieſes Gefühl zu glühendem Haſſe gegen die Urheberin ſeines Unglücks und zu verachtendem Trotze gegen Welt und Schickſal.

Byron war nach Genf gekommen und hatte, wie er dies in ſeinem Childe Harold ſo rührend ausſpricht, hier ein Winkelchen der Erde zu finden gehofft, wo in ſtiller Zurückgezogenheit, gekräftigt und gehoben durch die Pracht der umgebenden Natur, die Wunden vernarben ſollten, die ihm im Verkehr mit der Welt und den Menſchen geſchlagen worden waren. Er hatte mit ſeinem kleinen Gefolge die Villa Diodali bezogen und unternahm von hier aus faſt täglich Ausflüge über den See und in's Gebirge.

Bald nach seiner Ankunft war er mit Frau v. Staël zusammengetroffen, welche mit ihrem Freunde A. W. Schlegel in Copet verweilte. Die geniale Dichterin der Corinna war mit Byron schon während ihres Aufenthalts zu London im Winter des Jahres 1813 in den Salons der gebildeten Aristokratie in vielfache freundliche Berührung gekommen; sie hatte inzwischen Kunde von dem häuslichen Mißgeschicke erlangt, das ihn betroffen hatte; fragte mit gewohntem Freimuthe nach den Ursachen desselben und erbot sich, eine Vermittlung zwischen den beiden Gatten zu versuchen.

Mit freudiger Hoffnung nahm Byron ein Anerbieten an, von welchem er sich hauptsächlich um der Persönlichkeit der Vermittlerin willen, einen günstigen Erfolg versprach. Allein wiederum wies Lady Byron die Hand, welche ihr zum letzten Male zur Versöhnung geboten wurde, kalt und stolz zurück.

Erst jetzt betrachtete Byron alle Bande zwischen ihm und seiner Gemahlin als gänzlich und für immer gelöst. Aber nach so vielen freiwilligen Demüthigungen, nachdem er so oft alle Schuld der Trennung seiner Ehe auf sich allein genommen, selbst die ungerechtesten Urtheile der Welt schweigend ertragen und ohne auch nur einen Versuch der Vertheidigung zu machen, nur von dem Herzen der Gattin Vergebung und Liebe erfleht hatte, erwachte nun sein Stolz mit der ganzen Heftigkeit einer lange unterdrückten Leidenschaft und von Stunde an trat bald schwere Anklage, bald schneidender Hohn an die Stelle sehnsüchtigen Liebeflehens. —

Die schweren Ereignisse jener für ihn so wechselvollen Epoche hatten ihm poetisches Schaffen mehr denn je zum Bedürfnisse gemacht und seine Produktivität in's Unglaubliche gesteigert; mit dieser Steigerung geht aber eine zunehmende Verdüsterung Hand in Hand.

Während das Gedicht, „der Traum“ und der in der Form der epiſch-lyriſchen Erzählungen verfaßte „Gefangene von Chillon“ noch ganz von der trüben und wehmüthigen Stimmung des III. Geſanges des Childe Harold angehaucht ſind, offenbart ſich in den Gedichten „Finſterniß“, „Prometheus“ und „Ein Fragment“ jenes titaniſche Streben, welches im „Manfred“ ſeinen Gipfelpunkt erreicht.

Byron beſaß von Jugend auf eine entſchiedene Neigung zum Skepticismus, welche ſich ſchon in dem 1807 entſtandenen Gedichte „das Gebet der Natur“ kund gab, obwohl hier nur die einzelnen Formen des Kultus verworfen werden, während im Ganzen eine theiſtiſche, faſt bibliſche Gottes-Idee vorherrſcht. In reiferen Jahren neigte er ſich mehr zu deiſtiſchen Anſchauungen hin, indem er eine Weltregierung, die ſich mit dem Thun und Laſſen des einzelnen Individuums befaſſe, mit ſeinen Vorſtellungen von der Erhabenheit des unendlichen Weltenſchöpfers nicht zu vereinigen vermochte. In dem Widerſpruche, in den er hiedurch mit der bibliſchen Offenbarungslehre gerieth, beſtärkte ihn aber vor Allem die heftige Abneigung, welche er gegen einzelne kirchliche Dogmen hegte. Die Lehre von der Sünde und von der Erlöſung durch die Gnade widerſtrebte ſeinem moraliſchen Gefühle in demſelben Maße, als die Lehre von der Auferſtehung des Fleiſches ſeiner Vernunft und das Ideal edler Männlichkeit erblickte er nicht ſo ſehr in dem paſſiven Heldenmuthe eines chriſtlichen Märtyrers, als in dem unbeugſamen Widerſtande des Titanen, der ſelbſt in der unnennbarſten Qual von keiner Erlöſung durch Gnade hören will und nachdem er aller andern Waffen beraubt iſt, zuletzt noch die Energie einer unbezwinglichen Willenskraft ſeinem Unterdrücker entgegenſtellt.

Schon als Knabe hatte ihn der Prometheus des Aeſchylus begeiſtert. Der eiſerne Widerſtand gegen jede fremde Gewalt,

verbunden mit jener aufopfernden Liebe zur leidenden Menschheit machte auf ihn einen unauslöschlichen Eindruck, indem er seiner eigenen Gemüthsart wunderbar zusagte.

Von diesem prometheischen Feuer sind daher auch alle seine Helden beseelt. Es sind Männer aus hartem Gusse, welche keine Furcht kennen und vor keiner Gefahr erzittern, und es ist charakteristisch, daß Byron, welcher die menschliche Natur bis in ihre düsterſten Verirrungen verfolgt hat, nicht Einen feigen männlichen Charakter gezeichnet hat. Allein während die Heroen seiner früheren Dichtungen nur mit Sterblichen in Konflikt gerathen, welche einzeln an Kampfestüchtigkeit und Kraft zum Widerstande tief unter ihnen stehen und nur durch überlegene Anzahl und äußere Macht die Oberhand gewinnen, kämpft Manfred, eine Hölle im eigenen Busen tragend, verlassen vom Himmel, dessen Gnade er leidenschaftlos aber entschieden von sich weist, gegen die Dämonen der Finsterniß und gegen das Schuldbewußtsein seiner eigenen, schwer gefolterten Seele. Jene weiß er zu bezwingen, sie haben keinen Theil an ihm, er hat Macht, sie zu bekämpfen, durch höheres Wissen, Kraft und Energie des Willens erlangt; aber vom nagenden Wurme in der eigenen Brust vermag ihn nicht seine Weisheit, nicht der Tod, nicht Himmel noch Hölle zu befreien.

Der Geist, der ewig ist, vergilt sich selbst
Das Gute, wie das Böse, das er dachte,
Er ist sich selbst des Uebels Quell und Ende,
Sich selber Raum und Zeit, sein innrer Sinn,
Entwand er sich von dieser Sterblichkeit,
Borgt keine Farbe von der Außenwelt, —
Die nur sein Selbstbewußtsein sich gebar.

In diesen wenigen Worten ist die Idee des Manfred ausgesprochen und zwar die tief sittliche Idee, daß für ein edles

Gemüth die ſchwerſte Strafe im Bewußtſein der Verſchuldung liegt und unabhängig von allem äußerlichen Hinzutreten, durch Qualen der Hölle nicht erhöht, durch die Gnade des Himmels nicht erlaſſen oder gemildert werden kann.

Dieſe Dichtung hatte das eigenthümliche Schickſal, daß ſie für den Dichter die Quelle mannichfacher üblen Nachreden ward, welche, von Freund und Feind ohne ſorgfältige Prüfung nacherzählt, zuletzt für hiſtoriſche Wahrheit ausgegeben wurden.

Selbſt der beſonnene Göthe, welcher dem Manfred eine unbedingte Bewunderung und Hochachtung zollt, obwohl ihm die „düſtere Gluth einer gränzenloſen reichen Verzweiflung“ nicht vollkommen zuſagt, läßt ſich verleiten, als faktiſche Grundlage dieſer Dichtung folgendes Mährchen nicht nur nachzuerzählen, ſondern ſogar als „vollkommen wahrſcheinlich“ zu bezeichnen:

„Als ein junger, kühner, höchſt anziehender Mann gewinnt Lord Byron die Neigung einer florentiniſchen Dame; der Gemahl entdeckt es und ermordet ſeine Frau. Aber auch der Mörder wird in derſelben Nacht auf der Straße todt gefunden, ohne daß jedoch der Verdacht auf irgend Jemand könnte geworfen werden. Lord Byron entfernt ſich von Florenz und ſchleppt ſolche Geſpenſter ſein ganzes Leben hinter ſich drein.“

Ausgeſchmückt mit abenteuerlichen Zuſätzen machte dieſe Erzählung die Runde durch Europa und lange galt der „Doppelmord zu Florenz“ als die hiſtoriſche Grundlage und Veranlaſſung zum Manfred. Erſt Moore hat die Grundloſigkeit jener böswilligen Erdichtung, mit welcher der Dichter von ſeinen Feinden ſelbſt während ſeiner Verbannung noch verfolgt wurde, vollſtändig nachgewieſen und konſtatirt, daß Byron erſt lange Zeit nach Vollendung des Manfred nach Florenz kam, wo er übrigens nur wenige Tage verweilte.

Manfred verdankt vielmehr ſeine Entſtehung einzig und allein

der düstern Stimmung, in welche Byron durch das Fehlschlagen des letzten Versöhnungsversuches mit seiner Gemahlin und durch die fortgesetzten Verfolgungen von Seite seiner Landsleute versenkt wurde, ferner den gewaltigen Eindrücken, welche die Pracht der Alpennatur auf sein Gemüth und seine Phantasie ausübte und dem Einflusse eines Dichters, dessen Genius, dem Seinigen nahe verwandt, zugleich aber wesentlich von ihm unterschieden war. Es war dies Percy Byssche Shelley.

Um seiner religiösen Anschauungen willen von der Universität Oxford relegirt; um seiner ersten Vermählung willen von seinem Vater, einem englischen Barone, verstoßen; von eben dieser Gemahlin nach kurzer, unglücklicher Ehe wieder getrennt, hatte Shelley alle Ursache, mit dem Schicksale zu grollen. Aber seine Natur, allem Egoismus völlig fremd, wie sie war, vermochte durch dieses alles nicht verbittert zu werden. Sein Gemüth war so ganz Liebe, daß er Haß gegen die Menschen nicht kannte; nur Selbstsucht, Niedrigkeit und Eigennutz waren es, gegen welche er rastlos ankämpfte. Veredlung der Menschheit durch Befreiung von diesen Lastern war sein schönes, leider nur in den Idealen der Poesie erreichbares Streben.

Als ihn Byron zu Sechéron bei Genf traf, hatte sein Schicksal gerade eine freundlichere Wendung genommen. Er war in den Besitz einer ausreichenden Jahres-Rente gelangt und hatte sich in zweiter Ehe mit Mary Godwin vermählt, welche, obwohl kaum erst 19 Jahre alt, doch vollkommen fähig war, dem hohen Fluge seines Geistes zu folgen und, selbst Dichterin, sich liebend einem Manne anschmiegte, in welchem sie ihr Ideal gefunden hatte.

Byrons Dichtungen hatten den etwa 5 Jahre jüngern Shelley schon bei ihrem ersten Erscheinen mit staunender Bewunderung erfüllt und die Verehrung, welche er für den Dichter selbst hegte,

konnte auch durch das Urtheil der Welt, deſſen Werthloſigkeit er nur zu gut kannte, nicht geſchwächt werden. Byron aber, dem Shelley bis dahin perſönlich unbekannt geblieben war, fühlte ſich in der Nähe des jungen, glücklich liebenden Paares bald heimiſch und ſo knüpfte ſich zwiſchen beiden Dichtern faſt unmittelbar eine ſo dauernde als innige und edle Freundſchaft.

Während des Sommers, den Beide in der Schweiz zubrachten, waren faſt alle ihre Ausflüge gemeinſam und beinahe jeder Abend vereinigte ſie zu geiſtvollen, bedeutenden Geſprächen, deren Reiz nicht ſelten durch die Anweſenheit der Frau v. Staël und ihrer durch Geiſt und Hochherzigkeit ausgezeichneten Tochter, der Herzogin v. Broglio erhöht wurde.

Natürlich war die Unterhaltung in dieſen kleinen Cirkeln vorherrſchend literariſchen Inhalts und die Beſchäftigung mit vaterländiſcher und fremder Literatur wechſelte ab mit Improviſirungen und Mittheilung des Neueſten, was die Mitglieder der Geſellſchaft ſelbſt geſchaffen hatten.

Byron und Shelley waren aber vermöge ihrer Eigenthümlichkeit ganz geſchaffen, ſich gegenſeitig anzuziehen und zu ergänzen. Beide beſeelte die gleiche, beinahe ſchwärmeriſche Verehrung der Natur, beide die gleiche Vorliebe für das bewegte Element, in welchem Shelley nach wenig Jahren ſeinen Tod fand, beide liebten es, ſich von der Welt abzuſchließen und ſinnend bei Fels und Schlucht ſich eine Welt der Phantaſie aufzubauen, welche ſie für alle Mängel der wirklichen entſchädigte. Aber Byron war in ſeinen Anſchauungen und Darſtellungen mehr real, ſeine Dichtung iſt „klar, wie der helle Tag", wie Göthe ſagt, während der mehr idealiſche Shelley in den luftigen Gebieten der Metaphyſik verweilte und ſo abhold er dem chriſtlichen Glauben war, doch von einer gewiſſen myſtiſchen Weltbetrachtung nie ganz frei wurde.

Die Wechselwirkung, welche beide Dichter bei so innigem Zusammenleben nothwendig auf einander ausüben mußten, offenbart sich in vielen ihrer Werke, ganz besonders aber im Manfred, wie es denn hauptsächlich dem Einflusse Shelley's zuzuschreiben ist, daß Byron in diesem Gedichte zum ersten Male die Welt des Ueberirdischen, der Geister und Dämonen betrat, während spätere Schöpfungen den Beweis liefern, daß er die pantheistischen Anschauungen Shelley's zum großen Theile in sich aufgenommen hat.

Noch im Herbst des Jahres 1816 wurden beide Dichter aus ihrem traulichen Stillleben verscheucht, als englische Touristen, deren Wanderlust bisher durch die kontinentalen Kriege gehemmt war und nun mit doppelter Leidenschaft erwachte, gleich einem Schwarm Heuschrecken über die Schweiz und Italien hereinbrachen. Die bekannte Rücksichtslosigkeit dieser Menschenklasse, welche nach dem Urtheile des Amerikaners Tuckerman mehr dazu beigetragen haben, Italien seines Zaubers zu entkleiden, als alle Bettler des Landes, mußte den beiden Dichtern um so unerträglicher werden, als gerade sie ihrer Neugierde und Zudringlichkeit am meisten ausgesetzt waren.

Während sich nun Shelley nach Rom begab, wählte Byron Venedig zu seinem Wohnorte, wo er anfänglich in der größten Zurückgezogenheit lebte und ängstlich vermied, mit jenen wandernden Quälgeistern in Berührung zu kommen; diese Lebensweise war es, welche die Verbreitung des höchst absurden Gerüchtes veranlaßte, daß Lord Byron ein Menschenfeind geworden sei und vor Allem jeden Engländer hasse, ein Gerücht, welches durch seinen vertrauten Verkehr mit der Familie des englischen Konsuls zu Venedig und insbesondere dadurch widerlegt wird, daß er diesem höchst beträchtliche Summen zur Verwendung für bedrängte Landsleute zustellen ließ.

Die liebliche Naivetät und leidenschaftliche Erregbarkeit, welche die italienischen Frauen mit hohen körperlichen Reizen vereinigen, haben schon manchen Dichter des Nordens in Bande verstrickt, welche in seiner Heimath strenger Beurtheilung verfielen; um wie viel mehr mußten sie einem Byron gefährlich werden, der mit seiner Vorliebe für den Süden die Phantasie, die Gemüthsart und die Neigung zur Sinnlichkeit des Südländers verband.

Indem er sich nun überdies während der ersten Jahre seines Aufenthalts zu Venedig den Cirkeln der Aristokratie fast gänzlich entzog und sich mit besonderer Vorliebe unter dem Volke bewegte, gerieth er in Verbindungen mit weiblichen Geschöpfen, die seiner in jeder Beziehung unwürdig waren. Der Widerspruch einer doppelten Natur in seinem Wesen, der uns schon in seiner Lebensweise vor seiner ersten Abreise aus England entgegengetreten ist, kam hier zum letzten Male zum Ausbruche und mit Faust durfte er von sich sagen:

Zwei Seelen wohnen, ach, in meiner Brust!
Die Eine will sich von der Andern trennen.
Die Eine hält in derber Liebeslust
Sich an die Welt mit klammernden Organen;
Die Andre hebt gewaltsam sich vom Duft
Zu den Gefilden hoher Ahnen.

Denn während er einem oberflächlichen Beobachter gänzlich in die Genüsse des Materialismus versunken scheinen mußte, erhob er sich zu derselben Zeit in Vollendung des dritten Aktes seines Manfred zur höchsten Stufe geistigen Schaffens, besuchte, um seinem Geiste frische Nahrung und Spannkraft zu verleihen, täglich ein Kloster armenischer Mönche, um ihre höchst schwierige Muttersprache zu erlernen und erreichte endlich im vierten Gesange des Childe Harold eine Klassicität des Ausdrucks und der poetischen Darstellung, wie er sie vordem noch nie erreicht hatte

und auch in seinen späteren Schöpfungen nicht mehr zu erreichen vermochte.

Mit edler Würde beschließt dieser vierte Gesang das Gedicht, welches Byron vor neun Jahren, im Lenze der Jugend, begonnen hatte. Hier klingt uns nicht mehr das Wanderlied des Jünglings entgegen, welchen die bisher kaum geahnten Bilder einer neuen Welt zu begeistertem Staunen hinreißen, nicht der trübe Gesang des Verbannten, der von der heimathlichen Küste flieht, um Ruhe zu finden vor der Welt, die ihn verfolgt und vor dem Kummer, der ihn quält; auch der Pilger, an dessen Hand wir die Levante, das Land des Rheins und die Schweiz durchwanderten, das Wesen, das dem Liede einst verbunden war, ist verschwunden und kurz nur ist die Strecke von Venedig durch Ferrara und Florenz in das ewige Rom, welche uns der Dichter hier geleitet. Aber reich wie kein anderer ist hier jeder Ort an hohen Erinnerungen und bei jedem Tritte, der den klassischen Boden berührt, steigen neue, herrliche Bilder und Gestalten vor dem trunkenen Auge empor. Es erstehen die Schatten der kriegsgewaltigen Heroen des römischen Alterthums und der hermelinbedeckten Dogen von Venedig, der Gatten und Beherrscher der stürmischen Adria, welche den Löwen von St. Marco von den Thürmen des stolzen Byzanz herabblicken ließen und den Verheerungen der osmanischen Eroberer ein gebieterisches „Halt!“ entgegen riefen.

Der Sohn des trüben Nebellandes, der glühende Sänger aus dem kalten Norden, wallt hier zu den Grabmalen der lorbeerumkränzten Helden italischer Dichtung, gleich als sei er gekommen, die glorreiche Reihe so hoher Ahnen zu beschließen. Und als ihn in der ewigen Stadt des Kolosseum's ungeheure Bogen umfangen, vom Mondenlichte rings umflossen, da erwacht in seinem Busen das Gefühl, daß auch seine Leiden nicht ungerächt

bleiben werden und daß die allgewaltige Zeit ihm noch Lohn und Vergeltung gewähren müſſe, wenn er längſt ſein Geſchick erfüllt habe.

O Zeit, die du das Todte ſelbſt verſchönt, (ruft er aus),
Du Tröſterin, die ſelbſt Zerſtörtes ziert,
Die auch das Herz, wenn's blutet, noch verſöhnt,
Zeit, Lenkerin, wenn wir uns falſch regiert!
Du, die allein nur recht philoſophirt,
Denn Alles außer ihr ſind Grübelei'n,
Zeit, die ſtets abträgt, und doch nie verliert,
Zeit, Rächerin! Eins wolle mir verleih'n,
Du ſiehſt mich Herz und Hand und Auge jetzt dir weih'n.

Bei dieſem Wrack, bei dieſem Hochaltar,
Bei dieſes Tempels göttlicher Zerſtörung,
Bring' ich bei würd'gern Gaben meine dar:
Verlebte Jahre, Leiden und Bethörung:
War je ich ſtolz, verſage mir Erhörung! —
Doch trug ſein Glück beſcheiden dieſes Herz,
Fühlt gegen Haß es Stolz nur und Empörung:
O dann vergönne, daß ich nicht zum Scherz
Dies Schwert im Buſen trag' — trifft Andre denn kein Schmerz?

Tönt meine Stimme jetzt, ſo iſt es nicht,
Weil ich vor Einſterduldetem erbebe,
Es rede, wer verzagt ſah mein Geſicht,
Wie auch der Kampf die Seele mir umwebe!
Dies Blatt iſt's, das zum Denkmal ich erhebe!
Nicht in den Lüften wird mein Wort verhallen:
Wenn ich als Aſche ſchon und Staub verſchwebe,
Wird mein Prophetenwort als wahr erſchallen
Und meines Fluches Berg auf Menſchenhäupter fallen.

Vergebung ſoll der Fluch ſein! Hab ich nicht —
O Erd' und o ihr himmliſchen Gewalten!
Hab' ich gekämpft nicht, wie der Tapf're ficht?
Hab' ich unſäglich Weh nicht ausgehalten?
War glühend nicht mein Hirn, mein Herz geſpalten,

Hoffnung und Ruf vergiftet, wie mein Leben? —
Wohl trotzt' ich der Verzweiflung Wahngeſtalten,
Weil nicht an mir dieſelben Stoffe kleben,
Die in den Seelen, die ich überrage, weben.

Ich lebte doch — und lebte nicht vergebens;
Mag auch die Gluth aus Geiſt und Adern ſchwinden;
Zerfall' im Schmerz die Form auch meines Lebens! —
Etwas in mir kann nimmermehr erblinden,
Das meinen Odem ſcheidend noch wird binden,
Etwas, das irdiſch nicht und nicht zu ahnen,
Wie Töne ſich aus ſtummer Harfe winden.
Wird einſt beſänftigend ſich Wege bahnen
Und manch' verſteintes Herz an Reu' und Liebe mahnen.

Hier im Vaterlande der bildenden Künſte treten ihm deren Schöpfungen in ihrer höchſten Vollendung entgegen und erſchließen ſeiner Muſe ein neues, herrliches Gebiet.

St. Peter's Dom, das Grabmal der Metella, die Wunder des Vaticans, Laocoon und vor Allem der Gott des Lebens, des Lichtes und der Poeſie erheben ſein Gemüth zu ernſter Feier und in dieſer göttlichen Verklärung des Menſchlichen erblickt er das erlöſende Moment der Kunſt.

Wenn auch Prometheus einſt vom Himmel ſtahl
Die Flammengluth, die in uns brennt, entband
Uns von der Schuld doch jenes Künſtlers Wahl,
Der dieſen Marmor dichteriſch umwand
Mit ew'gem Glanz! — Formt ihn auch Menſchenhand,
Ward er doch nicht von Menſchengeiſt erſonnen.
Ihn weihte ſelbſt die Zeit, kein Löckchen ſchwand,
Die Jahre ſind ohnmächtig d'ran verronnen,
Noch haucht dieſelbe Gluth, die er dereinſt gewonnen.

In Nemi's waldumkränzten Dorfe ſchließt er ſeine Pilgerfahrt, noch eine Thräne weihend der Fürſtentochter ſeines Vaterlandes, welche in Jugendfülle des Todes kalte Hand dahingerafft und

den letzten Blick dem Ocean, dem geliebten Freunde seiner Jugend zuwendend, dem einzig Unveränderlichen und ewig Gleichen, dem nie Bezwungenen, dessen tiefblaue Fluthen zu seinen Füßen anrollen herrlich wie am ersten Tage der Schöpfung.

Die erhabene, vollendet schöne Dichtung dieses letzten Gesanges unterscheidet sich aber insbesondere durch ein tief im Innern des Dichters begründetes Moment von den drei frühern Gesängen des Childe Harold. In diesen kommt uns der volle Erguß der ganzen, ungetheilten Seelen- und Gemüthsstimmung des Dichters entgegen, während wir im letzten Gesange nur die Eine und zwar die dem Höheren und Idealen zugewandte Seite einer doppelt in sich getheilten Natur erblicken. Höchst bedeutsam ist es daher, daß in diesem Gesange das Subjektive, der Ausdruck der individuellen Gefühlsrichtung des Dichters zurücktritt und theils einer rein objektiv gehaltenen Darstellung Raum gibt, theils nur durch das Medium der Eindrücke, welche Kunst und Alterthum im Geiste des Dichters erwecken, zur Erscheinung gelangt.

Aber auch die Anschauungen, Stimmungen und Gefühle, welche seine damalige Lebensweise zu Venedig mit sich brachte und die durch das erhabene Pathos des Childe Harold nothwendig ausgeschlossen waren, mußten nach dem Naturell des Dichters poetische Gestalt und Verkörperung finden und so entstand Beppo, ein satyrisch-komisches Epos, im leichtesten Style, in dessen Helden wir wohl mit Recht unsern Dichter und seine damalige Geliebte, eine Frau aus den mittleren Ständen Venedigs, erkennen.

So geringer Werth dem Inhalte dieses Gedichtes zukommen mag, so bedeutend ist der Fortschritt in der poetischen Form, welchen der Dichter durch dasselbe bekundet hat, indem er für sich und für die englische Dichtung ein neues Feld durch Ueber-

tragung des italieniſchen Converſationstones und der ottave rime in's Engliſche eroberte; hiezu kommt ſeine hier zum erſtenmale bewieſene Meiſterſchaft in Behandlung des „komiſch-heroiſchen“ Styls, welche dieſem Gedichte ganz beſondern Reiz verleiht.

Dieſer der engliſchen Poeſie eigenthümliche, im Deutſchen ſelten oder niemals mit Glück nachgeahmte Styl bildet in dem zunächſt begonnenen Werke unſers Dichters, in dem viel geſcholtenen und dennoch unendlich genialen Don Juan, die vermittelnde Grundlage für die kontraſtirendſten Situationen und Gefühle und verbindet hier, freilich nicht ohne mitunter zu verletzen, das Schöne und Erhabene und die ſüßeſten Töne der Liebe mit dem Häßlichen, dem Frivolen und dem bitterſten Hohne, welcher jemals in einem Gedichte draſtiſch und derb ausgeſprochen worden iſt. Dieſe großartig angelegte Dichtung, welche ungeachtet der ſechszehn umfangreichen Geſänge, die ſie umfaßt, dennoch unvollendet blieb, begleitete Byron bis an's Ende ſeiner poetiſchen Laufbahn. Wenn es ohnehin ſchwer iſt, Plan und Idee einer unvollendet gebliebenen poetiſchen Schöpfung mit Sicherheit zu beſtimmen, ſo iſt dies bei den innerlich nur loſe unter ſich verbundenen Geſängen des Don Juan faſt ganz unmöglich. Die wechſelvollen Schickſale des Helden oder vielmehr Trägers des Gedichtes, welcher in Spanien das Licht der Welt erblickt, ſchiffbrüchig auf eine griechiſche Inſel geſchleudert, von da in türkiſche Sclaverei verkauft wird, aus dieſer aber entflieht und als Freiwilliger in einem ruſſiſchen Belagerungsheere ficht, die Neigung der Czarin Katharina gewinnt und endlich von ihr als Geſandter nach England geſchickt wird, — dieſe Schickſale, welche Don Juan ſchon erlebt hat, ehe er noch in das männliche Alter getreten iſt, laſſen keinen Schluß darauf zu, was aus ihm und der Dichtung geworden ſein würde, wenn Byron Stimmung und Luſt zu ihrer Vollendung behalten hätte. So

ist dieselbe ein Torso geblieben, dessen wundervolle Schönheit durch so manchen Makel entstellt wird, wenn auch das verdammende Urtheil, welches sofort nach dem Erscheinen der beiden ersten Gesänge laut wurde und auch heutzutage von seiner Heftigkeit noch nicht das Geringste verloren hat, theils auf einem beschränkten, theils auf einem pharisäischen Standpunkte fußt. Der moralisirenden Kritik, welche schon über diese beiden Gesänge Zeter schrie, den Geistlichen, welche gegen diese Dichtung in den Kirchen predigten und dem Hofdichter Southey, der sie den Gerichten zur Einschreitung empfahl, hätte der Dichter füglich das Schiller-Göthe'sche Xenion zurufen können:

> Richtet den herrschenden Stab auf Leben und Handeln, und lasset Amor'n, dem lieblichen Gott, doch mit der Muse das Spiel.

Allein diese maßlosen Angriffe, so sehr sie ihn auch erbitterten und ihn für einige Zeit die Freude an poetischer Produktion verkümmerten, würden Byron doch niemals dazu vermocht haben, das begonnene Werk zu unterbrechen, wenn nicht ein Ereigniß hinzugetreten wäre, welches bald einen fast ausschließlichen Einfluß auf die wenigen noch übrigen Jahre seines Lebens gewann.

Der begeisterte Sänger der Liebe sollte noch vor seinem frühen Ende das längst nicht mehr gehoffte Glück einer gegenseitig leidenschaftlich erwiderten, schwärmerischen Zuneigung mit allen ihren unnennbaren Freuden und Qualen kosten und alle Gefühle im realen Leben durchempfinden, welche er bisher nur in der Begeisterung idealen Schaffens geahnt und erlebt hatte. Denn unerwartet und plötzlich umschlangen die innigsten Bande glühender Liebe ihn und ein weibliches Wesen, das in reichem Maße mit denjenigen Vorzügen und Reizen begabt war, welche man mit seltenen Ausnahmen nur in den Schöpfungen der Poesie oder Kunst vereinigt findet.

Teresa, die Tochter des Grafen Ruggiero Gamba, war in einem italienischen Kloster erzogen worden, das sie, neunzehn Jahre alt, verließ, um mehr nach dem Wunsche ihrer Eltern als nach eigener Wahl die Gemahlin des bereits zum zweitenmale verwittweten Grafen Guiccioli zu werden, eines Mannes, der bereits das sechszigste Lebensjahr überschritten hatte und diejenigen Vorzüge des Geistes und Herzens entbehrte, welche den Unterschied des Alters hätten vergessen lassen können. Eitel auf den Besitz einer Gemahlin, deren ausnehmende Schönheit allgemeine Aufmerksamkeit erregte, führte er diese selbst gegen ihre eigene Neigung in die glänzenden Zirkel des venetianischen Adels ein und hier fand ihr erstes Zusammentreffen mit Lord Byron statt. Ungerne und nur aus Gefälligkeit gegen die Dame des Hauses — so erzählt Gräfin Guiccioli selbst — ließen sich beide einander vorstellen; aber „sein edles, überaus schönes Gesicht, der Ton seiner Stimme, seine edlen Manieren und der tausendfältige Zauber, welcher ihn umgab, machten ihn zu einem Wesen, das über Alles, was sie gesehen hatte, hoch erhaben war" und darum den tiefsten Eindruck auf sie machte und Gefühle in ihr erweckte, welche ihr bis dahin unbekannt geblieben waren.

Nicht minder plötzlich, unwillkürlich und gewaltig fühlte sich Lord Byron ergriffen. Gleich einer herrlichen Blüthe, welche sich zum ersten Male den Strahlen der liebenden Sonne erschließt, trat ihm hier die weibliche Natur in ihrer ganzen Reinheit und Lieblichkeit entgegen, unberührt von der zerstörenden Hand der rauhen Außenwelt, welche so häufig den Zauber einer unbefangenen, sich selbst beinahe unbewußten Unmittelbarkeit der Gefühle vernichtet und Reflexion oder wohl gar das unleidentliche Zerrbild künstlicher Naivetät an die Stelle des unverhüllten Ausdrucks tiefer Empfindung treten läßt.

Byron, der erfahrene Kenner des weiblichen Herzens, erfaßte die ganze Größe jener edlen Leidenschaft, welche ihn mit beben-dem Glücke erfüllte. Bange schrak er vor den Leiden zurück, welche dieselbe über das heißgeliebte Weib bringen konnte, ja nach weltkluger Erfahrung bringen mußte. Von allem Anfange an kämpfte er gegen die Gefühle der eigenen Brust. Er wollte entfliehen; wollte nach England zurückkehren und einer Liebe entsagen, von welcher er wohl wußte, daß es die schönste, daß es aber auch die letzte seines Lebens sei. Zweimal hatte er nach schwerem Kampfe sein Herz bezwungen und stand auf dem Punkte, Italien zu verlassen; beide Male hielt ihn die Nach-richt von der tödtlichen Erkrankung der Gräfin zurück und dringende Bitten der Grafen Guiccioli und Gamba riefen ihn an das Krankenbette der Geliebten, welche nur durch seine Ge-genwart ermuthigt, gehoben und gerettet werden konnte.

Aber die Leiden und Gefahren, welche er geahnt und vor-hergesehen hatte, sollten nur zur bald mit aller Wucht über das liebende Paar hereinbrechen. Denn Graf Guiccioli, welcher diese leidenschaftliche Liebe, die unter seinen Augen zu unbesieg-barer Stärke emporgewachsen war, anfänglich aus Eitelkeit be-günstigt hatte, verlangte nun plötzlich, daß seine Gemahlin alle Verbindung mit Lord Byron abbreche und sich in jeder Be-ziehung seinen eigenen, harten und willkürlichen Vorschriften unterwerfe. Und als die Gräfin, entschlossen für ihre Liebe den Kampf gegen eine Welt zu wagen, nach unendlichen Mühselig-keiten mit Hilfe ihrer Familie die Trennung ihrer Ehe vom päpstlichen Stuhle erwirkt hatte, wurde sie sammt den Ihrigen das Ziel neuer heftiger Verfolgungen, welche von anderer Seite her ausbrachen. Die verunglückte neapolitanische Revolution des Jahres 1821 hatte auch im Kirchenstaate schwere Stürme gegen den Bund der Carbonari heraufbeschworen, welchem ihr Vater

und ihr Bruder im Stillen angehörten; wohl aber würde der Rang und das Ansehen der Familie Gamba im Stande gewesen sein, sie vor harten Maßregeln zu bewahren, hätte nicht der ungemeine Einfluß, welchen Lord Byron durch Leutseligkeit und außerordentliche Liberalität auf das Volk von Ravenna gewonnen hatte, den Argwohn der Regierung in ganz besonderem Maße erweckt. Um ihn zu entfernen, erfolgte das Urtheil, welches die ganze Familie aus ihrer Vaterstadt verbannte. Vergebens bot Byron noch fünf Monate lang zu Ravenna den Gefahren Trotz, welche ihn umlauerten und erst als er alle Mittel, die Zurückberufung seiner Freunde zu erwirken, erschöpft sah, verließ auch er die ihm so lieb gewordene Stadt, um ihr kummervolles Exil zu theilen. Nachdem er lange mit ihnen von Stadt zu Stadt herumgeirrt war, fanden sie endlich zu Genua ein ruhiges Asyl und hier lebte er mit ihnen bis zu seiner verhängnißvollen Abreise nach Griechenland in der vertrautesten Gemeinschaft.

Die Schöpfungen dieser letzten, stürmisch bewegten Periode seiner dichterischen Laufbahn gehören zum größten Theile der dramatischen Poesie an. Wohl entfaltete im Anfange derselben auch sein lyrisches Talent neue herrliche Blüthen, wie insbesondere in den tief ergreifenden „Stanzen an den Po", allein bald trat es mehr und mehr in den Hintergrund; auch besitzen wir kein Gedicht aus jener Zeit, welches die Erlebnisse und Gefühlsrichtungen des Dichters in jener Totalität abspiegelte, wie wir dies in den drei ersten Gesängen des Childe Harold wahrgenommen haben. Auf Irrthum beruht die von Einigen ausgesprochene Ansicht, Byron habe im Don Juan ein „ähnliches Spiegelbild seines äußern und innern Lebens" geben wollen; denn hier bietet sich zwar, und namentlich in den letzten Gesängen, der Ausdruck der negativen Richtung seiner Welt und

Lebensanſchauung, keineswegs aber eine Darſtellung ſeines Lebens, ſeiner Schickſale und der poſitiven, den höchſten Idealen zugewendeten Seite ſeines Weſens dar.

Wir haben bereits angedeutet, daß dieſe Dichtung bald nachdem er mit der Gräfin Guiccioli bekannt geworden war, in's Stocken gerieth. Die zartfühlende Dame, obwohl nur durch das Gerücht mit dem Inhalte derſelben bekannt, hatte ihm das Verſprechen abgenommen, dieſelbe nicht weiter fortzuſetzen und was das verdammende Urtheil der Welt nie vermocht hätte, gelang mühelos dem Wunſche der geliebten Frau. Byron hielt mit ſeinem Werke inne und ſetzte dasſelbe erſt dann fort, als er hiezu nicht ohne Mühe die Erlaubniß von der Gräfin ſelbſt erlangt hatte.

Ueberhaupt kann der Einfluß dieſes edlen Weibes auf unſern Dichter auch in poetiſcher Hinſicht nicht hoch genug angeſchlagen werden. Sie folgte ſeinen Schöpfungen mit dem Intereſſe und der Begeiſterung der Liebe; ſie machte ihn mit der Literatur ihres Vaterlandes, mit dem von ihr hoch gefeierten und verehrten Dante und mit Alfieri beſonders in ſprachlicher Beziehung vertrauter, als je ein Fremder geworden iſt und ihrer Bitte verdanken wir das größere Gedicht „Dante's Prophezeihung," in welchem im erhabenſten Style die terza rima des Italieners in engliſcher Sprache nachgeahmt iſt.

In der halb komiſchen Erzählung „Mazeppa", einem Gedichte, welches ſich der Form nach den epiſch lyriſchen Erzählungen anreiht und wenige Tage nach ſeinem erſten Zuſammentreffen mit der Gräfin entſtand, erkennen wir vornehmlich den Zauber, welchen ihre außerordentliche Schönheit auf ihn ausgeübt; denn ihr Bild iſt es, welches der alte Koſakenhetman in begeiſterter Schilderung von ſeiner Thereſe entwirft; in den Dramen dagegen iſt es die Hoheit der Seele, die edle Hingebung

und Aufopferung der Geliebten, welche mehr als alle Reize der äußern Erscheinung seine Begeisterung erwecken und ihn Frauengestalten schaffen lassen, wie sie noch keine Dichtung lieblicher und zugleich erhabener hervorgebracht hat.

Die Heldinnen der früheren und besonders der episch-lyrischen Gedichte sind Frauen oder Mädchen aus der Levante, deren ganzes Wesen von dem mehr instinktartigen als klar selbstbewußten Gefühle der Liebe erfüllt ist; treu dem Charakter des Orients mangelt ihnen bei aller Lieblichkeit die Energie freier, bewußter Selbstbestimmung und scharf ausgeprägter Individualität; es ist gewissermaßen nur ein Leben der Gattung, das sie führen und gleich Blumen vom Froste berührt sinken sie stumm und thatenlos dahin, wenn ihrer Liebe Gefahr und Untergang droht. Nicht so die Heroinen der dramatischen Dichtungen Byrons.

Lieblich und zart wie Shakespeare's Julie, erhaben wie die Antigone des Sophokles, verbinden sie die zarteste Weiblichkeit mit jenem hochherzigen Muthe, der die Größe der Gefahr mit klarem Blicke überschaut und dennoch den Kampf, das Leid und den Tod ohne Beben mit dem Geliebten zu theilen bereit ist. So tritt Angiolina für den verurtheilten Dogen Faliero vor die richtende Junta, so folgt Myrrha dem Sardanapal in den Flammentod, Adah dem fluchbeladenen Cain in ein jammervolles Exil, Marina ihrem theuren Foscari unter die Bleidächer von Venedig.

Die dramatischen Gedichte Byrons zerfallen, wenn wir den bereits erwähnten „Manfred" und das Fragment „des Missgestalteten Verwandlung" ausnehmen, in zwei Hauptgruppen: in die heroischen Dramen „Marino Faliero", „Sardanapal", „die beiden Foscari" und „Werner" und in die, vom Dichter nach älteren Mustern als „Mysterien" bezeichneten Dichtungen „Himmel und Erde" und „Kain", welche letzteren auf der Grundlage biblischer Ueberlieferung und jüdischer Legende beruhen und dem

Dichter Gelegenheit bieten, den Widerſpruch der altteſtamentlichen Tradition und ihrer Gottes-Idee mit der Lehre von einem alliebenden und gerechten Schöpfer in höchſt genialer Weiſe zur Darſtellung zu bringen. Wie ſich in den heroiſchen Dramen in der Wahl des Stoffes, in Diktion und Charakterzeichnung eine unläugbare Verwandtſchaft mit Schiller erkennen läßt, ſo finden ſich in den Myſterien und in „des Mißgeſtalteten Verwandlung“ die titaniſchen und ſkeptiſchen Elemente des „Fauſt“ in eigenſter Auffaſſung und Geſtaltung, ohne daß jedoch an eine abſichtliche Nachahmung der Göthe'ſchen Dichtung zu denken wäre. Keines von Byron's dramatiſchen Gedichten war jemals für die ſceniſche Darſtellung beſtimmt; dennoch wurden ſie zum größten Verdruß des Dichters auf die Bühne gebracht, fanden aber, wie er vorhergeſehen hatte, keine günſtige Aufnahme bei'm Publikum, dem alle Genialität die Bühnengerechtigkeit nicht zu erſetzen vermochte, gegen welche Byron unter ſtrenger Beobachtung des Geſetzes der drei Einheiten abſichtlich hart verſtoßen hatte.

Wir übergehen die ſatyriſchen Gedichte jener Periode, von welchen wir den dramatiſchen Scherz „die Blauen“, die „Erſcheinung des Gerichts“, „das eherne Zeitalter“ und den „iriſchen Avatar“ nur erwähnen und wenden uns zu der letzten größern Dichtung Byrons, welche unter dem Titel „die Inſel“ und in der Form der epiſch-lyriſchen Erzählungen die auf hiſtoriſcher Grundlage beruhende Darſtellung einer Schiffsempörung und ihrer Folgen, enthält.

Der Kapitän, welchen die Empörer mit wenigen ſeiner Getreuen in einem Boote ausgeſetzt haben, kehrt bald darauf von Kriegsſchiffen begleitet zurück, um die Rebellen zu beſtrafen. Auf den Inſeln der Südſee, wohin ſie ſich geflüchtet, werden ſie von ihm mit überlegener Macht angegriffen und nach verzweifelter

Gegenwehr aufgerieben. Nur ein Jüngling, der kaum das Knabenalter überſchritten hat, wird von ſeiner Geliebten, einer jungen Eingeborenen, gerettet. Jubelnd begrüßen die Inſulaner das liebende Paar:

Auf allen Bergen ſieht man Feuer ſteigen,
Und lodern bei den nächtlich frohen Reigen,
Dem Gaſt zu Ehren, dem nun Glück und Frieden
Nach ſchwer erduldeter Gefahr beſchieden,
Und Tage folgten, ſolcher Seligkeit,
Wie ſie nur eine junge Welt verleiht.

Bedeutſam iſt dieſes letzte erzählende Gedicht Byron's das Erſte und Einzige, welches die Liebenden dem drohenden Untergange entrinnen läßt und ſo zu einem heitern Schluſſe führt; wir glauben deshalb in demſelben die eigene liebſte Hoffnung des Dichters ausgeſprochen zu ſehen, den gerade zu jener Zeit der Gedanke beſchäftigte, der alten Welt auf immer Lebewohl zu ſagen, ſelbſt ſeinen Namen zu verändern und im ſüdlichen Amerika nur ſeiner Liebe zu leben. Die Nachricht von dem ſinkenden Anſehen des Diktators Bolivar vereitelte den Plan dieſes Stilllebens, weil Byron nicht wagen durfte, ſeine geliebte Tereſa einem Lande anzuvertrauen, welches noch unter heftiger Gährung nach politiſcher Ordnung und Geſtaltung ſtrebte. Wie ſo häufig in ſeinem Leben, ſo eilte Byron auch jetzt wieder von Extrem zu Extrem; denn bald gewann in ihm der edle Drang, den Unterdrückten beizuſtehen und ſein Leben dem Kampfe der Freiheit zu weihen, die Oberhand über die Sehnſucht nach einem ruhigen Liebesleben.

Der Befreiungskampf der Griechen war in ein Stadium getreten, das ſeine höchſte Begeiſterung erregte.

Die Berichte deutſcher Freiwilliger, welche aus dem Kampfe als Invaliden heimkehrten und die Mittheilungen des philhelleniſchen

Comité zu London bestimmten, seinen Entschluß an dem Befreiungswerke Theil zu nehmen und nicht allein seine inzwischen höchst bedeutend gewordenen Einkünfte dem edlen Zwecke zu opfern, sondern auch während der Zeit der größten Noth persönlich die Mühen und Gefahren des hellenischen Volkes zu theilen. Nur Eines kostete ihm schwere Ueberwindung. Denn so lange er diesem hohen Ziele folgte, mußte er sich von der Gräfin Guiccioli trennen, welche zwar von glühendem Verlangen beseelt war, an seiner Seite jeder Gefahr in's Auge zu blicken, die er aber unmöglich in ein Land führen durfte, das allen Gräueln eines Guerilla-Krieges unter halbbarbarischen Völkern preisgegeben war. Nach hartem Kampfe und unter trüben Ahnungen verließ er, begleitet von dem Bruder der Gräfin, dem Grafen Pietro Gamba, am 13. Juli 1823 Italien, und segelte zum zweiten Male nach dem theuren Lande der Hellenen. Die Morgenröthe der Freiheit, die er schon im zweiten Gesange seines Childe Harold prophetisch verkündet hatte, war für die Griechen angebrochen und er eilte, sie mit ihnen zu begrüßen.

Von nun an war sein ganzes Wirken und Streben nur dem Dienste der edlen Sache, der er sich hingegeben hatte, geweiht. Seine Genialität und liebende Aufopferung bewährte sich auch hier, wo es galt, die durch leidenschaftlichen Haß zerrissenen Parteien der Hellenen zu versöhnen, zügellose Banden zu einem regulär organisirten Heere zu vereinigen und die Civilisation, sowie den moralischen Muth des kämpfenden Volks zu heben. Der Dichter war ein Mann der That geworden, der die Leyer mit dem Schwerte vertauscht hatte. Den Musen hatte er entsagt und nur am 22. Januar 1824, seinem 36. Geburtstage, überreichte er den Freunden, welche ihn umgaben, folgende Strophen, in denen sich das edelste Streben zugleich mit der schwermüthigsten Resignation ausspricht:

Zeit wär's, daß unbeweglich bliebe
Dies Herz in der Verbannung Joch,
Doch ob auch Niemand mehr mich liebe,
Ich liebe doch.

Mein Leben ſteht im gelben Laube,
Der Liebe Blüth' und Frucht iſt hin,
Da ich dem Sturm, dem Gram zum Raube
Auf immer bin.

Die Gluth, auf die mein Sein begründet,
Iſt tief vulkaniſcher Natur,
Nicht Fackeln zündet ſie, — ſie zündet
Den Holzſtoß nur.

Furcht, Hoffnung, eiferſüchtig Streben,
Der Liebe Wundermacht und Pein
Verſchwand und ließ mir für das Leben
Die Kett' allein.

Doch hier ſind alle Klagen eitel,
In die ſich meine Seele barg,
Wo Ruhm bedeckt des Helden Scheitel
Und ſeinen Sarg.

Ich ſehe Griechenlands Gefilde,
Schwert, Banner in dem ſchönſten Licht,
Der Sparter, todt auf ſeinem Schilde
War freier nicht.

Wach' auf! — nicht Hellas, längſt Erwachtes! —
Wach' auf mein Geiſt, denk' wer dein Blut
Geſtärkt und zieh' in neu entfachtes
Gefecht voll Muth!

Laß nicht von Lüſten dich umfächeln,
Halt' männlich deine Seele rein;
Gleichgiltig muß der Schönheit Lächeln
Und Groll dir ſein!

Reut dich die Jugend, warum leben?
Stirb in dem Land, wo's rühmlich Brauch,
In Kampf und Schlachten aufzugeben
Den letzten Hauch!

Such dir, was Krieger finden wollen,
Ein Heldengrab, grün übermooſt,
Schau um dich, wähle dir die Schollen
Und ſtirb getroſt!

Es war ſein Schwanenlied und ſchon am 19. April 1824 hatte ihn unerwartet ein hitziges Fieber zu Miſſolunghi dahingerafft. —

Mögen immerhin Parteihaß und blöde Beſchränktheit ſeinen Rang unter den edelſten und größten Genien, die Europa jemals hervorgebracht hat, beſtreiten; dennoch wird der einfache Stein in der Kirche zu Hucknall, welcher ſeinen letzten Ruheort bezeichnet, auch dann noch lange ein Heiligthum für die gerechtere Nachwelt bleiben, wenn ſeine Feinde und Verfolger ungeachtet ihres Ehrenplatzes in Weſtminſter längſt von der Nacht unrühmlicher Vergeſſenheit bedeckt ſein werden.

Runen finniſcher Volkspoeſie.

Von Dr. Löſch.

Die Poeſie der Finnen iſt uns bis in die neueſten Zeiten ein verſchloſſenes Buch geblieben, und doch ſcheint unter dieſem Volke die Poeſie ſo heimiſch, wie unter irgend einem andern. Die Organiſation des ganzen Volkes ſcheint dazu geſchaffen und die reichen pitoresken Schönheiten ſeines Landes haben der natürlichen Anlage die mannichfaltigſte Entfaltung dargeboten. Morhof gab die erſte Probe finniſcher Volkspoeſie in der deutſchen Ueberſetzung eines Bärenliedes, 1682, Herder theilte in ſeinen Stimmen der Völker einige eſthniſche und lieviſche, Göthe in ſeinen lyriſchen Gedichten ein finniſches Liebeslied mit. Schröter war der erſte, der im Jahre 1834 eine Sammlung finniſcher Runen in deutſcher Ueberſetzung herausgab. Es datirt überhaupt das Bekanntwerden der finniſchen Nationalgeſänge aus nicht viel früherer Zeit. Das Verhältniß war ein ähnliches, wie in Hochſchottland. Die Geſänge waren vorhanden, ſie pflanzten ſich im Munde des Volkes fort, der Sohn erbte ſie vom Vater und hinterließ ſie ſeinen Kindern; es fehlte an einem Makpherſon, der die Gedichte ſammelte und die verborgenen Schätze hob. Dieſer Makpherſon war für Finnland Dr. Lönnrot, nachdem vorher Prof. Porthan der Volkspoeſie ſeine Aufmerkſamkeit zugewendet hatte und Dr. Topelius mit der erſten größern Sammlung

in den Jahren 1822—36 hervorgetreten war. Dr. Lönnrot durchwanderte Finnland und später die von Finnen bewohnten Strecken des Archangelschen Gouvernements und sammelte mit so glücklichem Erfolge, daß er ein National-Epos von dem Umfang des Ossian zu Stande brachte.

Die erste Ausgabe erschien 1835 und umfaßte in 32 Gesängen über 12,000 Verse. Die zweite Ausgabe vom Jahre 1849 war so an Umfang gewachsen, daß sie nunmehr in 50 Gesängen, über 22,000 Verse enthält. Dieses Epos führt den Titel Kalewala. Kalewala nämlich ist der alte Name für Finnland, von dem Stammvater der Finnen, Kalewa, also genannt. Jakob Grimm hat die Deutschen auf den hohen Werth dieser Dichtung aufmerksam gemacht und Anton Schiefner hat sie den Deutschen 1852 in einer trefflich gelungenen Uebersetzung erschlossen.

Ein neues Verdienst um finnische Volkspoesie hat sich für uns Deutsche im Jahre 1856 Dr. Jul. Altmann erworben, indem er eine kleine Sammlung finnischer Runen, d. h. finnischer Sinngedichte oder Gnomen herausgab, die durch ihren reichen Inhalt und ihre sinnige Tiefe ungemein ansprechen. Nebenbei sei gleich hier bemerkt, daß den Finnen das Wort Rune gleichbedeutend mit Gedicht ist und daß man daher an die Runenschrift und Runensteine der Skandinavier nicht zu denken hat. Unser heutiger Vortrag erstreckt sich blos über die von Schiefner übersetzte Kalewala, an welche wir später die von Altmann übersetzten Gnomen anreihen wollen.

Der Held der Kalewala ist Wäinämöinen, ich weiß nicht, soll ich sagen der Homer oder soll ich sagen der Apollo der Finnen; denn er ist Mensch, aber von göttlicher Abkunft und von übermenschlicher Dauer und übermenschlichen Kräften. Ihm zur Seite steht sein Bruder Ilmarinen, der Vulkan des Nordens und

unübertrefflicher Schmiedekünstler und endlich Lemminkainen, der Waffengenosse des Wäinämoinen. Der Hauptinhalt bewegt sich um die freundlichen und feindlichen Beziehungen der Finnen zu den Lappländern und um den Streit um ein geheimnißvolles Kleinod, den Sampo, der ursprünglich nichts weiter, als eine Getreidemühle war, aber bald wie der Gral im Parcival der Inbegriff aller Wohlfahrt und alles Glückes für das Volk wird, das in seinem Besitze ist. Dieser Sampo wird von dem Schmiedekünstler Ilmarinen geschmiedet und der Nordlandsmutter Louihi in Pohjola als Werbepreis für ihre Tochter geboten. Die Tochter wird ihm nach mehreren anderen schweren Proben, die er bestehen muß, zur Gattin, als aber nach ihrem Tode sich Feindschaft zwischen beiden Völkern entspinnt, entsteht nun der heiße Kampf um den Sampo, der zuletzt von den Finnen erbeutet, aber von der Nordlandsmutter zerstört und ins Meer versenkt wird, so daß die Finnen nur die Trümmer retten, aber durch die bloßen Trümmer ihrem Lande Glück und Heil und Fruchtbarkeit sichern. Dieses, der Hauptinhalt des Gedichtes, das mit zahlreichen andern Geschichten und Sagen durchwebt ist, durch deren Aufzählung wir unsere Leser nur ermüden würden und die sie viel besser und lebensfrischer aus dem Gedichte selbst kennen lernen. Neben diesen Geschichten zieht sich durch's ganze Epos die Absicht durch, die Poesie zu verherrlichen. Wäinämoinen ist der Hauptheld der Dichtung. Die ganze Geschichte seines Lebens bis zu dem Scheiden aus seinem Volke ist in dem Epos niedergelegt. Die schöne Tochter der Lüfte, die Mutter der Gewässer hat ihn geboren, nachdem sie ihn 30 Jahre lang in ihrem Schooße getragen; 8 Jahre lang birgt ihn noch das Meer in seinen Fluthen, bis er an's Land tritt. Wie einst, als die Göttin der Schönheit aus den Fluthen an die Gestade von Cypern stieg, die Ufer mit dem reichsten Blumenschmuck sich

bekleideten; ſo als Wäinämoinen auf die noch öde Erde tritt. Sie bekleidet ſich mit Bäumen und Gewächſen, in der üppigſten Fülle; er lichtet aber die dichten Waldungen, macht das Land urbar und ſäet die Gerſte. Wie er hiedurch der Wohlthäter des Menſchengeſchlechtes geworden iſt, wurde er noch berühmter durch ſeine Geſänge

Wäinämoinen, alt und wahrhaft,
Lebte um ſein liebes Leben
Auf den Fluren von Wäinölä,
Auf den Flächen Kalewalas,
Sang dort ſeine lieben Lieder,
Sang beſtändig voller Weisheit.

Sang von einem Tag zum andern,
Nahm die Nächte ſelbſt zu Hilfe,
Sang Geſchichten alter Zeiten,
Sang den Urſprung aller Dinge,
Was die Kinder nimmer können,
Nicht ein jeder Held verſtehet;
Jetzt in dieſen ſchlimmen Zeiten,
Bei dem ſinkenden Geſchlechte.

Weithin hörte man die Nachricht,
Weit verbreitet ſich die Kunde
Von dem Liede Wäinämoinens,
Von dem Sang des ſtarken Helden;
Hin nach Süden bringt die Nachricht,
Nach dem Nordland kommt die Kunde.

Er erfindet die Kantele, die Lyra des Nordens, und bildet ſie zuerſt aus dem Backenknochen eines Hechtes, und als ihm dieſe verloren gehet, aus dem Holz einer Birke. So iſt er nicht nur der Liebling ſeines Volkes bei allen feſtlichen Gelegenheiten geſucht und herbeigerufen und bei allen ſchwierigen Unternehmungen um ſeiner Weisheit willen zu Rathe gezogen; er führt einem Tyrtäus gleich die Seinigen zu Kampf und Sieg; er übt, ein

zweiter Orpheus, zauberiſche Gewalt nicht blos über die Thiere, ſondern auch über die lebloſe Natur.

Als der alte Wäinämoinen
Da auf ſeiner Harfe ſpielte,
Stark von Hand und weichen Fingers,
Seinen Daumen auswärts krümmte,
Da ertönt das Holz der Birke,
Klinget laut die reich belaubte.
Berge ſpringen, Blöcke krachen,
Ganze Felſen ſelber dröhnen,
Steine berſten auf den Fluthen,
Kies ſelbſt ſchwimmet in dem Waſſer,
Fichten waren voller Freude,
Stämme hüpften auf der Haide.

Alle Frauen Kalewalas
Eilen fort von ihrem Nähen,
Dorthin gleich wie mit dem Strome,
Stürzen hin gleich einem Fluſſe,
Junge Weiber munter lachend,
Froher Laune jede Wirthin,
Um das Spiel mit anzuhören,
Um die Freude anzuſtaunen.

Wie viel Männer nahe waren,
Standen, in der Hand die Mütze,
Wie viel Weiber nahe waren,
Hielten ihre Hand zur Wange;
Thränend ſind der Mädchen Augen,
Auf der Erde knieen die Knaben,
Lauſchen auf der Harfe Töne,
Staunen ob des freud'gen Klanges,
Reden wie mit einem Munde,
Sprechen wie mit einer Zunge:
„Niemals iſt zuvor gehöret
Solch ein Spielen voller Anmuth,
Nie, ſo lang die Zeiten dauern,
Nie, ſo lang das Mondlicht ſtrahlet.

Tönte weit das ſchöne Spielen,
Tönte über ſechs der Dörfer,
Gab daſelbſt kein einz'ges Weſen,
Das zu hören nicht gekommen,
Dieſes Spielen voller Anmuth,
Dieſes Tönen auf der Harfe.

Alle Thiere in dem Walde
Fallen nieder auf die Krallen,
Um die Harfe anzuhören,
Um die Freude anzuſtaunen;
Alle Vögel in den Lüften
Laſſen ſich auf Zweige nieder,
Waſſerfiſche jeder Gattung
Nähern ſich dem Meeresſtrande,
Würmer kommen aus der Tiefe
Auf der Erde Staub gekrochen,
Wundern ſich und hören fleißig
Auf das Spielen voller Anmuth,
Auf die Freude von der Harfe,
Auf das Drehen Wäinämoinens.

Einmal als er ſpielte, geſchah es gar, daß die Töne ſeiner Harfe

Zu des Mondes Stube drangen,
Zu der Sonne Fenſter klangen.
Kam der Mond aus ſeiner Stube,
Schritt zum Stamme einer Birke;
Aus der Burg kommt auch die Sonne,
Setzt ſich in der Tanne Wipfel,
Um das Harfenſpiel zu hören,
Um die Freude anzuſtaunen.

Und ſie waren ſo ins Hören verſunken, daß die böſe Nordlandswirthin Louihi ſie gefangen nahm und in einen Felſenberg ſperrte; woraus natürlich großes Ungemach entſtand, bis es endlich gelang, ſie wieder frei zu machen.

Aber auch praktiſchen Nutzen ſchaffen die Geſänge Als Wäinämoinen der Schlitten zerbricht und ihm Holz fehlt, einen andern zu bauen, ſingt er

Einen blauen Hain zum Vorſchein,
Eben Eichen in dem Haine
Und gar ſchlanke Ebereſchen.

Als er das Meer befahren will und ihm ein Boot fehlt

Zimmert er ſein Boot mit Zauber,
Baut den Nachen mit dem Sange
Aus den Stücken einer Eiche,
Aus den Trümmern eines Baumes.
Singt ein Lied und fügt den Boden,
Singt ein zweites, ſetzt die Seiten,
Singet dann zum dritten Male,
Haut dabei die Ruderplöcke,
Machet feſt der Rippen Enden,
Fügt zuſammen ihre Seiten.

Ja ſein Waffengefährte Lemminkainen leiſtet nichts Geringeres

Drauf begann nun Lemminkainen,
Er, der Muntre, friſch zu ſingen,
Ließ im Hofe Ebereſchen,
Eichen auf der Flur entſtehen,
Eben Zweige an den Eichen,
Eicheln drauf an jedem Zweige,
An den Eicheln goldne Rollen;
Einen Kuckuck an der Rolle,
Wenn der Kuckuck rufen wollte,
Schäumte Gold ihm aus dem Schnabel,
Floß das Kupfer von den Seiten,
Kam herabgerauſcht das Silber
Zu den Gold bedeckten Hügeln,
Zu den ſilberreichen Bergen.

Ja er weiß mit ſeinen Leidern ſogar auch den Gaumen zu befriedigen:

Darauf singet Lemminkainen,
Als zur Stube er gekommen,
Zauberte zum Vorschein Krüge
Auf des langen Tisches Kante,
Krüge, die mit Bier gefüllet,
Kannen mit dem Honigtranke,
Schüsseln, die gar schwer belastet,
Schaalen, die gefüllt bis oben;
Bier genug war in den Krügen.
Honigtrank in jenen Kannen,
Butter dort in großem Vorrath,
Schweinefleisch genug vorhanden
Zu der Speisung Lemminkainens,
Zur Befriedigung Kaukomielis.

Unser Held Wäinämoinen tritt zuletzt vom Schauplatz ab, aus Unzufriedenheit darüber, daß ein unbekannter Knabe zum König von Karelien geweiht wird; er singt sich ein Boot von Kupfer, zieht hinaus auf's Meer, bis an den Rand des Horizonts, wo sich Himmel und Erde berühren; seine Kantele und seine Gesänge aber hinterläßt er zur Freude und zum Troste seines Volkes. Er tröstet sich in der Ueberzeugung, daß er unvergessen bei seinem Volke bleiben wird:

Laß die liebe Zeit nur hingeh'n,
Tage geh'n und Tage kommen,
Man wird meiner schon bedürfen,
Nach mir schauen, nach mir blicken,
Daß ich nun den Sampo schaffe,
Daß ich nun das Spiel beginne,
Nun den Mond zum Himmel führe,
Frei die neue Sonne mache,
Da man ohne Mond und Sonne
Wohl sich nie der Welt erfreuet.

Nach diesem ganz flüchtigen Ueberblick über die uns vorliegende Dichtung fragen wir nach dem Alter derselben. Ihrem

Inhalte nach gehört sie ganz gewiß den ältesten heidnischen Zeiten an. Denn wir finden in der ganzen Dichtung auch nicht einen Anklang von christlichen Lehren oder christlichen Gebräuchen, bis auf den letzten Gesang, in welchem der Taufe erwähnt wird. Sonst durchaus Götterglaube, Glaube an Ukko, den Gott des Himmels, den Donnergott, Tuoni, Gott des Todes und des Unterreichs, Hüsi das böse Prinzip, den Gott des Verderbens, Atho, den Gott der Gewässer, außerdem Luftgötter, Meergötter, eine Sonnentochter, eine Mondtochter, eine Schmerzensjungfrau, eine Webegöttin, eine Mutter der Krankheiten, dann Riesen, Zauberer, Ungeheuer in Menge.

Eben so häufig das Segensprechen, das Verwünschen, die mancherlei Arten von Zauberei, von Verwandlungen und dergleichen altheidnischen Aberglauben. Wenn die Bekehrung der Finnen zum Christenthum in das Zeitalter Erich des Heiligen, also in die Mitte des 12. Jahrhunderts, gesetzt wird, so gehören die Sagen, die in diesen Dichtungen niedergelegt worden sind, einer ungleich früheren Zeit an. Aber ein anderes ist die Form, die fortschreitende Bearbeitung und Ausführung der Sagen; schon die wenigen Proben, die wir bisher gegeben haben, überzeugen uns durch ihre leichte, fließende, gefällige Sprache und Versifikation, daß wir Dichtungen vor uns haben, an deren Ausführung die folgenden Jahrhunderte höherer Civilisation und Bildung fortgearbeitet haben. Es ist hier offenbar ein ähnliches Verhältniß, wie mit Ossian. Die ursprünglich alten Sagen haben fortwährend neue Bearbeitungen gefunden und sind bei den gegenwärtigen Geschlechtern im Mund des Volkes in der Form aufbewahrt worden, in welcher der fleißige Sammler Lönnrot sie aufgefunden hat. Hätte Makpherson, als er mit seinem Ossian hervortrat, nicht an dem Mährchen sich vergnügt, Gesänge aus dem dritten Jahrhundert zu bieten, er hätte die

ſchweren Anklagen nicht zu erfahren gehabt, die ihn trafen. In unſerer Kalewala herrſcht zwar die weiche Sentimentalität, die ſüßliche Empfindſamkeit jener Dichtungen nicht vor, ſie ſind viel einfacher, viel natürlicher und markiger, aber die Spuren ſpäterer Ausbildung tragen dieſe Gedichte ſo gut, wie jene, an ſich.

Aus dieſem Umſtande erklärt ſich auch, wie unſere Dichtung auf der einen Seite die lieblichſten Bilder der Natürlichkeit, Einfachheit und Gemüthlichkeit uns vor Augen halten kann und auf der andern wieder in die aller ausſchweifendſten, ins Ungeheuerliche, alle Grenzen der Möglichkeit weit überſchreitenden Phantaſien ſich verirrt. Die treue Mutterliebe, das Glück der Tochter unter der Obhut der Mutter, die Verrichtungen der häuslichen Geſchäfte, die zwiſchen Freude und Bangigkeit getheilten Empfindungen der Braut, die Wehmuth des Abſchieds aus dem Elternhauſe, die Sehnſucht nach der Heimath und dem Vaterland, dann die Kühnheit des Mannes beim Anblick der Gefahren, die Siegesgewißheit im Kampfe, das feſte Vertrauen auf Ukko, den Gott des Himmels, die Seelengröße und Opferwilligkeit der Freundſchaft und auf der andern Seite der Uebermuth des Stolzes, die Dünkelhaftigkeit und Prahlerei des Hochmuths, die Fehdeluſt der Streitenden, die Rachſucht der Gekränkten, die Schlauheit, die ihre Abſicht zu verbergen weiß, ſind mit einer Wahrheit, einer Bündigkeit, einer Tiefe und einer Wärme geſchildert, die auf's innigſte und wohlthuendſte ergreifen muß. Wir fühlen uns wohl unter dem einfachen Naturvolke, in ſeinen holzgetäfelten Stuben, bei ſeinem brennenden Fichtenſpan, in ſeinen dunklen Wäldern, bei ſeinen Heerden, auf ſeinen Jagden und ſeinem Fiſchfang, bei ſeinem einfachen aber ſehr reichlichen Mahl. Aber nun kommen dieſe aus der grauеſten Vorzeit ſtammenden Sagen, die von Geſchlecht zu Geſchlecht, von Dichtung zu Dichtung ins Ungeheuerlichere und Grauſen-

haftere ausgemalt worden sind, so daß wir mit unsern Gedanken und Vorstellungen völlig Schiffbruch leiden. Wollen wir zum Belege nur ein paar Proben geben.

Zu den rührenden Erzählungen gehört die von Joukahainens Schwester, welche die Mutter überreden will, sich gegen ihre Neigung zu verheirathen und die zuletzt verzweifelnd an den Meeresstrand eilt und im Meere ertrinkt. Als die Botschaft kam

Hingeschwunden ist die Schöne
Mit dem Zinnschmuck auf dem Brustlatz,
Mit der schönen Silberspange,
Mit dem kupferreichen Gürtel,
In die Wellen hingesunken
In des Meeres weite Tiefen
Schwester dort zu sein den Schnäpeln,
Freundin dort den flinken Fischen —
Weinen mußte da die Mutter,
Reichlich Thränen fließen lassen,
Hob dann selber an zu sprechen,
Sprach mit Schmerzen diese Worte:
„Arme Mütter, treibet nimmer,
Nimmer während eures Lebens,
Eure Töchter an zur Ehe,
Treibt sie nimmer an zur Heirath,
Wenn der Mann nicht nach dem Sinne,
So wie ich, die arme Mutter,
Angetrieben hab die Tochter,
Dieses heißgeliebte Hühnchen."
Weinte, daß die Thränen tropften,
Bittre Thränen reichlich tropften
Aus den alten, blauen Augen,
Auf die armen, alten Wangen.

Vortrefflich geschildert ist die Hochzeit Ilmarinens mit der Nordlands-Tochter, von den schweren Proben an, durch die er sich die Braut gewinnen muß, und die lebhaft an Jasons Medea erinnern, bis zur Hochzeitfeier, der Bewirthung der Gäste, der

Ermahnung an Braut und Bräutigam, dem Abſchied vom Elternhauſe. Da heißt es unter Anderem:

Gehe nun, verkaufte Jungfrau,
Folge du, verkauftes Hühnchen!
Nah bei dir iſt die Verbindung,
In der Nähe ſchon die Trennung;
Bei dir ſteht, der dich entführet,
In der Thür, der dich geleitet;
Schon zerbeißt das Roß die Zügel
Und der Schlitten harret deiner.

Wie ſo ſchön war dir das Leben
In des Vaters Wohngebäuden,
Wuchſeſt wie ein zartes Blümlein,
Wie die Erdbeer auf dem Felde —
Wareſt niemals Kind in Sorgen,
Hatteſt niemals viel zu denken.
Flatterſt ſelber gleich dem Blättlein,
Gleich dem muntern Schmetterlinge,
Einer Beer auf Heimathboden,
Einer Himbeer auf den Fluren.

Geheſt nun aus dieſem Hauſe,
Wanderſt hin zu anderm Hauſe,
Hin zu einer andern Mutter,
Hin zu fremdem Hausgeſinde.
Anders iſt es hier-und dorten,
Anders in dem andern Hauſe,
Andre Hörner blaſen dorten,
Andre Thüren knarren dorten,
Andre Pforten drehn ſich dorten,
Andre Angeln ziſchen dorten.

Dagegen tröſtet wieder ein Anderer:

Braucheſt keineswegs zu weinen
Und dich alſo abzuhärmen.
Schaueſt du auf deine Seite,
Hin zu deiner rechten Hüfte,

Sieh, da ſteht der Mann zum Schutze,
Er, der friſche, dir zur Seite,
Gut der Mann, das Roß vortrefflich,
Stallgeräth von allen Arten. —

Sei, o Liebe, nicht in Sorgen,
Nicht in Kummer, Mutterkindlein,
Kommſt ja nicht in ſchlechtre Lage,
Kameſt jetzt in beßre Lage,
An des Ackermannes Seite,
Neben dieſem Ackerfurcher,
An dem Kinn des Brodverſchaffers,
In dem Arm des Fiſchejägers,
Bei dem Schweiß des Elennjägers,
In dem Bad des Bärenjägers.

Haſt der Männer allerbeſten,
Einen Helden ſtark bekommen;
Nimmer müſſig iſt ſein Bogen,
An dem Nagel nicht ſein Köcher,
Läßt die Hunde nicht im Hauſe,
Nicht auf weichem Lager ruhen.

Intereſſant dürfte es ſein, einige von den Ermahnungen zu hören, welche die Braut mit auf den Weg bekommt; ſie geben uns einen rechten Einblick in die Sitten und Gebräuche der alten Finnländer. Für's erſte ſoll die junge Braut die kindiſchen Unarten zu Hauſe laſſen:

Alles andre nimm hinüber,
Nur den Traumſack hinterlaſſe
Du den Mädchen in dem Hauſe,
An des Ofens breiter Kante;
Wirf den Sang zum End' der Bänke,
Zu den Fenſtern freud'ge Lieder,
Deine Mädchenſchaft zum Beſen,
An dem Betttuchſaum das Toben
An die Ofenbank die Streiche,
Auf den Boden deine Trägheit

Oder gib ſie der Geſpielin,
Füll den Schoos der Brautgefährtin,
Daß ſie in den Buſch ſie führe,
Auf das Heideland ſie trage!

Dann wird ſie weitläufig zur Demuth, Beſcheidenheit und Freundlichkeit gegen Schwiegervater, Schwiegermutter, Schwager und Schwägerin ermahnt.

Neue Sitte iſt zu lernen,
Und die frühre zu vergeſſen:
Tiefer mußt du dich nun bücken,
Gute Worte mußt du ſpenden.

Klugheit, Wachſamkeit, Fürſorge, Arbeitſamkeit wird ihr empfohlen.

Wirſt nun immer haben müſſen
Klugen Sinn und raſche Hoffnung,
Stets Gedanken reich an Kräften,
Immer Einſicht ohne Wechſel:
An dem Abend ſcharfe Augen,
Um das Licht gut wahrzunehmen,
An dem Morgen ſcharfe Ohren,
Um des Hahnes Ruf zu hören!
Hat der Hahn einmal gekrähet,
Noch das zweite nicht gerufen,
Muß die Junge ſich erheben,
Ruhig ſchlafen noch die Alten.

Hat ſie dann Feuer angemacht, ſo ſoll ſie zum Stalle eilen, das Vieh zu füttern und ſchnell ins Haus zurückkehren, die Stube zu ordnen und die Kinder zu verſorgen.

Geh gebücket durch die Hürde
Mit geſenktem Kopf im Viehhof,
Füttre voller Luſt die Kühe,
Mit Bedacht die Lämmerheerde,

Reiche gutes Stroh den Kühen,
Trank den Kälbern der Geplagten,
Zarte Halmen gib den Füllen,
Weiches Heu den jungen Lämmern,
Springe ja nicht auf die Schweine,
Stoß nicht mit dem Fuß die Ferkel,
Trag den Freßtrog zu den Schweinen,
Zu den Ferkeln hin die Mulde!
Nimmer magst du ruhn im Viehhof,
Nimmer schlafen in der Hürde;
Hast den Viehhof du besuchet,
Du die Heerde überschauet,
Dann enteile rasch von dannen,
Stürme gleich dem Schnee zu Hause!
Drinnen weinet schon das Kindlein,
Wimmert dorten in dem Bette,
Sprechen kann ja nicht das arme,
Sagen nicht das Sprachberaubte,
Ob es frieret oder hungert,
Ob ihm etwas zugestoßen,
Ehe die Bekannte kommet,
Eh der Mutter Stimme hörbar.
Kommst du darauf in die Stube,
Komm selbvierte du ins Zimmer:
In der Hand ein Wasserfäßlein,
In dem Arm ein Blätterbesen,
In dem Mund ein Feuerhölzchen,
Selber bist du dann die vierte.

Dieses Thema wird sehr weitläufig ausgeführt. Aber die junge Gattin soll auch auf Kleidung und Anstand achten:

Gehe nimmer ohne Kleidung,
Nie vom Tuche unbedecket,
Schreite niemals ohne Leintuch,
Niemals gehe ohne Schuhe,
Sehr verdrießen würd's den Gatten,
Murren würde dein Geliebter.
Schwing dich mit dem schönen Halse,

Wie der wachſende Wachholder,
Wie des Elsbeerbaumes Wipfel.

Aber ſie ſoll in gleicher Weiſe vor Eitelkeit ſich bewahren:

Weil' nicht lange bei dem Waſſer,
Säume ja nicht bei dem Brunnen,
Daß der Schwäher nicht vermuthe,
Nicht die Schwiegermutter denke,
Daß dein Bild du angeſchauet,
Daß du ſelbſt dich angeſtaunet,
Deine Friſche in dem Waſſer,
Deine Schönheit in dem Brunnen.

Kurz und bündig wird ſie ermahnt:

Daß ſie nach dem Sinn des Mannes,
Nach des Gatten Herzen lebe.

Auch die Gaſtfreundſchaft ſoll in ihrem Hauſe nicht fehlen.

Kommt ein Fremder nun zu Gaſte,
Aergre dich nicht ob des Gaſtes;
Immer muß ein guter Hausſtand
Vorrath für die Gäſte haben,
Ueberflüß'ge Fleiſchesbiſſen,
Für ſie manche ſchöne Kuchen!
Lad' den Fremden ein zu ſitzen,
Rede freundlich mit dem Gaſte,
Sättige den Gaſt mit Worten,
Bis das Eſſen endlich fertig.
Zieht er wieder aus dem Hauſe,
Hat er Lebewohl geſaget,
Dann geleite nicht den Fremden
Weiter als bis zu der Thüre,
Daß dein Gatte ſich nicht ärgre,
Dein Geliebter böſe werde.

Kommt ſie in das Dorf, ſo ſoll ſie ſich freundlich und klug erweiſen.

Gehe fragend in dem Dorfe,
Sprechend weile bei dem Fremden:

Während du dich dort befindeſt,
Führe Reden voller Klugheit,
Darfſt das eigne Haus nicht tadeln,
Nicht die Schwiegermutter ſchmähen.

Trefflich iſt die Schlußermahnung, der eigenen Mutter lebenslang dankbar und liebend zu gedenken:

Höre ferner, was ich ſage,
Was ich Dir nun wiederhole!
Geheſt Du aus dieſem Hauſe,
Kommſt Du zu dem andern Hauſe,
Darfſt die Mutter nicht vergeſſen,
Du die Theure nicht verſchmerzen.
Leben gab Dir ja die Mutter,
Säugte Dir die ſchönen Brüſte
Aus den eignen ſchönen Brüſten.
Mit dem Leibe voller Schönheit
Manche Nacht verbracht' ſie ſchlaflos,
Manches Mahl hat ſie vergeſſen,
Als ſie Dich, ihr Kind, gewieget,
Dich, die Kleine, treu gewartet.

Wer der Mutter könnt' vergeſſen,
Wer die Theure je verſchmerzte,
Gehe nimmer nach Momala
Guten Muths in's Reich Tuonis.
In Momala wird bezahlet,
Wird gar fürchterlich vergolten,
Wenn der Mutter man vergeſſen,
Man die Theure bald verſchmerzet.

Wir wollten Proben geben von der Einfachheit, Natürlichkeit und Gemüthlichkeit unſerer Dichtung. Mögen dieſe zwei genügen. Wir ſprachen aber noch von etwas anderem, von dem Ungeheuerlichen und Phantaſtiſchen, was uns überall entgegentritt und was wir vorhin ſchon als einen Beweis für das Alterthum der Kalewala-Sagen anführten. In der That alles, was die

griechiſche und nordiſche Mythologie Wundervolles, Phantaſtiſches ausgeheckt hat, das begegnet uns hier wieder, oder vielmehr es wird von dieſer Dichtung noch überboten. Selbſt, wo die Dichter Alltägliches ſchildern, gefallen ſie ſich in den ſeltſamſten Uebertreibungen. Der Finne will offenbar durch die Dichtung dem Gebiet der Wirklichkeit und Möglichkeit ſich entrücken laſſen. Er fordert für ſeine Phantaſie etwas pikante und derbe Koſt. Wollten wir alles aufzählen, ſo würde ein Abend nicht ausreichen und unſer Schlaf in der nächſten Nacht von manchen grauenhaften Träumen geſtört ſein. Was ſagen Sie z. B. dazu, wenn die widerſpenſtige Braut von ihrem Werber verlangt:

Möcht' zu dem mich nur begeben,
Der ein Boot mir zimmern könnte
Aus den Splittern meiner Spindel,
Aus den Trümmern meiner Spuhle;
In das Waſſer dann es führte,
In die Fluth das neue Schifflein,
Ohne mit dem Knie zu ſtoßen,
Ohn' es mit der Hand zu faſſen,
Mit dem Arme es zu wenden,
Mit der Schulter es zu ziehen

und wenn Wäinämoinen ſich alſobald daran macht und aus ſolchem Material ein Boot von hundert Brettern zuſammenzimmert. Was ſagen Sie dazu, wenn Wäinämoinen bei dieſer Arbeit ſich in das Knie haut und eine ſo gefährliche Wunde ſich beibringt, daß der Blutſtrom brauſend hervorbricht, die ganze Flur überſchwemmt, keinem angewendeten Hilfsmittel weicht, wenn er fortſtrömt, bis er von Haus zu Haus eilt nach einem Segenſprecher, wenn dort noch Kannen voll Bluts aufgefangen werden und er erſt einen langen Geſang über die Entſtehung des Eiſens anſtimmen muß, bis es dem Heilkünſtler gelingt, das Blut zu ſtillen, wenn dann 9 Tage und 9 Nächte erforderlich

sind, um die Salbe zu bereiten, die die endliche Heilung bewirkt; und wenn er aus einer solchen chirurgischen Operation wenige Tage nachher vollkommen genesen hervorgeht. Was sagen Sie dazu, wenn bei Ilmarinens Hochzeit ein Ochse geschlachtet wird von solcher unermeßlichen Größe, daß er vom Süden Finnlands bis zum Norden reicht.

Hundert Klafter lang die Hörner,
Hundertfünfzig breit am Maule;
Eine Woche sprang ein Wiesel
Längs dem Weidenband am Halse,
Einen Tag lang flog die Schwalbe
In dem Zwischenraum der Hörner,
Eilt mit Mühe zu dem Ziele,
Ohne in der Mitt' zu ruhen,
Einen Monat lief das Eichhorn
Von der Schulter bis zum Schweife,
Konnte zu der Spitz' nicht kommen,
Eh' der Monat noch verflossen.

Nirgends war ein Metzger zu finden, der sich an das Ungeheuer wagte, bis ein Riese aus dem Meer emporstieg, dem es gelang.

War ein Alter, eisenfäustig,
Eisenfarbig anzuschauen,
Auf dem Kopf ein Felsenhütlein,
Felsenschuhe an den Füßen,
In der Hand ein goldnes Messer,
Kupfern war der Schaft des Messers.

Man brauchte aber auch nicht den ganzen Ochsen zum Hochzeitschmause.

War es viel, was man erlangte?
Nicht gar viel ward dort erlanget:
Hundert Zuber nur mit Fleische,
Hundert Klafter bracht' man Würste,

Sieben Boot' voll von dem Blute,
Von dem Fette sechs der Tonnen
Zu dem Schmause von Pohjola,
Zum Gelage Sariolas.

Oder was sagen Sie zu folgender Geschichte? Wäinämoinen bedarf, um ein Boot zu beendigen, 3 Zauberſprüche. Niemand kann ſie ihm ſagen, ſelbſt im Todtenreich ſucht er vergebens darnach, da eilt er zu dem Rieſen Wipunen, „reich an Liedern, ſtark an Kräften.“ Der Weg zu ihm iſt nicht leicht.

Eine Strecke muß er laufen
Auf der Weibernadel Spitze,
Darauf eine Strecke gehen
Auf des Männerſchwertes Spitze,
Drittens muß er vorwärts ſchreiten
Auf des Heldenbeiles Schneide.

Ganz in Eiſen gehüllt, erreicht er ihn glücklich und findet ihn ſchlafend.

Auf den Schultern wuchs die Espe,
An den Schläfen eine Birke,
Eine Erle auf dem Kinne,
Auf dem Barte wuchſen Weiden,
Auf der Stirn die Eichhornfichte,
Aus den Zähnen eine Tanne.

Er ziehet das Schwert, fällt die Bäume und ſtößt dem Rieſen eine Eiſenſtange in den Mund, davon erwacht derſelbe. Aber Wäinämoinen ſtolpert, fällt in des Rieſen Rachen und wird von ihm verſchlungen. Was ſoll er nun beginnen? Er iſt nicht verlegen, er zimmert im Leibe des Rieſen ſich ein Boot und fährt durch alle Eingeweide des Ungethüms, er errichtet da drinnen eine Schmiedeſſe und zehrt behaglich von ſeiner Leber und von ſeinem Fette. Der Rieſe von unendlichem Schmerze

gepeinigt, offenbart ihm die gesuchten Zauberformeln, worauf Wäinämoinen sich zum Abzug anschickt und von dem Riesen ausgespien wird.

Auch an diesen Proben mag es genug sein. Offenbar aber sind mehrere dieser Sagen von den Dichtern darauf berechnet, daß der Zuhörer schon wissen werde, von dem Allzuviel, was ihm zu glauben zugemuthet wird, etwas abzustreichen. Das erhellt aus dem scherzhaften Zusatz, welchen der Dichter bei der Schilderung des Hochzeit-Ochsens und sonst mehrfach bei ähnlichen Schilderungen macht: „war nicht groß, nicht von den kleinen", „zählt nicht zu den allerkleinsten, doch noch minder zu den größten." Es ist offenbar, daß die eine oder andere Erzählung um der Lehre willen ausgedacht worden ist, die darinnen liegt. Das möchten wir von der schönen Dichtung von der goldenen Braut des Ilmarinen vermuthen. Als nämlich dessen Gattin gestorben und seine Bewerbung um die Schwester derselben mit Schnödigkeit abgewiesen worden war, machte der treffliche Schmiedekünstler sich daran, sich selber eine Form aus Gold und Silber zu schmieden. Ein zweiter Pygmalion bringt er sein Werk zu Stande, „silberhäuptig, goldenlockig, wunderschön am ganzen Leibe." Allein er ist nicht so glücklich, wie jener, von einer mitleidigen Gottheit, die dem Bilde Leben gibt, erhört zu werden.

Füße gab er wohl der Jungfrau,
Füße ihr und bildet Hände,
Doch nicht taugt der Fuß zum Gehen,
Nicht die Arme zum Umarmen.
Schmiedet Ohren wohl der Jungfrau,
Doch nichts hören konnten diese;
Meisterhaft schuf er den Mund ihr,
Schön den Mund, die Augen lebhaft;
Leider war der Mund ihr wortleer,
Ohne Anmuth auch das Auge.

Er verſuchte es und ruhete eine ganze Nacht an ihrer Seite; allein er fühlte ſich am Morgen ganz durchkältet und merkte wohl, daß es mit einer goldenen Braut nichts ſei. Er iſt ſo ſchlau, ſie Wäinämoinen anzutragen,

Ihm als Gattin für ſein Leben,
Als ein Hühnchen ihm im Schooße.

Dieſer aber weist ihn mit Ernſt zurück. Ins Feuer ſoll er ſie werfen und allerlei Geräthe daraus ſchmieden, nach Rußland ſoll er ſie führen oder den Deutſchen zum Kauf anbieten, da ſtreite man ſich um goldene Bräute.

Nimmer ziemt es meinem Stamme,
Niemals ziemte es mir ſelber,
Eine gold'ne Braut zu wählen,
Eine ſilberne zu ſuchen.
D'rauf verbot es Wäinämoinen
Und verſagt's der Freund' der Wogen,
Ernſtlich dem Geſchlecht, das wächſet,
Dem Geſchlecht, das ſich erhebet,
Vor dem Golde ſich zu neigen,
Vor dem Silber ſchwach zu werden.
Redet Worte ſolcher Weiſe,
Läßt auf dieſe Art ſich hören:
„Wollet nicht, ihr armen Söhne,
Nicht ihr Helden, die ihr wachſet,
Solltet ihr Vermögen haben,
Oder deſſen auch entrathen,
Wollet nie, ſo lang ihr lebet,
Nie, ſo lang das Mondlicht glänzet,
Nach den gold'nen Mädchen freien,
Eine Silberbraut euch wählen!
Kalt nur iſt der Glanz des Goldes,
Froſt nur hauchet aus das Silber.

Aehnlich iſt's mit einer andern wunderſchönen Epiſode von Kullerwo. Er iſt der einzige Uebriggebliebene von einem im

Kampfe untergegangenen Volksſtamme. Die Ueberwinder haſſen ihn und machen mehrere vergebliche Verſuche, ihn aus dem Wege zu ſchaffen. So wächſt er ohne Liebe, ohne Pflege zu einem ſchlimmen Rangen auf. Was er beginnt, greift er verkehrt an, was er unternimmt, das wird unter ſeiner Hand verdorben. Ueberall folgt ihm das Verderben auf dem Wege nach, bis er durch Selbſtmord ſein Leben endet. Die höchſt tragiſche Geſchichte dieſes Jünglings ſchließt mit den bedeutſamen Worten:

Als der alte Wäinämoinen
Von dem Tode Botſchaft hörte,
Daß Kullerwo ſei geſtorben,
Sprach er Worte ſolcher Weiſe:
Wolle nicht, o Volk der Zukunft,
Kinder auf verkehrte Weiſe
Dummen zur Erziehung geben,
Fremden Leuten ſie zum Wiegen!
Wird ein Kind nicht recht gewartet
Und gewiegt auf falſche Weiſe,
Kann es nicht verſtändig werden,
Mannes-Einſicht nicht erlangen,
Wenn es auch an Jahren alt wird,
Stark an Leib ſich auch geſtaltet.

Wir ſehen, unſere Dichtung iſt auch reich an heiligen, ſittlichem Ernſte. Nicht minder bedeutſam aber iſt ſie durch ihre mehrfachen Verſuche wiſſenſchaftlicher Forſchungen. Wenn man von der Univerſalität Homers geſprochen und ſeine Dichtungen eine Encyklopädie alles Wiſſens ſeiner Zeit genannt hat, ſo läßt ſich dasſelbe zum Theil von der Kalewala und ihren Verfaſſern auch agen. Wir erhalten Aufſchluß über Cosmogenie und Geologie, über die Unterwelt und ihre Strafen, über Entſtehung des Eiſens, über die Erſchaffung der Schlange, über die Entſtehung der Krankheiten, über die Erfindung des Bierbrauens und dergleichen mehr, wenn gleich nicht verſchwiegen werden darf, daß

die philoſophiſchen Verſuche, ſich die Wunder der Schöpfung zu deuten, noch ganz gewaltig in der Kindheit liegen.

So wird uns die Schöpfung der Welt in folgender Weiſe geſchildert: Auf des Schöpfers Willen ſchied ſich Luft und Waſſer; die Tochter der Luft läßt ſich auf die Gewäſſer hernieder, dort bauet eine Ente ſich ihr Neſt auf ihren Knieen, legt darein 6 goldene und ein eiſernes Ei und brütet über denſelben. Als aber dieſes Brüten der Lüfte Tochter zu unbequem und heiß wird, ſchüttelt ſie ihre Glieder, die Eier fallen ins Waſſer und zerbrechen, aus ihren Trümmern entſtehet dann Himmel und Erde.

Nicht verkommen ſie im Schlamme,
Nicht die Werke in dem Waſſer,
Sondern werden ſchön verwandelt,
Schön geſtaltet alle Splitter.
Aus des Eies unt'rer Hälfte
Wird die nied're Erdenwölbung,
Aus des Eies ob'rer Hälfte
Wird des hohen Himmels Bogen.
Was ſich Gelbes oben findet,
Strahlet ſchön als liebe Sonne,
Was ſich Weißes oben findet,
Leuchtet hold als Mond am Himmel.
Von dem Gelben in dem Ei
Werden Sterne an dem Himmel,
Von dem Dunkeln in dem Ei
Wird Gewölke in den Lüften.

Was aus den andern Eiern geworden iſt, wird nicht geſagt. Der Lüfte Tochter und Waſſermutter aber blieb nicht unthätig. Durch ihre Bewegungen im Waſſer ſchuf ſie die Geſtade, die Buchten, die Landzungen, die Vorgebirge, die Klippen und Meerestiefen und gebar zuletzt den Wäinämoinen, der, wie oben geſagt, die Erde urbar machte.

Meine verehrten Leſer werden wohl mit der Löſung dieſes einen Philoſophems ſich begnügen.

Nachdem wir zur Genüge von dem Inhalt der Dichtung geſprochen haben, müſſen wir noch ein paar Worte über die äußere Form und Verſifikation anreihen. Aus den gemachten Mittheilungen haben Sie dieſelbe bereits kennen gelernt. Denn durch alle 50 Geſänge hindurch bleibt Metrum und Form ſich gänzlich gleich, nur daß dort die Erzählung gemeſſener und hier weitſchweifiger, dort gediegener und hier mehr ins Breite gezogen iſt und bis zur Ermüdung in Wiederholungen ſich gefällt, ſo daß man leicht verſchiedene Zeiten und Dichter heraus kennt. Gegen den Hexameter oder die Niebelungenſtrophe gehalten, iſt das Metrum ein äußerſt einfaches, leicht und gefällig dahinfließendes. Jeder Vers beſtehet aus 4 Trochäen, nur höchſt ſelten kommt ſtatt des Trochäus ein Daktylus vor; der Reim fehlt ganz und kommt blos als ſeltene Ausnahme zum Vorſchein. Hiedurch wird die Form ſo einfach, fügt ſich ſo bequem dem Munde, daß jeder Gedanke, jede Empfindung wie von ſelber zu einem Gedichtchen wird. In der That iſt daher auch, wie Altmann in ſeiner Vorrede zu den Runen finniſcher Volkspoeſie ſagt, kein Land poetiſcher, wie Finnland und kein Volk poetiſcher, als das finniſche. „Die Poeſie iſt dem Finnen gleichſam eine angeſtammte, durch die Erbſchaft des Blutes angeborne, natürliche Bedingung des Lebens, die mit ſeinem Fühlen, Denken und Handeln zuſammenfällt. Iſt er in Verlegenheit darüber, was zu thun ſei, alſogleich gibt ihm der ſchon vorhandene Schatz der Dichtung, die er ſpielend erlernte, weil die Eltern ihn ſtets in ihre Rede woben, oder der ſelbſtſchaffende, triebkräftige Drang zur Dichtung einen Vers an die Hand, der ſein Thun regelt, leitet, beſtimmt. Nirgends iſt die Sprichwortkunde entwickelter, blüthenreicher, ſinn- und geiſtvoller, als in Finnland. Und immer iſt die Rhythmik da, klar, bündig, gediegen, wie eine goldene Hülle, die ſich um einen edelſteinenen Kern legt. „So weit Altmann.

Das finnische Gedicht kennt keinen Reim und ist doch voll musikalischen Wohllauts; dazu wirkt Mehreres mit. Schon die kurzen Verse mit ihrer Cäsur tragen dazu bei. Deutlich vernimmt man die Cäsur in dem kleinen Sinnspruch:

Besser ist es aufzuhören,
Als zur Mitte abzubrechen.

Ein weiteres Ersatzmittel für den Reim ist die vielmals eintretende Alliteration der Stabreime, die Gleichheit der Laute am Anfang der Verse. In der Uebersetzung verschwindet dieser Wohlklang, aber im Original tritt er auch für unser daran nicht gewöhntes Ohr sehr deutlich heraus. Das Distichon

Weit erschallt die gute Glocke,
Weiter noch die böse Rede

heißt im Original

Hüwä | kello | kauwas | kuulluu,
Paha | sano | mae | demmäs.

Ganz besonders musikalischen Reiz verleihet diesen Dichtungen der den meisten orientalischen Völkern, wie den tatarischen Völkern der Neuzeit eigenthümliche Parallelismus der Gedanken, d. h. die Gewohnheit, denselben Gedanken mit andern Worten nochmals zu wiederholen.

Es wäre überflüssig, Beispiele aus der Kalewala aufzuführen. Sie haben dieselben bereits reichlich vernommen. Ja es kommen in ihr Wiederholungen ganzer Perioden in Menge vor; wie darin bekanntlich, aber in viel geringerer Ausdehnung, die griechischen und römischen Epiker mit ihrem Beispiel vorangegangen sind.

Möge es mir gelungen sein, durch meinen Vortrag Ihr Interesse für diese höchst merkwürdige Erscheinung in der Literatur angeregt zu haben. Die begeisterte Aufnahme, wie die Ossian'schen

Gedichte ſie gefunden haben, wird der Kalawala zwar nicht zu Theil werden. In jenen Tagen, in welchen die Schäferpoeſie noch blühete, in welchen ein Geßner noch bewundert und angeſtaunt wurde, mußte eine Dichtung, wie die Oſſian'ſche, zumal mit dem trügeriſchen Schein des graueſten Alterthums auftretend, das allgemeinſte Intereſſe, die ungetheilteſte Bewunderung erregen. Die Kalewala ſtehet würdig und ebenbürtig neben den altdeutſchen Dichtungen, einem Gudrun, einem Parcifal, einem Niebelungenlied. Das Intereſſe, welches dieſe für ſich gewonnen haben, darf auch ſie in Anſpruch nehmen.

Aus den von Altmann überſetzten Runen werde ich das nächſte Mal eine kleine Blumenleſe geben, welche weniger Ermüdendes haben wird, als unſere heutige Auseinanderſetzung

---

Eine Blumenleſe aus den Runen finniſcher Volkspoeſie, überſetzt von Altmann, habe ich zu geben verſprochen. Sinnſprüche und Gnomen ſind es, die Sie zu erwarten haben, alſo durchaus kurze Gedichte, die uns weniger ermüden werden, als die Betrachtung jenes umfaſſenden Epos. Dazu Gnomen, die nicht blos aus alter Zeit ſtammen, ſondern deren Entſtehung bis in die Gegenwart herabreicht. Daher auch nichts von dem Fabelhaften, Ungeheuerlichen vorkommt, das uns dort begegnete. Es ſind Weisheitſprüche, die eine ewige Geltung haben und nur hie und da lokale Färbung an ſich tragen, die ihnen aber einen ganz beſonderen Reiz verleiht. Was wir in unſerem erſten Vortrage von der äußeren Form der finniſchen Dichtung ſagten, das findet auch auf ſie die volle Anwendung. Die Verſe treten mit 4 Trochäen, der Cäſur, ohne Reim auf, bisweilen mit Alliteration, ſehr häufig mit dem Parallelismus der Glieder, bisweilen mit Wiederholung desſelben Wortes in allen Verſen des kleinen Gedichtchens.

Altmann hat 721 Sinnſprüche mitgetheilt und ſie in drei Abtheilungen gebracht, in dem erſten hat er 63 ſogenannte epiſche Runen, d. h. Sinnſprüche, die ſich auf die Götter- und Heldengeſchichte beziehen, gegeben. Dieſe ſprechen uns weniger an und können um ſo mehr übergangen werden, als wir in unſerem vorigen Vortrag bereits mehreres Mythologiſche zum Beſten gegeben haben. Im zweiten Abſchnitt folgen 109 lyriſche Runen, d. h. Sentenzen über Liebe, Ehe, häusliches Leben, Alter und Jugend und dergleichen und endlich im dritten Abſchnitt 549 didaktiſche Runen, allgemeine Wahrheiten, Lebenserfahrungen, moraliſche Ausſprüche enthaltend. Beide letzteren werden uns einen reichen Stoff der Betrachtung und der angenehmen Unterhaltung bieten. Wollen wir zuerſt einige ganz allgemeinen Inhalts auswählen, z. B.: Wie die Krankheit uns plötzlich erfaßt, aber nur langſam weicht:

Angeritten kommt die Krankheit,
Aber ab geht ſie zu Fuße

oder: wie die Zeit alles hinwegnimmt:

Jahre ſind die Todtengräber
Unſrer Freud' und unſeres Jammers

oder vom Krieg und Frieden:

Zehn Jahre nicht des Friedens
Gleichen aus ein Jahr des Krieges

oder die Pflicht, Freundſchaften zu erhalten:

Leichter iſt das Haus der Freundſchaft
Abgebrochen, als gezimmert

oder folgende:

Feige rühmen ihre Mannkraft,
Wackre ſind's, die ſie bewähren.

Freude naht wie eine Schwalbe,
Wie ein Habicht naht das Unglück.

Glück führt ſtets den Methkrug mit ſich
Unglück ſtets den Wermuthbecher.

oder Freudigkeit in der Pflichtvollbringung:

Muntrer Anbeginn des Werkes
Iſt des Werks vollbrachte Hälfte.

oder die rechte Ehre:

Nicht das Amt iſt's, welches ehret.
Ehre bringt des Amts Verwaltung,

Ruhm ererbſt du nicht vom Vater,
Ruhm erwirbſt du nur durch Thaten.

oder die kluge Vorſicht:

Baue nicht den Grund von Marmor,
Fehlt zum Dach dir ſelbſt der Ziegel.

oder die leichte Reue:

Leicht in's Auge kommt die Reue,
Schwer die Beſſ'rung in die Seele.

oder der Menſchen Thorheit:

Wen'ge ſchmieden ſelbſt ihr Glück ſich,
Seines Unglücks Schmied iſt jeder.

Wie des Lebens Verſuchungen und Kämpfe weiſe Vorſicht und ſittlichen Ernſt erfordern: das lehrt die Rune:

Nicht Dir aus dem Wege lenken
Inſelfels und Riff im Meere;
Aus dem Wege lenken jenen
Du mit Deinem leichten Nachen.

Wie das Leben dem Menſchen eigene Thätigkeit und Kraftanſtrengung zur Pflicht macht:

Gott gibt Aecker, gibt nicht Pflüge,
Gott gibt Quellen, gibt nicht Becher,
Gott gibt Kühe, gibt nicht Gelten,
Gott gibt Flachs, gibt nicht das Linnen,

Gott gibt Einiges, nicht Alles.
Selbſt mit eigner Kraft muß walten,
Selbſt mit eignem Sinn muß ſchaffen,
Selbſt mit eignem Geiſt muß wirken,
Selbſt mit eignem Kopf muß denken,
Jeglicher auf dieſer Erde.

Köſtliches Gefühl der Freiheit und Manneswürde ſpricht das Gedichtchen aus:

Schön iſt's, bei dem Klang der Schwerter
In den vordern Reih'n zu fechten,
Sei's, die Bruſt durchbohrt, zu fallen,
Sei's, als Sieger heimzukehren,
Hold begrüßt von Weib und Kindern
Und bekränzt von allen Freunden!
Was iſt des Beſiegten Leben,
Was das Daſein ohne Ehre?
Leben gibt allein die Freiheit,
Nur der Ruhm verleihet Freude.

Je mehr dieſe Sentenzen lokale Färbung an ſich tragen, um ſo anziehender und reizender ſind ſie. Daß man nicht ausſchweifenden Hoffnungen ſich hingeben darf, iſt eine eben ſo oft anerkannte, als ausgeſprochene Wahrheit: aber wie ſchön und neu nimmt ſie ſich in der folgenden Einkleidung aus:

Spannſt du erſt der Hoffnung Rennthier
Vor den Schlitten deiner Wünſche,
Wie willſt du mit ruh'gen Händen
Lenken dann die lange Schneefahrt?

Daß man für das Nöthige rechtzeitig zu ſorgen habe, iſt ein allgemein bekannter Satz, aber er gewinnt an Reiz in dem Diſtichon:

Sorgen mußt du für die Schneeſchuh',
Eh' der Winterſchnee gefallen.

Daß die einfachste Nahrung die beste sei, hat man uns von Kindheit an gesagt: wir hören es aber doch noch einmal gerne in der Einkleidung:

Mehr als Wein verscheuchet Wasser
Dir den Durst; und mehr als Kuchen
Sättigt Brod aus Rindenmehle.

Daß Geiz eine Pein, und Sorge eine Last ist, wem wäre das nicht bekannt. Aber auch diese Wahrheit erscheint neu, wenn wir hören:

Solcher Gaul wird nicht gefunden,
Welcher trägt des Geiz'gen Wünsche,
Solches Rennthier nicht gefunden,
Welches zieht des Reichen Sorgen,

Daß Armuth gesünder und heiterer erhält, als ungestörtes Glück, sagen die beiden Districha sehr schön:

In dem Bienenkorb des Glückes
Säuert leichtlich aller Honig.

Armuth, nur aus deiner Brust wird
Der Gesundheit Milch gesogen.

Eben so gewinnen folgende Districha durch die Einkleidung, das Bild, das Gleichniß:

Selbst der Honig ist ohn' Süße
Jenem, der ihn ißt mit Thränen.

Nicht aus jedem Mehl gebacken
Wird ein süßer Hochzeitfladen.

Aus der Faulheit magern Zitzen
Wird der Armuth Milch gemolken.

Aus dem Bienenstock des Fleißes
Bricht man leicht des Reichthums Honig.

An des Glückes grünen Eiche
Wächst des Stolzes graue Flechte;
Aus des Reichthums schönem Sumpfe
Springt der plumpe Frosch des Hochmuths.

Die uns vorliegenden Runen sind auch vielfach mit dem Salz der Satyre, des Hohnes und des Spottes gewürzt. Nur ein paar mögen das beweisen, z. B. der Widerspruch zwischen Grundsatz und That:

Schwarz wird stets gemalt der Teufel,
Rosig wird er stets gesehen.

oder die eingebildete Eitelkeit:

Scheint die Sonne schon? frug Anka.
Ja! antwortete der Kienspan,
Meinend, daß von ihm die Rede.

oder die Warnung an die Leichtverführbaren:

Bringt die Gans dem Koch das Messer,
Werth ist sie, daß er sie schlachte.

oder die Allgemeinheit der Fehler und Gebrechen:

Wackeln ist der alten Ente,
Wackeln ist der jungen Sitte.

oder die vorzeitige Begehrlichkeit:

Schnalze noch nicht mit der Zunge,
Schnalze noch nicht mit der Lippe,
Laß dir's wässern nicht im Munde,
Wenn der Sumpf noch birgt die Krebse.

oder der leichte Trost im Leben:

Will kein Mädchen mit mir tanzen,
Keine Junge mit mir springen,
Dann genügt mir auch die Alte,
Dann genügt mir selbst die Lahme.
Tanzt sie nicht, kann sie doch hinken,
Springt sie nicht, kann sie doch humpeln.

Wir dürfen unsere Zuhörer nicht übersättigen. Nur einige

Runen über die Liebe, die ehelichen und häuslichen Verhältniſſe wollen wir noch zum Beſten geben. Daß man auch im höheren Norden die Liebe zu ſchätzen weiß, das mögen uns die drei Sprüche lehren:

Liebe zeuget ſtets das Schönſte
Und gebieret ſtets das Beſte.

Honig iſt der Bienen Ehre,
Liebe — Zier der Menſchenſeele.

Liebe iſt gar wohl zu preiſen,
Liebe iſt gar hoch zu ehren,
Liebe iſt ein himmliſch Feuer,
Das die Herzen hell entzündet,
Iſt ein Lenz, der Blüthen treibet,
Der die Herzen hold läßt blühen,
Liebe iſt ein Hauch, ein milder,
Welcher dehnet alle Seelen,
Welcher weitet alle Herzen,
Liebe macht die Menſchen ſelig
Und vergeſſen alle Leiden.

Die Verliebten in Finnland gleichen auf's Haar denen in Deutſchland; denn

Wenn der Bräutigam im Kahne
Uebern See am ſtillen Abend
Rudert, nicht am ſtillen Abend
Iſt er einſam, denn ſein Mädchen
Iſt mit ihm — ſei's in dem Kahne,
Oder ſei es in dem Herzen.

Aber dort wie hier fehlt es auch nicht an Schmeichlern und Verführern:

Traue, Dirne, nicht dem Bubeu,
Der dir ſchwört mit heil'gen Eiden:
Blümlein, Röslein, Honigherzlein,

Zuckervögelein, Goldtäubchen,
Dich lieb' ich, dich werd' ich lieben,
Will dich lieben alle Tage.
Könnt' er ſagen doch ſtatt deſſen,
Könnt's mit heil'gem Schwur beſchwören:
Schönchen, Närrchen, flücht'ges Spielwerk,
Kurze Sinnenluſt, dich küſſ' ich
Heut, möcht' morgen dich umfaſſen,
Und dich Tag's darauf verlaſſen.

Blind ſcheint dort die Liebe auch zu ſein, wie es bisweilen auch anderwärts vorkommt:

Schön iſt alles von den Schönen,
Ihre Fehler ſelbſt ſind zierlich,
Selbſt ihr Hinken iſt manierlich,
Selbſt ihr Stottern iſt erfreulich.

Auch der Geſchmack iſt dem unſrigen gleich:

Junge Lippen mag ich küſſen,
Nicht die wackelzahnge Alte.

Sehr ernſt werden die Freier ermahnt, nicht vom Reichthum, Glanz, Putz und Locken ſich feſſeln zu laſſen:

Werther iſt die ſanfte Dirne
In dem ſchlichten flachsnen Hemd,
Als das eigenwillige Fräulein
In dem ſchmucken ſeidnen Rocke.
Wer die Wahl hat, freie jene,
Freie jene, meide dieſe.

und noch kräftiger in dem Gedichte:

Hexen ſind die Schöngelockten,
Hexen ſind die Schönbeſchuhten,
Hexen ſind die Zinngeſchmückten,
Mit der Zinnesſpang am Buſen.

Willſt du ruh'ge Tage leben,
Willſt du leben ruh'ge Nächte,
Willſt du ſchlafen ſüße Träume
Ungeſtört und ganz in Frieden:
Meide du die Schöngelocken,
Meide du die Schönbeſchuhten,
Meide du die Zinngeſchmückten
Mit der Zinnesſpang am Buſen.

So mögen denn auch noch ein paar gute Lehren für Ehegatten hier ſtehen:

Ehr', o Bräutigam, die Gattin,
Wie du ſie als Braut geehrt.

Gibſt du Liebe deiner Gattin,
Dann zurück empfängſt du Treue.

ferner:

Steheſt du vor deiner Gattin
Gleich wie eine Felſenmauer,
Wie ein ſtarker Wall am Meere,
Wie ein ſich'res Wehr am Teiche,
Wie ein feſter Zaun am Garten,
Wie ein breiter Thorweg-Pfeiler,
Wie ein Riegel an der Thüre:
Sie, genießend deines Schirmes,
Sie, ſich freuend deines Schutzes,
Deiner Pflege, deiner Liebe,
Deiner Feſtigkeit und Treue,
Wird dir eine grüne Haide
Sein, ein Strauch voll rother Beeren,
Eine blaue Ent' im Waſſer,
Eine bunte Blum' im Garten,
Eine Tenne reifer Körner,
Ein Goldhühnchen in der Kammer.

Doch ſcheinen auch in Finnland nicht alle Ehen zu den glücklichen zu zählen; das mögen uns die beiden Gnomen beweiſen:

Bräute lispeln, Weiber kreiſchen,
Wie verändert iſt die Stimme!
Brautmann ſtreichelt, Eh'mann geißelt,
Wie verwandelt ſind die Hände!

dann:

Gute Mädchen, ſchöne Töchter!
Sagt: woher die böſen Weiber.

Weil aber alles Ding ein Ende haben muß, ſo laſſen Sie auch uns ſchließen. Nur der Kindesliebe ſei noch gedacht:

Steif ſind meiner Mutter Arme,
Halbgebrochen iſt ihr Auge,
Und nicht Milch mehr trinkt die Lippe
Aus der Mutter welken Brüſten;
Doch mein Geiſt trinkt alle Tage
Jene Milch in heißen Zügen
Dankend ein, die ſie mir reichte
In der Jugend ſchönen Zeiten,
Da ich ihr im Arm gelegen,
Angelacht von ihren Augen
Und bewacht von ihrer Liebe.

Das Licht des Harems.

Eine morgenländiſche Erzählung von Thomas Moore,

überſetzt von

Karl Bartſch.

„Eine Erzählung“ dürfen wir das nachfolgende Gedicht kaum nennen, denn das lyriſche Element überwiegt in ſo hohem Grade, daß der Stoff ſelbſt nur da zu ſein ſcheint, um den üppig wuchernden Bilderreichthum zu entfalten, den des Dichters Phantaſie umſchließt. Nurmahal oder das Licht des Harems iſt das letzte der vier epiſch-lyriſchen Gedichte, welche, an die Brautfahrt eines orientaliſchen Prinzen angelehnt, den Inhalt von Thomas Moore's Lalla Rookh bilden. Unter allen vieren hat Nurmahal am wenigſten epiſchen Hintergrund. Was dichteriſche Kraft, unterſtützt durch gründliches und gelehrtes Studium morgenländiſcher Sitten und Anſchauungen, Natur und Dichtung erreichen kann, hat der Dichter der iriſchen Melodieen in Lalla Rookh gezeigt. Nicht Produkt zunächſt der dichteriſchen Eingebung, ſondern hervorgegangen aus bewußter Abſicht, mit der der Dichter ſeinen Zeitgenoſſen ein treues Bild orientaliſcher Poeſie vorführen wollte, hat das Werk ihn ſo ganz durchdrungen, daß der Leſer von der urſprünglichen Tendenz kaum mehr etwas heraushören kann. Dadurch eben unterſcheidet ſich Lalla Rookh von den meiſten ſogenannten orientaliſchen Dichtungen des Abendlandes, daß wir nicht mit einigen aus öſtlichen Dichtern entnommenen

Phraſen und Bildern abgefertigt, ſondern mitten hinein in die glühende, blühende Welt verſetzt werden, in die der Dichter ſeine Geſtalten hineinzaubert. Kein Bild wird angewendet, das nicht durch und durch im Geiſte des Orients gedacht und ausgeführt wäre; bis in die kleinſten Aeußerlichkeiten iſt das Koſtüm beibehalten. Aber auch nur im Aeußeren: denn die Gefühle ſind die moderner Menſchen, nicht dem Orient entlehnt. Nur dadurch konnte der Dichter die Wirkung erreichen, die ſich das Gedicht errang. Ihm in ein fremdes, fernes Land zu folgen, deſſen Zauber und Gluth er uns malt, durfte er von ſeinen Leſern beanſpruchen; aber ihre eigenen Gefühle, wie ſie in der modernen Poeſie ihren Ausdruck gefunden, mußten die Brücke ſein zwiſchen dem Blumenduft des Orients und den felſigen Geſtaden Albions.

In der Größe des Gedichts liegt zugleich ſeine Schwäche. Lalla Rookh iſt ein Kunſtſtück, das dem Dichter keiner der Zeitgenoſſen und kein Späterer nachzumachen verſtand, aber es bleibt — ein Kunſtſtück. Wir können es bewundern, aber es ergreift uns nicht. Die ſchillernde Pracht der Bilder, von denen eins das andere verdrängt, dies fluthende Meer, auf dem nirgends Ruhe iſt, betäubt uns ohne zu befriedigen. Die fremdartigen Gleichniſſe, ſo gelungen und geſchickt auch ihre Anwendung iſt, können ſchon deßhalb ihre volle Wirkung nicht üben, weil ſie einer gelehrten Erklärung bedürfen. Das fühlte der Dichter ſelbſt: er gab ſeinem Gedichte einen Commentar bei, den auch ich mitzutheilen zum Verſtändnis nothwendig erachtete.

Gleichwohl reizt das Fremdartige zur Bewältigung. Den Zauber der Verſe des Originals zu erreichen, möchte ſchwer ſein, auch die Bilder treu wiederzugeben iſt mir nicht überall gelungen. Aber um den Eindruck des Ganzen zu wahren, durfte manches Einzelne ohne Schaden aufgegeben werden.

Das Licht des Harems.

Wer hat nicht von Kaſchmirs Thale vernommen,
Wo die herrlichſten Roſen der Erde blüh'n, [1])
Quell, Tempel und Grotten in Strahlen erglommen,
Wie leuchtende Mädchenaugen erglüh'n!

O ſieh es am Abend, wenn über die Flut
Die Gomm' ihre ſcheidenden Strahlen entſendet,
Wie die Braut noch einmal in verſtohlener Glut
In der Nacht, eh' ſie geht, zum Spiegel ſich wendet.
Es lauſchen Kapellen aus Büſchen am Hang
Und läuten die Stunde mit eigenem Klang.
Hier tönt von dem Thürmchen des Frommen Gebet,
Und Prieſter die duftenden Schaalen ſchwingen,
Am Altar ein reizender Indier dreht
Den Gürtel im Tanz, daran Glöckchen erklingen. [2])
Oder ſchau' es im Lichte des Mondes, der hell
Paläſte verſilbert und Garten und Quell,
Wenn der Waſſerfall blinkt wie gereihete Sterne,
Und Chenars Nachtigall flötet von ferne
In Lachen und fröhlich Luſtwandeln hinein,
Dem Jüngling und Maid unter Blüten ſich weih'n.
Oder ſieh es, wenn magiſch der Morgen erwacht,
In jeder Minut' erneuete Pracht,
Quell, Hügel und Kuppeln, wie eben erſchaffen,
Gemach ſich dem dämmernden Dunkel entraffen.
Wenn erwachend der Duft aus dem reizenden Saal
Nachtathmender Blumen ſich ſtiehlt in das Thal,
Und der lüſterne Wind mit liebendem Weh'n [3])
Die Eſpen umkoſt, bis zitternd ſie ſteh'n.
Wenn der Oſt ſo warm iſt, wie leuchtendes Hoffen
Und der Tag mit dem ſtrahlenden Banner ſich ſtahl
Durch's bergige Thor, das rieſig und offen
Verbindet die Welt mit dem ſeeligen Thal!

Doch nimmer noch bei Tag und Nacht,
In Lenzesthau, in Sommerpracht,
Hat dieſes Thal ſo froh gelacht
Als heut, wo Alles Lieb' und Licht,
Bei Tag und Nacht von Feſten ſprüht.
Es lächelt heiterer jeder Mund
Und jeder Buſen fühlt ſich freier,
Entzücken herrſcht im ganzen Rund:
Im Thal iſt Roſenfeſtes Feier. [4])
Die frohe Zeit, wo fern die Trauer
Und jedes Herz in Wonneſchauer
Aufblüht, der Lenzesroſe gleich,
Die hundertblättrig Duft entſendet, [5])
An Fluten ſüßen Thaues reich,
Jeglichem Laube Balſam ſpendet.
Die Zeit war's, wo der Abendſchein
Sank heiter auf des Sees Fluten
Und hinter Baramuls Palmenhain
Verbarg der Tag die heißen Gluten.
Die Frauen vom geſtickten Pfühle,
Wo ſie verträumt der Sonne Schwüle,
Erſtanden neu erquickt, erwacht
Zum Spiel in mondenheller Nacht.
Alles iſt auf — der Bienenſchwarm
Auf Bela's [6]) Höh'n iſt todt und arm,
Wenn alles blüht in weiter Runde,
Gegen das Thal in dieſer Stunde.
Raſtloſe tauſend Fackeln ſprühn
Durch jeden Grund und ſchattig Grün
Und tauſend Lampen blendend ſchön
Auf Thürmen und auf Zinnenhöh'n.
Und Feld und Pfade, nah' und fern,
Erhellt ſo manch ein lichter Stern,
Man ſäh' beim Wandern in der Runde
Das kleinſte Roſenblatt am Grunde.
Die Frau'n und Mädchen laſſen heut
Daheim die Schleier, hocherfreut;
Und manches Auge, das wohl nimmer
Sich zu entſchleiern wagt' im Schimmer

Des Tages, heute blickt es hold,
Weil Nacht den Schleier d'rüber rollt.
Und alle wandeln frei und klar
Und alle rufen mit Entzücken,
Daß nie so schön der Sommer war,
Das Fest der Rosen hold zu schmücken.
Nie war so hell des Mondes Licht,
Als heut' er strahlt aus klaren Höh'n,
So glühte noch die Rose nicht,
Sie selber waren nie so schön.

Und welche Wildnis reicher Blüte!
Als ob das ganze Jahr sich mühte,
Zu häufen aller Fluren Schatz
Heut bunt auf diesen einen Platz!
Der See, den Blüten reich umflocken
Wie einen Garten, athmet kaum,
Als wenn ein Regen Feenlocken
Hernieder fiel vom Himmelssaum.
Und dann, der lauten Freude Glanz!
Die Cimbel ruft zum frohen Tanz,
Es singt ein Lied von Scherz und Minne
Der Rufer von bestrahlter Zinne
Und von dem Harem nah empor
Erwiedert süß der Frauenchor. [7])
Vom Garten Lachen wiederhallt,
Wo fröhlich manches Mägdlein wallt
Mit seidnem Fittig durch den Hain
Von laubigen Orangenreih'n.
Hier spielen Kinder, die gesellt
Am Wege unter manchem Zelt, [8])
Furchtlos vor Sklav' und Mutters Dräuen,
Mit Händen Rosen sich bestreuen.

Und die Töne vom See — das Flüstern so bang
Im mondesbeleuchteten Kahne — das Schlagen
Der Ruder, der wilde melodische Klang,
Durch Insel und Hain rings wieder getragen,
Als gäben wie Kathay's Gestade [9]) sie wieder

Die Küſſe der Woge durch ſchmeichelnde Lieder.
Doch der holdeſte Ton, an Gefühlen ſo reich,
Der bebt von des Liebenden Laute weich,
Dem wohl die Gewalt in der Stunde bewußt
Von Seufzer und Lied auf die menſchliche Bruſt.
O ſüßes Entzücken, das jeder empfindet,
Der nah der geliebteſten Einen ſich findet,
Sanft gleitend mit Sang bei des Mondes Scheinen
Durch den See von Kaſchmir an der Seite der Einen!
Kann Liebe die rauheſte Wüſte ſchmücken,
Sie muß in Kaſchmir zum Himmel entzücken!

So empfand es Akbars hochmächtiger Sohn. [10])
Vom glorreichen Krieg, vom prunkenden Thron
Floh er in das Thal und vergaß das all
Bei des Harems Wonne, jung Nurmahal.
Wenn, frei von der Krone, der Sieger durchzogen
An der Seite der Einen die ruhigen Wogen,
Dünkt gegen den Zweig, den ſie ſcherzend dem Strauch
Entführt, ihm die Größe der Kronen ein Rauch
Und das kleinſte der Löcklein, das niederfällt
Am Nacken, ihm ſchöner als Throne der Welt!

Es gibt eine Schönheit, ſie ſtrahlet ſo licht,
So lang wie des Sommertags ſinkendes Licht,
Sie ſcheinet und ſcheinet — ſie trübet kein Schatten,
Bis im eigenen Glanz muß Liebe ermatten.
Das war nicht die Schönheit jung Nurmahals — nein!
Nicht dieſes verlieh ihr den magiſchen Schein.
Doch lieblicher Reiz umſpielt ſie ſo hold,
Wie den freundlichen Herbſt der Sonne Gold.
Nun ſchwebet er hier, nun da mit Verlangen,
Von Lippe zu Augen, von Augen zu Wangen;
Nun ſchmelzend in Nebel, nun leuchtend in Strahlen,
Wie Heilige träumend den Himmel ſich malen!
Und pflegte ſie ſinnende Miene zu zeigen,
Da ſchien es als wäre nur dieſe ihr eigen.
Und war ſie beſorgt — denn ein ſäuſelnder Wind

Geht über die Blüten, sei 's immer wie lind —
Der flüchtige Kummer erwachte zum Leben
Neuen Reiz, wie die Blumen am schönsten, die beben.
Und war sie gerührt — gleich schienen die Augen
Tiefdunklere, himmlische Farbe zu saugen,
Drin in schattiger Tiefe, wie heilig Entquellen
Aus innerstem Schreine, Gefühle schwellen.
Ihre Freude — wie kleines gewähret' ihr Lust
Und hob wie dem Vöglein beschwingt ihre Brust!
Ihr Lachen bezaubert die Weisen schon.
Wie der Peri Spiel, die dem Käfig entflohn'! [11])
Von Anmuth allein gezügelt ihr Scherzen
Entquoll lebendig dem innersten Herzen.
Wer sagt wo zumeist es strahlte den Glanz?
Lipp', Augen und Wangen — sie lächelte ganz?
Wie ein reizender See, vom Weste behaucht,
In Grübchen gebrochen, in Gluten getaucht.
Das waren die Reize, unendlich und reich,
Die den Herrscher bezwangen vom östlichen Reich.
Sein Harem war prächtig, ein lebender Saal
Von Blumen der Erd' [12]) und Schätz' ohne Zahl,
Denen Soliman opfern möcht' all' seine Pracht,
Die von Ophir geflügelte Schiff' ihm gebracht —
Ihr Lächeln jedoch überdunkelt sie all
Und des Harems Licht war jung Nurmahal!

Wo ist sie in der Nacht voll Lust,
Wo Wonne wogt in jeder Brust,
Wo Alles glänzend um sie wallt,
Gleich überird'scher Zauberpracht,
Daß, käm' in dieser seel'gen Nacht
Jemand in's Thal, er dächte bald
Es sei der Seel'gen Aufenthalt [13])
Im Feo'nland, wo in Licht und Blüh'n
Und Perlen Straß' und Thürme glüh'n.
Wo ist die liebste Herrin heut?
Wo jung und schön in Lust sich freut,
Läßt sie, die Schönste, auf den Braun
Ein melancholisch Schweigen schauen?

Zu leicht ach! in verliebten Herzen
Erweckt Verſtimmung Leid und Schmerzen,
In Herzen, die umbrauſt die Welt,
Die Schmerz nur enger ſich geſellt,
Vor Sturm gewahrt auf wilden Wogen,
Im Sonnenlicht hinabgezogen,
Wie Schiffe, die im Meer verſinken,
Mag noch ſo klar der Himmel winken!
Ein Blick, ein Etwas — ätherleicht,
Ein rauhes Wort, nicht recht erfaßt,
Und ſie, die Stürme nicht erreicht,
Die Lieb' erliegt ſo leichter Laſt
Und rauhre Worte rauſchen an,
Den Bruch erweiternd der begann;
Das Aug' vergißt den lieben Schein,
Der es umlacht in Tändelei'n,
Der Mund verlernt den Ton, der zart
Um jedes Wort gezaubert ward,
Bis ſinkend, eine nach der andern,
Der Liebe Wonnen all' entwandern —
Und Herzen, im Verein ſo reich,
Gebrochnen Wolken, dem Strome gleich,
Der lächelnd thalwärts niederſprang,
Als könnt' er ſich zertrennen nimmer,
Und eh' erreicht des Thales Hang,
In Fluten bricht — getrennt für immer.

O denen Lieb' im Herzen wohnt,
Bewahrt ihr treu den Kranz von Roſen,
Wie ſie im Land der Seel'gen thront,
Wo weiche Blüten ſie umkoſen. [14])
Löst nicht die Feſſeln, die ſie zügeln,
Wehrt ihr zu flattern mit den Flügeln;
Nur einen Augenblick entflob'n,
Verlieren ſie die Strahlen ſchon,
Dem Himmelsvogel, der ſein Neſt
Im fernen Oſten bauet, gleich,
Den fliegend all ſein Glanz verläßt,
War er im Ruhen noch ſo reich. [15])

Gefährlich iſt ein Zwiſt — ein Tand,
Wie leicht auch, löst er bald das Band,
Das treu umſchlingt verliebte Herzen.
Ein Schatten kann den Himmel ſchwärzen,
Der, erſt ein Fleckchen, kaum bemerkt,
Zur Donnerwolke ſich verſtärkt.
Solch ein Gewölk umhüllt mit leiſer
Gewalt das Herz des Oſtens Kaiſer,
Und fern gebannt hat ſein Geſicht
Nurmahal, ſeines Harems Licht.
Drum heut in dieſer ſeel'gen Nacht,
Wo Freud' in Feld und Haine lacht
Und jedes Herze fand das ſeine —
Heut geht er freudlos und alleine,
Dem müden Thrakervöglein gleichbar,
Des Schwingen Ruhe unerreichbar. [16])
Wohl lachen Augen, Wangen da,
Die ſchönſten, die die Erde ſah —
Fahl ſind die holden Wangen all,
Die Augen trüb — wie ſüß ſie koſe
Mit jeder Blume leicht und loſe,
Was hilft das all der Nachtigall —
Ihr fehlt ja ihre liebe Roſe! [17])
Ob auch des Thales froh Gedränge
Anbetend ſeinen Schritt beenge,
Er achtet's nicht — ein Gruß von ihr
Gilt eine Welt von Schmeichlern hier.
Den Stern anbetet dies Gewimmel —
Sie iſt des Sternes ſtrahlender Himmel.

Drum ſitzet heut auch Nurmahal,
Ob ringsum glänzt der Stunde Schimmer,
Fern von den Freudenfeſten all,
Allein in ihrem Gartenzimmer,
Niemand mit ihr, zu Troſt bereit
Als jene wunderbare Maid,
Die Zauberin Namuna — der
Der Jahre goldnes Sonnenheer
Merklos vorüberflog — denn traun!

Nie waren ihre blum'gen Brau'n
Jünger und ſchöner anzuſchau'n.
Ja wie des Weſtes ſüß Gekoſe
Erquickt, die er behaucht, die Roſe,
Schien im Vorüberflug die Zeit
Zu ſchmücken ſchöner ſie bereit.
Doch Trauer birgt ihr heitrer Friede:
Sang ſie von jener Welt im Liede,
Da drang ein ſeltſam ſtrahlend Licht
Aus ihrem dunklen Angeſicht
Und jeder dachte: ſie entſtehen
Hat Erde nicht noch Menſch geſehen!

Sie kannte jeden Talisman
Vom großen Mantra,[18]) den allein
Der Luft erhabner Geiſt gewann,
Bis zu des Afrers goldnem Stein,[19])
Den der Araber um den Arm
Schlingt gegen Siltims[20]) finſtern Harm.
Heut hat ſie alle Kunſt gebannt
Mit reger Wärm', als ob bekannt —
Wie hoch auch ihre Bahnen trieben —
Mit jenem Schmerz: verlornem Lieben,
Den Spruch zu finden, deſſen Kunſt
Ruft Nurmahal in Selims[21]) Gunſt.

Mitternacht war's — durch's Gitter dringt
Von Geisblatt mancher Duft beſchwingt,
Von Blumen, die des Nachts nur leben,
Von des Jasmines leiſem Beben,
Der Tags verſchließt den Duft der Blüthe
Um, wenn der Sonne Glanz verglühte,
Sein hold Geheimnis zu entfalten
Den Lüftchen, die ihn ſüß umwallten.
Namuna ſprach: Jetzt iſt die Zeit,
Die Zauber jeder Blume leiht.
Jetzt müßte man Guirlanden pflücken
Und um des Schläfers Stirne drücken.
Dann werden ſüße Träume nah'n,
Wundergeſtalten ihn umfah'n,

Wie Genien der Sonne ſeh'n
Aus goldnem Zelt im Abendweh'n
Am Horizonte, wo im Strahl
Sie ſpielen, bis im Dämmerthal
Der Sonnenhütten Glanz verſchwebt.
Ein Kranz aus Blüten jetzt gewebt,
Die leis des Mondes Glanz belebt,
Von Mägdlein, die ihr Lieb verloren,
Lockt' eine Peri erdenwärts,
Ein Weſen, deſſen Geiſt geboren
Aus Blumenduft und Liebesſchmerz;
Die ſagte wohl —
Ihn mir! ihn mir!
Rief Nurmahal ungeduldig hier,
O daß ſich mir der Kranz heut winde!
Und flüchtig wie die junge Hinde
Mit leichtem Fuße flog ſie fort,
Zu ſammeln am beſtrahlten Ort
Jed' helles Laub im Mondenglanz
Zu ihrem Zaubertraumeskranz.
Die Anemonen, See'n von Gold, [22])
Des Baches Lilien, jüngſt enthüllt,
Die ſüße Blume, die ſo hold
Den Köcher Kamadewa's füllt, [23])
Der Tuberoſe Silberpracht,
Wo der Malayen Gärten winken,
Genannt die Königin der Nacht, [24])
Der Braut gleich, Duft- und Glutentfacht,
Aufblühend wenn die Gluten ſinken.
Und Amaranthen, das Entzücken
Der Mägdlein die Zamara ſchmücken; [25])
Die weiße Mondblum', hoch hinaus
Sichtbar von Serendibs Felſenhaus,
Dem Schiffe, das am Abend naht,
Mit Duft umhauchend ſeinen Pfad.
Und jede Blum', die ihr begegnet,
Von Amritas göttlichem Baum [26]),
Deß unvergänglich Blühen ſegnet
Die Ewigen im Himmelsraum,

Bis zum Baſil,[27]) das über Grüfte
Hinathmet ſeine Blütendüfte,
Bis zum beſcheidnen Rosmarin,
Deß Düfte ungedankt verblüh'n
Den Todten und der Wüſte Glüh'n —[28])
Sie all im Garten dort und all
Geleſen von jung Nurmahal.
Sie häuft in ihren Korb die Blüten
Und Blätter, bis er nichts mehr faßt,
Flieht zu Namuna dann, zu hüten
In ihrem Schooß die ſtrahlende Laſt.

Wie ſelig blickt die Zauberfrau
Auf jede Knosp' im Strahlenthau
Der Zaubernacht — des Blickes Sonne
Sprach, über jede Erdenluſt
Erhoben, tiefe heil'ge Wonne,
Wie ſie ſich beugt, als ob die Bruſt
Den Balſam tränk' und ihre Seele
Den zarten Blumen ſich vermähle.
Und wahrlich nur der Blumen Hauch,
Der duft'gen Flammen Weiherauch,
Erhielt ihr Zauberleben — nie
Sah man bei ird'ſchem Mahle ſie
Und nimmer Irdiſches ſie nippen
Als Morgenthau mit Roſenlippen.
Begeiſtert von dem kühlen Duft,
Die Zaubrin ihre Kunſt beruft
Und ſingt, indeß ſie webt und windet
Und räthſelhaft die Blätter bindet:

Ich weiß der geflügelten Träume Bau,
Die des Nachts das Lager umringen,
Ich kenne die Gräſer und Blumen genau,
Wo ſie bergen am Tage die Schwingen.
Drum eilen wir, Kind,
Mit dem Blumengewind,
Denn Blumen und Träume verwelken geſchwind.

Die Träume der Liebe, die ſtill in der Nacht
Sich nahen der Jungfrau Pfühle,
Entweh'n dem Jasmin, der in Seufzen verwacht,
Wie ſie, die duftige Kühle.
Das leuchtende Hoffen von ſchönerer Zeit
Auf des Elenden Brauen im Traume,
Iſt bunt um die ſilberne Blume gereiht,
Die blüht auf entblättertem Baume. [29])
Drum eilen wir, Kind,
Mit dem Blumengewind,
Denn Blumen und Träume verwelken geſchwind.

Der Traum, der den weltlichen Blicken entrollt
Den Schatz, der die Tiefen erfüllet,
Entſteiget der Blume des Bergs, die mit Gold
Die Zähne der Ziegen umhüllet. [30])
Die Schattenphantome — o laß ſie ſein! —
Die erſchrecken des Mörders Gewiſſen,
Sie ſchließet der gierige Alraun ein,
Der ſeufzet, des Nachts zerriſſen.
Drum eilen wir, Kind,
Mit dem Blumengewind,
Denn Blumen und Träume verwelken geſchwind.

Des gekränkten, des duldenden Herzens Traum,
Das lächelt, von Schlangen geſtochen,
Wohnt tief in des Zimmts verwundetem Saum,
Der am ſüßeſten, wenn er gebrochen.
Drum eilen wir, Kind,
Mit dem Blumengewind,
Denn Blumen und Träume verwelken geſchwind.

Wie kaum das blumige Gewinde
Ihr Haupt berührt, ſinkt Schlummer linde
Wie leiſe Sommernächte nieder
Auf Nurmahals holde Augenlider.
Und plötzlich weht ein Hauch voll Klang
Mit reich harmoniſchem Geſang,
Wie Azab's Zelten [31]) je ein Duft
Entzittert, durch die leiſe Luft.

Er ſchwillt und fluthet um ihr Ohr,
Gleich wie des Morgens erſtes Regen,
Das in die Muſchel dringt empor,
Drin Liebe ſchlummernd einſt gelegen. [82])
Und nun, ein Geiſt, gebildet klar
Aus Licht und Klang, ſo wunderbar,
So ſtrahlend iſt der Züge Schöne,
So wonnig wiegen ſich die Töne
Her durch die Luft, bewegt die Schwingen,
Schwebt näher und beginnt zu ſingen:

Ich komme von Chindara's wallender Flut, [83])
Von dem Mondglanzzauber gezogen,
Von dem Feeenpalaſt in Chindara's Hut,
Wo in Klang ich wohne, geflogen,
Wo luſtige Lauten und Lieder ſo hold
Erklingen in ewiger Schöne,
Und jeglicher Seufzer, dem Herzen entrollt,
Sich wandelt in liebliche Töne.
Nun komm' ich heraus
Aus zaubriſchem Haus,
Und wohnet ein Zauber im Klange der Lieder,
Ich ſchwör's bei dem Duft,
In mondlicher Luft,
Bald liegt zu den Füßen der Liebſte dir wieder.

Denn mein iſt der Lieder bewegliches Meer
Und der murmelnden Töne hinſterbendes Heer.
Das ſinket ſo leis wie der Schnee in die See
Und ſchmelzet das Herz in Wonnen und Weh'.
Und mein iſt das ſtürmende Lied, das tief
In den zitternden Buſen ſich taucht,
Wie der Wind, der vom Schlummer die Wogen rief
Und doch ſüß ſie wieder umhaucht.

Und mein iſt der Zauber, der myſtiſche Klang,
Der die Geiſter vergangener Wonne bezwang.
Laß tönen den rauſchenden Talisman
Und ſie kommen wie ſchwebende Genien an.

Des Tages, heute blickt es hold,
Weil Nacht den Schleier d'rüber rollt.
Und alle wandeln frei und klar
Und alle rufen mit Entzücken,
Daß nie so schön der Sommer war,
Das Fest der Rosen hold zu schmücken.
Nie war so hell des Mondes Licht,
Als heut' er strahlt aus klaren Höh'n,
So glühte noch die Rose nicht,
Sie selber waren nie so schön.

Und welche Wildnis reicher Blüte!
Als ob das ganze Jahr sich mühte,
Zu häufen aller Fluren Schatz
Heut bunt auf diesen einen Platz!
Der See, den Blüten reich umflocken
Wie einen Garten, athmet kaum,
Als wenn ein Regen Feenlocken
Hernieder fiel vom Himmelssaum.
Und dann, der lauten Freude Glanz!
Die Cimbel ruft zum frohen Tanz,
Es singt ein Lied von Scherz und Minne
Der Rufer von bestrahlter Zinne
Und von dem Harem nah empor
Erwiedert süß der Frauenchor. [7])
Vom Garten Lachen wiederhallt,
Wo fröhlich manches Mägdlein wallt
Mit seidnem Fittig durch den Hain
Von laubigen Orangenreih'n.
Hier spielen Kinder, die gesellt
Am Wege unter manchem Zelt, [8])
Furchtlos vor Sklav' und Mutters Dräuen,
Mit Händen Rosen sich bestreuen.

Und die Töne vom See — das Flüstern so bang
Im mondesbeleuchteten Kahne — das Schlagen
Der Ruder, der wilde melodische Klang,
Durch Insel und Hain rings wieder getragen,
Als gäben wie Kathay's Gestade [9]) sie wieder

Die Küſſe der Woge durch ſchmeichelnde Lieder.
Doch der holdeſte Ton, an Gefühlen ſo reich,
Der bebt von des Liebenden Laute weich,
Dem wohl die Gewalt in der Stunde bewußt
Von Seufzer und Lied auf die menſchliche Bruſt.
O ſüßes Entzücken, das jeder empfindet,
Der nah der geliebteſten Einen ſich findet,
Sanft gleitend mit Sang bei des Mondes Scheinen
Durch den See von Kaſchmir an der Seite der Einen!
Kann Liebe die rauheſte Wüſte ſchmücken,
Sie muß in Kaſchmir zum Himmel entzücken!

So empfand es Acbars hochmächtiger Sohn.[10])
Vom glorreichen Krieg, vom prunkenden Thron
Floh er in das Thal und vergaß das all
Bei des Harems Wonne, jung Nurmahal.
Wenn, frei von der Krone, der Sieger durchzogen
An der Seite der Einen die ruhigen Wogen,
Dünkt gegen den Zweig, den ſie ſcherzend dem Strauch
Entführt, ihm die Größe der Kronen ein Rauch
Und das kleinſte der Löcklein, das niederfällt
Am Nacken, ihm ſchöner als Throne der Welt!

Es gibt eine Schönheit, ſie ſtrahlet ſo licht,
So lang wie des Sommertags ſinkendes Licht,
Sie ſcheinet und ſcheinet — ſie trübet kein Schatten,
Bis im eigenen Glanz muß Liebe ermatten.
Das war nicht die Schönheit jung Nurmahals — nein!
Nicht dieſes verlieh ihr den magiſchen Schein.
Doch lieblicher Reiz umſpielt ſie ſo hold,
Wie den freundlichen Herbſt der Sonne Gold.
Nun ſchwebet er hier, nun da mit Verlangen,
Von Lippe zu Augen, von Augen zu Wangen;
Nun ſchmelzend in Nebel, nun leuchtend in Strahlen,
Wie Heilige träumend den Himmel ſich malen!
Und pflegte ſie ſinnende Miene zu zeigen,
Da ſchien es als wäre nur dieſe ihr eigen.
Und war ſie beſorgt — denn ein ſäuſelnder Wind

Geht über die Blüten, sei 's immer wie lind —
Der flüchtige Kummer erwachte zum Leben
Neuen Reiz, wie die Blumen am schönsten, die beben.
Und war sie gerührt — gleich schienen die Augen
Tiefdunklere, himmlische Farbe zu saugen,
Drin in schattiger Tiefe, wie heilig Entquellen
Aus innerstem Schreine, Gefühle schwellen.
Ihre Freude — wie kleines gewährt' ihr Lust.
Und hat wie dem Vöglein beschwingt ihre Brust!
Ihr Lachen bezaubert die Weisen schon.
Wie der Peri Spiel, die dem Käfig entfloh'n! [11])
Von Anmuth allein gezügelt ihr Scherzen
Entquoll lebendig dem innersten Herzen.
Wer sagt wo zumeist es strahlte den Glanz?
Lipp', Augen und Wangen — sie lächelte ganz?
Wie ein reizender See, vom Weste behaucht,
In Grübchen gebrochen, in Gluten getaucht.
Das waren die Reize, unendlich und reich,
Die den Herrscher bezwangen vom östlichen Reich.
Sein Harem war prächtig, ein lebender Saal
Von Blumen der Erd' [12]) und Schätz' ohne Zahl,
Denen Soliman opfern möcht' all' seine Pracht,
Die von Ophir geflügelte Schiff' ihm gebracht —
Ihr Lächeln jedoch überdunkelt sie all
Und des Harems Licht war jung Nurmahal!

Wo ist sie in der Nacht voll Lust,
Wo Wonne wogt in jeder Brust,
Wo Alles glänzend um sie wallt,
Gleich übirdi'scher Zauberpracht,
Daß, kämʼ in dieser seel'gen Nacht
Jemand in's Thal, er dächte bald
Es sei der Seel'gen Aufenthalt [13])
Im Fee'nland, wo in Licht und Blüh'n
Und Perlen Straß' und Thürme glüh'n.
Wo ist die liebste Herrin heut?
Wo jung und schön in Lust sich freut,
Läßt sie, die Schönste, auf dem Prunk
Ein melancholisch Schweigen schaun?

Zu leicht ach! in verliebten Herzen
Erweckt Verſtimmung Leid und Schmerzen,
In Herzen, die umbrauſt die Welt,
Die Schmerz nur enger ſich geſellt,
Vor Sturm gewahrt auf wilden Wogen,
Im Sonnenlicht hinabgezogen,
Wie Schiffe, die im Meer verſinken,
Mag noch ſo klar der Himmel winken!
Ein Blick, ein Etwas — ätherleicht,
Ein rauhes Wort, nicht recht erfaßt,
Und ſie, die Stürme nicht erreicht,
Die Lieb' erliegt ſo leichter Laſt.
Und rauhre Worte rauſchen an,
Den Bruch erweiternd der begann;
Das Aug' vergißt den lieben Schein,
Der es umlacht in Tändelei'n,
Der Mund verlernt den Ton, der zart
Um jedes Wort gezaubert ward,
Bis ſinkend, eine nach der andern,
Der Liebe Wonnen all' entwandern —
Und Herzen, im Verein ſo reich,
Gebrochnen Wolken, dem Strome gleich,
Der lächelnd thalwärts niederſprang,
Als könnt' er ſich zertrennen nimmer,
Und eh' erreicht des Thales Hang,
In Fluten bricht — getrennt für immer.

O denen Lieb' im Herzen wohnt,
Bewahrt ihr treu den Kranz von Roſen,
Wie ſie im Land der Seel'gen thront,
Wo weiche Blüten ſie umkoſen. [14])
Löſt nicht die Feſſeln, die ſie zügeln,
Wehrt ihr zu flattern mit den Flügeln;
Nur einen Augenblick entfloh'n,
Verlieren ſie die Strahlen ſchon,
Dem Himmelsvogel, der ſein Neſt
Im fernen Oſten bauet, gleich,
Den fliegend all ſein Glanz verläßt,
War er im Ruhen noch ſo reich. [15])

Gefährlich iſt ein Zwiſt — ein Tand,
Wie leicht auch, löst er bald das Band,
Das treu umſchlingt verliebte Herzen.
Ein Schatten kann den Himmel ſchwärzen,
Der, erſt ein Fleckchen, kaum bemerkt,
Zur Donnerwolke ſich verſtärkt.
Solch ein Gewölk umhüllt mit leiſer
Gewalt das Herz des Oſtens Kaiſer,
Und fern gebannt hat ſein Geſicht
Nurmahal, ſeines Harems Licht.
Drum heut in dieſer ſeel'gen Nacht,
Wo Freud' in Feld und Haine lacht
Und jedes Herze fand das ſeine —
Heut geht er freudlos und alleine,
Dem müden Thrakervöglein gleichbar,
Des Schwingen Ruhe unerreichbar. [16])
Wohl lachen Augen, Wangen da,
Die ſchönſten, die die Erde ſah —
Fahl ſind die holden Wangen all,
Die Augen trüb — wie ſüß ſie koſe
Mit jeder Blume leicht und loſe,
Was hilft das all der Nachtigall —
Ihr fehlt ja ihre liebe Roſe! [17])
Ob auch des Thales froh Gedränge
Anbetend ſeinen Schritt beenge,
Er achtet's nicht — ein Gruß von ihr
Gilt eine Welt von Schmeichlern hier.
Den Stern anbetet dies Gewimmel —
Sie iſt des Sternes ſtrahlender Himmel.

Drum ſitzet heut auch Nurmahal,
Ob ringsum glänzt der Stunde Schimmer,
Fern von den Freudenfeſten all,
Allein in ihrem Gartenzimmer,
Niemand mit ihr, zu Troſt bereit
Als jene wunderbare Maid,
Die Zauberin Namuna — der
Der Jahre goldnes Sonnenheer
Merklos vorüberflog — denn traun!

Nie waren ihre blum'gen Brau'n
Jünger und ſchöner anzuſchau'n.
Ja wie des Weſtes ſüß Gekoſe
Erquickt, die er behaucht, die Roſe,
Schien im Vorüberflug die Zeit
Zu ſchmücken ſchöner ſie bereit.
Doch Trauer birgt ihr heitrer Friede;
Sang ſie von jener Welt im Liede,
Da drang ein ſeltſam ſtrahlend Licht
Aus ihrem dunklen Angeſicht
Und jeder dachte: ſie entſtehen
Hat Erde nicht noch Menſch geſehen!

Sie kannte jeden Talisman
Vom großen Mantra,[18]) den allein
Der Luft erhabner Geiſt gewann,
Bis zu des Afrers goldnem Stein,[19])
Den der Araber um den Arm
Schlingt gegen Siltims[20]) finſtern Harm.
Heut hat ſie alle Kunſt gebannt
Mit reger Wärm', als ob bekannt —
Wie hoch auch ihre Bahnen trieben —
Mit jenem Schmerz: verlornem Lieben,
Den Spruch zu finden, deſſen Kunſt
Ruft Nurmahal in Selims[21]) Gunſt.

Mitternacht war's — durch's Gitter bringt
Von Geisblatt mancher Duft beſchwingt,
Von Blumen, die des Nachts nur leben,
Von des Jasmines leiſem Beben,
Der Tags verſchließt den Duft der Blüthe
Um, wenn der Sonne Glanz verglühte,
Sein hold Geheimnis zu entfalten
Den Lüftchen, die ihn ſüß umwallten.
Namuna ſprach: Jetzt iſt die Zeit,
Die Zauber jeder Blume leiht.
Jetzt müßte man Guirlanden pflücken
Und um des Schläfers Stirne drücken.
Dann werden ſüße Träume nah'n,
Wundergeſtalten ihn umfah'n,

Wie Genien der Sonne ſeh'n
Aus goldnem Zelt im Abendweh'n
Am Horizonte, wo im Strahl
Sie ſpielen, bis im Dämmerthal
Der Sonnenhütten Glanz verſchwebt.
Ein Kranz aus Blüten jetzt gewebt,
Die leis des Mondes Glanz belebt,
Von Mägdlein, die ihr Lieb verloren,
Lockt' eine Peri erdenwärts,
Ein Weſen, deſſen Geiſt geboren
Aus Blumenduft und Liebesſchmerz;
Die ſagte wohl —
Ihn mir! ihn mir!
Rief Nurmahal ungeduldig hier,
O daß ſich mir der Kranz heut winde!
Und flüchtig wie die junge Hinde
Mit leichtem Fuße flog ſie fort,
Zu ſammeln am beſtrahlten Ort
Jed' helles Laub im Mondenglanz
Zu ihrem Zaubertraumeskranz.
Die Anemonen, See'n von Gold, [22])
Des Baches Lilien, jüngſt enthüllt,
Die ſüße Blume, die ſo hold
Den Köcher Kamadewa's füllt, [23])
Der Tuberoſe Silberpracht,
Wo der Malayen Gärten winken,
Genannt die Königin der Nacht, [24])
Der Braut gleich, Duft- und Glutentfacht,
Aufblühend wenn die Gluten ſinken.
Und Amaranthen, das Entzücken
Der Mägdlein die Zamara ſchmücken; [25])
Die weiße Mondblum', hoch hinaus
Sichtbar von Serendibs Felſenhaus,
Dem Schiffe, das am Abend naht,
Mit Duft umhauchend ſeinen Pfad.
Und jede Blum', die ihr begegnet,
Von Amritas göttlichem Baum [26]),
Deß unvergänglich Blühen ſegnet
Die Ewigen im Himmelsraum,

Bis zum Baſil,[27]) das über Grüfte
Hinathmet ſeine Blütendüfte,
Bis zum beſcheidnen Rosmarin,
Deß Düfte ungedankt verblüh'n
Den Todten und der Wüſte Glüh'n —[28])
Sie all im Garten dort und all
Geleſen von jung Nurmahal.
Sie häuft in ihren Korb die Blüten
Und Blätter, bis er nichts mehr faßt,
Flieht zu Namuna dann, zu hüten
In ihrem Schooß die ſtrahlende Laſt.

Wie ſelig blickt die Zauberfrau
Auf jede Knosp' im Strahlenthau
Der Zaubernacht — des Blickes Sonne
Spnach, über jede Erdenluſt
Erhoben, tiefe heil'ge Wonne,
Wie ſie ſich beugt, als ob die Bruſt
Den Balſam tränk' und ihre Seele
Den zarten Blumen ſich vermähle.
Und wahrlich nur der Blumen Hauch,
Der duft'gen Flammen Weiherauch,
Erhielt ihr Zauberleben — nie
Sah man bei ird'ſchem Mahle ſie
Und nimmer Irdiſches ſie nippen
Als Morgenthau mit Roſenlippen.
Begeiſtert von dem kühlen Duft,
Die Zaubrin ihre Kunſt beruft
Und ſingt, indeß ſie webt und windet
Und räthſelhaft die Blätter bindet:

Ich weiß der geflügelten Träume Bau,
Die des Nachts das Lager umringen,
Ich kenne die Gräſer und Blumen genau,
Wo ſie bergen am Tage die Schwingen.
Drum eilen wir, Kind,
Mit dem Blumengewind,
Denn Blumen und Träume verwelken geſchwind.

Die Träume der Liebe, die ſtill in der Nacht
Sich nahen der Jungfrau Pfühle,
Entweh'n dem Jasmin, der in Seufzen verwacht,
Wie ſie, die duftige Kühle.
Das leuchtende Hoffen von ſchönerer Zeit
Auf des Elenden Brauen im Traume,
Iſt bunt um die ſilberne Blume gereiht,
Die blüht auf entblättertem Baume. [29])
Drum eilen wir, Kind,
Mit dem Blumengewind,
Denn Blumen und Träume verwelken geſchwind.

Der Traum, der den weltlichen Blicken entrollt
Den Schatz, der die Tiefen erfüllet,
Entſteiget der Blume des Bergs, die mit Gold
Die Zähne der Ziegen umhüllet. [30])
Die Schattenphantome — o laß ſie ſein! —
Die erſchrecken des Mörders Gewiſſen,
Sie ſchließet der gierige Alraun ein,
Der ſeufzet, des Nachts zerriſſen.
Drum eilen wir, Kind,
Mit dem Blumengewind,
Denn Blumen und Träume verwelken geſchwind.

Des gekränkten, des duldenden Herzens Traum,
Das lächelt, von Schlangen geſtochen,
Wohnt tief in des Zimmts verwundetem Saum,
Der am ſüßeſten, wenn er gebrochen.
Drum eilen wir, Kind,
Mit dem Blumengewind,
Denn Blumen und Träume verwelken geſchwind.

Wie kaum das blumige Gewinde
Ihr Haupt berührt, ſinkt Schlummer linde
Wie leiſe Sommernächte nieder
Auf Nurmahals holde Augenlider.
Und plötzlich weht ein Hauch voll Klang
Mit reich harmoniſchem Geſang,
Wie Azab's Zelten [31]) je ein Duft
Entzittert, durch die leiſe Luft.

Er ſchwillt und fluthet um ihr Ohr,
Gleich wie des Morgens erſtes Regen,
Das in die Muſchel dringt empor,
Drin Liebe ſchlummernd einſt gelegen. [22])
Und nun, ein Geiſt, gebildet klar
Aus Licht und Klang, ſo wunderbar,
So ſtrahlend iſt der Züge Schöne,
So wonnig wiegen ſich die Töne
Her durch die Luft, bewegt die Schwingen,
Schwebt näher und beginnt zu ſingen:

Ich komme von Chindara's wallender Flut, [23])
Von dem Mondglanzzauber gezogen,
Von dem Feeenpalaſt in Chindara's Hut,
Wo in Klang ich wohne, geflogen,
Wo luſtige Lauten und Lieder ſo hold
Erklingen in ewiger Schöne,
Und jeglicher Seufzer, dem Herzen entrollt,
Sich wandelt in liebliche Töne.
Nun komm' ich heraus
Aus zaubriſchem Haus,
Und wohnet ein Zauber im Klange der Lieder,
Ich ſchwör's bei dem Duft,
In mondlicher Luft,
Bald liegt zu den Füßen der Liebſte dir wieder.

Denn mein iſt der Lieder bewegliches Meer
Und der murmelnden Töne hinſterbendes Heer.
Das ſinket ſo leis wie der Schnee in die See
Und ſchmelzet das Herz in Wonnen und Weh'.
Und mein iſt das ſtürmende Lied, das tief
In den zitternden Buſen ſich taucht,
Wie der Wind, der vom Schlummer die Wogen rief
Und doch ſüß ſie wieder umhaucht.

Und mein iſt der Zauber, der myſtiſche Klang,
Der die Geiſter vergangener Wonne bezwang.
Laß tönen den rauſchenden Talisman
Und ſie kommen wie ſchwebende Genien an.

Mein iſt der Geſang, der, zart wie der Duft,
Trägt Liebe zu Herzen herüber,
Wie der Vogel den Samen des Zimmts durch die Luft
Von Walde zu Walde hinüber. [34])

Ich miſche, in lieblichem Maße gereiht,
Das Heut und Vergangne und künftige Zeit,
Wenn Erinnerung weckt den entflohenen Klang,
In entzückenden Tönen ſich wiegt,
Und Hoffen von himmliſch ertönendem Sang
Zu nahem, noch himmliſchern, fliegt.

Der Buſen des Kriegers, berühr' ich ihn lind,
Wird weich und geduldig und ſanft, wie im Wind
Seine flatternde Fahne, die blutig im Rauch
Geblinkt in der Schlacht — doch bewegt ſie ein Hauch.
Und ach! wie glänzen die Augen der Schönen,
Wenn Muſik ihre innerſten Saiten berührt,
Wie die ſchweigenden Sterne lauſchen den Tönen,
Wenn der Himmel den ewigen Reigen führt.
Drum komm' ich heraus
Aus zaubriſchem Haus,
Und wohnet ein Zauber im Klange der Lieder,
Ich ſchwör's bei dem Duft
In der mondlichen Luft,
Bald liegt zu den Füßen der Liebſte dir wieder.

Es tagt — nur jenes erſte Roth,
Das bald verglühet, kaum entloht, [35])
Als wenn erwacht der Morgen wieder
Noch einmal ſchlöſſe ſeine Lieder.
Und Nurmahal iſt wach zu proben
Der Laute Wunder, deren Klang
Nun flüſtert, wie von Ach's gehoben
In jenes Geiſtes Wonneſang.
Und ihre Stimme — Himmelsſchöne!
Nie waren ird'ſchem Weibesmund
Verlieh'n ſo himmliſch friſche Töne,
Entquollen aus des Himmels Grund,
Süß wie der Hauch von Engelchören,

So göttlich und ſo himmliſch rein!
„Laß ſie bis Nachts nur mir gehören
Und mehr als jemals iſt er mein.“
Und ſtündlich wird erneut das Lied,
So bebt ſie, daß des Himmels Wonnen,
Weil raſch, was himmliſch iſt, entflieht,
Vor Abend noch in Duft zerronnen.
Doch fern von Welken und Verglühn
Sieht ſie's nur göttlich reicher blühn.
Sie weilt entzückt auf jedem Klang,
Läßt jeden Ton von Neuem rauſchen,
Wie Echo, glühend, liebesbang
Dem eignen Wunderlied zu lauſchen.

Des Abends, hoffend, daß ſein Herz
Vom Drang der quälenden Liebe läßt
Durch Wein, Muſik und frohen Scherz,
Hält Kaiſer Selim großes Feſt.
In ſeinem prächt'gen Sholimar
Des Thales Glanz verſammelt war,
Als kaum der erſte Abendſtern
Erzittert' auf den Fluthen fern.
Die holden Weſen wie ein Traum
Durchſchweben ſeinen laub'gen Raum,
Reiz trinkend von der Quellen Saum, [36])
All' dieſe Wanderſängerinnen,
Die — o wie mögen ſie's beginnen? —
Dies theure, ſchatt'ge Eden flieh'n
Und nach des Südens Straßen zieh'n [37])
Mit Liedern, nie ſo ſüß erklungen
Als von Kaſchmirer Mund geſungen.
Es lächeln dort des Harems Frau'n,
Des Weſtens Mädchen, ſonnenlockig,
Von des Nilgartens heil'gen Au'n,
Wie ſeine Roſen, weich und flockig, [38])
Von Cyperns Fels der Liebe Schaar [39])
Mit Paphos Edelſtein' im Haar.
Und Peris von dem Fluthengold
Von Kandahar, ſo leicht und hold. [40])

Und die die Schmetterling' umweh'n
In ihren lichten Kathaylauben,
Wie Regenbogen hold zu ſeh'n, [41])
Daß man die Blumen möchte glauben
Durch Zauber in die Luft getragen,
Die rings im Sonnenglanze klagen.
Was ſchön und jung erblickt der Weſt
Und Oſt, ſich hier bewundern läßt —
Nur du allein, Nurmahal, nicht,
Du ſchönſte, deren Angeſicht,
Du, deren Lächeln, hold und klar,
In aller Welt kein gleiches war.
Ihr Licht in all' der Lichter Pracht
War wie der Stern in ſtern'ger Nacht,
Ihn wählt der Schiffer einzig aus
Und folgt ihm durch der Wogen Braus.
Du warſt nicht da — ſo Selim dachte,
Und trüb ſchien alles ohne dich —
Doch ach! da war ſie und ſie brachte
Das neue Zauberlied mit ſich.
Miſcht unbemerkt ſich in die Bande
Der Singenden aus fernem Lande
Und hüllt ſich in die Maske ein
Junger arab'ſcher Mägdelein. [42])
Ein einzig Auge läßt ſie frei,
Vollendend ihre Zauberei.
Sie ſchwebt umher mit bangem Muthe
Und harrte zitternd der Minute,
Zu prüfen, ob der Zauberton
Der lieben Laute nicht entflohn.

Die Tafel glänzt von Frucht und Wein
Mit goldner Traub', auf Hügelreih'n
Casbins geſonnt, [43]) Granaten duftig
Von ſüßem Schmelz, und Birnen glüh'n
Und ſonn'ge Aepfel, [44]) wie ſie luftig
In Caubuls tauſend Gärten blüh'n. [45])
Piſangs in Gold und Grün erſchienen,
Malayas Nectar-Manguſtinen. [46])

Bokara's Pflaumen, Nüſſ', entſproſſen
In Wäldern, fern in Samarkand,
Und Bara-Datteln, Aprikoſen,
Der Sonne Saat, von Iran's Land. [47])
Von Wisnakirſchen reiche Gaben [48])
Und Beeren, die die Rebe laben
In Eraks felsumhägtem Thal, [49])
Orangenblüten ohne Zahl.
In reichen Urnen ſie dort ſtunden
Aus Sandelholze ächt und gut,
Aus Porzellan, das dort gefunden
Wo auf Verſunknem rollt die Fluth, [50])
Aus der der Taucher oft heraus
Bringt Schaalen in des Königs Haus.
Auch Weine jeder Farb' und Sort'
Entſtrahlen ihr Gefunkel dort,
Amber Roſolli [51]) und der Hort
Von grünen Meeres Rebenhöh'n, [52])
Und Schiras Wein, der reichlich wallt,
Als ſpiegelt der Juwel ſich ſchön
Erröthend in den hellen Schaalen,
Den Kublaikhan — denn ſo viel galt
Sein Werth — mit Städten wollte zahlen. [53])

Und Selim zecht von jedem gut,
Als wollt' er, daß die goldne Fluth
Sein Herz umwogt', um wild im Fließen
Des Geiſt's Erinnern zu verſchließen,
Als ſollte d'rin kein Plätzchen ſein,
Wo Liebe ruht' im Sonnenſchein.
Er kannte nicht des Knaben Macht,
Der fluthet auf des Bechers Schaume,
Das Auge licht, das ewig lacht,
Wie Dichter ihn geſehn im Traume
Hinab den blauen Ganges ziehn,
Lachend auf roſigem Lotoskranz, [54])
Und aus dem Strome drunten ſchien
Nur lichter ſeines Bildes Glanz.
Doch was ſind Becher in Wogen

Das Lied ſie froh nicht fließen macht?
Sieh! ein georgiſch Kind, erzogen
In all' der friſchen Blüthenpracht,
Die ihres Landes Mädchen eigen,
Wenn Teflis Quell ſie warm entſteigen, [51])
Mit Augen, ruheloſen, klaren,
Voll, fluthend, ſchwarz — o wer nicht ganz
Sich ſicher weiß, mag vor dem Glanz
Der Augen ihn der Himmel wahren!
Mit wilder Luſt die Cither ſchwingt
Die ſchnee'ge Hand, die Saite klingt,
Wie ſie zu der Syrinda ſingt: [52])

Komm her, o komm her — bei Nacht und bei Tage
Umkoſen uns Freuden, die nimmer entfliehn,
Wie Wogen des Sommers — brach eine in Klage,
Schon ſiehſt du die zweite dich leuchtend umziehn.
Und entflohene Liebe ſchließt ſterbend ein
Eine zweite ſchon, ſegnend und wärmend und ſüß —
Ach! kann auf der Erd' ein Elyſium ſein,
Iſt es dies, iſt es dies.

Hier ſeufzen die Mädchen, das duftet ſo ſchön,
Wie die Blume der Amra, [53]) vom Bienchen geküßt,
Ihre Thränen wie Regen von Himmels Höhn,
Den in Perlen verwandelt die See begrüßt. [54])
O denke, was Küſſen und Lächeln muß ſein,
Wenn Thränen und Seufzer ſo herrlich und ſüß —
Ach! kann auf der Erd' ein Elyſium ſein,
Iſt es dies, iſt es dies.

Hier funkelt der Nectar, der Liebe Geſell,
Der vom Himmel hernieder kommt' Engel ziehn,
Die um irdiſchen Wein den himmliſchen Quell,
Um Augen vermochten die Sterne zu fliehn. [55])
Und entzückt von dem Becher mit duftendem Wein,
Wer der Geiſter vermißte da ſein Paradies —
Ach! kann auf der Erd' ein Elyſium ſein,
Iſt es dies, iſt es dies.

Des Mädchens Lied war kaum verhallt,
Als Ton für Ton in gleichem Klang
Das Lied von andrer Laute ſchallt
Und göttlich in die Runde drang,
Daß jeder ſtill verwundert ſtand
Und blickt empor mit ſtillem Lauſchen,
Als ſähen ſie vom ew'gen Land
Israfil's [60]) Engelsſchwingen rauſchen.
So mächtig ſchlug an jedes Herz
Des Zauberliedes ſüßer Schmerz.
Nun fluthet eine Stimme drein,
Süß wie der Laute Melodei'n,
Und ſo vereinen ſich die Töne
Daß Keiner wüßte zu entſcheiden,
Ob Laut', ob Stimme, was das Schöne,
So wundervoll vereint die beiden.

Doch Wonn' über Alles, was Sänger geſungen,
Wenn zweie geſellt zum himmliſchen Bunde,
Unwandlig im Herzen und warm umſchlungen,
Sich lieben im Leid bis zur letzten Stunde.
Wohl trägt *eine* Stunde der Liebe ſo rein
Jahrhunderte herzloſen Glück's — o gewiß!
Und kann auf der Erd' ein Elyſium ſein,
Iſt es dies, iſt es dies.

Nicht war's das Wort, der Töne Gleiten,
Es war die Zaubermacht der Saiten,
Der Lippen, was die Herzen zwang,
Mehr als Muſik ſie je durchdrang.
Von hundert Stimmen tönt es weit:
Arabiens verhüllte Maid!
Doch Selim, der ſo tief den Ton
Gefühlt und lang' wie geiſtentflohn
Gelehnt in göttlichem Entzücken —
Nachdem das Zauberlied entſchwand,
Zu tief bewegt mehr auszudrücken
Winkt nur noch mehr jetzt mit der Hand.

Flieh zu der Wüſte, flieh mit mir!
Rauh dünkt Arabiens Hütte dir;
Doch welchem Herzen ſchwankt die Wahl,
Im Zelte Lieb', im Throne Qual!

Rauh iſt der Fels, doch lächelnd klar
Weht der Akazie gelbes Haar,
Einſam und ſüß, nicht minder lieb,
Weil ſie in Wüſten Wurzel trieb.

Der Sand iſt kahl, doch drüber ſpringt
Des Rehes Silberfuß beſchwingt,
Es hüpft ſo froh bergauf, bergein,
Wie auf des Königs Marmelſtein.

Komm, dein Arabermädchen will
Dein Bäumchen ſein, ſo lieb und ſtill,
Deine Gazelle, deren Fuß
Dir Einſamen bringt frohen Gruß.

Da dringt ein ew'ger Sonnenſchein
In's Herz mit Ton und Blick hinein,
Als fänd' in dieſer Stunde klar
Die Seele, was ihr Sehnen war.

Als ſollten Lipp' und Aug' allein
Die Boten aller Seufzer ſein,
Als läge Leid- und Freudenſpur
In ihrem Glühn und Lächeln nur.

So kam ein Blick und Ton von dir,
Als er zuerſt geglüht in mir,
So fremd wie jener Welt entflohn,
Doch wie vertraut ſeit Jahren ſchon.

Drum flieh mit mir, wenn andre Gluth
Dich nicht entflammt und in die Fluth
Die Perle ſtieß, die alle Zeit —
Du ſchwurſt — wär' an dein Herz gereiht.

Wenn deine Liebe gegen mich
So rein wie meine gegen dich,
Friſch wie der Quell im Grunde rauſcht,
Den jetzt der Kibitz erſt erlauſcht. [61])

Doch ſcheideſt du von andrer Maid
Und brichſt um mich ihr Herz in Leid,
Brichſt aus der Bruſt ihr liebes Bild,
Mich pflanzend auf die Trümmer wild.

Dann fahre wohl — dann möcht' ich eh'
Allein ſein auf der eiſ'gen See,
Wenn ſchon der Lenz beginnt zu thau'n,
Als deiner falſchen Liebe trau'n.

So wehmuthsvoll war der Geſang,
Daß, wenn auch ohne Zauberkraft,
Er ſich mit ungeſtümem Drang
Den Weg zu Selim's Herz geſchafft,
Aufathmend mit ſo ſüßem Ton,
Wie Erdenlippen nie entflohn.
Der Geiſt des Liedes wogt im Spiel,
In jedem Griff — es war zu viel!
Er warf beſtürzt den Becher fort,
Den bei den ſüßen Melodieen
Er unberührt gehalten dort,
Als wenn ihn Zaubertöne ziehen.
Wild ruft er ſie, ſo lange nicht
Genannt, geſehn — ſein Stern, ſein Licht:
O Nurmahal, o Nurmahal,
Sangſt du nur dieſe Zauberlieder,
Vergäb' ich und vergäß' es all,
Und ließe nie dies Auge wieder.

Die Maske ſinkt, der Zauber fällt,
Und Selims Herz umſchlungen hält
Nurmahal, ſeines Harems Licht,
Mit hold verſchämtem Angeſicht.
Vergangner Schmerz vermehrt die Wonne

Von jedes Blickes lichter Sonne,
Und jedes Lächeln, neu geboren,
Iſt ſüßer, weil ſo lang verloren.
Für alle Seufzer nun Erquicken,
Von ihm umarmt mit ſanftem Koſen,
So flüſtert ſie, mit trunknen Blicken:
Gedenk', o Lieb, an's Feſt der Roſen!

Anmerkungen.

1. Die Roſe von Kaſchmir iſt wegen ihres Glanzes und Duftes lange ſprichwörtlich im Orient geweſen.
2. „Geknüpft um ihren Leib den Glockengürtel, der entzückende Melodieen tönte“ heißt es im Lied von Jayadena.
3. Die kleinen Inſeln im See von Kaſchmir ſind mit langlaubigen ſchlanken Espenbäumen bewachſen.
4. Das Roſenfeſt dauert ſo lange die Roſen blühen.
5. Gul sad berk, d. h. die hundertblättrige Roſe.
6. Bela, berühmt wegen ſeiner Safranblumenbeete.
7. Der Rufer, Maazeen genannt, pflegt von der Gallerie des nächſten Minarets, das bei der Gelegenheit erleuchtet wird, zu ſingen: die Frauen erwiedern in Zwiſchenräumen in fröhlichem Chore.
8. Zur Zeit des Roſenfeſtes ſieht man eine Menge Zelte, in denen ſich bei Muſik und Tanz Männer und Frauen, Knaben und Mädchen herumtreiben.
9. Ein alter Commentator des Chou-King ſagt, die Alten, als ſie bemerkten, daß eine Waſſerſtrömung den Steinen an ihrem Ufer einen Ton entlockte, hätten einige davon abgelöſt und entzückt von dem ſchönen Klange, den ſie von ſich gaben, muſikaliſche Inſtrumente daraus gemacht.
10. Jehanguire war der Sohn des großen Acbar.
11. Wenn in den Kriegen der Diven mit den Peris erſtere unter letzteren Gefangene machten, ſchloßen ſie ſie in Eiſenkäfige und hingen ſie an die höchſten Bäume. Hier wurden ſie von ihren Gefährten beſucht, die ihnen die herrlichſten Wohlgerüche brachten.
12. In der malayiſchen Sprache bezeichnet daſſelbe Wort Frau und Blume.
13. Die Hauptſtadt von Shadukam. Land der Seligkeit heißt eine Provinz im Königreich Jinniſtan oder Feenland, deſſen Hauptſtadt die Juwelenſtadt genannt wird.
14. Der orientaliſche Liebesgott wird mit Blüthenzweigen umgeben abgebildet. S. Picart Cérémonies Religieuses.
15. Unter den Vögeln von Tonquin iſt eine Art Goldfink, der ſo ſchön ſingt, daß man ihn den Himmelsvogel nennt. Wenn er ſitzt, ſo wechſelt ſein Gefieder in den ſchönſten Farben, wenn er fliegt, verlieren ſie dagegen all ihren Glanz.
16. Weil dieſe Vögel des Bosphorus niemals, ſo viel man beobachtet hat, ruhen, ſo nennen ſie die Franzoſen „verdammte Seelen.“
17. „Man kann der Nachtigall hundert Hände voll duftender Kräuter und Blumen vorhalten, ſie aber verlangt in ihrem treuen Herzen nichts mehr als ihrer geliebten Roſe ſüßen Duft.“ Jami.
18. Der große Mantra iſt ein Talisman, der Herrſchaft über alle Geiſter verleiht.
19. Die Goldjuwelen von Jinnie, die die Araber El Herrez nennen, wegen der Zauberkraft, die ſie enthalten ſollen.

20. Ein Dämon, der nach der Sage in Menschengestalt durch die Wälder streift.
21. Selim, Jehanguires Name vor seiner Thronbesteigung.
22. Hemasagara oder die See von Gold, mit Blüthen von glänzendster Goldfarbe.
23. Dieser Baum (der Nagacesara) ist einer der schönsten auf Erden; der süße Duft seiner Blüthen räumt ihnen einen Platz in dem Köcher Kamadewas oder des Liebesgottes ein.
24. Die Malayen nennen die Tuberose (Polianthes tuberosa) Sandal Malam oder Herrin der Nacht.
25. Das Volk von Batta auf Sumatra (dessen alter Name Zamara ist) führen, wenn sie nicht mit Krieg beschäftigt sind, ein müßiges Leben, den Tag über spielen sie auf einer Art Flöte und bekränzen sich mit Blumengewirlanden, unter welchen der Knopfamarauth, eine heimische Blume, vorherrscht.
26. Die größte und reichste Art des Jambu oder Rosenapfels wird Amrita (Sanscrit: unsterblich) genannt: die Mythologen von Tibet geben denselben Beinamen einem himmlischen Baume, der Ambrosiafrüchte trägt.
27. Basil, in Persien Rayhan genannt, wird insgemein auf Friedhöfen gefunden.
28. In der großen Wüste findet man viele Lavendel- und Rosmarinstauden.
29. Der Mandelbaum hat weiße Blüthen, aber keine Blätter.
30. Eine Pflanze auf dem Libanon soll die Eigenschaft haben, den Zähnen der Ziegen und andrer Thiere, die dort grasen, eine goldgelbe Farbe zu geben.
31. Uzabs Zelte, das Myrthenland.
32. Diese Vorstellung von Gottheiten, die in Muscheln leben, war auch den Griechen nicht fremd, denn sie stellten den jungen Nereïs, einen Liebesgott, in Muscheln an den Ufern des rothen Meeres lebend vor.
33. Eine fabelhafte Quelle, wo, wie man sagt, Instrumente unaufhörlich spielen.
34. Die Pompadourtaube ist dadurch, daß sie die Frucht des Zimmtbaumes an verschiedene Plätze führt, eine hauptsächliche Verbreiterin dieses werthvollen Baumes.
35. Es gibt dort zwei Morgen, den Soobhi Kazim und Soobhi Sadig, den falschen und den wirklichen Tagesanbruch.
36. Das Wasser von Kaschmir ist deswegen berühmt, weil man glaubt, daß die Kaschmirer ihm ihre Schönheit verdanken.
37. Das nachfolgende Lied ist nebst den Noten nach dem Gesange eines jungen Mädchens von Kaschmir aufgezeichnet. Diese Sängermädchen wandern aus dem schönen Thale durch die verschiedenen Gegenden von Indien.
38. Die Rosen des Jinan Nile oder Nilgartens, der sich an den Palast des Kaisers von Marocco anlehnt, haben nicht ihres Gleichen: aus ihren Blättern macht man Ruhebetten für Leute von Stande.
39. Auf der Seite des Berges bei Paphos ist eine Höhle, die den schönsten Felscrystall erzeugt. Wegen seines Glanzes nennt man ihn den Diamant von Paphos.
40. Ein Theil von Candahar heißt Peria oder Feenland.
41. Diese Schmetterlinge heißen in der chinesischen Sprache fliegendes Laub. Manche von ihnen haben so glänzende und bunte Farben, daß man sie fliegende Blumen nennen kann, und wirklich findet man sie in den schönsten Blumengärten.
42. Die arabischen Frauen tragen schwarze Masken mit kleinen Hälchen. Niebuhr bemerkt, daß sie während der Unterhaltung nur ein Auge sehen lassen.
43. „Die goldnen Trauben von Casbin" heißt es in einer Beschreibung von Persien.
44. Die Früchte, die aus Caubul ausgeführt werden, sind Aepfel, Birnen, Granatäpfel u. s. w.
45. „Wir saßen unter einem Baume, lauschten den Vögeln und plauderten mit dem Sohne unsers Mehmaundar von unserem Lande und Caubul, von welchem er eine reizende Schilderung machte: Diese Stadt und ihre 100,000 Gärten" u. s. w. Elphinstone.
46. Die Mangustine, die lieblichste Frucht in der Welt, der Stolz der Malayischen Inseln.

47. Eine köſtliche Aprikoſenart, die die Perſer tokm-okahoma, «der Sonne Saat» nennen.
48. Eine ſüße Speiſe in einem kryſtallnen Becher, beſtehend aus eingemachten Roſenblättern, mit Limonade aus Bisnakirſchen, Orangenblüthen u. ſ. w.
49. «Antilopen, die friſchen Beeren von Erak rupfend» heißt es in Moallakat, einem orientaliſchen Gedichte.
50. Mauri-ga-Sima, eine Inſel bei Formoſa, ſoll wegen der Sünden ſeiner Bewohner in die See geſunken ſein. Die Gefäße, die die Fiſcher daraus hervorziehen, werden zu ungeheuren Preiſen in China und Japan verkauft.
51. Perſiſche Märchen.
52. Der weiße Wein von Kiſchma.
53. Der König von Zeilan ſoll den ſchönſten Rubin beſitzen, den man je geſehen. Kublai-Khan bot ihm den Werth einer Stadt dafür, aber der König erwiderte, er würde ihn nicht für alle Schätze der Welt hingeben.
54. Die Indier erzählen, der Liebesgott ſei zuerſt den Ganges hinab ſchwimmend auf der Nymphaea Nelumbo geſehen worden.
55. Liſſis iſt wegen ſeiner natürlichen warmen Quellen berühmt.
56. Die indiſche Syrinda oder Guitarre.
57. «Lieblich ſind die Blumen der Amra-Bäume auf den Bergeszinnen, während die ſummenden Bienen ihre vergnügte Arbeit fördern» heißt es im Lied von Jayadewa.
58. Niſan oder Frühlingsregentropfen, der, wenn er in Muſcheln ſinkt, nach der Sage Perlen erzeugt.
59. In Rückſicht auf den Antheil, den der Wein beim Fall der Engel hatte.
60. Der Engel der Muſik.
61. Der Kibith ſoll die Fähigkeit haben, Waſſer unter der Erde zu entdecken.

Zur Erinnerung an den Nürnberger Volksdichter Johann Wolfgang Weickert.

Von

J. Priem.

Zu allen Zeiten war die Poesie das Gemeingut der Nationen und das deutsche Volk hat wohl den besonderen Vorzug, daß ihr Same auch in die seiner Schichten gefallen ist, denen nach dem gewöhnlichen Lebensgange die geistige Ausbildung nicht zugewandt wird und werden kann, welche zur höheren poetischen Produktivität befähigt oder sie mindestens unterstützt. Da aber der Keim zur Frucht werden muß, wenn er nicht in sich krankhaft ist oder gewaltsam zerstört wird, so ist auch dieser Same aufgegangen und die strahlende Sonne der klassischen deutschen Poesie, die zu Ende des vorigen Jahrhunderts das Zwielicht der deutschen Geisteszustände in den lichten hellen Tag umwandelte, hat ihn gezeitigt. Die aus ihm entstandene Frucht ist die Dialektspoesie, und zunächst ist es der südliche Theil unsres Vaterlandes, in dem sie zuerst erblühte. In den allemannischen Thälern hat sie Hebel, auf den steyerischen Alpen Stelzhammer, im bayerschen Oberlande Kobell und in neuester Zeit Pangkofer gepflückt. Castelli und J. G. Seidl

haben sie in Niederösterreich gesammelt, in Schwaben war es Weitzmann, der sie mit Erfolg anpflanzte und selbst die rauhere Luft des Nordens hat ihre Reise nicht verhindern können.

In Mitteldeutschland, insbesondere in den alten Reichsstädten, wo einst die Meistersänger den ewig blühenden Garten der Poesie bestellten, wenn auch nicht immer mit Beruf und zu seinem Gedeihen, hat sich die Liebe zur Dichtkunst und der Trieb sie zu pflegen in demselben Stande, dem einst die alten Zunftsänger angehörten, in dem gewerblichen, erhalten und zunächst ist es die alte Pflegstätte deutscher Kunst und Poesie, Hans Sachsens Vaterstadt, Nürnberg, welche mehrere Männer hervorbrachte, die durch ihre Leistungen auf dem Gebiete der Volks- oder Dialektspoesie die hohe Würdigung ihrer Zeitgenossen und den Lorbeer des Nachruhms erworben haben.

An der Spitze dieser Männer steht der Stadtflaschnermeister Johann Konrad Grübel, dessen Gedichte zwar meist nur als Schilderungen lokaler Zustände und Charaktere dem Verständniß des Einheimischen zunächst liegen, trotzdem aber durch die Trefflichkeit der Zeichnung und die Frische und Wahrheit der Farben seiner Bilder, seinen Namen in allen Gauen des deutschen Landes bekannt gemacht und ihm eine ehrenvolle Stelle in der Geschichte der deutschen Poesie gesichert haben. Unter denjenigen, welche nach ihm das Feld der Nürnberger Volkspoesie angebaut haben, verdienen Weickert, Stettner, Marx, Rietsch, Göbel eine ehrenvolle Anerkennung ihres Wirkens auf diesem Gebiete. Viele ihrer Gedichte werden neben denen Grübels so lange im Munde des Volkes fortleben, als der, seinem Erlöschen entgegengehende und fast nur auf das Territorium der Stadt beschränkte Nürnberger Dialekt überhaupt noch besteht.

Den Namen eines dieser Männer, Johann Wolfgang Weickert, des Volksdichters in der wahren, vollen Bedeutung

des Wortes gilt es hier das Weiheopfer der ehrenden Erinnerung zu bringen. Viele der verehrten Anweſenden in dieſer Verſammlung haben ihn wohl gekannt, — wenige noch in der Fülle der Manneskraft, die meiſten nur als gebrechlichen Greis, der, am Stabe wankend, doch ungebeugt, noch vor Jahresfriſt durch die Straßen ſeines lieben Nürnbergs wandelte, nicht Alle vielleicht kennen ihn aus den bisher in mangelhaften, jetzt ſchon ſehr zerſtreuten und zerleſenen Ausgaben ſeiner Gedichte, *) — zu Allen aber iſt gewiß ſein Ruf gedrungen, ſei es auch nach dem Looſe ſo vieler begabter Menſchen, erſt ſeit ſein Auge im Tod gebrochen, — der Ruf eines mit ungewöhnlicher poetiſcher Kraft ausgeſtatteten Menſchen, — der Ruf eines Mannes von ehrenhafter Geſinnung. Es wäre der erſte Theil meiner Aufgabe, Ihnen eine etwas ausführlichere Schilderung von Weickert's Lebensumſtänden zu geben, als dies in den bisher erſchienenen Berichten über ſein Leben und Wirken der Fall war, allein meine Bemühungen, etwas Näheres über des Dichters Leben zu erfahren, ſind ohne beſonderen Erfolg geblieben. Wohl hat er ſelbſt in Freundeskreiſen zuweilen Mittheilungen aus ſeinen verſchiedenen Lebensperioden gemacht, allein wenn es mir auch nicht ſchwer fallen würde, dieſelben der Tradition nach wiederzugeben, ſo iſt es doch in ſo fern unthunlich, als das üppig wuchernde Erzählertalent des Dahingeſchiedenen und ſeine Luſt Andere zu unterhalten und zu erheitern, ihn unzweifelhaft zu Ausſchmückungen verführt haben, die es ſchwer machen, die Wahrheit von der Dichtung zu ſondern. Unter dieſe Mittheilungen gehört die Erzählung ſeiner Abenteuer als preußiſcher Soldat und als Kammerdiener eines ruſſiſchen Grafen, mit dem er Polen und Rußland

*) Inzwiſchen iſt eine Geſammtausgabe der Gedichte Weickert's unter dem Titel: „J. W. Weickert's ausgewählte Gedichte in Nürnberger Mundart herausgegeben v. Dr. G. K. Fromman. Nürnbg., im Verlag v. L. Schmid", erſchienen.

bereiste, — Schilderungen, die seine Zuhörer manchen langen Winterabend mit magischer Gewalt an den Wirthshaustisch fesselten, an dem Weickert mit unvergleichlichem Humor präsidirte. Da indeß nicht der geringste sichere Anhaltspunkt für die wirkliche Existenz dieser Perioden seines Lebens gegeben ist, so müssen wir sie für die Ausgeburt seiner Dichterphantasie halten, die ihn, einmal im Fluß der Erzählung, oft weit über die Grenzen der Wirklichkeit hinwegführte.

Aus diesem Grunde glaube ich es dem Andenken Weickert's schuldig zu sein, mich in seiner kurzen Biographie in den Hauptzügen streng an die unbestrittenen Thatsachen zu halten.

Johann Wolfgang Weickert, der Sohn eines Schneidermeisters in Nürnberg, wurde am 14. Juni 1778 daselbst geboren und erhielt bei den nicht glänzenden Vermögensumständen seiner Eltern, den mehr als nothdürftigen Unterricht in den Elementargegenständen, den der damalige Zustand der Armenschulen, deren eine Weickert besuchte, darbot. Der Umstand, daß er überdies noch in den Knabenjahren seinen Vater in einer nicht aufgeklärten Weise verlor und seine Erziehung der Mutter allein anheimfiel, trug eben nicht dazu bei, seine Ausbildung zu befördern. Es finden sich keine Anhaltspunkte zu der Annahme, daß sich schon in dieser Zeit Zeichen der ihm innewohnenden poetischen Kraft kund gaben, wie wir in den Biographien der meisten bedeutenden Männer den Keim ihres späteren Wirkens schon im Kindesalter erkennen. Es ist vielmehr dargethan, daß der 14jährige Wolfgang oder „Wolfela", wie er nach der Mundart seiner Vaterstadt genannt wurde, kaum lesen konnte, als er als Lehrling in die ehrsame Schneiderzunft trat. Nur die Andeutung wurde seinen Freunden aus seinem eigenen Munde, daß es ihm vergönnt war, in seinen Jünglingsjahren öfter als stummer Zuhörer in dem Kreise weilen zu dürfen, den sein Vorgänger

auf dem Felde der heimiſchen Volkspoeſie, Grübel, um ſich verſammelte und daß dabei der Wunſch in ihm aufſtieg, dereinſt in die Fußtapfen des allgemein verehrten Mannes treten zu können. Nachdem er die Würde eines Geſellen errungen litt es ihn nicht lange mehr in der Vaterſtadt, und der Wandertrieb, der in ihm erwachte, ließ ihn eine Reihe von Jahren ganz Deutſchland durchpilgern, in deſſen größeren Städten er längere Zeit auf ſeinem Gewerbe arbeitete.

Dieſe Periode war die eigentliche Bildungsſchule Weickerts. Seine natürlichen Anlagen brachte ſein eiſerner Fleiß zum Durchbruch und ein ſeltenes Gedächtniß ließ alles einmal Erfaßte bis an das Ende ſeiner Tage unerſchütterlich feſt in ſeinem Kopfe wurzeln.

So kam es, daß Weickert, nachdem ſein raſtloſes Mühen die Schwierigkeiten überwunden, die ihm aus ſeiner mangelhaften Schulbildung erwachſen waren, durch die gründliche Lektüre der Geſchichte und Geographie, der Naturwiſſenſchaften und vor Allem der Werke der deutſchen Klaſſiker ein Wiſſen in ſich aufnahm, wie es in ſeinem Stande und bei dem Mangel urſprünglicher, geordneter Schulbildung wohl ſelten gefunden werden dürfte.

Männer, die ihm als Freunde nahe ſtanden und an deren Kompetenz ſich nicht der leiſeſte Zweifel wagen kann, urtheilen in Beziehung auf die Kenntniſſe, die Weickert in ſich barg, auf das entſchieden Günſtigſte über ihn und ſtellen ihn als einen wirklich wiſſenſchaftlich gebildeten Mann in die Reihe der bedeutenden Männer, die Nürnberg zu allen Zeiten hervorbrachte und der es wahrhaft verdient, daß ihm ein ehrendes Andenken bewahrt werde. Wir, denen es nur vergönnt iſt, ihn aus ſeinen poetiſchen Erzeugniſſen zu beurtheilen, ſind daher zu der Annahme veranlaßt, daß nur der Umſtand dem uns liebgewordenen Dichter jene Bedeutſamkeit nicht in der Allgemeinheit

ſicherte, daß es eben ſeiner Natur widerſtrebte mit ſeinen Kenntniſſen zu prunken oder — wie man im gewöhnlichen Leben zu ſagen pflegt, „etwas aus ſich zu machen.“

Kehren wir zu der einfachen Geſchichte ſeines Lebens zurück, ſo finden wir, daß er, in die Heimath zurückgekehrt, ſich als Schneidermeiſter anſäſſig machte und mit einer Tochter des Drechslermeiſters Keilpflug in Nürnberg verheirathete. Ein, durch dieſe Heirath auf ihn übergegangenes Geſchäft, welches bei dem damaligen Mangel an Konkurrenz ein ziemlich einträgliches genannt werden konnte, machte es ihm möglich, das Schneidergewerbe, zu dem er nie eine beſondere Neigung zeigte, nicht als ſeine Hauptnahrungsquelle betrachten zu müſſen und ſich ſeinem Drange zum Studium der Werke nicht nur deutſcher, ſondern auch franzöſiſcher und engliſcher Dichter hinzugeben. In dieſe Zeit fallen ſeine eigenen erſten poetiſchen Produktionen in hochdeutſcher Sprache und in dem Dialekte ſeiner Vaterſtadt Nürnberg. So durchdacht in der Anlage und edel und rein in der Form ſeine Poeſien erſterer Gattung auch erſcheinen, ſo waren es doch zunächſt ſeine Gedichte im Nürnberger Volksdialekt, denen er Ruf und Ruhm des Dichters verdankt. Er iſt unter den Schülern Grübels, wenn wir ihn, der eigentlich fern von jeder ängſtlichen Nachahmung vielmehr in Stoff und Form ſeinen eigenen Weg ging, ſo nennen dürfen, unſtreitig als der Glücklichſte zu bezeichnen.

Eine Parallele Weickerts mit Grübel ſelbſt dürfte um ſo unzuläſſiger ſeyn, als dieſer, ohne daß wir im Entfernteſten dem würdigen Altmeiſter der Nürnberger Volkspoeſie zu nahe treten wollen, bezüglich der Wahl ſeiner Stoffe, ſich mehr in dem beſchränkten Kreiſe des lokalen Volkswitzes hielt als Weickert, der viel weiter hinausgriff, wie aus ſeinen Traveſtieen und Parodieen hervorgeht, die wohl zu den beſten Erzeugniſſen dieſer

Gattung im Volksdialekt zu zählen sein dürften. Wer hat sich nicht an Phaetons Sturz, am Taucher, an Semele u. A. ergötzt, diesen Dichtungen voll lebensfrischem Humor, die so lebhaft an die Schilderungen in Blumauers travestirter Aeneide erinnern? Wer hat nicht im Triumphzug und in der Ritterburg das bis in's Detail getreue Bild seiner eigenen Jugendzeit erblickt und den Dichter daraus liebgewonnen? Weickert war aber auch eine durch und durch humoristische Natur — im Leben, wie in seinen Dichtungen. Er nahm das Leben, wie es sich ihm bot, erfreute sich an seinen Rosen und spottete seiner Dornen. Ein Grundzug seines Charakters war seine wahrhafte, ungeheuchelte Bescheidenheit und die daraus hervorgehende Zufriedenheit mit seinem Erdenloose und seiner bürgerlichen Stellung. Wohl war aber auch die glückliche Unabhängigkeit, deren er sich fast durch sein ganzes Leben erfreute und ohne welche die volle Entfaltung der dichterischen Produktivität nicht denkbar ist, die reichste Quelle dieser Zufriedenheit. Ungeachtet der vollen Berechtigung, an seinen Genius zu glauben und sich über die ihm von den Verhältnissen angewiesenen Sphäre auch äußerlich zu erheben, war er weit entfernt, dies zu thun, oder wohl gar sich für ein verkanntes Genie zu halten. Sein höchster Lohn und die Palme nach der er strebte, war die Anerkennung seines Werthes im Kreise seiner Freunde und der Umgang mit Gebildeten, dessen er in ehrendster Weise bis an sein Ende gewürdigt wurde. In den gesellschaftlichen Kreisen, die seine seltene Unterhaltungsgabe allabendlich um ihn versammelte, war er die Seele, das belebende Prinzip für Alle, der Prometheus, der Funken des Witzes aus jedem Wort zu wecken verstand.

Es wird hier am Platze sein, einige seiner mundartlichen Volksgedichte einzuschalten. Ich wähle hiezu das ergötzliche Gedicht „Tod und

Teufel“ und einen kurzen Schwank oder vielmehr eine verfifizirte Anekdote aus dem Volksleben.

Tod und Teufel.

Amaul, an Sunnta Naumittog,
Dau geiht der Taud ſpazöiern, —
Er will doch ſeini Kinder ah
Amaul um d' Felder föih'rn;
Die Täidla laf'n vur ihn her,
Und ſchreia: Vater, ſög' er ner, —
Dau kummt der Vetter Teufl!

Und richti kummt der Teufl ah
Durch's Heck'ngäßla ganga,
Und thout ah glei in Schwauger Taud
Sei ſchwarza Pfautſch'n *) langa.
No, ſagt er, Leut', wöi ſicht's denn aus?
Ihr kummt goar nimmer in mei Haus, —
Wos haut dös zo bedeut'n?

Ga, ſagt der Taud, du hauſt ſcho röcht, —
Es git öiz goar viel z'thou;
Mir könna goar nit ferti wer'n,
Ih und mei graußer Bou:
Oeiz ſoll i goar nauch Pol'n nei,
Dort ſoll ah ſu viel Aerbet ſei; —
I ſchick' halt meini G'ſell'n.

Mih freut mei G'ſchäft ka bißla meih'r!
Fängt öiz der Teufl oh;
In d' Höll kummt nix als Lumpag'ſchmaß, —
Dau löb' nau broav dervoh;
Sunſt hob' i oft no in der Nacht
Der Frau an g'ſcheit'n Braut'n bracht, —
Oeiz dörf'n mer s' Maul wiſch'n.

Hm! brummt der Taud, wos du dau ſagſt,
Dös häi'r i goar nit gern; —

*) Pfote, Hand.

Mei Hannesla, mei klönſter Bou,
Möcht' gern a Teuf'l wer'n;
Du lerneſt'n die Teufelei,
Ih haltet'n in Kladern frei
Und göbet'n des Eſſ'n.

Allah ſu wörd nix aß der Sach,
Er mouß a Taud ah wer'n.
I ſchick'n öiz nauch Pol'n nei,
Dort nehma ſ' 'n röcht gern:
Die Senſ'nmänner, döi ſenn frauh,
Wenn aner kummt, — ja, und dernau,
Dort kon er halt wos lerna.

Hauſt röcht, ſagt öiz der Teuf'l draf,
Ih könnt'n ſu nix weiſ'n:
Es könna hundert Jauh'r vergöih,
I thou' Kan meih'r z'reiß'n;
Des Teuf'lhul'n haut an End,
Dau wenn ſi öiz a Teuf'l brennt,
Und thout aff ſu wos wart'n.

Wos is denn g'wöſt dau mit den Fauſt?
Der Simp'l haut mi g'ſchur'n,
I wär' on End vur lauter Wouth
Ro ſelber 's Teuf'ls wur'n:
Bald haut er Göld, bald Madla braucht,
Und doch kan Dank, nix haut'n taugt;
Der Kerl haut mi g'örgert.

Und wöi i'n meiner Frau hob' bracht
On End, in Stücker z'riſſ'n,
Döi haut mi g'ſchönd't: On den is ja,
Meinad, ka g'ſcheiter Biſſ'n!
Lauß du döi zäha Dokter göih,
Dau thenna An die Zöh' affſtöih, —
Mir is a Bauer löiber.

Ih merk' ah aff die Dokter niet, —
Su red't der Taud derzwiſch'n, —

Döi röich'n An von weit'n ſcho,
Und ſenn bäis zou derwiſch'n .—
Der Kröig, dös is mei gräißta Freud,
Dau git's wos z' thou; i hob' mei Schneid
Halt grod aff die Saldot'n.

Saldot'n? ſagt der Teufl draf, —
Bur Alters, dös is wauh'r,
Dau hob' i ſ' duzedweis derkratſcht,*)
Hob' ſ' g'hult mit Haut a Hau'r,
Und eppet nit blauß Muſchkatier',
Na, ah ſcho hauchi Offizier', —
Dös ſenn no Zeit'n g'wöſ'n!

In An, den hob' i g'frur'n g'macht,
Feſt geger Stahl und Blei;
In Spieler hob' i Würf'l bracht
Und glei ah 's Göld derbei;
Der Ah haut Glück ban Weibern g'ſoucht,
An Andrer, der haut tüchti g'flouchi, —
Mei ſenn döi alli g'wöſ'n.

Dau hob' i ſcho ihr' Handſchrift g'hat;
Und is döi Zeit verfloſſ'n,
Sü bin i kumma und hob' ſ' ghult, —
Dös haut goar Kan verdroſſ'n;
Oeiz flouch'n ſ', ſpiel'n ſ' örger no,
Kan Anzier denkt meih'r droh,
Daß's könnt' an Teufl göb'n.

Die Manſt'n hob'n on der Bruſt
Wos on an Bändla henk'n,
Dös wenn i ſiech', nau thou i An
Des Teufl'hul'n ſchenk'n;
Und grod die Bäiſt'n trog'n ans,
Die Tappet'n, döi hob'n kans, —
Döi ſenn mer ah ſcho z'wider.

*) erhaſcht, erwiſcht.

Korzum, ſu lang i Teufl bin,
Waß i ka ſotta Zeit:
Die Höll raucht aus, i haz' goar niet, —
Es git jo kani Leut'.
Es fröiert mi wuhl in die Händ,
Allah — mei Woldhulz is verbrennt,
Die Kuhl'n ſenn mer z'theuer.

Und wos is on der Theuring ſchuld?
Die Dampfmaſchina, Brouder;
Dau braucht mer Kuhl'n, 's is a Sünd, —
In Tog viel hundert Fouder;
Döi hob' i ganz allah ſunſt braucht,
Dau haut die Höll ah dampft und g'raucht, —
Oeiz is a Hundskölt drinna.

Es kumma manchmaul Leut' zo mir,
Su Stub'nhocker halt,
Und Mohr'n her aß Afrika,
Oeiz denen is nau z'kalt;
Döi ſchreia: Herr, wos ſoll dös ſei?
Is dös a Höll? Glei hazt er ei!
Dau möcht' mer jo derfröi'rn!

Mei Wouth, döi lauß' i immer aus,
Wenn Engaländer kumma:
Döi hob'n mir mit ihr'n Dampf
Mei bißla Kuhl'n g'numma;
Von denen kummt döi Sauerei —
Oeiz denen haz' i goar nit ei,
Döi fröiert's wöi die Bär'n.

Na! ſagt der Taud; wenn dös ſu is,
Nau wörd mei Bou a Taud,
Und wenn i ſterb', ſu haut nau doch
Mei Frau ihr Stückla Braud:
Der Bou föih'rt ihr die Werkſtatt nau!
I waß, er is on End no frauh,
Daß er a Taud is wur'n.

Mer haut doch no ſei bißla Kröig,
Sei Peſt, ſei theura Zeit,
Des Tanz'n und in Brontwei ah, —
Dau ſterb'n ſ', 's is a Freud.
I dank' dir für dein gout'n Rauth:
Mei Hannesla wörd öiz a Taud. —
Löb' wuhl! keihr' ei, Herr Schwanger!

Der Zehn-Gulden-Mann.

A Mad, döi öb'n wandern will,
Kröigt von der Frau in Louh,
Und ſagt, ſie geiht goar in kan Döinſt, —
Sie wörd wos Anderſts thou.

Wöi? ſagt ihr' Frau, is dös dei Ernſt?
Du willſt di nit verdinga? —
Wer' du ka Eck'nhockeri,
Treib' eppet ſchlechti Dinga.

„Madam, i denk', Sie kenna mi;
Wöi kumma Sie mir vür? —
I heiret'! — und mei Bräutigam
Steiht drunt'n vur der Thür.

Er hilft mer meini Klader öiz
Ner in ſein Zinſt*) hietrog'n;
Er ſchämt ſi niet, greift Alles oh,
Dös mouß i wörkli ſog'n.

Ka Göld, dös haut er freili niet,
Hingeg'n hob' ih ans:
Zeha Güld'n hob' i mer derſpoart, —
Dös is für uns nix Klans."

*) Zins, Miethzins, Mieth-Wohnung.

No, ſagt die Frau, i wünſch' der Glück!
Und macht des Fenſter af,
Und ſchreit noh: Sie, Herr Bräutigam!
So genga S' doch ner raf!

Dau kummt a Quack*) in d' Stub'n rei,
Nit häicher als drei Schouh, —
Der ſicht nit wöi a Bräutigam,
Der ſicht als wöi a Bou.

Die Frau, döi lacht, die Bärb'l lacht,
Der Kla, der lacht ah miet:
Oeiz ober fängt die Bärb'l oh:
Madam, wos nutzt dös G'ried?

I bin öiz fünfazwanzk, und möcht'
Ka alta Jumpfer wer'n, —
Um zeha Güld'n koh mer doch
Kan gräißern Moh begehr'n?

Wir erſehen aus dieſen Mittheilungen, wie glücklich Weickert in der Auffindung und Bildung des Stoffes war, wie gewandt und anziehend er ihn zu benützen verſtand und wie frei und ungezwungen er ſich überhaupt auf dem ihm von ſeinem Talente angewieſenen Felde zu bewegen wußte.

Als eine Epiſode aus Weickert's Leben kann ich ſeine Wirkſamkeit bei der Nürnberger Bühne nicht unerwähnt laſſen, der er unter mehreren Direktionen, zunächſt unter der der Frau Marianne von Trentignalia als Garderobier angehörte. Zuweilen führten ihn die Verhältniſſe ſogar ſelbſt auf die Bühne und ich erinnere mich, ihn mehrmals als Schauſpieler geſehen zu haben, insbeſondere gehörten der Geiſt im Hamlet und Ritter Raoul in der Jungfrau zu den Rollen ſeines Repertoires. Fehlten ihm auch die meiſten Vorbedingungen zur dramatiſchen Kunſt und

*) Kleiner, unanſehnlicher Menſch.

war er hier durchaus nicht in einer ihm zusagenden Sphäre, so kam ihm doch sein Gedächtniß und seine Intelligenz nicht wenig dabei zu Statten und Raoul's Erzählung: „Wir hatten sechszehn Fähnlein aufgebracht", habe ich später von sogenannten Künstlern und Schauspielern ex professo nicht besser vortragen hören, als von unserm Weickert, den wenigstens sein Verständniß und seine Pietät für den unsterblichen Sänger der Jungfrau, dessen herrliche Verse nicht verhunzen ließ. Von irgend einem Einfluß auf sein inneres Leben war jedoch sein Aufenthalt bei der Bühne durchaus nicht, wenn wir ihn nicht etwa als die Veranlassung zu einigen dramatischen Produkten gelten lassen wollen, unter denen das im Nürnberger Dialekt geschriebene Lustspiel: „Der Hausherr in der Klemme" in welchem er natürlich die Hauptrolle spielte, viel Glück machte und öftere Aufführungen erlebte. Mit einer andern dramatischen Arbeit trug er zur 100jährigen Geburtsfeier seines Vorgängers Grübel bei, die am 3. Juli 1836 im Theater und in dem Wohnhause Grübel's begangen wurde und wozu er eine Apotheose des Volksdichters und den Dialog zu Tableaux aus dessen Gedichten verfaßt hatte.

Wie schon gesagt war Weickert's Lebenspfad neben den Blumen, die ihm sein immerblühender Humor darauf streute, auch reichlich mit Dornen besäet, die kein Sterblicher ungestraft darauf vermißt. Viel zu frühe für sein häusliches Glück raubte ihm der Tod die Gattin und als er schon an den Marken des Alters stand, die beiden erwachsenen Söhne, auf deren Stütze er für seine Greisentage gehofft hatte. Aber sie sollte ihm dennoch werden diese Stütze, wenn auch nicht von der Sorgfalt und Pflege dankbarer Kinder, doch von der Liebe und Zuneigung, von der Achtung und Verehrung nicht minder dankbarer Freunde, dankbar für die vielen fröhlichen Stunden, die er in ihrer

Mitte dem Ernſt des Lebens abgerungen und von Verehrung geleitet für den reich begabten Dichter.

So wankte der kranke, altersſchwache Weickert an der Hand treu bewährter Freundſchaft dem Grabe zu. Das harte Loos der Entbehrung und Verlaſſenheit, ſo oft das Loos der Dichter in des Alters harten Tagen, daß es leider ihr allgemeines genannt werden kann, — fiel ihm nicht und die Worte des Prieſters an ſeinem Grabe „er kannte keine Sorge“ ſind zugleich ein Troſt für Alle, die ihn ehrten und lieb hatten und ein ehrendes Zeugniß für die Männer, deren edle Geſinnung dieſen Ausſpruch ermöglichte.

Weickert ſtarb in der vierten Morgenſtunde des 19. Novembers 1856 in Folge eines langwierigen Hämmorhoidal- und Gichtleidens im 78. Lebensjahre. Am 21. November, Nachmittags 3 Uhr erfolgte ſeine Beerdigung auf dem St. Rochuskirchhofe. Dem mit der wohlverdienten Lorbeerkrone geſchmückten Sarge des Dichters folgte die treue Schaar ſeiner Freunde und Verehrer aus allen Ständen. Eine einfache, aber um ſo herzlichere, den Dahingeſchiedenen eben ſo hoch ehrende, als treu und wahr in ſeinem Gemüth und Wirken ſchildernde Rede aus dem Munde eines ihm befreundeten und geiſtig verwandten Dieners des Herrn erfüllte aller Herzen mit ſtiller Wehmuth und erhebendem Troſte. Ein Doppelquartett der Sängergeſellſchaft Liederkranz gab der Trauerfeier die Weihe des Geſanges.

So ruhe denn ſein irrdiſches Theil in dem Schooße der Erde, indeß das Wirken ſeiner geiſtigen Kraft unter uns fortleben und ſeinen Namen vor dem Looſe der Vergeſſenheit ſichern wird. *)

*) Siehe das, dieſem Aufſatze der Ergänzung dienende Gedicht „Weickert im Eliſium“ in der zweiten, poetiſche Vorträge enthaltenden Abtheilung dieſes Jahrgangs.

Ferienreiſe im Herbſte 1856.

Von

L. J. Hoffmann.

Darf ich's denn wagen, Verehrteſte, das alte Thema einer Reiſe abermals abzuhandeln, noch dazu einer Reiſe, die ſich zum großen Theil auf altem Gebiete bewegt, einer Schweizerreiſe mit einem kleinen Anhängſel von Italien? In die Schweiz zu reiſen, was iſt's jetzt Großes? Man ſetzt ſich auf Eiſenbahnen und Dampfſchiffe und läßt Berg und Thal, gleich den Bildern eines Guckkaſtens an ſich vorübergleiten; man nimmt auf dem Rigi ein freies Abendeſſen ein und ſchaut am nächſten Morgen aus der Vogelperſpektive die ſchöne weite Welt, um nach der Rückkehr in die Heimath mehr noch über die hohen Preiſe der Gaſthöfe zu klagen, als die Wunder der Natur zu rühmen. Die letztern ſind nur flüchtig vorbeigezogen, haben in raſchem Wechſel einander verdrängt; auf dem Rigi aber gehen Leuten von Geſchmack, mehr noch als der Anblick der Seen und der Berner Alpen, die guten Braten zu Herzen; auch mögen im Menſchengetümmel ſchöne Augen zuweilen magnetiſcher anziehen, als große Berge; aber am lebhafteſten prägt ſich dem Reiſenden doch die Empfindung der theuren Augenblicke ein, in welchen er mit der geduldigen Miene eines Opferlammes ſich ſeiner Franken entledigte. Wenn ich aber dagegen verſichere, daß ich die Gegenden gar nicht zu rühmen beabſichtige, die ich mit Dampfmaſchinen

durchflogen, daß ich auch weder den Rigi zu preiſen, noch mich über bougies und service zu beſchweren habe, daß ich nur zweimal table d'hôte gegeſſen, und außer meiner Frau den ganzen Tag über kaum eine Schönheit geſehen habe, ſo könnte dieſe Erklärung nur noch mehr gegen meinen Vorſatz einnehmen und vor allem die Vorausſicht, daß die längſt verbrauchten Witze mit meiner Luiſe ſich wiederholen werden, die Leſer mehr Langeweile als Genuß erwarten laſſen. Freilich wenn mich eine der andern liebenswürdigen Damen begleiten möchte, da würde der Humor neue ſtarke Blitze ſchießen können. Ich und meine Frau kennen uns längſt auswendig, und unſere Scherze mögen dem Wetterleuchten ähnlich ſein, welches bei aller Wiederholung doch niemals zündet. Indeß hat ſolch ein beſtändiges Zuſammenreiſen auch ſein Gutes: wir gleichen, um mich eines hochpoetiſchen Bildes zu bedienen, einem Paar Poſtgäulen, deren jeder für ſich ſtörrig und eigenſinnig genug iſt, die aber, einmal zuſammengeſpannt, in gleichem Trotte laufen, weil ſie die Unmöglichkeit einſehen von einander zu kommen. Iſt nun der Anblick eines gut eingeſchulten Zweigeſpanns jedem Auge immer wieder erfreulich, ſo oft es auch die nemliche Straße fährt, ſo darf ich für mich und meine Frau billig dieſelbe Erwartung hegen. Zudem brachten wir diesmal in unſere Reiſe eine neue Methode; den Spruch des Weiſen hatten wir angewandt, der alle ſeine Habſeligkeiten bei ſich trug. Dieſen Vorſatz auszuführen, wären Reiſeſäcke zu ſchwer geweſen; eine kleine gehäkelte Taſche in der Form eines Strickbeutels mußte die werthvollen Gegenſtände aufnehmen, die wir zum Weiterkommen für unentbehrlich hielten; dieſen Schulſack trug ich an der Hand und ließ ihn abwechſelnd von der rechten zur linken tanzen; außerdem hatte jedes von uns noch ein elegantes Täſchchen umhängen, ich das meinige an einem nagelneuen hellgrünen wollenen Band, auf das ich mir,

gleichſam wie auf ein Ordensband, nicht wenig zu Gute that; Luiſe trug das ihrige, wie der Cavalleriſt ſeine Patrontaſche, umgeſchnallt am bequemſten hinter dem Rücken; freilich gab ihr der bei kühlem Wetter darüber geworfene Shawl das Anſehen, als hätte ſie einen Höcker. Ferner weicht meine diesjährige von meiner letzten Schweizerreiſe darin ab, daß ich meine Frau auch nicht einmal auf die Poſt gab, um eigene weitausſehende Plane zu verfolgen; Schritt für Schritt mit ganz geringen Ausnahmen „fußelte“ ſie neben mir her, und wo es einmal zu fahren gab, benutzten wir die Gelegenheit ſelbander, wie zwei Studenten, die durch lange Hausburſchenſchaft ſich in ihren Neigungen und Wünſchen recht zuſammengewöhnt haben. Fällt alſo das Spannende und Kecke improviſirter Trennungen weg, ſo bieten wir dafür das rührende Bild treuliebender Gatten, da ich natürlich zu klug bin, meinen Leſern zu verrathen, wie oft wir uns gezankt haben. —

Die Einleitung zu einer Reiſe nach dem Süden macht die Fahrt auf der Eiſenbahn. Den 9. Auguſt früh nach 7 Uhr wanderten wir beide hinaus zum Bahnhof, wie wir ſchon oft gethan, diesmal jedoch nicht in der nemlichen Abſicht, ich um nach Immenſtadt zu fahren, meine Frau, um nach zärtlichem Abſchied in ihre Behauſung zurückzukehren. Schon längſt hatten wir uns vorgenommen, den Bregenzer Wald zu beſuchen: da wir aber die Ausführung dieſes Vorhabens immer auf das Ende einer Reiſe aufſchoben, ſo war ſie jedesmal unterblieben, weil es am Beſten fehlte — Sie wiſſen ſchon woran. Um alſo nicht wieder eine Gegend, die von allen Kennern mit den reizendſten Farben geſchildert wurde, an der Seite liegen zu laſſen, wollte ich drei Tage voraus abreiſen und meine Frau dann in Immenſtadt treffen, da ich nicht ohne Grund beſorgte, die Ueberſteigung des Gändſchelpaſſes zwiſchen Gaishorn

und Widderſtein würde für ſie, zumal am Anfang der Reiſe, zu mühevoll ſein. Werden wir uns aber am bewußten Ziele zur rechten Stunde wiederfinden? wird mich nicht ein Zuſammenſtoß zweier Lokomotiven in den Himmel oder Luiſen ein falſch gewählter Zug etwa nach Hof führen? Während wir uns ſo mit trüben Bildern der nächſten Zukunft das Herz erweichten und bekümmert über die nahe Trennungsſtunde eben durch die kleine Anlage vor dem Bahnhofe ſchritten, ſiehe da ſtand oben auf den Stufen, von zwei Genien umgeben, eine der gütigen Feen; ich habe allezeit an ſie geglaubt, darum verlaſſen ſie mich nicht. Kaum traute ich meinen Augen; denn ſonſt erſcheinen ſie ihren Lieblingen nur im Waldesdämmer und Schauer der Einſamkeit; aber hier mitten im proſaiſchen Alltagsleben, auf dem Markte der Welt; und doch war es ſo; freundlich gab ſie mir ihren Segen — und die Feen ſegnen nicht bloß mit Worten — in der Form einer duftenden Papierdüte; was mochte deren Inhalt ſein? halb roch ſie wie Ambroſia, halb wie Deecke oder Eiſenbeiß. Bald auf die Geberin, bald auf die Gabe die Blicke heftend, vergaß ich augenblicklich meine Frau, um deren Wiederfinden ich eben noch ſo tiefinnerlich beſorgt geweſen war; ja beinahe hätte ich auch die Abreiſe vergeſſen, hätte nicht eine geehrte Freundin mich gemahnt, daß eine junge Dame, welche bis Nördlingen mit mir in Geſellſchaft zu fahren zugeſagt hatte, bereits dort vorn im Wagen ſitze.

Abſchied hier, Begrüßung da, in demſelben Moment, und ſchon pfeift auch die Lokomotive. Noch ganz verwirrt und überglücklich halte ich eine Zeit lang meinen verſchloſſenen Segen vor mich hin. Die Augen zweier Knaben, welche die neue Geſellſchafterin begleiteten, lehrten mich bald, was ich damit zu beginnen hätte. In jedem Menſchen äußert ſich die Erbſünde auf anderem Wege; ich bin der verſtockteſte Egoiſt, wo ich etwas

Süßes zu eſſen habe. Was hatte die anerzogene Artigkeit gegen Damen, was die natürliche Mittheilſamkeit gegen Kinder, mit einem Wort, was hatten die beſſern Triebe in mir zu kämpfen mit der Begierde, alle die guten Sachen ſelbſt hinabzuſchlingen! Doch der edle Menſch blieb Sieger; großmüthig, mit ſaurem Geſicht, ſpielte ich ſelbſt einen kleinen freigebigen Elfen, und leider waren alle die guten Sachen verſchwunden, als wir eben an Gunzenhauſen vorüber waren. Ich bin ſo oft dieſe Eiſenbahnſtrecke hin- und hergefahren, daß ſich an manchen Punkt bereits Erinnerungen knüpfen. Munteres Geſpräch über Nürnberger Verhältniſſe wechſelten mit Erzählungen aus frühern Reiſen. Nördlingen erſchien mit unerwarteter Schnelle; abermaliger Abſchied, nach welchem mir erſt meine völlige Einſamkeit auf's Herz fiel. Was half mein Verſuch mich mit einer Nördlinger Wurſt zu tröſten? Die Zeiten werden immer ſchlechter und das einzige berühmte Fabrikat Nördlingens immer wäſſeriger und ſchmackloſer. Laſſe ſich niemand mehr durch ihren braunglänzenden Schimmer verführen; die Bratwürſte in Gunzenhauſen haben bei unſcheinbarer Figur noch einen ſoliden Charakter; mit ihnen vermähle ſich, wer mehr auf's Innere ſieht. Aber nun, nachdem auch die letzte ſchwache Tröſterin völlig verſchwunden war, verſank ich in eine Lethargie, aus welcher mich erſt in Kempten die angenehme Zuſammenkunft mit einem hochgeſchätzten Landsmann und ſeinen zwei Damen riß, welche zuſammen nach Rorſchach fuhren.

Auch das Algäu iſt jetzt für Touriſten ein erſchloſſenes Land, beſonders ſeitdem ſein Rigiberg, der Grinten, auch ein Gaſthaus trägt, damit die Reiſenden ihre bequeme Nachtruhe genießen und doch den unerläßlichen Sonnenaufgang nicht verſäumen. Ich pries mich im Stillen glücklich, daß meine Bekanntſchaft mit dieſem Vorpoſten der Alpenwelt noch der frühern

Zeit angehört, wo der moderne Comfort die Heiligkeit einer großen Natur nicht entweihte. Ueber solcher Betrachtung nahte Immenstadt. Entschlossen noch nach Sonthofen weiterzugehen, hatte ich mit meiner Nachbarin zur Rechten Bekanntschaft anzuknüpfen versucht, welche gleiches Ziel sich gesteckt hatte. Ist sie auch unansehnlich, so ist es doch besser, dachte ich, als ihr Ritter, denn allein zu gehen. Aber die Stolze verschmähte mich; denn beim Aussteigen aus dem Wagen verschwand auch sie unter der Menge. Und sie hatte sich meiner fürwahr nicht zu schämen. Saß mir nicht stattlich genug auf dem Kopfe mein nagelneuer grauer Strohhut, von welchem hiesige Freundinnen behaupteten, daß er mir gut stehe? Gab mir nicht ein blauer Tuchrock zugleich das Ansehen solider Bürgerlichkeit und das breite grüne Band am rothgeflammten Täschchen sammt der Schnapsflasche am schmälern das Touristenhafte? Wußte ich nicht den riesigen Alpstock, der mich bereits zum dritten Male nach der Schweiz begleiten sollte, kokett zu halten und zu bewegen? Solch ein untersetzter, stattlich solid bürgerlicher Compagnon hätte ihr immerhin zur Zierde gereicht. In stolzem Selbstgefühle, meiner neuequipirten, frischausgebesserten, nirgends schadhaften Würde mir bewußt, schritt ich einsam, den Omnibus verschmähend, auf der Landstraße nach Sonthofen zu.

Ein blauer heller Sonntagsmorgen umfing mich mit all seiner idyllischen Lieblichkeit, als ich wohlgelaunt den reinlichen Markt verließ, der, ob seiner Größe und Schönheit den Namen einer Stadt verdiente. Da tönte vor mir das schöne Geläute von Altstetten, hinter mir klang es in Sonthofen, über mir schallte es in den Lüften, in mir fand all das harmonische Zusammenklingen einen wohlthuenden Wiederhall. Vor Jahren habe ich's gerühmt und heute noch, wo die Reise dahin ein Kinderspiel ist, muß ich's wiederholen an die Freunde einer

großartigen und dabei heitern Gebirgsnatur: ihr Lustreisende, die ihr so gern Reute und Partenkirchen besucht, oder die Jachenau sammt Tegernsee, vergeßt mir doch auch nicht das prächtige Thal zwischen Sonthofen und Oberstdorf sammt seinen verschiedenen Zweigen, die von letzterem Flecken den Gebirgsbächen der Iller entlang auslaufen. Ihr findet dort eine Mannigfaltigkeit und Großheit der Eindrücke, die ihr nicht geahnet habt, und auch unter den Menschen noch eine anschließende Freundlichkeit, welche aus vielbesuchten Landstrichen bereits geschwunden ist. Freilich ist die alte Sonnenwirtin in Oberstdorf noch nicht fortgeschritten mit dem Zeitgeist, wird es auch nimmer vermögen, so viel ihr sie belehrt oder scheltet; anspruchsvolle Reisende, die dort ihren Aufenthalt wählten, haben sie in Verruf gebracht, und auch diesmal hörte ich wieder die frühere Klage, daß die Frau nicht zu kochen verstehe. Und doch aß ich bei ihr einst wohlbereitete Fische und treffliche Pfannkuchen. So bleibt denn getrost weg, ihr vornehmen Feinschmecker, die ihr mit euren Reisen Land und Leute verderbt; diejenigen aber, die noch nicht unter der Tyrannei eines leckern Gaumens stehen, mögen mir glauben: der Weg durch's Algäu lohnt wahrlich die aufgewandte Mühe und gewährt um weniges Geld eine Fülle von Naturgenüssen, wie man sie nur selten beisammen findet.

Nach Oberstdorf kam ich diesmal nicht; ich zog den unterhaltenden Weg, der über Bad Au, Fischen, Tiefenbach und den Zwingsteg nach dem Schänzle führt, der Landstraße vor, obschon auch dieser mir bekannt war. Bei Bad Au erlebte ich mein erstes kleines Abenteuer. Meine Frau hatte mir eine mit Stroh umflochtene Flasche voll guten Branntweins umgehängt; der Rosolifabrikant hatte bedachtsam zweierlei Sorten, ich weiß nicht mehr welche, untereinander gemengt; das sollte eine köstliche

Mischung sein; ich hatte sie noch gar nicht gekostet. Auf einmal, wie ich arglos einherschreite, ein leiser Ruck, ein sanfter, kaum hörbarer Fall — und zu meinen Füßen liegt das Kleinod, dessen Inhalt, als ich es aufhebe, mir wie aus einer Brunnenröhre durch die Finger läuft. Was soll ich anfangen? mich am heiligen hellen Sonntagsmorgen in Schnaps betrinken, damit nichts verloren geht, wie die Bauern aus gleichem Grunde die Arzneigläser austrinken? Nein, ich klopfe an's Fenster des gegenüberstehenden Bauernhauses und reiche ihnen die Flasche mit der ausströmenden Flüssigkeit. Dann setze ich meinen Gang fort, frohen Herzens, daß mir etwas begegnet wäre, was ich im literarischen Verein mittheilen könnte.

Im Schänzle, einer beliebten Wirthschaft an der östreichischen Grenze und schon zum Kaiserstaate gehörig, blieb ich bis zur Mittagszeit. Von hier an setzte ich den Fuß auf noch ungesehenen Boden; im Zollhaus war kein Beamter sichtbar gewesen, das erste Mal, daß ich völlig ungefragt in den Kaiserstaat eintrat. Das ziemlich hoch gelegene und doch nicht einsame Mittelberger Thal, von der Breitach durcheilt, mit vielen auf den Höhen zerstreuten Häusern bedeckt, enthält auch drei schmucke Dörfer an der Landstraße, Riezlern, Hirschegg und Mittelberg; der ganze Boden trägt eine dichte Grasdecke, die damals glatt wie Sammt geschoren den vielen wellenförmigen Hügeln eine gar heitere Farbe gab, aus welcher die schönen weißen, oder auch farbig mit Oel angestrichenen Häuser und stattlichen Kirchthürme der Ortschaften sich freundlich heraushoben. Der Graswuchs im Algäu, wie im Bregenzer Wald, ist eine herrliche Zier jener Landschaften, wie er die Hauptquelle ihres Wohlstands bildet; überall das üppigste Grün, auch bedeutendere Höhen hinan; wo nur noch dürftig die Saaten reifen würden, da wirken die meist breitblätterigen saftigen Gräser der Mutter Erde ein lustiges

Sommerkleid. Bei Mittelberg, wohin ich auf gutem Landſträßchen höhan hügelab, doch immer mehr ſteigend, gelangte, führt links durch die Wieſe hinunter ein Pfad nach dem Gändſchel, einem von den Bewohnern des Bregenzer Waldes vielbetretenen Gebirgspaß. An wenigen Hütten vorüber, hebt ſich der Pfad nach dem Paſſe erſt allmählich, dann immer ſteiler und ſteiler, anfangs zwiſchen Wieſen, dann an einer Sennhütte vorbei über Felsgeſtein und Gerölle, nicht ohne ziemliche Beſchwerde des Wanderers, zumal wenn er, wie ich, an heißem Nachmittag ihn in Winterkleidern zurücklegt. Auf halber Höhe begegnete mir ein Knabe aus Warth, einem Dörfchen der andern Seite im Lechthal, das links von der Höhe ſichtbar wird. Er trug in der Hand zwei neue wollene Hüte nach Haus, die er in Hirſchegg hatte machen laſſen. Die Wolle gibt man dem Hutmacher dazu, für die Arbeit zahlte er 32 kr. Ich hatte meiner Gewohnheit nach von Nürnberg eine große Wurſt mitgenommen; etwas auszuſchnaufen, ſetzte ich mich nieder und reichte dem zuthätigen Geſellſchafter ein Stückchen Wurſt, das mir ſein Herz gewann, ſo daß er freiwillig mit mir den weitern Weg über Oberkrummbach einſchlug, während er gewöhnlich einen nähern, unmittelbar nach Warth geht. Er erzählte mir vieles, was ich nicht verſtand, und ließ nicht ab, bis ich ihm meinen „Mantel“ (Rock) und mein „Dachl“ (Regenſchirm) zu tragen gab. Dabei rechnete er keineswegs auf Lohn; er that es aus purer Gefälligkeit, ja er weigerte ſich nachher lange, die 12 kr. zu nehmen, die ich ihm zahlte, einen Schoppen Wein noch zu Haus am ſchönen Sonntagsabend zu trinken. Das braucht's nicht, war ſeine wiederkehrende Rede, bis er dem Glanze des Silbers doch nicht mehr wiederſtehen konnte.

Bei Oberkrummbach, einem Dörfchen aus zerſtreuten elenden Hütten, zu welchem man auf jäh abfallendem Raſen mühſam

hinabsteigt, ist die Wasserscheide zwischen Lech und Bregenzer Ach, deren schönes, reiches Thal den Hauptbestandtheil des sogenannten Bregenzer Waldes bildet. Vor der Hand sah es aber um mich noch unwirtlich genug aus; zu beiden Seiten der ziemlich ebenen Thalmulde erhoben sich kahle Bergspitzen, Gaishorn und Widderstein zur Rechten am stolzesten emporragend; aber plötzlich stürzt der Pfad abwärts in vielen Windungen dem Kirchlein zu, das aus der Tiefe reinlich emportaucht. Man wähnt, es sei im Thale, das nette weiße Gotteshaus des zerstreuten Dörfleins Schröcken; aber wenn man an ihm vorüber die Schritte weiter lenkt, so schaut es eben so hoch von seinem abgerundeten Hügel hernieder, als es anfangs aus der Tiefe emporblickte. Diese Kirche bildet gleichsam den Mittelpunkt in dem Absturz der Bergwände, von deren schauerlichem Eindruck das Dörfchen selbst den Namen tragt. Man begreift kaum, wie sich in solch wilder Natur Menschen entschließen konnten, dauerhafte Ansiedlungen zu gründen und den Verheernngen von Lawinen und Wildwassern zum Trotz ihre Wege immer wieder zu erneuern. Und doch erzählte man mir gerade von den Bewohnern dieses Dorfes, daß sie am hartnäckigsten an der Heimat hangen. Eine Zeit lang lagerte ich gerade dem Gletscher gegenüber auf den Rasen hingestreckt und genoß die Abendkühle, bevor ich bis zur Kirche und dem danebenstehenden Wirtshaus hinabstieg; denn ich war wirklich von dem anstrengenden Marsche des heißen Tages ermüdet; dann ging ich langsam meinem Quartiere zu.

Die Wirtschaft neben der Kirche war freundlich und gut, doch keine Freude herrschte im Haus; denn der Wirt lag auf der Ofenbank in schwerem Siechthum; von Zeit zu Zeit erhob er sich und schlich keuchend und mühsam durchs Zimmer; die ganze Umgegend auf mehr denn zehn Stunden hatte Theilnahme für den Armen, und wo ich hinkam, fragte man mich

nach dem Befinden des traurigen und weiland nur allzulebenslustigen Mannes.

Bei bedecktem Himmel schritt ich am andern Morgen den wohlgebahnten Saumpfad von Schröcken hernieder, einen lustigen wildromantischen Schlangenweg; ehedem muß es anders gewesen sein; denn noch heute wünschen einem die Entgegenkommenden zum Gruß einen glücklichen Ausgang. Immer schwüler lag auf mir die Luft, je tiefer ich herniederkam. Ich legte mich unter einen Baum, ein weilchen zu rasten. Theilnehmend trat eine Alte heran mit der Frage, ob ich doch nicht ungesund sei. Nun erweitert sich das Thal und es beginnen die prächtigen Wiesen und schönen Dörfer mit ihren einladenden geräumigen und appetitlichen Wirtshäusern. Die Leute sind so gesprächig, so verständig, so anschließend und dienstwillig. Jeder Begegnende spricht mit dir, will dir etwas tragen, aber nicht etwa wie in manchen Theilen der Schweiz eines Lohnes gewärtig. Fast den ganzen Tag hatte ich Begleitung irgend eines Menschen aus der Gegend, der mich unterhielt und mir bald das Dachl bald den Mantel abnahm und die qualvolle Glut des Sonnenbrandes mich einigermaßen vergessen ließ. Nie erinnere ich mich eine stechendere Hitze ertragen zu haben, als auf diesen Wanderungen Da stellte weder Wasser noch Bier den lechzenden Gaumen zufrieden, und je mehr man des letzteren zu sich nahm, desto höher steigerte sich das Verlangen nach neuer Flüssigkeit fast bis zum Unerträglichen. Wer mich kennt, wird es wissen, wie unempfindlich ich im allgemeinen gegen die Einflüsse der Temperatur bin, und wird meinen Klagen selbst das nöthige Gewicht geben. Dabei lasse man sich durch den Namen Bregenzer Wald nicht zu dem Wahne verleiten, als mildere dort tiefer Waldesschatten häufig die Strahlen der Sonne. Vor alten Zeiten wird's ein Wald gewesen sein; nun aber

wandert man zumeiſt zwiſchen weiten lachenden Wieſen, und die prächtigen Dörfer liegen inmitten blumiger Auen. Kaum war ich durch's Gebüſch auf der Höhe von Bizau, ſo breitete ſich auch wieder die grüne Markung von Reuti und gleich dahinter die von Bezau aus, dem Hauptorte der Gegend. Wenn Sie eine ſchöne Flur ſehen wollen und ein ſchönes Dorf, ſo müſſen Sie mit mir hinüber nach Andelsbuch; das iſt im ganzen Walde das ſchönſte, ſagte zu mir ein flotter Burſche — ſein gelber neuer Strohhut hatte ihm 3½ Gulden gekoſtet. Wißbegierig, wie ich war, ließ ich mich durch die Hitze nicht abhalten, dem treuherzigen Menſchen zu folgen; ich komme ja doch noch vor dem Abend nach Schwarzenberg. Es war ein entzückender Blick von der Anhöhe in dieſen weiten grünen Thalkeſſel, und hinüber auf das reizende Dorf. Was läßt ſich da beſchreiben? Wer ſolchen Graswuchs nicht geſehen hat, nimmt ſeine Begriffe doch nur von der Mögeldorfer Wieſe her.

Von Andelsbuch quer hinüber den Wiespfad über die Ach geſetzt, dann bergan über den Anger; ſchon ſinkt der Glutball hinab; in lauterem Golde prangt der Weſten, der ſanfte Mondglanz beginnt den ſtillen Kampf mit der Dämmerung; die Berge, des Hochthals alte Wächter, ſchauen in ehrwürdigem Dunkel aus der Ferne herein; die hellen Glocken Schwarzenbergs verkünden die Abendruhe. Schwarzenberg, ein reinlicher Marktflecken, wird neben den landſchaftlichen Reizen auch gerne beſucht als Heimat der Angelica Kaufmann, obſchon ſie in Chur geboren iſt. Ihr Vater war ein Schwarzenberger, und die Büſte der genialen Künſtlerin ſteht in der Kirche; eine Inſchrift rühmt ſie als deren Wohlthäterin; denn ſie ſtiftete das Altarbild. Der Schäflewirt, ein Verwandter der Kaufmann, der ihren Namen führt, bewahrt noch Zeichnungen und Bilder aus ihrer Jugendzeit, die er bereitwillig den Fremden zeigen

soll; da ich aber den materiellen Genuß dem ästhetischen vorzog und im Hirschen logirte, einem ganz vornehmen Gasthaus, wie mir die Bauern gerühmt hatten, so ließ ich, nicht unbescheiden zu sein, die Kunst im Stich und erfreute mich lediglich an meinem Braten.

Von Schwarzenberg führt die Straße über Alberschwende nach Bregenz hinaus. Ich aber mußte ja wieder zurück nach Immenstadt, wohin ich meine Frau bestellt hatte. Es war ein Leidenstag, an welchem es mir nahezu erging wie dem Wanderer in Schillers Bürgschaft, nur daß an die Stelle der Räuber ein wunder Fuß trat, den mir die harten Bergschuhe verursacht hatten, und die Hindernisse des Weiterkommens sich dadurch mehrten, daß ich einigemal irre lief. Den glühenden Brand entsendete heute die Sonne schon in den Morgenstunden; bereits um 8 Uhr zeigte das Thermometer 22°; die Hitze steigerte sich mit jeder Viertelstunde, und mehr als einmal sanken die Kniee, von der unendlichen Mühe ermattet. Vormittags indeß entschädigte noch einigermaßen die malerische Landschaft. Der Weg führte bis Egg auf- und abwärts also, daß das Thal von Andelsbuch immer zur Rechten blieb. Bei Egg begegnete mir ein Leichenzug; zwei Männer trugen den Sarg schwebend an einer Stange auf den Achseln; ein Theil des weiblichen Leichengefolges hatte weiße Tücher über dem Kopf und schwarze Sammtmäntelchen; es war die Trauerkleidung, wie man mir versicherte; die andern gingen in gewöhnlicher Landestracht, bedeckt mit ihren pilzförmigen, nach oben in eine Spitze auslaufenden Mützen, die ihnen sicherlich den Verstand warm hielten. Unfern liegt zur Linken jenseits eines großen Tobels Lingenau. Man glaubt, das Dorf gehe einen gar nichts an, und siehe da, man muß, nachdem man es schon überholt wähnt, tief hinab über die Brücke und wieder hinauf, um dann erst durch's Dorf zu

gehen. Eine Zeit lang saß ich zur Erholung am schönen Hauptbrunnen des geräumigen Platzes; in Hüttisau aber, dem stattlichen Grenzort, welcher östreichische und bairische Zollbehörden vereinigt, war ich ganz aufgelöst von der Hitze. Bier und Wasser durcheinander trinkend, fühlte ich mich nicht im mindesten gestärkt, sondern fortwährend erschöpft und müde. Ich hörte nachher, die Temparatur sei an diesem Tag im Schatten auf 30° gestiegen; ich hatte solche Glut, die durch kein Lüftchen gemildert wurde, noch nie erlebt. Drei Käsehändler, welche gleichfalls faul am andern Tische lagen, riethen mir nach Immenstadt durch's Leckner Thal zu gehen, wo mir auch nicht eine Seele begegnete. Zuerst hatte ich doch wenigstens gebahnten sichern Weg, nachher verloren und verzweigten sich die Pfade; zweimal lief ich in der Irre, das erstemal kam ich in den Wald und stand einer Kuh gegenüber, die mich neugierig musterte, plötzlich an einem Tobel; das zweitemal führte mich ein trügerischer Weg auf die Höhe einer verschlossenen Hütte; dabei schmerzte der Fuß und brannte die Sonne. Durch wilde wüste Einöde erreichte ich endlich doch des Thales obere Grenze. Aber wie ich nun auf rauhem Steingerölle den Wald hinabsteige, da fängt es an sich zu trüben und ein starker Wind kündet ein nahes Gewitter an. Ich komme in die Tiefe in die breite grasige Au, und habe den richtigen Weg nach der Versicherung eines mit Mähen beschäftigten Bauern, des ersten Menschen, der mir seit etwa 6 Stunden aufgestoßen war. Große Herden weideten allenthalben im breiten ebenen Thale. Wie war ich froh und glücklich! Aber da gießt unendlicher Regen herab unter Blitzen und Donnerschlägen. Zur rechten Minute erreichte ich noch eine Sennhütte. Milch und Butter und wundergutes Wasser geben mir Labung und Erfrischung. Um 6 Uhr wird es wieder hell, und die Sonne blickt durch der Zweige Grün.

Ich hatte noch drei Stunden zu laufen, und kam über Gunzenried und Seifriedsberg richtig um 9 Uhr nach Immenstadt, wo meine liebende Gattin an der Wirtstafel saß und in verzweifelten Gedanken über mein langes Ausbleiben schon ein Glas Bier ausgetrunken hatte. Wer malt das Entzücken des Wiedersehens nach langer Trennung!

Nach diesem Vorspiel also beginnt erst unsere gemeinsame Reise; der andere Tag sollte ein halber Rasttag sein. Mit dem Eilzuge mochten wir nicht fahren; wir zogen es vor, den Mehrbetrag am Mittagtische zu veressen, und thaten klüglich daran; denn dritter Klasse fährt man so gut nach Lindau als zweiter. Den Vormittag verdämmerten wir in und um das Städtchen. Luise hatte mit Stiefeln mitgebracht, in welchen ich etwas bequemer hinkte als in meinen steifen Bergschuhen. Ich musterte ihre Garderobe, und sie war wirklich klug und zweckmäßig gewählt. Sie hatte ein einziges Kleid mitgenommen, das sie am Leibe trug, ein schwarzes altes Atlaskleid; über dieses hatte sie ein neues graues Jäckchen geworfen, welches einerseits des Kleides schadhafte Stellen decken, andererseits des Rockes Glanz in's rechte Licht setzen sollte. Aber die Decoration ließ sich auch ändern und der seidne Rock verwechseln mit dem Merinorock. Wollte sie prunken, so gab sie die Seide den Lüften preis; wollte sie zur Vermeidung großer Wirtsrechnungen einfach scheinen, so sollte der Merino die Seide verbergen. Ihr schönes Haupt deckte ein brauner Strohhut mit braunen Bändern und braunem Schleier, der indeß nur bei besonders feierlichen Gelegenheiten umgebunden werden sollte; und wenn sie nun mit dem koketten Gummischnürchen die vordere Hälfte des Hutes ganz herab über das Gesicht zog, so konnte man glauben, sie sei ein schönes Mädchen; denn daß sie schlank bliebe, dafür würde schon unsere bekannte Reisediät sorgen. Unsere bisherigen kurzen Erlebnisse

erzählend, saßen wir, dem Grinten gegenüber, im Grünen. Ich trug meine Mühsale mit der nöthigen Emphase vor; denn vergangene Beschwerden liebt der Mensch zu vergrößern; sie berichtete mir, was sie noch vor der Abfahrt für Liebe genossen, und wie sie mir von dem geschenkt erhaltenen Zwetschgenplatz ein Stück hätte mitbringen wollen, und dann alles unter Gewissensbissen selbst gegessen habe; wie sie vorgehabt, während der Herfahrt gar nichts auszugeben, und dann genöthigt gewesen, schandenhalber da ein Würstchen, dort ein Glas Bier, dort eine Tasse Kaffee mit Backwerk zu sich zu nehmen; wie sie à la Engländerin in einem englischen Gedichtbuch gelesen, damit man sie für etwas Besonderes hielte. Das beliebte Ziehen am Gummischnürchen hatte sie gleichfalls schon gut eingelernt. Dazwischen lag ich faul der Länge lang auf dem Rücken am Boden, und weil mich der weiße Himmel blendete, bedeckte ich das Gesicht mit meinem Hute, ganz ernstlich versichernd, so gefalle mir jetzt eigentlich die Welt am besten.

Da das Boot von Lindau erst ein Schiff in die Bucht von Füssach schleppte, bevor es nach Rorschach fuhr, so hatten wir das Glück, die Fahrt auf dem majestätischen Bodensee, die immer auf's neue entzückt, in reizender Abendbeleuchtung länger als gewöhnlich zu genießen. Die Sonne neigte sich bereits zum Untergang, als wir landeten. Eben überlegten wir im Gehen, nach welchem Gasthause wir uns wenden sollten: da kam uns, ein überaus glücklicher Zufall, die liebe Freundin aus Nürnberg, um derentwillen wir hieher fuhren, umgeben von andern geschätzten Landsmänninen, entgegen. Beiderseitige freudige Ueberraschung; und sie hat für den andern Tag bereits — ein zweites günstiges Zusammentreffen der Umstände — mit anderer uns bekannter Gesellschaft einen Spaziergang nach eben der Richtung verabredet, in welcher uns unser Reiseplan führte.

Sie geleitet uns in den grünen Baum, ihre Wohnung; dann ſchlendern wir bis in die dunkle Nacht zuſammen über Rorſchachs baumreiche, rebentragende Hügel, wobei ihr beredter Mund uns die Vorzüge dieſes freundlichen Sommeraufenthaltes ſchildert, welcher in neueſter Zeit von den Nürnbergern ganz beſonders begünſtigt wird.

Den nächſten Morgen pilgern wir dem Städtchen Rheineck zu. Neben der Landſtraße große Arbeitſamkeit; denn die Eiſenbahn von St. Gallen wird eben gebaut. Nun die ſchmalere Straße hinan, über den Buchberg, nach dem ſchmucken Dorf Thal, wodurch wir die Landſtraße um ein Bedeutendes abſchnitten. Gegen 10 Uhr kommt die Freundin mit zwei andern liebenswürdigen Damen an's Poſthaus von Rheineck gefahren, und nun beginnt die gemeinſame Promenade hinauf nach Wachenhuſen. Bald nach unſerer Ankunft erſcheint auch das Ehepaar, mit welchem ſie die Zuſammenkunft verabredet hatten, und ſo ſitzen wir 7 Nürnberger vergnügt im obern Zimmer des Löwen und plaudern, der Schweiz faſt vergeſſend, über Nürnberger Zuſtände. Munter genug floß die Unterhaltung und tapfer wurde dem Pfannenkuchen zugeſprochen. Es war eine einfache Pintenwirtſchaft; um ſo mehr wunderte ich mich über die vortreffliche Einrichtung der Küche, wie man ſie bei uns nur in den Häuſern der Reichen findet. Darin beſteht aber ein Hauptvorzug der Schweizer, namentlich in den induſtriellen Theilen des Landes, daß die Kenntniß des Nützlichen und Zweckmäßigen auch die untern Schichten der Bevölkerung durchdrungen hat, und daß ſie auch koſtſpielige Verbeſſerungen machen, wenn das darauf verwandte Kapital ſeine guten Zinſen verbeißt. Die Schweizer ſind ein aufgewecktes, durchaus praktiſches Volk, welches am Alten nur ſo lange feſthält, als es auch das Beſſere iſt. Eine zweite, dem Reiſenden wohlthuende Eigenſchaft iſt ihr Sinn

fürs Reinliche, Nette und Schöne. Der helle Anſtrich der Häuſer und, wo ſie hölzern oder mit Holzwerk geſchmückt und überkleidet ſind, die zierlichen Schnitzereien, dann die freundlichen Blumengärtchen in Menge, wenn auch oft noch ſo klein, mit ſaubern Zäunen umgeben, die blankgeputzten Fenſter und Thüren, das alles macht einen ungemein behaglichen Eindruck und trägt gewiß viel dazu bei, daß Luſtreiſende dieſes Land allen andern vorziehen.

Nachdem wir gegeſſen und getrunken hatten, ſtiegen wir noch den kleinen Hügel hinauf, auf welchem ein Pavillon eine bedeutende Ausſicht verhieß. Da lag uns denn zu Füßen der breite weite See zum guten Theil und rechts das herrliche Rheinthal mit ſeinen baumreichen großen Dörfern. Das Panorama, das ſich hier dem Auge bot, war uns nicht neu; wir hatten es ähnlich gehabt von der Antonskapelle, vom Gebhardsberg; aber eine ſchöne Natur gleicht einem ſchönen Menſchenantlitz: man wird des Schauens nimmer ſatt. Beim Klöſterle, eine Viertelſtunde weiter, ſteht ein Wirtshaus, dieſem gegenüber ein Brunnen, auf welchem der bekannte Spruch aus der Epiſtel Pauli an Timotheus zu leſen iſt: „Trinke nicht mehr Waſſer, ſondern brauche ein wenig Wein, um deines Magens willen.“ Gleich hinter dem Klöſterle ſenkt ſich die Straße zwiſchen reizenden Rebengeländen herab in's breite Rheinthal. Auf der ſchweizeriſchen Seite hatten wir dieſes bereits vor 2 Jahren durchwandert, auf der öſtreichiſchen nur zum Theil früher eilig durchfahren; ſo wollten wir diesmal die letztere vorziehen. Wir ſetzen alſo auf der Fähre über den Rhein, der hier weithin die Ufer mit Sand und Gerölle überſchüttet hat, und nahen uns dem unmittelbar folgenden ungemein großen Dorfe Luſtnau, wo uns die Mautbeamten alsbald anhielten. Indeß mir der eine im Zimmer den Paß unterſchreibt, muſtert der andere außen unſer großes Gepäck und

macht eine sehr bedenkliche Miene, wie er in meinem Täschchen Bücher findet; es war der Bädeker, ein italienisches Lexikon und eine von mir geschriebene Broschüre, die ich für einen beliebigen, mir etwa aufstoßenden Freund mitgenommen. Diese Schrift machte ihn vor allem stutzig, weil sie neu war. Das könnte ja ein verbotenes Buch sein, meinte er, und setzte auf Luisens Bemerkung, daß ich's selbst geschrieben, hinzu, das wäre um so besser, weil man im Betretungsfalle auch den Verfasser gleich festnehmen könne. Eben so klug wie der Mautner war auch der Mann, der mir den Paß visirte. Als ich diesen um ein billiges Gasthaus in Dornbirn befragte, erwiederte er, er sei zwar nicht bekannt daselbst, doch könne er mir sagen, die einen seien eben theurer, die andern billiger, aber welche das seien, das wisse er nicht.

Lustnau, durch welches wir nahezu eine Stunde wanderten, erschien uns durch die Fülle seiner Bäume, Blumen, Gärten und dazwischen liegenden Wiesen, so wie auch wegen der Freundlichkeit und Höflichkeit seiner Bewohner wahrhaft reizend. Noch nie hatten wir ein Dorf von solcher Größe und doch dabei von so echt ländlichem Charakter gesehen. Es war von vielen theils schmalen theils breiten Wegen durchzogen, die Häuser, durch Fluren vielfach getrennt, lagen zwischen hohen Bäumen, wie im Versteck; wen wir grüßten, wen wir um den Weg fragten, der dankte so willig und gab so redselige Auskunft, daß namentlich Luise vom Kontraste städtischen und ländlichen Wesens aufs angenehmste überrascht, hier ein Stückchen irdischen Paradieses wähnte. Wir waren nicht wenig verwundert im Wirtshause Abends über die Aeußerung eines heimischen Gastes, daß die Lustnauer als das leichtfertigste Paschergesindel in ganz Vorarlberg verachtet seien. Auf das Paradies aber folgte nun der unangenehme, fast schnurgerade, an die 2 Stunden lange Weg

durchs Ried, eine theils angebaute theils mit Schilfgras bedeckte Moorebene, der um so langweiliger wurde, weil wir Dornbirn, unser heutiges Quartier, längst vor uns sahen, und die Berge des rechten Rheinufers, auf die wir zuschritten, über die eigentliche Entfernung täuschten. Dazu war ein starkes Gewitter im Anzug, das bereits Blitz auf Blitz den dunkelnden Abendhimmel erleuchtete und trotz der Müdigkeit meiner Frau durch starke Tropfen zur Beschleunigung der Schritte nöthigte. Man nennt Dornbirn das größte Dorf der Welt; aber es ist reine Spielerei, diese wohlgebaute Fabrikstadt noch Dorf zu heißen.

Auf die stürmische Nacht, in der uns Regen und Wind kaum schlafen ließ, folgte ein heiterer Morgen. Wir hatten beschlossen, den Omnibus bis Feldkirch zu benützen und von da nach Lust und Belieben noch einige Stunden zu Fuße weiter zu gehen. Im Coupé neben dem großen, starken, eben so freundlichen als witzigen Kutscher sitzend, hatten wir zugleich den Genuß des breiten Thales und der Unterhaltung mit dem anekdotenreichen Manne, der den schlimmen Ruf der Lustnauer bestätigend, eine Menge Schmugglergeschichten zum Besten gab. „Ein pfiffiger Mensch, hob er z. B. an, schmuggelte einen Ochsen; ein Landjäger ertappt ihn und führt das Thier, indeß der Treiber davonläuft, im nächsten Dorf an ein Wirtshaus. Er geht hinein, trinkt einen Schoppen und läßt unterdessen den Ochsen angebunden vor dem Haus in der Sonne stehen, so daß diesen die Mücken jämmerlich zerstachen. Führt doch den Ochsen in den Stall, sagte der Schmuggler, welcher unterdessen die Kleidung gewechselt hatte. Steht er gut? fragt der Grenzer den Hausknecht, weil er den Fremden halb und halb erkannte und um die erlangte Beute geprellt zu werden fürchtete. O ja, war die Antwort. Der Grenzer führt das Thier in den Stall, der

Schmuggler treibt es wieder davon. Als nun der betrogene Landjäger den Hausknecht darum hernahm, weil er gut zu stehen versprochen habe, sagte dieser, sich entschuldigend, er habe nicht gemeint, daß er selbst, sondern daß der Ochs gut stehe im Stall, weil er dort nicht von den Bremsen zerstochen würde." Es war eine lustige Morgenfahrt; ein Geschichtchen schlug das andere, und der dicke wohlwollende Mann trug sie alle mit solcher Schalkhaftigkeit vor, daß man sah, er hätte gern selbst mitgemacht. Lachende Passagiere, ein lachender Kutscher, ein lachendes Thal, was will man mehr? und vor und um die Berghäupter des Komorn, Hohkasten und der Kurfürsten tanzten im Sonnenstrahl die noch vom nächtlichen Regen zerrissenen Wolken. Es war gerade Mariä Himmelfahrt; die Landbewohner kamen uns in stattlichem Festschmuck entgegen, und das enge, die Höhe hinangebaute Hohenembs sah heute viel freundlicher aus. In Götzis, wo wir Kaffee tranken, zog eine Prozession mit vielen Fahnen aus der Kirche; Kinder wie Erwachsene trugen grüne Büschel, die an diesem Tage geweiht wurden und gegen allerlei Krankheiten helfen sollen. Daß der kluge Kutscher den alten Aberglauben verspottete, den noch dazu die Geistlichkeit unterstützen müsse, versteht sich von selbst. Das Städtchen Feldkirch empfing uns mit Kanonendonner und Glockengeläute; denn hier gab es einen Primizer, den eine Prozession mit weißgekleideten Mädchen eben bis an das Haus seines geistlichen Verwandten führte. Wir waren gerade recht angekommen, das Schauspiel mit anzusehen, und das festliche Haus lag dem Wirtshaus gegenüber, in dem wir unsern Schoppen tranken. Die Prozession folgte bis ans Haus, die Geistlichen zogen mit hinein, die weißen Mädchen sammt des neuen Priesters geistlicher Braut zerstreuten sich in ihre Weltlichkeit; die Auserwählten des Himmels aber mögen drinnen brav gezecht

haben in majorem dei gloriam. Meine weinlüsterne Frau konnte kaum das Verlangen unterdrücken, dem Primizer zu seinem hohen Stande Glück zu wünschen; ein Gläschen echten Ofener zu erhaschen, wäre sie am Ende hineingelaufen, hätte ich ihr nicht fortwährend zugerufen: Mulier taceat in ecclesia!

Es war gegen Mittag wieder sehr heiß geworden; darum richteten wir's am zweckmäßigsten also ein, daß wir eben nach 12 Uhr unsern Weg fortsetzten. Aber was sollten wir in Feldkirch weiter beginnen; das Städtchen war bald besehen, und an's Mittagessen wollte ich meine Frau nicht gewöhnen, weil es auf Reisen schädlich ist. Sie selbst war freilich noch müde von gestern; aber wir wollten ja nur 3 Stunden bis Vaduz zurücklegen, und da zu diesen eine unermeßliche Zeit vor uns lag, so ruhten wir alle Viertelstunden 5 Minuten aus, die Zwischenräume genau nach der Uhr bemessend, und indem wir ohnehin langsam genug promenirten, brauchten wir volle 6 Stunden zu den dreien. Eine Zeit lang lagen wir auch am Waldsaum und genossen im Schattendunkel erquickenden Schlafes. Die Straße führte mitten durchs Herz des großen souverainen Fürstenthums Lichtenstein, das in einer Ausdehnung von 2 Quadratmeilen auf der einen Seite vom Rhein, auf der andern von einem Berge begrenzt wird. Es ist keine Kunst, über das kleine Ländchen Witze zu machen; darum wagten wir's auch mit unserem schwachen Talente, und weil wir dafür kein Publikum hatten, so belachten wir sie gegenseitig. Als uns z. B. auf der Landstraße immer nur Kinder begegneten, meinte Luise, in Lichtenstein gebe es vielleicht keine großen Leute, und diese würden außer Landes geschickt, damit sie nicht so viel Platz wegnähmen. Vaduz, der Hauptort, ist ein enges Dorf, welches den Hügel hinab gebaut, sich an die Biegung des Berges schmiegt und vom fürstlichen Schlosse überragt wird, das hoch darüber auf stolzer Höhe

thront. Daß man aber hieher zum Vergnügen wandern könne, ſcheint daſelbſt trotz der reizenden Lage des Ortes niemand zu ahnen; denn mehrmals fragte man uns, ob wir vielleicht zum Doktor wollten. Sahen wir etwa krank aus? Von mir konnte ich das wenigſtens nicht vermuthen. Wir hörten nachher im Gaſthaus, es wohne hier ein Doktor Namens Groß, zu welchem von weit und breit die Patienten kämen, ein Mann von bewährter Geſchicklichkeit. Vom Speiſeſaal und ſeinem Balkone aus genoſſen wir noch die ſchöne Abendlandſchaft. Die Nebel, die den ganzen Tag über die Häupter der uns wohlbekannten Berge umſchleiert hielten, hatten ſich verzogen; den Blick das Rheinthal hinauf begrenzte der Calanda, rechts ſchauten die Kurfürſten hinter Buchs und Werdenberg herein und aus größerer Entfernung die Berge, die das Appenzeller und Toggenburger Land von einander ſcheiden.

Auch am nächſten Morgen, der uns nach Graubünden führte, hatte ich über große Hitze zu klagen, gegen welche uns glücklicher Weiſe lange der Schatten eines Berges deckte; als wir aber herum zur Luzienſteig hinaufbogen, da brannte mächtig die Sonne auf uns nieder, und die herrliche Waldung zur Seite warf auf die Straße nirgends einen erquickenden Schatten. Die Höhe des Engpaſſes iſt durch Kunſt befeſtigt, und vom Berge links hernieder ſchaut eine Citadelle. Um 11 Uhr kamen wir herab ins alte finſtere Mayenfeld, ein Städtchen, romantiſch von außen anzuſehen, im Innern wenig erbaulich und ganz im Kontraſt mit andern Schweizerorten finſter uud ſchmutzig. Wir tranken da gutes Bier, wie allenthalben in der Gegend; es wird faſt überallhin durchs Land aus Chur verſchickt, wo ſich mehrere großartige Brauereien befinden. Mayenfeld liegt mitten in einem wein- und obſtreichen Thale, Ragatz gegenüber; die hohen Berge, die es begrenzen, ſind weit genug zurückgetreten,

um üppiger Vegetation Raum zu geben; aber weil ſeit einigen Jahren der Wein ſchlecht gerathen iſt, ſo dringt auch in die Weingegenden das Bier ein, zum Heil der ärmeren Bevölkerung, welche ſich dadurch allmählich des Schnapsgenuſſes entwöhnen wird. Erſt gegen 4 Uhr wagten wir uns wieder in die noch immer brennende Sonne hinaus. Das weite Thal erſchien uns nach dem langen Aufenthalt im engen Zimmer doppelt ſo freundlich. Namentlich war es der Falkniß, der ſchon vor zwei Jahren unſere Aufmerkſamkeit von Ragatz aus gefeſſelt hatte, welcher auch heute wieder, wo wir an ſeinem Fuß hinwandelten, durch ſein kühnes Emporſtreben mächtig anzog. Wir ließen uns Zeit und ſetzten uns auf die Matten am Fußſteig zwiſchen Mayenfeld und Malans mehrmals nieder, an der Herrlichkeit des breiten fruchtbaren Thales, das unter uns lag, mit Bequemlichkeit uns zu laben. So ſehr der ebengenannte Badeort mit Fremden überfüllt zu ſein pflegt, ſo erblickten wir doch auf unſerer Seite des Thales keinen einzigen. Die Dienſtfertigkeit der Eingeborenen und ihr ſichtliches Wohlgefallen an unbekannten Gäſten ſchien mir auch dafür zu bürgen, daß unſer Gang außer Schußweite der Touriſten lag. Da kam, als wir in der Nähe ihres einſamen Häuschens auf dem Raſen lagerten, auch gleich eine Frau mit dem Strickzeug heraus, uns zu unterhalten und über das Reiſeziel abzufragen, und vorher hatte uns ein Bäckergeſelle eine gute Strecke begleitet, uns den nähern Fußpfad zu zeigen. Ich führe gern ſolche kleine Züge an, weil ſie dem Reiſenden wohlthun, und wenn ſie ſich häufen, für den Charakter der Bevölkerung ein günſtiges Zeugniß ablegen.

Wir näherten uns immer mehr den gegenüberliegenden Bergen des rechten Rheinufers, wo aus einer durch vorgeſchobene Höhen verdeckten Klauſe die wilde Landquart hervorbricht. Da der Fußpfad an der Höhe hinführt, ſo hatten wir den fort-

währenden Ueberblick über das großartige Rheinthal; drüben Ragaz, hüben in einiger Entfernung Zizers, vor uns das weinreiche Bergdorf Malans mit seinen alten Burgen und seinem spitzigen Kirchthurm. Des Menschen sympathetische Gefühle werden häufig durch dunkle Erinnerungen wach gerufen. War es vielleicht solch ein plötzliches Zurückversetztwerden in einen Baumgarten, worin die Kinder spielten, was uns auf einen mit Bäumen besetzten Rasen hinter dem letztgenannten Dorfe zauberisch bannte? Dieser einfache Baumgarten schien uns ein kleines Paradies zu sein. Möglich auch, daß gerade das einfach Schöne am meisten wohlthut. Der grüne Rasen im Abendschatten seiner Bäume und von sanften Lichtern durchzittert, davor der tosende Bach, und sonst tiefe Stille umher; haben ja doch auch die besten Landschaftsmaler oft die einfachsten Motive angewandt bei ihren ansprechendsten Bildern. Nun hinein durch den schmalen schauerlichen Engpaß, wo die Landquart nur zu einem schmalen Sträßchen Platz ließ, und auch dieses häufig erst dem Felsen abgetrotzt wurde, ins romantische Prättigäu, ein schönes, fruchtreiches, bald sich erweiterndes, bald enges, starkbevölkertes an die 7 Stunden langes Thal, dessen Sohle von dem Landwasser stark verwüstet, diesem zum Trotz durch künstlichen Anbau wieder befruchtet wird, dessen malerische Höhen aber voll saftgrüner Weiden und großer Obstbäume die einfachen Bewohner mit reichem Segen beglücken. Das Prättigäu, gegen Nordosten durch die gletscherreiche Rhätikonkette vom Montavun abgeschlossen, nährt eine gebildete mit ihren Zuständen zufriedene protestantische Bevölkerung, die theils in einzelnen über die Höhen zerstreuten Häusern, theils in großen reinlichen Dörfern ein glückliches Dasein genießt und gesichert vor dem rastlosen Drängen der Gegenwart auf dem sichern Grund einer guten Natur ruht. Wer echten Schweizer-

charakter kennen lernen will, muß die Seitenthäler beſuchen; in dieſen wird er nie Urſache haben in die Klagen der Touriſten einzuſtimmen, wie ſie ſich in Zeitungen laut genug, wenn auch nur einſeitig begründet, vernehmen laſſen. Feierlich ernſt ſchauten in der Abendbeleuchtung noch die ſchneeigen Gipfel der Seeſaplana hernieder, und vor ihnen auf hohen Matten das Dörfchen Seewis, deſſen Gottesacker die Gebeine des gemüthlichen Naturdichters Salis birgt, der ein Freund Matthiſſons, wie dieſer, nur in einfachern ungekünſteltern Weiſen, die Stimmungen des Menſchenherzens ausgeſungen hat. Unſer Nachtlager nahmen wir zu Grüſch in der Krone, ehedem einem Herrenhaus der Familie Salis, die noch heute in Graubünden ſehr begütert iſt. Mit edlem Stolze zeigte uns die gute Wirtin ein Zimmer mit altem Täfelwerk, das ſie ſchon theuer hätte verkaufen können, und die glaſirten Oefen, wie ſie auch ſonſt in alten Schlöſſern ſtehen. Sie hat ſelbſt ihre Freude daran und braucht gottlob das Geld nicht ſo nöthig; denn außer der Wirtſchaft hat ſie in den zwei in einander gehenden Häuſern noch eine Bäckerei und einen Spezereiladen, und ihr Mann treibt den Viehhandel. Wir wurden auch gar trefflich bewirtet und zahlten für 1 Schoppen Wein, 1 Schoppen Bier, Suppe, Eier, ein Huhn mit geröſteten Kartoffeln, Bisquitin zum Nachtiſch, für Nachtlager, guten Kaffee mit zweierlei mürbem Gebäcke, Butterbrod und Käſe ſammt eingemachten Himbeeren, für alles in allem nicht mehr als 4 Fr. 70 Cts. Solche Thatſachen will ich zum Troſte der Reiſeluſtigen nur einfach denen entgegenhalten, die über die enormen Preiſe der ſchweizeriſchen Gaſthäuſer ſchreien.

Die Bewohner zeigten ſich in dieſen wie in den andern Thälern Graubündens, die wir durchzogen, außerordentlich anſchließend; faſt immer hatten wir einen Begleiter, der uns aus purer Gefälligkeit einen Theil unſerer kleinen Effecten trug;

zwiſchen Grüſch und Schiers beſchenkte uns ein Landmädchen — es war gerade Sonntag und ſie ging zur Kirche — mit Birnen. Sie wußte viel zu erzählen von der guten Orgel dieſes Dorfes, die ein Bauer, Georg Hammer, der nie einen mechaniſchen oder muſicaliſchen Unterricht genoſſen, im Jahre 1842 in ſeinem 60. Jahre vollendet habe. Es ſei ein ganz unanſehnlicher Mann geweſen, und wenn man ihn geſehen, hätte man ihn eher für blöd und ungeſchickt gehalten. Aber alle ſeine freie Zeit hätte er auf das Fertigen kleiner Spielorgeln verwendet, bis er es zuletzt gewagt habe, ſein Dorf mit dieſer großen ſchönen Orgel zu erfreuen. Als er ſich dazu anbot, habe ihm dieſe Geſchicklichkeit niemand zugetraut. Hinter Schiers folgt Jenatz, an deſſen modernen Gaſthäuſern bereits der Einfluß des Bades Fideris ſichtbar iſt. Viele Unterhaltung gaben uns den Tag über die Häuſerinſchriften, welche in großen Buchſtaben über die ganzen Vorderſeiten herüberlaufen. Dieſe Sitte wiederholt ſich in allen Dörfern des Prättigäu, ſie findet ſich aber auch in andern Thälern, auch in der franzöſiſchen Schweiz. Um nur ein paar Beiſpiele anzuführen, ſo ſtehen auf einem Hauſe zu Schiers folgende Verſe:

Mit eigner Hand in Sorg und Müh die Wohnung ich erbaut,
Nicht weiß, wie lang und welchem ſie von Gott wird anvertraut.
Sei einſt mein Wohnung mir errichtet, dort wo dich Herr von Angeſicht
Mein Auge ſchaut. 1834.

Auf einer gedeckten Brücke daſelbſt heißt es mit Beziehung auf die neue geebnete Straße, wohl auch mit Rückſicht auf jenes nivellirende Jahr gar ſinnig;

Höhen und Tiefen ebnet die Zeit; aber ſie bleibet; verſteh ſie und ſchaffe!
1848.

In Jenatz ſteht auf einem Hauſe der Spruch: Ein kleines Häuschen, in welchem man vergnügt iſt, iſt mehr werth als

ein großer Palaſt, in welchem nur Unzufriedenheit. 1834.
Auf einem Haus im Saanenthal heißt es:

Dies Haus ſteht in Gottes Gewalt; iſt vorne neu und hinten alt.
Hätt' den Herrn das Geld nicht gerauen, ſo hätt' er's ganz neu laſſen bauen.

Aus ſämmtlichen Inſchriften, wie aus den Geſichtern und Aeußerungen der Bewohner der graubündener Thäler ſpricht das Glück einfacher frommer Biederkeit und Genügſamkeit unabhängiger Landleute, die ſich ihre Zuſtände ſchaffen, wie es ihnen angemeſſen und genehm iſt. Wir ſind hier ein glückliches Volk, ſagte der ſchlichte Auwirt, der mit mir hinauf bis Dorf Fideris ging; wir haben alles, was wir brauchen, und keine Fürſten; drei Dörfer wählen ſich zuſammen ihre Obrigkeit. Erinnert das nicht beinahe an die Urzuſtände ſtaatlicher Geſellſchaft?

Bad Fideris ſelbſt aber nicht minder, das wohl ſchwerlich bloß zum Vergnügen gebraucht wird. Ein elender ſchmaler Bauernweg, den ich nicht im Wagen zurücklegen möchte, führt ſteil empor, bis wo auf engem Terrain das große alte bretterne Kurhaus kunſtlos hingebaut iſt, etwa mit Pfeffers vergleichbar, nur alles roher und ländlicher; außer ein paar Bänken keine Spur von Bequemlichkeit und nirgends ein Anfang zu Verſchönerungen. Das eiskalte Stahlwaſſer der Quelle aber mundet trefflich und ſoll ſehr wirkſam ſein. Eine prächtige Umſicht gewährte der Rückweg, über all die grünen Matten, die Dörfer, die Einöden, auf die weißen Häupter der Rhätikonberge. Meine Frau hatte unterdeſſen drunten im Auwirtshaus ſich neue Kräfte geſammelt, und ſie bedurfte deren wohl; denn hinter Küblis geht das Steigen an hinauf nach Saas und immer weiter aufwärts zum höchſten Dorfe des Thals, dem weit über die Wieſen ausgebreiteten Kloſters. Der Verſuch, den Fußweg über Bad Serneus aufzufinden, mißlang; im Regen wateten

wir nutzlos durchs hohe Gras, bis wir müde der Irrungen uns wieder hinauf auf's Sträßchen retteten. Nun suchten wir Schutz bald da bald dort, uns mit den gesprächigen Leuten unterhaltend. Auffallend war mir mitten in diesem Alpenthal so häufig das Wort Bleichsucht zu hören. Früher, sagte eine alte Frau, hätte man nichts von dem Uebel gewußt, aber seit die Leute so viel Kaffee trinken, greife es immer mehr um sich. Das war gerade mein Lieblingsthema; meine Frau, die dem braunen Gift, wie die meisten Damen, leidenschaftlich ergeben ist, pflegte mich ob meiner Declamationen dagegen nur Justus Möser zu nennen. Als wir gegen Abend auf die Höhe von Klosters kamen, hörte der Regen auf, und die goldenen Strahlen verklärten das schöne Bergdorf, das reinlich und schmuck seine zierlichen Holzhäuser die Matten hinan und hinab in großem Umkreis aufgestellt hat. Es behagte uns gar gut im blanken Zimmer des kleinen Wirtshauses, und der blonde kleine Wilhelm schloß sich bald zutraulich an die Fremdlinge an. Es war ein angenommener Knabe; der junge Wirt hatte keine eigenen Kinder; des Knaben armer Vater hatte sich im Winter beim Heuziehen durch einen kalten Trunk den jähen Tod geholt, und der Pfarrer hatte an das menschenfreundliche Herz unsres Wirtes nicht umsonst geklopft. Außer Wilhelm machte sich bald außen bald innen ein kleiner Prinz viel zu schaffen. Er lief immer hin und her und verlangte mit lauter Stimme, daß man ihm die Thüre öffnete; er sprang auf die Bank und beschnupperte sogar unsre Speisen, er war Wilhelms verzogener Spielgenosse. Glücklicher Weise befand er sich ohne Gefolge; ich glaube, er wird hier incognito gejagt haben. Vielleicht war es auch nicht einmal ein echter Prinz, wie ja die Gastwirte gern die Titel erhöhen; und wenigstens schien er seiner Physiognomie nach aus dem Geschlechte derer von Hund zu sein. Daß man hier

einen Hund mit dem Namen Prinz beehrte, öffnete die Schleußen unſres Witzes. Das muß ich mir gleich notiren, ſagt der Freiherr als Wildſchütz; und auch ich notirte mir die große Thatſache mit der Anmerkung: Hier wird im literariſchen Verein ein Witz gemacht; ich wollte zum Beiſpiel erzählen, wie in der Schweiz die Prinzen auf den Hund gekommen ſeien, finde aber heute dieſe Auseinanderſetzung anzüglich und ſogar politiſch gefährlich. Rrr! ein anderes Bild! ſagte weiland mit geiſtreichem Uebergange der Guckkäſtner! Alſo wir bekamen zum Abendeſſen hartes dürres Schweinefleiſch mit Zwetſchgen; es blieb uns in den Zähnen ſtecken ... Pfui! wie kann das gebildete Leſer intereſſiren? Rothglühend verſank der Sonnenball unter den Horizont, und aus der Ferne ſah uns magiſch beleuchtet und dann immer matter und geiſterhafter ſchimmernd durchs Fenſter herein der erhabene Selvrettagletſcher, der 16 Stunden im Umkreis haben ſoll, einer der erſten wilden Berge, deren mächtige Kette das Engadin von den andern Thälern Graubündens trennt. Selvretta, Vereina, Flüela, Scaletta, Albula, ſchon die Namen haben etwas Fremdklingendes, Unheimliches; in den Gletſchern dieſes Gebirgs aber hauſen noch heutzutage die Bären; und doch mußten wir über einen der vier letzteren Päſſe, wollten wir ins vielgerühmte Engadin hinauf. Luiſe begann ſchon hier ſich zu fürchten, und konnte die Angſt nicht los werden, bis wir endlich drüben waren, mochten ihr die Leute auch verſichern, die Bären kämen bloß im Winter ſo nahe, wo ſie in den Bergen kein Futter hätten, oder ſie gingen nur dann auf die Menſchen, wenn ſie gereizt würden, und mochte ich auch zur weiteren Beruhigung ihr die Thatſache in die Erinnerung rufen, wie dieſelben ſchon deshalb ganz ungefährliche Thiere ſein müßten, weil ich ſelbſt, ihr liebender Gatte, ſogar ſchon manchen ihr aufgebunden hätte.

Weit mehr als die braunen Unholde, von denen wir glücklicherweise keinen zu sehen bekommen haben, schreckte mich am Morgen der Himmel, von welchem der Segen stromweise niedertroff. Es war freilich lauter Gewitterregen; das verkündete die auf Momente durchblickende Sonne, die aber das tiefgehende Gewölk nur noch schwärzer färbte. Was sollte man anfangen in dem einsamen Klosters? Draußen in der Scheune dengelte der Wirt seine Sichel, drinnen im Zimmer flickte meine Frau den Regenschirm; muthlos starre ich mit dem Perspectiv durch das dichte Gewölk hin. Auch der Speisevorrath schien bald erschöpft, denn wir bekamen das Stückchen zähen Schweinefleisches, das wir gestern übrig gelassen, heute zu Mittag wieder. Dem Wirte das Herz zu rühren, verfertigte Luise dem kleinen Wilhelm papierene Schiffchen, Brieftasche, Salzfässer und Blasebalg. Endlich reißt das Gewölk, mächtig schießen die heißen Sonnenstrahlen hernieder; wir beide steigen die windungsreiche Klostersche Stütz hinan, in heftigem Streit, ob die Rechnung zu hoch gewesen oder nicht, bis endlich Luise zum Schluß ihren Schmerz in den Worten à la Uhland aushauchte:

Des Wirtes Namen nennet durch uns kein Reisebuch;
Versunken und vergessen — das ist des Sängers Fluch.

Wie ziemte uns auch ferner zu hadern, da über uns beiden mit furchtbaren Donnerschlägen der Himmel grollte, und Vereinigung unter das Panier des einen Regenschirmes so Noth that! Zuletzt retteten wir uns aus dem Strom unter das vorstehende Dach einer Hütte. Endlich kommt der Sohn des Hauses, der Gaisjunge, gelaufen, dem das Regnen auch zu beschwerlich geworden war, und öffnet sich und uns die Pforte des Heiligthums. So saßen wir halbdurchnäßt in der Stube, der Knabe dummglotzend uns gegenüber; sogar die Freude an den

Katzen wurde Luisen vergellt durch die Beobachtung einer ganz unmütterlichen Leidenschaft. Es war eine riesige in der Stube, ein wunderschönes Thier, und ihre Tochter von zarter Jugend; aber die Mutter haßte die Tochter und versetzte ihr murrend einen Hieb, wo sie sich nahte, raffte ihr auch gefräßig jedes Krümchen Brod weg, das wir ihr vorwarfen. Nach einer Stunde etwa gingen die Wolken auseinander, sammt den Inhabern des Zimmers, der Junge zu den Gaisen und wir auf weitere Reisen.

Das Thal von Davos, in das wir von der 5000 Fuß betragenden Höhe des Passes hinabstiegen, bot einen überraschenden Anblick. Das zerrissene Gewölk, der melancholische See, die glatt geschorenen Wiesen, zur Linken, zwischen niedrigen Höhen hervorlugend, die Schneegipfel von Flüela und Scaletta, Davos Dörfli weit zerstreut über Wiese und Anger, im Vordergrunde Davos am Platz, mit schlankem Kirchthurm, die Häuser umher so blank, so zierlich, so reich; man hatte uns immer gesagt: Nach Davos wenn Sie hinaufkommen, da ist's schön! und die Wirklichkeit erreichte die Erwartung. Die Wohlhabenheit dieses Thales strömt erstlich aus den unerschöpften Quellen der Natur, die für großen Viehstand ausgedehnte Weiden bietet, zweitens aber aus dem Reichthum, der von außen hereinkommt, indem sich hier, wie im Engadin, viele reiche Leute, nachdem sie im Auslande geschafft und gesammelt, niederlassen, um die Tage des Alters in ruhiger Beschaulichkeit hinzubringen.

Bei guter Zeit zogen wir in das alte Rathhaus am Platze ein, das jetzt zu einer Wirtschaft dient. Elf Wolfsköpfe, unter dem Dach angenagelt, geben dem Gebäude einen seltsamen Schmuck. Im Saale war Wäsche aufgehangen und die zerbrochenen Glasgemälde ließen uns für den Ruin der noch vorhandenen fürchten. Den Abend über unterhielt uns ein hier ansässiger Deutscher aus Kassel von den Einrichtungen und Sitten

des Landes, z. B., daß hier volle Gewerbefreiheit herrsche; so reparire er neben seinem sonstigen Gewerbe auch Goldsachen. Als ich freilich am nächsten Morgen eine zerbrochene Brosche hinübertrug, wollte der Geselle von dieser Kunst seines Meisters nichts wissen. Er erzählte weiter, wie er mit 10 Andern eine Lustpartie aufs schwarze Horn gemacht habe, da hätten sie, über ein Schneefeld schreitend, eine Stunde lang die Spuren zweier großen Bären verfolgt. Auch die Nachricht wollte nachher in Pontresina ein Anderer bezweifeln; der Erstere, meinte dieser, wäre sicherlich vor den Bärentatzen im Schnee davongelaufen. So hatte ich wenig Ehre von meinem gesprächigen Landsmann. Aber die Bärentatzen prägten sich tief in die Phantasie meiner Frau, wie denn die Furcht aus jeder Andeutung neue Nahrung saugt. Interessant war mir die Notiz, daß die Obrigkeit von Davos beschlossen habe, aus den großen Waldungen kein Holz zum Bau von Eisenbahnen abzugeben; denn wenn einmal der Spekulationsgeist ins Thal dringe, so würde der Ueberfluß bald dem Mangel Platz machen; das überflüssige Holz möge lieber, wie seither, verfaulen.

Schon Tage lang quälte mich im Stillen eine Sorge: wie komme ich mit Luise über einen der hohen Bergpässe, und über welchen? Ueber Flüela heißt es im Bädeker, führt ein rauher Gebirgspfad, über Scaletta ein sehr beschwerlicher Saumpfad; so beschlossen wir denn über den Albula zu gehen, über welchen vor Zeiten doch sogar eine Römerstraße gebaut war. Bei bedecktem Himmel durchzogen wir dem Davoser Landwasser entlang das einsame Wiesthal bis hinter, wo es sich durch die Schlucht zwängt. Nun bergan den wohlgebahnten Pfad am Waldsaum und Abgrund hin. An einer Stelle hatte das Wasser den sonst guten Weg dergestalt ausgefressen, daß nur schuhbreit Boden blieb, und ein Fehltritt den Wanderer rettungslos

in die Tiefe stürzte. Gegen Mittag saßen wir auf der Höhe im Sonnenschein, den sanfte Schatten der hohen Lärchen durchzitterten. Jenseits eines großen Tobels an den grasreichen Abhang hingelagert Dorf Wiesen, auf der Terrasse zur Seite Jenisberg; den Blick begrenzte aus der Ferne mit seinen zwei ragenden Gesellen das Tinzenhorn, das uns schon gestern vor Davos entgegenschaute, heute aber mit seiner Spitze dicht verschleiert war. Eine volle Stunde hatten wir um den Tobel zu laufen. Nun den feuchten Wiespfad nach dem Wirtshaus bei der Kirche zu schlechter Gaismilch. .. Desto reizender der Weg nach Schmitten, immer an der Höhe hin, das tiefe Thal des Landwassers zu den Füßen. Von Schmitten rechts an der Kirche vorüber, die auf grünem Hügel thront, jäh in die Tiefe den Fußsteig. Wir hätten ihn nimmer gefunden ohne die Hülfe einer guten Frau, die wie ein Schutzgeist über uns wachte und aus weiter Ferne uns mehrmals winkte und zurief, wenn wir irre liefen. Im Thale unten mußte ich aus daliegenden Bäumchen noch selbst einen Steg machen, über den wir gegen 5 Uhr Abends längs dem tosenden Bach der milchweißen Albula in Filisur anlangten.

Es lebte sich behaglich beim alten verständigen Wirt, der meiner Frau die Bären auszureden bemüht war, und ich will gar nicht leugnen, daß mir die Speisen doppelt mundeten, weil ein wunderschönes Mädchen sie auftrug. Großen Spaß machte uns auch ein Kurgast aus dem nahen Bade Alveneu, der dem Enzian tapfer zusprach, und auch viel Bier zu trinken versicherte, weil ihm so das Bad am besten bekomme. Ein lustiger Kumpan, der bald deutsch, bald romanisch sprach, auch hie und da einen lateinischen Brocken dazwischen warf. In unserm Schlafzimmer staunten wir die Sesselüberzüge von Goldstoff an — sie wären eine Zierde fürs germanische Museum gewesen — so wie

die abgenähete rothſeidene Decke, und friſche Blumen, von des Mädchens Hand gepflückt, ſtanden im Glaſe. — Nun kommt der große Tag des Bergſteigens; ach wären wir ſchon drüben! dachte ich am Morgen nicht ohne Angſt und Gewiſſensbiſſe. Da ſetze ich meine gute Frau allen Beſchwerden aus. Wenn ihr was begegnen ſollte, wie könnte ich den Vorwurf des Leichtſinns von mir abwenden? Indeß lachte uns bereits am Morgen ein blauer Himmel entgegen, und der Gedanke an die Römerſtraße, ſo wie die Thatſache, daß eine Menge Menſchen mit Anlegen eines bequemen Weges nach Bergün hinauf beſchäftigt waren, gab mir neuen Muth. Vor dieſem romantiſch gelegenen Orte, bei welchem den fröhlichen Wanderer nur der paradirende Galgen ſtört, drängt ſich das Thal zu einer engen Schlucht zuſammen, an welcher 600 Fuß hoch über der Albula die Straße in den Felſen gehauen iſt, eine zweite Via mala, nur minder lang und berühmt als die andere. Als Merkwürdigkeit des Dorfes gibt Bädeker eine freundliche Wirtin an. Luiſe meinte nun, die Frau müſſe immer mit dem ganzen Geſicht lachen, und wollte in Recenſentenart den berühmten Wegweiſer eines Irrthums zeihen; ich dagegen, der alles gern zum Guten wendet, behauptete, ein bischen freundlich ſei die Frau doch geweſen; ſo ſtritten wir durchs halbe Dorf hin, bis ein zweiter Wirtsſchild uns belehrte, daß jene als freundlich geprieſene Frau in einem ganz andern Hauſe wohne. Um ſo ſtolzer erhob ſich die meinige, weil ſie wieder einmal Recht gehabt. Es war ſchon den ganzen Morgen ſchwer mit ihr auszukommen; ſie hatte ihre Bären mehr als jemals im Kopf, und kam eine Kuh, ein Pferd, ein Hund uns entgegen, ſo ſchrak ſie zuſammen und machte mir das Leben ſauer. Darob begann auch in meiner Bruſt giftiger Groll zu entbrennen; ſie ſchmollte, ich ſchimpfte ſie Selvretta, Scalletta; ja ich erklärte ihr, wenn der Mann, der gerade von oben auf uns

zukam, ein Pfarrer wäre, ließe ich mich gleich ſcheiden; es war leider ein Metzger; zum Blutvergießen wollte ich doch nicht auffordern; ſo blieb mir nichts übrig, als ſie mit den Schmeichelwörtern Flüela und Albula wieder zu begütigen. Von Bergün herauf ertönte, nachdem wir unverſöhnt eine Weile geſeſſen hatten, eine Flöte; Luiſe mahnte zum Aufbruch, weil die Kameele in der Wüſte beim Flötenſchall ſich erheben. Dergleichen Poſſen erleichterten und verkürzten den Weg; auch lockte die Hoffnung auf Forellen aus dem Albulaſee, die wir droben im einſamen Wirtshaus Weißenſtein aufgetiſcht erhielten. Von hier an ſteigt man noch eine Stunde zwiſchen dem wildeſten Felsgeröll aufwärts, um und um Steine zu hunderttauſenden, zwiſchen denen der öde Saumweg ſich mühſam hinwindet, bis die Paßhöhe von 7100 Fuß endlich erreicht iſt; das muß bei ſchlechtem Wetter eine ſchlimme Reiſe ſein; mit Recht nennt Bädeker dieſe Gegend eine der ödeſten und traurigſten in den Alpen. Auf der Oſtſeite des Paſſes aber beginnt alsbald wieder das Weideland, zu Luiſens Schrecken bevölkert mit einer Rinderherde. Hier geſchah ein merkwürdig tragiſches Ereigniß: eine Kuh kam mit lautem Gebrüll auf uns zu und ſchaute uns an. Ich mußte mich mit meiner Frau hinter einen Steinhaufen bergen. Aber von da an machte ſie auch jeder Kuh ein Compliment, die ganze Reiſe durch, und ließ ſich nicht bewegen, ihren großen runden Hut eher wieder aufzuſetzen, als bis wir weit aus deren Bereiche waren. Sie meinte nemlich, die Thiere würden ſcheu durch dieſe ihre ungewöhnliche Kopfbedeckung. Eine Zeit lang ging der Weg ziemlich eben durch ein Hochthal, dann ſenkte er ſich raſch hinab in's Engadin, und wenige Zeit nach Sonnenuntergang ſaßen wir in der Krone zu Ponte, das ſchon lange, ehe wir's erreichten, ſammt Madulein und Guardavall, den Leſern von Waldaus Cordula bekannt, lachend zu uns heraufwinkte. Aber

hier konnte ich nicht länger meinen Fußschmerz verbergen, der mir wahrhaft fieberhaft zusetzte und das Tragen von Stiefeln oder Schuhen kaum länger gestattete; der Regen am andern Morgen, der uns eine Rast auferlegte, war mir willkommen; ganz erschöpft von den heftigen Schmerzen lag ich in Halbschlummer auf dem Canapé, indeß meine Frau sich in einen von Gustav Diezel übersetzten Roman vertiefte. Damit das Unheil voll werde, so war auch meine Uhr stehen geblieben und nicht mehr in Gang zu bringen, ein zartes Wesen, welches, als wäre es im Süden geboren, bei jeder rauhen Temperatur erstarrte und auf der ganzen Weiterreise viel Sorge machte.

Die geschäftigen Esser in der Hausflur belehrten uns, daß es Mittag sei, als wir, ermuntert durch ein Stückchen blauen Himmel auf der aufgeweichten Straße unsere Tritte weiter setzten. Kaum über das Dörfchen hinausgekommen, waren wir wieder in sanften Regen gehüllt, und das graue Gewölk hatte leider die Bergkuppen verschleiert. Im hohen Engadin, das mitten zwischen gewaltigen Gebirgsmassen als ein breites grünes Band hineingebreitet ist, mögen die Niederschläge der Nebel sich häufen, welche in den obern Regionen die Zinken der Erde umspielen, und so wechselte die drei Tage unseres Aufenthalts in einem der großartigsten Hochthäler Europas in rascher Folge kalter Regenschauer mit warmem Sonnenschein. Während wir geduldig so hinpatschen, holt uns ein rüstiger alter Mann ein, mit einem rothwangigen Buben; der Knabe hieß Dietdegen mit seinem Taufnamen. Das erste war wieder, nach freundlicher Begrüßung, daß der Alte uns die Tasche abnahm. Der ärmern Klasse angehörig und, wie es schien, als Unterhändler bei Viehkäufen beschäftigt, drückte er doch in Wort und Ton eine so unendliche Zufriedenheit aus, daß den Hörer das wohlthätigste Gefühl überkam. „Im Engadin ist gut leben, sagte er; wir

haben gute Berge, gute Milch, gutes Vieh, eine gute Luft; ich bin im ganzen Schweizerland bekannt, aber nirgends iſt's beſſer als im Engadin." Und doch trägt der Boden des rauhen Thales nichts als eine ſchöne Grasdecke, und die Berge, ſo weit ſie bewaldet ſind, meiſt Nadelholz. Aber was ich vom Davoſer Land bemerkte, das gilt in weit höherem Grade noch von dieſem. Denn hier hat der Reichthum in prächtigen Dörfern ſeine Ruheſitze gegründet, und der Ueberfluß der Begüterten muß natürlich auch den Minderbemittelten zu Gute kommen. Weiße Häuſer mit glänzenden Läden und Thüren, blankem Meſſingwerk, zierlichen Schnitzereien, großen Fenſtern, geſchmackvollen Erkern, hübſchen Blumengärtchen, viele hoch und geräumig, andere nett und wohnlich, nirgend eine Spur von unreiner Bettelhaftigkeit. Und würden auch die zackigen Berge mit ihren wilden Eisfeldern und die kleinen Seen nicht locken, die wie Smaragde in prächtiger Faſſung von den ſtolzeſten der Erdenſöhne umarmt werden; den Wanderer müßten ſchon die ſchmucken Ortſchaften anziehen, die hingeſtreckt auf grünem Teppiche zur rauhen Umgebung den freundlichſten Gegenſatz bilden und durch ihr bloßes Daſein ein Zeugniß geben von der Macht menſchlicher Geſittung, welche auch an der Grenze produktiver Naturkraft noch ein humanes, in ſich glückliches und harmoniſches Gemeinweſen zu gründen im Stande iſt. Das Engadin bildet in ſeiner Abgeſchloſſenheit ein ſchon an ſich lohnendes Reiſeziel.

In Samaden war das billige Wirtshaus von Soldaten beſetzt; ſo zogen wir noch die 1½ Stunden weiter nach Pontreſina, auch auf dieſem Weg nicht ohne Begleitung. Es war ein altes munteres Männlein von 74 Jahren, geläufig in hochdeutſcher Mundart plaudernd, aber voll Mißmuth über ſein verlaſſenes Alter, überall im Thale zu Haus und überall ein obdach-

im Hintergrnnd. Aber nachdem wir nun im Berninawirtshaus unſern ſauern Wein getrunken und vollends die 1½ Stunden aufwärts gingen, ſtellte ſich uns die traurige Aufgabe mindeſtens 10 Wildwaſſer zu überſchreiten, die bald da bald dort über die Straße liefen. Hie und da lagen allerdings Steine; manchmal aber hieß es geradezu: Durch! und dann wollten die Pantoffel nicht immer mitgehen. Eigentlich war es Muthwille, durch ſo viele Hinderniſſe, unter welche ich auch die gefürchteten Viehherden rechnen muß, in dieſe Wildniß hinaufzulaufen, um ein paar Gletſcher und den ſchwarzen und weißen See zu ſchauen, von denen jener ſein Waſſer ins ſchwarze, dieſer ins Adriameer ſchickt. Die Farbenverſchiedenheit des Waſſers iſt um ſo auffallender, weil beide Seen nur durch einen ganz ſchmalen natürlichen Damm getrennt nebeneinanderliegen. Ein ſchneidender Wind wehte uns auf der Höhe entgegen, und rabenſchwarze Wolken drohten im Hintergrund. Wir beſchleunigten die Rückkehr; aber die Töchter des Himmels ereilten uns gleichwohl und überſchütteten uns mit ihrem Segen. Es war eine traurige Flucht; Feinde ringsum: von oben der Regen, von unten die Wildwaſſer, zu den Seiten die Kühe, kalt und unfreundlich der Wind. Indeß machten ſpäter die jagenden Wolken auch wieder der Sonne Platz, und die Kleider waren ſo ziemlich trocken, als wir in unſer Wirtshaus einzogen. Ich hatte immer Angſt um meine Frau gehabt, weil ſie ganz erhitzt auf der Höhe angekommen war, und ſo unmittelbar die ſcharfe Luft einathmete und zugleich aufs gründlichſte durchnäßt wurde. Alle Elemente zu einer Verkältung waren gegeben; nachdem ſie aber ungeſtraft durchgekommen, blieb ſie wenigſtens von der Partie nach dem Roſeggletſcher weg, die ich am andern Morgen allein unternahm.

Hatte ſie doch ohnehin an dieſem Tage des Wegs noch genug

zurückzulegen. Schade, daß die großartige Landschaft sich nur von Zeit zu Zeit in ihrer vollen Majestät zeigte und abermals bis an den Abend hin launenhaftes Aprillenwetter war. S. Moritz, der vielbesuchte Badeort, liegt auf der Höhe. Beim Hinangehen genießt man zwischen dem schönen Arvenwald durch die lieblichste Aussicht nach Samaden, Bevers, bis hinab nach Ponte. Das Dorf selbst übrigens hat seltsamerweise trotz des zahlreichen Fremdenbesuchs nichts Elegantes, überhaupt, einige Gasthöfe ausgenommen, nichts, was ein Bad verriethe, dessen Frequenz mit jedem Jahre zunimmt. Die Heilquelle befindet sich eine Viertelstunde vom Ort unten im Thal im neuen Kurhaus. Auch dieses entbehrt den Luxus berühmter deutscher Bäder; künstliche Anlagen und Spaziergänge fehlen gänzlich. Wozu bedarfs deren auch, wo die Natur ihre Wunderwerke ringsum aufgestellt und ausgebreitet hat, mit deren Herrlichkeit der Menschenfleiß nicht zu wetteifern vermöchte! Wie ein Edelstein schimmert der kleine See von S. Moritz dir entgegen, wenn du nach dem Kurhaus hinabsteigst, und gehst du eine Stunde weiter, so kommt der See von Silvaplana und dann der langgestreckte von Sils, einer romantischer als der andere. Rechts und links laden dich die Höhen ein mit wundervoller Umsicht, dem kühnern Naturfreund winken die Gletscher, und der Bequeme mag an dem Spiel der Nebel um die Bergzacken seine Lust haben. Denn in diesen hohen Regionen — S. Moritz liegt 5600 Fuß hoch — zeigt sich, was unten ein ruhiges Wolkengebilde scheint, bereits in fortwährender Bewegung. Die Badegesellschaft war schon im Abzug begriffen, die Saison ging zu Ende; wir sahen im Kursaal nur noch wenige Gäste. So gingen auch wir bald vorwärts nach Silvaplana, einem durch Handelsverkehr belebten Orte, von welchem die Poststraße über den Julierpaß zurück nach Chur führt. Die Straße nach Sil-

vaplana geht immer dem See entlang, aus welchem das Waſſer des Inn fließt, der die drei Seen, den von S. Moritz, Silvaplana und Sils, mit einander verbindet. Kaum hatten wir das Wirtshaus verlaſſen, in welches wir vor dem Regen geflüchtet waren, ſo nöthigte uns ein neuer Wolkenguß in der Hausflur eines Kaufmanns Schutz zu ſuchen, und dann abermals in einer andern; der Himmel neckte unabläſſig mit Regen und Sonnenſchein. Es war ein trauriger, langweiliger Aufenthalt; im Wirtshaus unterhielt ich mich damit, Fliegen das Leben zu retten, denen in meinem Bierglas der Untergang drohte, im Privathaus fütterte Luiſe zwei große Katzen mit Käſe. In den Nachmittagsſtunden hatte ſich indeß das Gewölk verzogen, und der prächtige Gletſcher, welcher hinter Sils hervorſchaute, lud uns ein hier Quartier zu machen, wenn wir ihn etwa noch heute beſchauen könnten. Die uneigennützige Wirtin aber rieth uns lieber noch die 2½ Stunden bis Caſaggia zu gehen; denn der Berg, der uns mit ſeiner Nähe täuſche, ſei noch zwei gute Stunden. Die Straße dreht ſich 1½ Stunden am dritten See hin, deſſen Umgebung in der Abendbeleuchtung prangte und in ihrer Lieblichkeit vergeſſen ließ, daß wir uns in einer der unwirtlichſten bewohnten Gegenden 5660 Fuß hoch befanden. Kaum iſt der See vorüber, ſo windet ſich die Straße auch ſchon die Maloggia hinab, bei uns einer der unbekannteſten Alpenpäſſe, den ich aber nicht genug empfehlen kann, wenn es nemlich mehr darauf ankommt intereſſante Landſchaften zu ſehen als den kürzeſten Weg zu machen.

Allen Reſpect vor der Via mala; aber dieſe ausgenommen iſt der Weg über den Splügen doch weit ärmer an Reizen, als der durchs Engadin. Dazu bietet ſich dem Wanderer hier das überraſchende Schauſpiel, daß ſich plötzlich eine große Tiefe vor

seinem Blicke aufthut, ohne daß er weiß, wie er in die Höhe gekommen; denn das Engadin steigt ganz unmerklich an; du glaubst meist in der Ebene zu reisen; nun stehst du auf einmal am Zielpunkt, ohne eigentlich gestiegen zu sein. Aber hinab geht es rasch und scheint doch endlos zu gehen; denn Chiavenna erreichten wir erst am andern Abend, obschon wir noch diesen Abend eine Stunde lang die in vielen Windungen abfallende Straße bis Casaggia durchwanderten. Da merkt man erst, warum es im Engadin so kalt ist.

Also hinab, hinab die enge Schlucht nach Italien! Die erste Hälfte des Wegs gehört noch Graubünden an: Bergaglio heißt die Landschaft; die Landessprache ist bereits italienisch, sobald man über die Paßhöhe ist. Wie überall an den südlichen Alpenabhängen trat uns auch hier ein reicherer Pflanzenwuchs entgegen; das jähe Abfallen der Berge schützt die Vegetation vor den Nordwinden. Wir fanden ein Nachtquartier nur noch im Halbdunkel, und der Wirt wußte sich bloß gebrochen in unserer Muttersprache auszudrücken. Dagegen unterhielten wir uns gut mit einigen jungen Leuten, die hinauf zu den Militärübungen nach Samaden zu wandern im Begriffe waren.

Ein schneidender Wind wehte uns am andern Morgen ins Angesicht; aber der klare blaue Himmel verkündete einen schönen Tag; in reinsten Contouren erglänzten die Berge umher, und das Herz füllte sich mit Fröhlichkeit. Dazu war es Sonntag, an welchem Tage das Feiern der geputzten Landleute obnehin den Wanderer festlich stimmt. Erst ziemlich eben durchs schmale Thal der Maira hin, dann abwärts und abwärts nach Vicosoprano, und weiter, wo ein vorgeworfener Hügel das Thal zu schließen scheint. Von Zeit zu Zeit ruhten wir aus im luftigen Sonnenschein; denn mit jeder Viertelstunde athmete sichs angenehmer in der erquickenden Luft. Das Clima lockt

die Menſchen; drüben rechts beim Dorfe Col d'oro hat ſich der Baron von Caſtelmur ein großartiges gothiſches Schloß hingebaut und daneben vom Hügel ſchimmert die neue weiße Kirche. Nun ſperrt der Hügel den Weg; ein durchgehauenes Thor eröffnet die Ausſicht in eine ganz neue Gegend. Promontogno heißt das Dorf, wo der Baumwuchs plötzlich ſüdlich wird. Hohe Kaſtanien und Nußbäume beſchatten die Wieſen. — In dieſer Gegend hatten wir einen plötzlichen Schrecken und thaten einem armen Menſchen groß Unrecht in unſerm Herzen. Erfindſam wie ich war, hatte ich eine wandernde Waſchhänge eingerichtet. Ich trug in der Taſche mehrere Paar friſchgewaſchene Strümpfe, die noch nicht getrocknet waren. Einen hing ich an meinen Alpſtock, zwei befeſtigte ich mit Nadeln an meinen Rock und machte mich groß mit meiner Klugheit, indem ich dabei übermüthig am gaffenden Landvolk vorbeiſtolperte, den einen Strumpf hoch an der Stange tragend, wie weiland die Bauern den Bundſchuh. Wenn du nur keinen verlierſt, warnte die ſorgſame Gattin. Auf einmal iſt ein Strumpf verloren; mich ärgerte weniger dieſer unerſetzliche Verluſt als der Umſtand, daß ſie ſchon wieder einmal Recht hatte; denn ich fürchtete mit Grund, ſie würde immer herrſchſüchtiger im ſteigenden Bewußtſein ihrer Weisheit. Ich renne eine Viertelſtunde zurück; ſie läuft in entgegengeſetzter Richtung einem Handwerksburſchen nach. Auf halbem Weg treffen wir wiederum zuſammen mit klagender Geberde, feſt überzeugt, der Schelm müſſe ihn gefunden haben. Aber als wir tiefgebeugt einige Schritte vorwärts gethan, ſiehe da liegt das Kleinod zu unſern Füßen; der Strumpf war durchs Waſchen ſo blendend weiß geworden, daß er gerade die Farbe der Straße trug, darum hatte er ſich das erſtemal ſelbſt dem Falkenauge meiner Gattin entzogen. Doppelt vergnügt triumphirten wir Mittags in Caſtaſegna ein, nachdem wir uns vielfach immer

wieder umgewandt, den prächtigen Bondascagletſcher zu ſchauen, der über dem armen Dörflein Bondo aus ſtolzer Höhe herniederblickt.

Der Pfarrer von Bondo, ein deutſcher Schweizer, der aber den echtitalieniſchen Namen Schmiedheini führt, tafelte mit dem Küſter im Gaſthauſe ſeines Filials, indeß wir neben ihm zum Schoppen Wein einfaches Brot hinunterwoergten. Obgleich dieſe Differenz der Nahrungsmittel auf einen bedeutenden Unterſchied des Standes ſchließen ließ, ſo iſt doch der Pfarrer von Bondo ein allzuguter Menſchenkenner, als daß er uns nicht hätte wie Seinesgleichen behandeln ſollen. Auch blätterten wir n unſerem Bädeker und Luiſe ließ das ſchwarzſeidene Kleid hernieder, das vorher ſorgfältig hinaufgenommen war. Caſtaſegna beſitzt einen prachtvollen Kaſtanienwald, den Stolz und die Nahrungsquelle des Dörfchens. Dahin begleitete uns der freundliche junge Mann, der in ſeinem Bondo in Bücher und Wiſſenſchaft vergraben ein einſames Leben führt. Luiſens ſeidnes Kleid ſegelte im Winde; ſie dünkte ſich was rechtes, weil ſie dem Pfarrer zur Seite ging. Es war aber auch der Mühe werth den Hain zu beſuchen; denn niemals ſah ich ſo rieſige Kaſtanienbäume; ſie ſtanden weit auseinander und boten doch den dichteſten Schatten; mancher war ganz zerfreſſen von Alter, und dennoch wölbte ſich herrlich ſein grünes Laubdach; ja auf verfaulten Stämmen waren neue Triebe entſproſſen und zu neuen großen Bäumen emporgewuchert. Und bei alledem iſt die Seehöhe des Orts bedeutend genug; zwei ſtarke Stunden hat man noch bis Chiavenna hinabzuſteigen.

Ganz dicht daran iſt die Grenze von öſtreichiſch Italien. Der Pfarrer, dem ich in den wenigen Stunden recht lieb gewann, ging mit zwei andern Herren noch eine gute Strecke in unſerer Geſellſchaft, bis zu den Punkte, wo vor zwei Tagen

eben das Gewitter die Straße unfahrbar gemacht, das uns auf dem Benina durchnäßte. Hätte es dort seine Tücke ausgelassen, wir wären in ernstlicher Gefahr gewesen. Hier wenigstens hatte das Wasser etwa 50 Schritte breit einen tiefen Graben ausgefurcht und Massen von Steinen herniederführend eine ungeheure Verwüstung angerichtet. Wägen mußte man in Stücke zerlegt herübertragen. Zahlreiche Arbeiter besserten eben den Schaden aus, und eine Menge Volks stand umher zur Betrachtung des Schauspiels. Bis über Chiavenna hinaus wiederholten sich dieselben Erscheinungen, wenn auch in geringerem Umfang, doch um so verheerender, je mehr mit der Tiefe der Anbau des Landes sich mehrt. Auf meist gepflastertem Wege schreitet man nun zwischen Weinbergen hinab; die waldbedeckten Hügel, unter denen die Stadt Plurs verschüttet liegt, beschäftigen sodann das Auge; zwischen üppigen Bäumen ragen schlanke Glockenthürme; rechts stürzt tosend ein großer Wasserfall hernieder, und tief unten im Hintergrund blickt aus dem grünen, unendlich reich belaubten, durch seinen Pflanzenwuchs aus der Ferne einer schönen Wildniß gleichenden Thal das alte Clefen oder Chiavenna.

Die günstige Lage zwischen Splügen und Comersee sichert dem Städtchen im Sommer eine große Frequenz von Fremden, die freilich schnell vorübereilen, weil in dem finstern enggebauten Orte nichts Besonderes zu sehen ist. Das Hôtel Conradi, das uns über Nacht 16 Fr. abgenommen hätte, schauten wir von außen an, um für 6 Zwanziger in der Sonne gerade nach unserem Geschmack zu wohnen. Wirt und Wirtin sind deutsche Schweizer, die es gut und ehrlich mit dem Gaste meinen; gutes Essen, guten Wein, guten Kaffee, alles reichlich. Einfachen Reisenden, die für weniges Geld gerne viel haben, empfehle ich die Sonne in Chiavenna aufs angelegentlichste.

Elf Tage waren wir, die kurze Strecke zwischen Dornbirn

und Feldkirch abgerechnet, ununterbrochen gelaufen; so durften wir uns ja wohl auch durch Fahren eine kleine Erholung gönnen, zumal die 5 Stunden zwischen Chiavenna und Colico verhältnißmäßig von geringerem Reize sind; die Straße führt allerdings zwischen Bergen, aber doch in der Ebene, allerdings an dem See von Riva hin, der aber vielfach versumpft ist. In Chiavenna beginnt schon die Prellerei der Italiener, die jeden Fremden als gute Beute betrachten. Der ganz stattliche Herr auf dem Bureau des Omnibus nimmt mir für zwei Plätze im Innern des Wagens 8 Zwanziger ab, bescheinigt auch den Empfang. „Gehen Sie nur wieder hin", sagte am andern Morgen der Wirt, dem ich ganz zufällig die bezahlte Summe erzählte; „lassen Sie sich 2 Zwanziger zurückgeben; so müssen Sie erst noch das Coupé bekommen; ein Platz im Innern kostet für die Person nur $2\frac{1}{2}$. Bestehen Sie nur, wenn er Umstände macht, auf Ihrer Forderung." Und siehe da, ich versuchte nicht umsonst meine glänzende italienische Beredsamkeit. Der stattliche Schelm gab das Geld zurück und änderte geduldig auf meinem Scheine die Zahl 8 in 6 um. Wir setzten uns ins Coupé, und niemand machte uns die Plätze streitig.

Ueber 2 Stunden saßen wir in Colico auf Balken am See, Wäscherinnen zuschauend, ein langweiliger Vormittag, und gedachten dabei der Stunden, die wir vor Jahren in diesem Orte mit unserm italienischen Professor in munterem Gespräche zugebracht. Diesmal hatte uns das Schicksal statt seiner nur einen Viehhändler zugeführt, der nicht eben besonders geistreich war. Selbst der See wollte uns anfangs nicht recht gefallen; die Sonne, deren senkrechte Strahlen sich grell darin wiederspiegelten, ließ ihn in heller unschöner Farbe erscheinen. Als wir aber Nachmittags über seine tiefblaue Fläche strichen, und die zahllosen Häuser seiner Ufer bald als Villen zerstreut, bald in Dörfer

vereinigt den hohen belaubten vielgestaltigen Bergen den Charakter des Belebten gaben, als bei Fortsetzung der Fahrt nun auch die Schneegipfel, aus deren Nähe wir gestern gekommen, sich erhoben; da stimmte sich das Gemüth wieder empor zu dem Entzücken, mit welchem wir den schönsten aller Seen das erstemal durchschnitten hatten. Wir hatten uns vorgesetzt, seine Umgebung diesmal besser zu genießen als früher, wo wir scheu und schüchtern als Neulinge in Italien darübergejagt waren. So ließen wir uns fürs erste bei Cadenabbia ans Land setzen, die berühmten plastischen Kunstwerke der Villa Carlotta sammt deren wohlangelegtem Garten zu besehen, und fuhren noch am Abend nach Bellaggio hinüber, wo uns der Fährmann mit unserer Bewilligung ins große Hôtel Genazzini brachte. Denn am reizendsten Punkte Oberitaliens wollten wir auch reizend logiren und achteten diesmal nicht der höhern Preise dieses ganz vortrefflichen Gasthauses. Der See war heute bis an den späten Abend noch ungewöhnlich belebt von Nachen; denn seitwärts in Villa Melzi wurde ein Fest mit Musik und Feuerwerk begangen. Das heilige Dunkel breitete sich allmählich über Gebirg und Gewässer; die Klänge der Musik schallten aus der Ferne herüber, und die Raketen streuten ihre kleinen Sterne unter die großen des Himmels; die Ruder plätscherten, die Wellen spielten leise ans Ufer; wir saßen auf der großen Terrasse des Hauses und schlürften die lauen Lüfte und ließen die Blicke schweifen über die zwei Arme des Sees, deren Grenzen in ungewissem Dämmer verschwanden. Auf einmal um uns deutsche Stimmen, und obendrein gemüthliche Schwabenstimmen. Eine ganze Gesellschaft von Landsleuten setzt sich zum Thee, unter sich befreundete Menschen, die uns bereitwillig am Gespräche Theil nehmen ließen, und mit denen wir die letzten Abendstunden traulich verplauderten; denn zufällig traf sichs, daß wir zusammen

eine ganze Reihe von Freunden und Bekannten hatten, und so schwebte in der lieblichsten Nacht aus der Fremde die Erinnerung hinüber zu lieben Menschen in der Heimat.

Von Bellaggio aus, dem engen schlechtgebauten Städchen, dessen Inneres dem pittoresken Aeußern schlecht entspricht, geht bekanntermaßen der See in zwei Arme weit aus einander, der eine wendet sich südwestlich nach Como, der andere südöstlich nach Lecco. Der Arm von Como ist der belebtere; den nicht minder reizenden von Lecco sehen wenige, außer so weit er von der Höhe der Villa Serbelloni aus sichtbar ist, wo man auf einmal in die drei Arme hineinschaut. Wir wollten diesmal bedachtsam wandern und ein Stückchen Natur auskosten, das selten genossen wird. Dicht hinter Bellaggio an Villa Serbelloni vorüber steigt die Landstraße in vielen Windungen gerade nach der Mitte zwischen beiden Armen den Berg hinan, der im herrlichen Schmuck südlicher Cultur prangt. Auf diesem Wege setzten wir unsere Reise fort. Weinreben schlingen sich um die Maulbeerbäume, Kastanien breiten ihre weiten Aeste aus, auch hin und wieder ein großer Feigenbaum. Was aber diesem Wege seinen besondern Zauber leiht, das sind die wundervollen Aussichten auf den See. Je nachdem die Straße sich dahin oder dorthin dreht, hat man bald den westlichen bald den östlichen Arm im Auge, vor allem aber den nördlichen Hauptsee mit seinen prächtigen Bergen von Bellagio an, dessen berühmte Villa zuletzt ganz unbedeutend zu Füßen liegt, bis über Colico hinaus. Je mehr man endlich der obersten Höhe sich nähert, desto weiter dehnt sich der Blick über den Arm von Lecco; bei Civenna überschaut man ihn ganz bis ans Ende. Welch ein himmlischer Reiz liegt über diesem blauen Spiegel! wie malerisch erheben sich ihm entlang am andern Ufer die drei kastanienbeschatteten Berge. Die zwei Stunden von Bellaggio bis Civenna

— wir brauchten drei, denn wir gingen langsam an diesem schwülen Morgen und blieben häufig stehen, die herrliche Gotteswelt in uns aufzunehmen — diese Meile Wegs gehört zu dem Lohnendsten, was man sehen kann. Erst hinter dem malerisch gelegenen Civenna, wo sich die Straße entschiedener nach Westen dreht, verschwindet der See völlig aus den Augen. Wir waren auf dem ganzen Wege völlig allein; nirgend eine Spur von Reisenden; das Dampfboot hatte sie alle nach Como entführt.

Allmählich senkt sich die Straße wieder abwärts. Einige Stunden ein enges Thal hin, das von bedeutenden Höhen zu beiden Seiten eingeschlossen wenig Unterhaltung bot; denn an die Kastanienwälder und Maulbeerbäume hat sich das Auge bald gewöhnt und die stete Wiederholung derselben Vegetation ermüdet. Bei Asso und Canzo aber erweitert sich's zu prächtiger Rundsicht, und die großen Seidenspinnereien und stolzen Häuser der Fabrikherren überraschten uns eben so sehr als die plötzliche Belebtheit in Folge der Industrie dieser Gegend nach der bisherigen Einsamkeit. In Canzo tranken wir delicaten Kaffee und Vespetro, eine Sorte feinen Liqueurs, die nur in diesem Orte bereitet wird. Ueberhaupt muß ich bemerken, daß man nirgends so guten Kaffee und so wohlfeil bekommt, als in Italien; meist genießt man ihn schwarz; nur auf besonderes Verlangen erhält man Milch dazu, an manchen Orten auch Chocolade, so daß die halbe Tasse mit Milch, die halbe mit Chocolade gefüllt wird. Recht angenehm unterhielten wir uns hier mit einem ältern einheimischen Herrn von feiner Bildung; er hatte alle Länder Europas, auch Aegypten gesehen, und brachte nun die höhern Jahre als Junggeselle bei seinem Bruder, einem Seidenfabrikanten, zu. Der Mann war uns doppelt lieb, weil er uns anfangs für Engländer, also für sehr vornehme Leute, hielt, was uns nicht wenig schmeichelte. Diese Ehre begegnete uns indeß während

unſerer kurzen Reiſe noch ſo häufig, daß wir ſie ganz gewohnt wurden; immer hörten wir von neuem, wie ſich die Leute in die Ohren ziſchelten; Inglese, Inglese! Wer ſchlecht italieniſch ſpricht, iſt in Italien ein Engländer; die Deutſchen kennt man nicht.

Hinter Canzo tritt die Straße nach und nach in die ebenere Landſchaft herab, die Berge ziehen ſich nach beiden Seiten weit zurück, kleine Anhöhen nehmen ihre Stelle ein und eine Menge breiter, meiſt mit Maulbeerbäumen, Weiden, Akazienhecken, Pappeln bepflanzter Wege führen bald da bald dorthin nach den großen Dörfern, Schlöſſern, Fabriken der weiten mit Mais und Buchweizen überdeckten Landſchaft. Indeß kann man die Straße nicht wohl verfehlen; denn an jedem Kreuzweg ſtehen die ſteinernen Wegweiſer. Die Abwechslung dieſer Culturgegend modernen Anſtrichs gegenüber den vielen Landſchaften, die wir ſeither durchwandert, war uns erfriſchend. Wir kehrten noch bei guter Abendſtunde im Städtchen Erba ein, ein Nachtquartier zu finden, nachdem wir vorher noch lange das Auge geweidet hatten am Anblick der ſchönbeleuchteten Berge, unter welchen das merkwürdige Horn von Canzo phantaſtiſch zum Himmel ſtrebt.

Meine Frau hätte beſſer gethan, durch den Anblick ihres ſeidnen Kleides diesmal der Wirtin die Ahnung von unſerem Wohlſtand möglich zu machen. Sie muß uns für Landſtreicher genommen haben, weil ſie uns in ein Zimmer führen ließ, in welchem die unverſchließbare Thüre nicht einmal durch einen Stuhl verrammelt werden konnte, weil keiner da war. Als der Cameriere die Betten aufzuſchütteln verſuchte, raſchelte es gewaltig von Maisſtroh. Mit Mühe beſänftigte ich Luiſens Schmerz über dieſes ſchauerliche Zimmer durch die Vorſtellung von deſſen wahrſcheinlicher Wohlfeilheit. Gegen die Wirtin aber ſpielte ich

den Anſpruchsvollen, um ihr Reſpekt einzuflößen. Ich müſſe ſchreiben, ſagte ich, und da ſei weder Stuhl noch Tiſch zu finden; nun ſperrte man uns ein geräumiges hübſches Wohnzimmer auf, wo wir den Reſt des Abends noch durchs Fenſter den Anblick der Berge genoſſen. Das iſt ein Hauptvorzug der Fußreiſen: man ruht auf Stroh, als wären es Matratzen mit Springfedern, und die Bettdecke, die diesmal einer Pferdedecke glich, that meinem geſegneten Schlafe nicht den mindeſten Eintrag.

Den Kaffee tranken wir in einem Kaffeehaus, wie es in Italien Brauch iſt; dann zogen wir weiter die breite ſtaubige Landſtraße über wellenförmiges Hügelland, vorbei an Fabriken und Schlöſſern. Auf einmal überraſcht uns ein wahrhaft königlicher Anblick. In weiter, weiter Ferne, mit geiſterhaft weißem Lichte, hoch am Horizont ſich aufthürmend ſchimmerte vor uns eine Kette majeſtätiſcher Eisberge. Es war offenbar dieſelbe Reihe, die wir einſt bei hellem Wetter vom Dom zu Mailand geſehen; die Namen der Hauptberge weiß ich nicht beſtimmt zu nennen; denn keiner der Eingeborenen gab auf mein Befragen ordentliche Auskunft; ſie ſagten eben, es ſeien die Schweizerberge. Aber ich vermuthe, daß alle die Hauptberge vom Monteroſa an bis zum Splügen in eine Reihe trügeriſch zuſammengeſchoben neben einander ſtanden; ein ſeltenes Glück dieſes Tages; bei einigermaßen nebliger Witterung werden ſie offenbar hinter dichtem Schleier liegen. So aber entzückten ſie uns Stunden lang; das Perſpectiv in Händen blieben wir immer wieder ſtehen und ließen die ſtolzen Rieſen die Revue paſſiren, uns in Vermuthungen erſchöpfend, mit welchem Namen jeder zu benennen wäre. Inzwiſchen wurde die Hitze immer drückender; wir waren froh, als im hübſchen Rundthal das ſtattliche Como uns zu Füßen lag.

Außer dem Dom und Rathhaus hat Como nichts Merkwürdiges, eine Stadt modernen Geſchmackes, die in einigen Stunden gründlich beſehen iſt. Nicht einmal der See kann hier ſonderlich erfreuen; man gewahrt davon nur ein ganz kleines Stückchen. So entſchloſſen wir uns Abends noch nach Vareſe zu fahren. Sieben Zwanziger hatte der Mann im Bureau der Diligence gefordert, mit vier war er zufrieden; wir kennen euch ſchon, ihr guten Leute, von Chiavenna her; das zweite mal muß der bloße Verſuch mißlingen. Außen auf dem Hinterſitze des Wagens konnten wir uns der Landſchaft umher gar wohl erfreuen; die Berge vom Como blieben lange zur Seite, ſpäter begrüßte uns, nachdem wir abwärts gefahren, eine andere anmuthige Gegend; aber ſo ſehr waren wir bereits ans Gehen gewöhnt, daß es uns auf unſerem Hochſitze nicht behaglich wurde. Den ganzen Weg her, beſonders aber um Vareſe, ſahen wir wieder eine Menge Schlöſſer und prächtige Gärten, ſchmucke Sommerlandſitze vornehmer Bewohner des Flachlandes. Vareſe ſcheint ein gewerbreiches Städtchen zu ſein; es wimmelte auf der Straße von Menſchen bei unſerer Einfahrt. Auch ſeine Häuſer tragen den Charakter der Wohlhabenheit. Der Kellner der Krone, eines trefflichen Gaſthauſes, nahm uns unmittelbar vom Wagen aus in Empfang. Die wahre Reiſeluſt liegt im Wechſel; geſtern gebettet wie Bettelleute, heute wie Fürſten, morgen wer weiß noch wie? dabei geſund und lebensfroh, zwei echte Vagabunden, deren walzendes Glück ſchon in vielen Liedern geprieſen worden.

Es gibt den italieniſchen Wirtſchaften etwas heimliches, daß das Gaſtzimmer zugleich die Küche iſt; daneben iſt allerdings auch noch ein Speiſezimmer, aber der Eintritt geht immer durch die Küche. Wenn nun wie hier der Koch ſchneeweiß und reinlich und die Geräthſchaften blank geſcheuert ſich präſentiren, ſo

macht die auf einmal sichtbare wohlgeordnete Mannigfaltigkeit den angenehmen Eindruck des Behaglichen. Auch Speisen und Wein fanden wir trefflich, und die ganze Familie, die hübsche Frau vor allen, bemühte sich uns, so gut es gehen wollte, zu unterhalten, für mich eine Qual, wenn ich alle meine Sinne anstrengen muß, um die Meinung des Andern zu fassen, und alle Winkel des Gedächtnisses durchstöbern, um das Material zu einem Satz zusammenzukehren; für meine Frau eine Lust, denn sie plaudert in fremden Zungen wie die Kinder lallen, nur damit geplaudert ist, und sollte sie auch kein Wort des Andern begreifen und auf die Frage nach dem Zweck ihrer Reise ihm zur Antwort geben, o ja es sei heute schön Wetter, sie läßt nicht nach, wenn nur geplaudert ist. Aber ich will nicht allein Böses von meiner Frau sagen; ich habe auch meine Schwächen; eine Hauptschwäche ist, wer sähe mir's an? die schulmeisterliche; es machte mir ungemeines Vergnügen, eine italienisch deutsche Grammatik zu durchblättern und dabei den schüchternen Wirtsknaben auszufragen, wie viel er bereits deutsch verstehe.

Am andern Morgen ist Luise bei Zeiten erschöpft. Woher kommt das? Sie war doch gestern meist gefahren und hatte wenig Anstrengung gehabt. Allerdings ist das Wetter sehr warm und der Weg, den Blick auf die Eisberge und auf den hübschen See hinter Varese abgerechnet, durch Einförmigkeit etwas ermüdend, zumal wo er sich eine Zeit lang schnurgerade am Berg hindehnt; aber die Haupturſache war die, daß sie keinen Kaffee bekommen hatte, das erste und letztemal, daß ich sie um ihr Liebstes betrog. Ich war selbst ein Betrogener; glaubte ich ja doch, wir kämen noch durch eine Art Städtchen, wo die braune Mokkaflut uns entgegendampfen würde. Siehe da, das Städtchen blieb seitwärts liegen; an einem Hause am Wege war wohl das verführerische Wort angeschrieben; als wir aber zur

Thür eintraten, war's eine Schulstube, in der gerade eifrig dacirt wurde. Vielleicht ist der Lehrer hier zugleich Kaffeewirt und schenkt nur außer den Lehrstunden. Vergebens suchte ich dann die Sehnsucht meiner Theuren mit Wein zu stillen; was sind alle Genüsse der Erde gegen den Kaffee? Aber so spielt das Schicksal: erst um Mittag sollte sie in Laveno den lange entbehrten Labetrank schlürfen.

Laveno ist der österreichische Grenzort am schönsten Theile des Lago maggiore, in einer Bucht versteckt, ein stilles ödes Städtchen, während die gegenüberliegenden piemontesischen Orte Intra und Palanza in beneidenswerther Weise aufblühen. So stehen wir denn also wieder an dem See, den wir vor zwei Jahren wehmüthig, als wäre es auf Nimmerwiedersehen, verlassen hatten. Leider waren die Spitzen des Simplon mit Wolken umhüllt, im Uebrigen machte er denselben großen Eindruck, welcher uns damals bezaubert hatte. Seine lieblichen Inseln aus der Ferne grüßend, und namentlich auf Isola bella unverwandten Auges zurückblickend, bis es verschwunden war, brausen wir mit dem Dampfboote dahin bis Arona, wo wir damals im Albergo reale ein so billiges Unterkommen gefunden hatten. Während der ganzen Fahrt erfreute uns der liebliche Gesang italienischer Landmädchen, die aus den Seidenfabriken heimkehrend, nachdem die Cocons der letzten Ernte abgehaspelt waren, in einfachen und doch unendlich melodischen Weisen ihre Lieder sangen. Theils auf den Bänken theils auf den Brettern des Verdecks sitzend, nahmen sie mit ihrer geringen Habe den ganzen vordern Raum des Schiffes ein, eine prächtige Studie für einen Genremaler.

Wir eilten durch das enggebaute Städtchen zur Eisenbahn; ein Kellner empfahl uns in Genua das Hôtel Feder aufzusuchen und gab mir viele Grüße mit. Guter Kellner und Menschen-

kenner, was denkſt du von uns? verſchafft mein Alpſtock oder Luiſens doch ſchon ziemlich übel zugerichteter breitkrämpiger Hut uns dieſe Hochachtung bei der Mitwelt? Es war der Kellner vom Hôtel d'Italia, wo wir in Arona ſo beſtimmt eingekehrt wären, als in Genua im Hôtel Feder. Unſere Eile war unnöthig; lange genug warteten wir im Bahnhof, wo wir die Karte für heute bis Aleſſandria genommen hatten. Die Fahrt bietet außer den hübſchen Ausſichten auf den See, die ſich am Anfang zeigen, auch nicht den geringſten Reiz dar, ebene Landſchaft, dazu geſchaffen, daß man mit der Locomotive darüber hinweg eilt. Novara erneuerte die Erinnerung an Radetzkys dreitägigen Feldzug gegen die Piemonteſen; ſonſt war alles, was wir ſahen, bedeutungslos. Um ſo mehr bot ſich Gelegenheit uns an die Menſchen zu halten.

Es ſaß uns gegenüber ein ſchlanker junger Mann, reinlich gekleidet, doch völlig anſpruchlos; er ſah eben aus wie einer der ſich mit einem einfachen Logis begnügt. Mit dieſem hoben wir an unſer Kauderwelſch zu reden, und er entgegnete in ſeinem piemonteſiſchen Dialect, der uns ſo gut klang wie das beſte Toskaniſch. Wir verſtändigten uns bald über ein billiges Gaſthaus; er ſei auch unbekannt; aber er wolle ſchon eines erfragen, wo es uns wohl erginge. Drei Limonen hieß die ſchauerliche Kneipe, in die er bei dunkler Nacht uns einquartirte. Der Wirt war ein ordentlicher Mann; er ſagte uns gleich beim Eintritt, daß er keine guten Betten habe und zeigte mir unſere Herberge; inzwiſchen da waren wir einmal; eine Nacht läßt ſich ſchon herumbringen. Deſto herrlicher war die Abendkoſt: Reis in beſter Art zubereitet, Fiſch ſo köſtlich, wie wir noch nie gegeſſen, ein feiſtes Huhn — er hatte noch eine Reihe Gerichte hingeſtellt, die wir verſchmähten; denn in Italien braucht man nur zu zahlen, was man gegeſſen hat; auch der

Wein war ausgezeichnet, wie wir keinen mehr bekamen, und die Rechnung nicht hoch, zumal wir offenbar für unsern neuen Freund mitbezahlen mußten, welcher für sich die Stelle eines Bedienten improvisirte. Denn als wir am andern Morgen in einem Kaffeehaus frühstückten, machte er auch nicht die geringste Miene seine Börse zu ziehen. So waren wir denn froh, als wir ihn auf der Eisenbahn losgeworden waren, so gefällig und bescheiden er sich übrigens gegen uns benommen hatte. Das sogenannte Zimmer aber, in welchem wir die Nacht zubrachten, ging, was Eleganz betrifft, über alle Vorstellung und Beschreibung. Es war zur ebenen Erde nach dem geräumigen Hof hinaus; das einzige Fenster hatte zerbrochene Scheiben; der Fußboden war gepflastert mit kleinen Steinen, wie bei uns die elendesten Gäßchen; kein Stuhl, kein Tisch, nur eine alte Komode, auf welcher uralter Staub lag; die Thüre, unverschließbar, mündete in einen Saal, in welchem andere Leute gebettet waren. Damals tauchte in Luise zum erstenmal das gräßliche Gespenst von Räubern auf, mit welchem man vor ihrer Abreise ihr die Phantasie erhitzt hatte. Wenn nun die Leute heute Nacht eindringen, um uns zu ermorden, was können wir zu unserer Vertheidigung thun? Glücklicherweise stand ein Kübel mit Erde — vielleicht waren einst glühende Goldorangen darin gereift — und einige große irdene Blumentöpfe zu unserer Verfügung; all das Gerimpel trug und wälzte ich vor den Eingang, legte meine Baarschaft unter das Kopfkissen, hatte übrigens die vollkommene und richtige Ueberzeugung, daß man uns als Muster ohne Werth ruhig liegen lassen würde.

Alessandria, eine Stadt neuesten Aussehens, obschon zu Kaiser Barbarossas Zeiten gegründet, geradlinig und reizlos, wenn auch von 40000 Einwohnern belebt, bot keine Veranlassung zu längerem Aufenthalt. Beinahe hätten wir über dem

Herumſchlendern die Zeit zur Abfahrt verſäumt; denn unſer Cicerone war ſelbſt ſchlecht unterrichtet. Schon hatte der Caſſier dritter Klaſſe ſich entfernt und man wollte uns nöthigen zweite zu nehmen; aber meine Beharrlichkeit führte ihn zurück auf ſeinen Poſten. Ich war äußerſt geſpannt auf die heutige Fahrt, die mit dem eigentlichen Reiſeziel Genua endigen ſollte; denn die Bahn hat ſo große Schwierigkeiten zu überwinden als die von Verviers nach Achen oder die Bexbacher, vielleicht noch größere. Bald die Seealpen gerade durchſchneidend, bald mühſam ſich durch enge Felsthäler windend, paſſirt die Locomotive zwiſchen dem lieblich gelegenen Novi und Genua 9 zum Theil ſehr lange Tunnel; einer derſelben hat ſogar die Länge einer vollen deutſchen Meile. So wenig von eigentlichem Naturgenuß auf einer Eiſenbahn zu reden iſt, ſo bietet doch dieſe Fahrt durch raſchen Wechſel grotesker Landſchaftsbilder einen eigenthümlichen Reiz dar. Hier eine Burgruine, dort ein maleriſches Dorf, jetzt eine ſchmale Thalrinne, dann eine kurzdauernde Fernſicht in ein Seitenthal, dort hoch auf der Höhe eine weiße Kirche. Auf einmal tiefe Nacht, 4 ja 7 Minuten lang, und nun wieder der ſchöne blaue Himmel und die grünen Berge voll Reben, Maulbeer- und Kaſtanienbäume, und je mehr man ſich Genua nähert, deſto reicher mit einer Fülle ſchöner Landhäuſer geziert. Schon ſtehen die Wächter der Stadt, die ſtarken Caſtelle, wohlvertheilt auf den Bergen, und plötzlich brauſt auch der Zug mitten zwiſchen die Häuſer hinein. Es iſt S. Pier d'Arena, der letzte Haltort und bereits Vorſtadt von Genua. Nun erſcheint auch rechts der Leuchtthurm und das Caſtell. Noch ein Tunnel und wir ſind in der Stadt ſelbſt, im Bahnhof.

Ueber dienſtfertiges Geſindel, wie wohl von andern Städten Italiens gerühmt wird, läßt ſich in Genua nicht klagen. Nur ein junger übrigens wohlgekleideter Mann hing ſich feſt an un-

sere Ferſen und trug auch über meine Hartnäckigkeit, mit der ich ihm anfangs die Auskunft verweigerte, den Sieg davon. Fahren Sie nach Nizza? Nein. Nach Marſeille? Nein. Suchen Sie ein Logis? Nein. Sie ſuchen doch wohl eines. Logiren Sie bei uns in Iſola bella, ganz nahe am Hafen. Man hat die Ausſicht auf die Schiffe, mitten in der Stadt, beim Hôtel Feder. Ich wandle unerſchütterlich meine Straße. Das Zimmer koſtet nur 1 Fr. die Perſon. Dieſe Erklärung lockt mich ihm zu folgen. Die lange menſchenreiche Straße entlang, die von Paläſten gebildet ein prächtiges Anſehen hat, wandeln wir ſtarken Schrittes — die arme Luiſe kann kaum nachkommen; ſie hat ohnehin keinen guten Willen, weil ſie fürchtet, ich laſſe mich wieder in eine Spelunke führen. Aber nein, der Mann iſt edel und wahrheitsliebend; zwar führt er uns durch enge Gäßchen hinab, und das ſchmutzige Haus trägt mit Unrecht den anmaßlichen Namen. Wir ſteigen viele, viele Treppen, als gingen wir einen Thurm hinan. Allein oben in den zwei Etagen, die von unſern Wirten gemiethet ſind, iſt alles hübſch und reinlich, ja was die leeren Räume anlangt, groß und herrlich. In dieſem Hauſe haben ſicherlich ehedem reiche Herrſchaften gewaltet; hohe Flügelthüren öffnen die ſaalartigen Zimmer, mächtige Fenſter ſorgen für den Wechſel der Luft. Von den Schiffen des Hafens ſah man freilich nur über eine Terraſſe weg die Wimpel. Was ſoll uns aber auch die Ausſicht? Wir eilen ja die Stadt von unten zu ſehen und nach allen Richtungen zu durchſtreifen.

Es war gerade die heißeſte Mittagszeit. Was hindert's? Wir wollen nicht eilen, wollen nur ſchlendern wie echt italieniſche Müſſiggänger, und die engen Gäßchen laſſen keinen Sonnenſtrahl ein. Alſo vor allem durch dieſe. Bekanntermaßen iſt Genua amphitheatraliſch an die Berge hinangebaut. Ein breiter

Straßenzug auf halber Höhe umläuft eben die innere Stadt; dort fahren Equipagen und Omnibusse von der Straße S. Teodoro bis Porta Pila von da an nach dem Hafen zu; dagegen drängte sich die arbeitende Bevölkerung und die Lastträger zusammen und die bienenartige Emsigkeit der Hin- und Herlaufenden wird nur von bepackten Maulthieren und Eseln unterbrochen, die ihre Waaren den höheren Stadttheilen zuschleppen. Die Gassen dieses eigentlichen Herzens von Genua, das in raschen Schlägen um den Freihafen pulsirt, sind dergestalt eng, daß kein Fuhrwerk passiren kann, und die Häuser erheben sich zu beiden Seiten zu solcher Höhe, daß nur ganz oben ein Streifchen Himmel sichtbar ist. Wer in diesem Labyrinthe wandelt, vergißt, daß es Sonne und Wolken gibt, vergißt auch draußen die grüne blühende Natur; ja es fällt ihm selbst nicht ein, die schmutzigen Häuser anzuschauen, aus deren oberen Stockwerken allenthalben Wäsche heraushängt, weil er vollauf damit zu thun hat den entgegenkommenden Leuten auszuweichen. Zumal in den Gäßchen am Hafen hin ist ein Lärm und Gedränge, daß man sich in die belebtesten Gassen des innern London versetzt wähnt. Genuas Handel muß sehr bedeutend sein; das verrathen die zahlreichen großen Schiffe im geräumigen Hafen und das außerordentlich bewegte Treiben in seiner Nähe. Die Unruhe umher übertraf alles, was ich noch an Seestädten gesehen habe, vermuthlich weil sich hier der Gesammtverkehr an einen Ort zusammenhäuft und die Italiener eine lärmende Nation sind. Der Freund rastlosen Getümmels wird an diesem Anblick sein volles Genüge finden; aber auch derjenige findet in Genua seine Rechnung, der in Städten den Blick rückwärts zu lenken und in den Bauten Denkmäler der Geschichte zu bewundern liebt. Steigen wir durch irgend eines dieser Gäßchen hinauf (die Mühe ist nicht so groß, wenn's auch

ſteil geht; das gute Marmorpflaſter erleichtert die Arbeit); ſie führen alle zu dem großen Straßenzug, welchen die Ariſtokratie und der Reichthum in Beſitz hat. Auch da heißt's ausweichen; denn Fußgänger drängen ſich nun mit Caroſſen; aber die Breite dieſer Straßen gibt doch dem Auge einen Proſpect, und die Plätze erlauben manchen Stillſtand. Welche Pracht luxuriöſer, vielfach mit Marmor bekleideter, ſchön verzierter, mit Säulen, mit Blumenterraſſen geſchmückter himmelanſtrebender wohlerhaltener Paläſte! Man rühmt wohl Mailands ſtattliche Corſi und beklagt die verfallende Herrlichkeit Venedigs; aber Genua verbindet den friſchen Glanz der Lombardei mit der alten Hoheit der Lagunenſtadt, und läßt, indem es an die Jahrhunderte ſeiner Größe mahnt, das melancholiſche Bedauern über den Wechſel irdiſcher Dinge nicht aufkommen. Aber wo iſt das Meer? Stundenlang flaniren wir ſchon umher, und haben die blaue göttliche See nur erſt ſchelmiſch zwiſchen den Dächern der erſten Häuſer vom Waggon der Eiſenbahn hereinlächeln ſehen. Denn unten am Hafen verſperrte der alte und drüben der neue Molo die Ausſicht, und der Maſtenwald ließ kaum einen Ueberblick des trüb und ſchlammig gefärbten Hafens zu. Alſo hinauf über die große Brücke, unter welcher eine Straße hindurchläuft, zur Kirche S. Maria di Carignano, und von da eine gute Strecke hin an der gemauerten Brüſtung des Felſengeſtades, aus deren Lücken die Mündungen der Kanonen ſchauen. O göttlicher Anblick der himmelblauen ſpiegelnden unbegrenzten Fläche, deren Bewegtheit nur die kleinen ſchäumenden Wellen verrathen, die ſich an dem zerfreſſenen Geſteine des Ufers brechen! Wie ganz anders iſt's doch hier als an den ernſten Dünen der Nordſee, wo mit den dunkelgrünen Wogen ſich trübe Nebel miſchen! Klar und durchſichtig war die azurne Himmelsdecke ausgeſpannt über dem ſtillen Lieblingsgewäſſer ſpielender Najaden, und in-

dem das Auge bald nach vorwärts mit Behagen über's Unendliche ſchweifte, bald rechts oder links hin dem in die zarteſten duftigſten Tinten getauchten Gebirgszug gegen Nizza oder Spezia folgte, bald die ſtolzen Häuſer im Halbkreis zu den Füßen muſterte, ſaugte es allenthalben die Empfindung ſeligen Wohlgefallens. Einmal auf ſonniger Höhe trugen wir nicht ſo bald Verlangen uns wieder im Gewühl der dämmerigen Gäßchen zu verlieren. Lieber luſtwandelten wir durch die reizende Anlage von Acqua Sola und ſchauten dem Regenbogen zu, den die mächtig ſprühende Fontaine bildet, bis wir uns gegen Abend über die menſchenleere Brüſtung, die ſich oberhalb des Hafens hinzieht, und dann durch die dunklen ſchauerlichen Gallerien vieler Feuerarbeiter wieder in die Nähe unſerer Wohnung zurückzogen. Geiſtig erlabt und friſch trotz der gewaltigen Hitze dieſes Tages — denn die See gibt der Luft immer Bewegung und Feuchtigkeit — hatten wir's auch leiblich uns wohl ſein laſſen mit Pfirſichen, Feigen und Trauben von unſäglicher aromatiſcher Süßigkeit. Wenn irgend etwas die Tugend der Mäßigkeit in mir auf eine harte Probe ſtellen kann, ſo war es der ambroſiſche Wohlgeſchmack dieſer Trauben, die wir denn auch mit einer Gier verzehrten, als wollte ſie im nächſten Augenblick uns einer entreißen.

Hatte der erſte Tag uns über die Phyſiognomie der Stadt in angenehmſter Weiſe orientirt, ſo ſollte der nächſte der nähern Beſichtigung des Einzelnen und einem Ausflug nach der vielgeprieſenen Villa Palavicini gewidmet ſein. Genua beſitzt keine große öffentliche Hauptgallerie von Gemälden; ſeine Schätze ſind zerſtreut in den einzelnen öffentlichen oder Privatpaläſten. Sie aufzuſuchen ſcheuten wir die Koſten; auch laſſen die eilenden Cuſtoden ja nirgends Zeit zu wirklichem Kunſtgenuß. Wir beſahen nach Bädekers Rath den einen Palaſt Palavicini, wo man

auch die Erlaubnißkarte zum Beſuch der Villa erhält. Die Wände der prachtvollen Gemächer waren reichbedeckt mit werthvollen ältern Bildern der beſten Meiſter; doch wenn ich ſagen ſollte, was ich geſehen, ſo wüßte ich kein einziges zu nennen. Es wäre eben ſo gut geweſen, wir hätten den Palaſt ungeſehen gelaſſen. Aber der Park der Villa iſt ein irdiſches Paradies, in dem wir ein paar köſtliche Stunden verlebten. Die Eiſenbahn, welche Genua mit Nizza zu verbinden beſtimmt und in vollem Bau bereits begriffen iſt, führt am Ufer des Meeres hin nach Pegli; der Zug hält gerade der Villa gegenüber. Außer uns ſtieg noch ein einzelner Herr aus und ein anderer mit einer jungen ſchönen Dame. Unſere Freude, daß ſich das Trinkgeld unter uns vertheilen würde, vereitelte freilich ſofort die Thatſache, daß man uns fünf Perſonen drei Führer mitgab, was ich noch nirgends erlebt hatte. Ergeben ins Unvermeidliche ließen wir uns im Genuß nicht weiter ſtören; auch verdiente der Mann die 2 Francs; denn er widmete uns mehr als 2 Stunden, die das Beſichtigen des Parks in Anſpruch nahm. Die ganze Anlage iſt neu, doch ſchon genugſam herangewachſen, und vereinigt alles, was Kunſt im Bunde mit Natur und Reichthum auf einem geräumigen Stück Erde ſchaffen kann. Vielverſchlungene Wege führen die Höhe hinan durch dichten Lorbeer- und Cypreſſenwald, aus welchem ſich allerlei andere ſeltene Bäume von Nadel- und Laubholz herausheben; auch unſere edlen Föhren, in jenen Gegenden eine eben ſo große Seltenheit, wie bei uns die Orangebäume, ſind nicht vergeſſen. Die ſonſt beliebten Spielereien, als da ſind Einſiedelei, Schweizerhaus, chineſiſcher, griechiſcher Tempel, mittelalterliche Capelle und Burg, Mauſoleum, Tropfſteingrotte, Ruine, Obelisk, ſind in geſchmackvollſter Weiſe durch die einzelnen Partien des Parks zerſtreut; und Carrouſel, Schaukel, Bexirwaſſer unterhalten abwechſelnd mit

dem geistigern Vergnügen, das die Durchblicke auf Stadt und Meer gewähren. Auf dem Thurm der gothischen Burg genießt man eine entzückende Rundsicht, von der ich mich kaum trennen konnte. Allerliebst war auch die Kahnfahrt durch die Tropfsteinhöhle und über den kleinen Teich, dessen Ufer allerlei Tempelchen und seltene Gewächse schmücken. Die südlichen Bäume und Sträucher, Kaffee, Vanille, Pfeffer, Zimmet, Kampfer, Zuckerrohr, Palmen, alles im Freien, die Ananas und andere Erzeugnisse der tropischen Zone im Treibhause reifend, interessirten mich als Freund der Gewächse in hohem Grade — kurz wir waren vom Besuch dieser Villa in einem Grade befriedigt, daß ich wohl sagen kann, ich habe nie etwas Schöneres der Art gesehen. Isola bella allerdings hat einen größern Blumenflor auf beschränktem Raume; aber hier verräth die Anordnung des Ganzen weit mehr Geschmack, und die Weitläufigkeit der Anlage erlaubte ein unendlich größeres Mancherlei.

Die lange Zwischenzeit bis zur Heimfahrt füllte ich theilweise mit einem improvisirten Seebad aus. Ich kenne keinen höhern und reinern physischen Genuß als leichtgetragen von leichten Wellen ein Stückchen ins Meer zu schwimmen. Luise trippelte unterdessen ängstlich am Ufer umher, wie die Henne in der Fabel, der ihr ausgebrütetes Entchen fortschwimmt. Die Temperatur des Wassers freilich mag der Blutwärme gleichgekommen sein. An dieses Vergnügen reihte sich dann ein anderes, das mir die Leser kaum zutrauen werden: einem Könige gleich warf ich Geldstücke, wenn auch keine Goldmünzen, unter die bettelnde Kinderschaar, welche indeß durch meine Großmuth so anwuchs, daß ich am Ende froh war durch Oeffnung des Wartsaales des überlästigen muntern Gesindels los zu werden.

Zweck- und ziellos umherschweifend verbrachten wir in Genua die spätern Nachmittagsstunden, bald da eine Kirche beschauend

(die Stadt hat deren 82, manche reich an Gold und Marmor, andere durch Alterthum merkwürdig) bald dort die Façade eines Palaſtes oder Theaters. Als es dunkel geworden war, ſahen wir ein entferntes Stadtviertel ſammt der dazu gehörigen Kirche illuminirt, und Pechpfannen brannten auf der Straße. Denn morgen war ein Marientag. Die angenehme Nachtluft zu genießen, ſaßen wir noch auf einer Marmorſtufe des Palaſtes Doria, der auf einem freien Platze unfern dem Bahnhofe ſteht, verſunken in den Sternenglanz nicht des armen irdiſchen Kirchleins, ſondern der innern Kuppelwölbung des Himmelsdomes. Das war ein Flimmern und Glitzern, wie man's bei uns nur in recht heitern Winternächten ſieht, die Sterne ſo groß und der Himmel ſo dunkel und die Milchſtraße namentlich ein wahrer Strom von ſanftem Lichtglanz.

Der folgende Tag war ein Sonntag; da ruhte der Hafenlärm, und die ſonſt halbnackten Matroſen zogen in blauen Jacken, weißen Beinkleidern und rothen Schärpen Arm in Arm durch die Straßen. Der Kleinhandel ging indeß ungeſtört ſeinen Gang fort, und außer dem Putz der zahlreichen Kirch- und Spaziergänger machte in den Gaſſen nichts einen Unterſchied. Der weiße Schleier der Genueſerinnen, der um das Haar gelegt wird und über Nacken und Seite leicht herniederwallt, erhöht den Reiz ihrer ſchwarzen Haare und das Feuer ihrer ſchwarzen Augen und kleidet ſelbſt Aeltere und Häßliche nicht übel. Zu dem Schleier geſellt ſich der Fächer, den ſie auf der Straße wie in der Kirche mechaniſch in fortwährender Bewegung halten. Im übrigen hat die häßliche pariſer Mode auch hier von der ſchönen Welt völlig Beſitz genommen. Die ſteifen, unendlich weiten ſeidenen Kleider — und der ganze Mittelſtand geht in Seide — gaben mit ihren vielen Volants deren Trägerinnen das Anſehen wandelnder babyloniſcher Thürme. Die

großen braunen Strohhüte der Damen ſchienen indeß noch ganz unbekannt zu ſein; wo ſie ſich blicken ließ, wurde Luiſe wegen des ihrigen angegafft, und die Kinder auf der Gaſſe riefen ihr nach: Capella, capella! Auch wir waren an dieſem Morgen eifrige Kirchgänger, wenn wir gleich von den 82 Kirchen der Stadt nur einige beſahen, wie den großen Tempel St. Lorenzo, deſſen vordere Seite ſogar bis auf die Stufen ganz aus abwechſelnd ſchwarzem und weißem Marmor beſteht, wie die reich mit Gold und Bildern gezierte prächtige Annunziata und manche andere. Hierauf beſtiegen wir die Kuppel der Carignanokirche und ſchwelgten volle 2 Stunden in der göttlichen Ausſicht. Man mag aufs Gebirg ſchauen, das ſich als ein grüner Kranz um die Stadt legt, oder aufs Meer, die hehre Mutter der blühenden Stadt, die ihre Lieblingstochter ſanft am Buſen hält, oder auf die im Dufte verſchwimmenden Ufer gen Oſt und Weſt, man kann nicht aufhören in die ſelige Gegenwart verſunken zu genießen. Naturſchwärmerei und Bier vertragen ſich ſonſt nicht übel zuſammen; unweit der Kirche von Carignano ſahen wir eine fabrica di birra, mit einem gemüthlichen Gärtchen; der Stoff war paſſabel — wiewohl meine Freunde allerdings behaupten, ich hätte darüber kein Urtheil — aber warm, unendlich warm; in Nürnberg hätte kein Menſch dieſen Trunk gethan. So war auch das Waſſer, das lockend genug in ſtarken Armen aus den Brunnen läuft, von ſo hoher Temperatur, daß es den Durſt nicht löſchte. Den Wein pflegt man mit Eis zu kühlen, und überall in den Straßen ſtehen oder laufen Verkäufer von acqua fresca, das durch Eis kalt und mit Zucker und Citronen ſchmackhafter gemacht iſt, eine Art Limonade, in welche ſie auch duftende Eſſenzen gießen. Bädeker rühmt den Spaziergang auf der großen Marmorterraſſe am Hafen; uns vor Verkältung zu ſchützen, wählten wir dazu gerade die Mittagszeit

und aßen oben eine Orange mit Zuckerwerk; dann wanderten wir hinaus, den neuen Leuchtthurm zu besteigen; es war eine Hitze zum Verschmachten, bis man seine 375 Stufen überwunden hatte; aber droben lohnte nicht allein die Aussicht, sondern mehr noch die Einsicht in den kunstreichen Beleuchtungsapparat. Abermaliges Seebad und abermaliges Bier, nichts vermochte das wallende Blut zu beschwichtigen; denn das Meer war so warm als der Gerstensaft. Bei alledem thut man besser sich künstlicher Abkühlungsmittel zu enthalten; denn als wir nachher auf Acqua sola, dem Sammelplatz der großen Welt, wo die Militärmusik spielte, Eis genossen, bekam Luise Zahnweh und ich wenigstens eine Empfindung unbehaglichen Fröstelns, die ich erst nach starkem Laufen wieder los wurde. Ja auch der Besuch des Theaters Carlo Felice vermochte mich nicht aus meiner unbequemen Stimmung zu reißen; eine langweilige Oper von Donizetti, noch obendrein vor leerem Hause abgespielt, bot wenig Anregendes.

Am Montag dachten wir auf die Rückkehr; wir hatten noch den ganzen Vormittag übrig; der Zug nach Alessandria, der eine dritte Klasse hat, ging erst nach 2½ Uhr. Da machten wir noch eine Spazierfahrt im Hafen und ein Stückchen in See hinaus und gingen in den Läden umher, ein seidenes Kleid zu kaufen. Weil wir nemlich gestern alles in Seide stolziren sahen, so bildeten wir uns ein, daß man die Stoffe hier halb geschenkt bekomme; so wandten wir uns von einem Verkäufer zum andern, und alle schreckten uns durch die hohen Preise. Wir vertrösteten uns auf Turin: auch hier dieselbe Erfahrung — man nahm uns eben überall für Engländer — auf Genf: da war die Baarschaft schon zusammengeschmolzen; endlich um nicht ganz ohne sichtliche Reiseerinnerung heimzukehren, kaufte sich Luise

nachher in Ulm auf dem Hafenmarkt für 2 Kreuzer ein braunglasirtes Schüsselein.

Die Fahrt bis Alessandria durchs Gebirg macht man mit Vergnügen zum zweitenmal. Auch hatten wir diesmal angenehme Gesellschaft; die alte Schwätzerin, die uns den Abend vorher im Gasthaus belästigt hatte und zu meinem Schrecken auch wieder im Wartsaal erschien, saß in unserm Wagen einige Bänke entfernt; dafür hatte ich gegenüber ein hübsches junges Mädchen, gleichfalls aufgelegt zu Unterhaltung; aber man hörte sie gern reden, weil sie eben jung war. Wie sehr bedauerte ich in der italienischen Sprache gar so linkisch zu sein; da hätte ich doch auch nach langer Zeit einmal etwas fürs Herz gehabt; die Alte drüben nahm Anstoß an meiner Freundlichkeit mit der Jungen, und weil ich's bemerkte, sah ich diese nur um so schmachtender an. Ich las in den Zügen der Alten das tiefe Bedauern mit meiner armen Frau, welche daneben saß. Auch die männliche Gesellschaft umher war gesprächig und angenehm und machte sich zu thun mit meinem Bädeker, von dem sie kein Wort verstanden. Ein Deutscher war ihnen ein Wunderthier; denn da die Eisenbahn noch neu ist, mögen wenig Deutsche hieherkommen, oder die sie befahren, die zweite Wagenklasse benützen. So unterhielten wir uns ganz vortrefflich in italienischer uud französischer Sprache, welche letztere ein junger Mann so schlecht als ich redete. Dabei fragte er mich, welche Sprache ich besser verstünde, französisch oder italienisch; ein anderer hatte uns dagegen gefragt, ob wir vielleicht aus dem echten Italien seien, weil wir das Piemontesische nicht verstünden. Eine halbe Stunde lang hatte auch Luise eine besonders gute Unterhaltung mit einem lebhaften Bauern, der ihr viel vorplauderte, was sie nicht begriff, und beim Scheiden die Hand mit der Versicherung reichte, er habe schon lange keine so angenehme Gesellschaft gehabt.

Der junge Mann hatte uns in Turin ins rothe Roß gebracht, ein Gasthaus, wie es uns eben recht war, nur daß der Kellner uns beständig anschrie; vermuthlich hielt er uns für taub, weil wir auf seine schnell hervorgestoßenen Fragen alberne Gesichter machten. Unsere Reisenden von gestern hatten Turin als die schönste Stadt gerühmt; ich wußte schon, wie ich dies zu nehmen hatte; sie hat völlig geradlinige breite Straßen; die Obergeschosse der Häuser in den größten, wie z. B. der Poststraße, ruhen auf herrlichen Arkaden, wo sich Laden an Laden drängt und die Obstverkäuferinnen prächtige Schaustücke von Pfirsichen, Trauben und Orangen aufgestellt haben. Die Häuser sind hoch und die Plätze äußerst geräumig; schattige Alleen umgeben die Stadt, welche bequem auf weiter Ebene hingebreitet liegt, und damit auch der Schmuck der Berge nicht fehle, so ziehen sich an der rechten Seite des Po anmuthige Höhen hin. Innerhalb der Stadt ist ein langgestreckter Hügel in einen öffentlichen Garten verwandelt, wo es Abends von Menschen wimmelt, welche die im glänzend erleuchteten Kaffeehaus spielende Harmoniemusik außen umsonst anhören. Die 160,000 Einwohner lassen es an Circulation auf Straßen und Plätzen nicht fehlen; die größten freilich werden nur bei festlichen Gelegenheiten gefüllt sein. Turin macht den Eindruck einer königlichen, wohlhabenden, wohnlichen Stadt, nur allzu einförmig für den Fremden, der von Genua her an Individuelles, Charakteristisches sich gewöhnt hat. Man wandelt wohl anfangs mit Behagen durch die schnurgeraden prächtigen Straßen, aber man ist ihrer bald satt, weil sie sich alle ähnlich sind. Nicht einmal die Poststraße, eine der schönsten Europas, vermag auf länger zu fesseln. Auch den Gebäuden fehlt bei aller Größe das Bedeutende, und die wenigen alten entbehren des architektonischen Werthes. So wird denn, wer keine Geschäfte hat, sich gern mit einem Aufenthalt von 2 Tagen genügen lassen.

Als wir am Morgen durch die langen Straßen wanderten, begegnete uns ganz in der Nähe der Kathedrale meine angebetete Schöne von gestern, ein seltener Glücksfall in dieser Menschenmenge; wir begrüßten uns, hatten Freude an einander, wenigstens ich an ihr; aber von ihrer Erzählung habe ich nichts verstanden. Wir besahen die im Innern prächtige, außen höchst geschmacklos moderne Kathedrale und in deren marmorner Gruftcapelle der Herzoge von Savoyen die schönen weißglänzenden Denkmäler und wanderten hinaus nach dem ziemlich entfernten großen Gottesacker, der übrigens nicht viel Besonderes bietet. Was wir hier Unrechtes gethan, wüßte ich nicht zu sagen; wir besahen ganz still die Monumente; da kam uns eine Frau nachgelaufen, die uns mit kreischender Stimme herausjagte; wir wußten anfangs gar nicht, daß das Geschrei gegen uns gerichtet sei, bis die Scheltende uns nahe kam.

Wer eine wahrhaft göttliche Aussicht aufs Gebirg genießen will, dem ist die Freude hier bequem gemacht; in wenig Minuten ersteigt man den Hügel des Kapuzinerklosters und in weitem Halbkreis steht umher die mächtige Kette der cottischen, grauen und penninischen Alpen von der Pyramide des Monte Viso an bis gegen den Monte Rosa. Zu den Füßen liegt in fruchtbarer Fläche Turin ausgebreitet, zur Rechten dehnt sich, so weit das Auge reicht, die Ebene von Piemont; aber den ganzen Hintergrund der unvergleichlichen Schaubühne füllen die dunklen Berge, welche hier Frankreich, dort Savoyen und die Schweiz von Piemont trennen, ein majestätisches Amphitheater, dessen oberste Sitzreihen in blendend weißer Farbe spiegeln, aber nicht von weißem Marmor, sondern von Schnee- und Eisgefilden. Zwei Wege vor allen, die hinaufführen, waren bemerklich, die schönen Thäler von Susa und Aosta, das eine mit dem Mont Cenis, das andere mit dem großen Bernhard

endigend. Bei trübem Wetter ist das alles verschleiert. Am ersten Tag ahnten wir die Pracht nur durch den Nebel, am zweiten Morgen aber hatte sie sich vor uns ausgebreitet in voller Majestät.

Die Umgegend von Turin sollte nach den Aussagen hiesiger Freunde der Hauptsitz der Räuber sein; dort drüben im Gebirg mußten sie wohl sitzen, die Schelme, weil wir ihrer hier nicht ansichtig geworden waren. Meine Frau hatte keine Ruhe mehr; einfache platte Furcht hatte die Stelle aller Romantik eingenommen; sie ruhte nicht eher, bis ich in ihrer Gegenwart in einer deutschen Buchhandlung über die Unholde nähere Nachricht einzog. Wohlversehen mit Obst und Brot, sogar mit einer schweren Melone beladen, eilten wir hinaus zum Bahnhof. Das Thal der Dora Riparia leitet den Schienenweg bis Susa, einem Städtchen unmittelbar am Fuße des Mont Cenis. Anfangs durch die Ebene, dann gerade hinein ins Gebirg, dessen Arme dich von beiden Seiten umschließen, an Dörfchen, an Burgruinen vorbei, an wilden zackigen Gipfeln, die von oben herniedet schauen mitten durch lachende Gefilde, zwei Stunden unendlich reizend, nur daß man die vorüberrollenden Bilder sich umsonst zu befestigen bemüht. Im Wagen trafen wir einen deutsch redenden Italiener, einen Liberalen, der Jahre lang in Wien gewesen war und zufrieden mit der heimischen Regierung über unsere Fürsten los zog. Indeß ich mit diesem politisirte, heftete Luise das Auge auf die interessanten Gesichter zweier Franziskaner, von denen sie sich gute Compagnie versprach. Aber die zwei schwarzen Vögel verschwanden im Gasthaus zu Susa, während wir beide, um keine Zeit zu verlieren — denn es war 1 Uhr und auf die Höhe des Passes sollten 5 Stunden sein — unsere Schritte ungesäumt weiter setzten. Dienstbeflissene Frager verfolgten uns mit dem Anbieten von Fuhrwerken; so

ſahen wir uns nicht weiter um; wahrſcheinlich war's eben noch Zeit, meiner Frau einen Platz im Eilwagen zu verſchaffen; wir wußten nicht, daß er ginge, und als er herankam, war er auch ſchon vollbeſetzt im Augenblick wieder vorüber. Wir wollen eben langſam gehen, meinen wir, und Luiſe hat ja bereits mehrere Päſſe überſtiegen; es wird ſchon gehen. In langen genialen Zügen, bald da bald dort überſetzend, ſteigt die von Napoleon angelegte breite Straße ſanft empor. Das Wetter war wundervoll; ein friſcher Gebirgswind milderte die Hitze. Bald geſellte ſich zu uns ein wohlgekleideter junger Wanderer; auf meine Entſchuldigung, daß wir ihm wohl zu langſam gehen würden, verſicherte er, er habe auch keine Eile, und hielt an und ſchlenderte ganz nach unſerm Gefallen. Die Unterhaltung nahm einen flotten Gang; man verſtand ſich gegenſeitig, weil man ſich Mühe gab ſich zu verſtändigen. Er war aus Turin und ging auf die Höhe einem Bruder entgegen, der die Nacht von Paris her kommen ſollte. Die Straße über den Mont Cenis iſt der Hauptverbindungsweg von Frankreich und Italien. Darum iſt ſie auch ungemein belebt, namentlich von Pferden und Maulthieren. Schon dämmerte der Abend, und Suſa, das man nur wenig aus dem Geſichte verliert, lag tief, tief zu den Füßen; Luiſe iſt müde, kein Wunder; des Steigens war ja kein Ende; auch wehte der Wind von den eiſigen Bergſpitzen uns kalt und ſchneidend entgegen. Dort ſind Häuſer eines Dörfchens, ein Wirtshaus dabei; da wird ja das Ziel ſein. Wie weit iſt's noch zum Poſthaus am See? fragt der Begleiter ein paar entgegenkommende Wanderer. Zwei Stunden iſt die Antwort. Ich ſtehe vom Donner gerührt, und zentnerſchwer legt ſich die Sorge um meine arme Frau auf mein Gewiſſen. Da ziehen hinter uns her die Höhe heran die zwei ſchwarzen Vögel, denen Luiſe bereits im Waggon der Eiſenbahn ihr Herz zugewendet. Sie

haben nähere Fußpfade genommen und uns, so lange sie zechten, bei alledem eingeholt. Die Franziscaner von Lyon waren meine Retter; denn ihre Gegenwart goß neues Leben in die zerschlagenen Gebeine Luisens. Ohne diese Götterersheinung hätte ich verzagen müssen, sie die unendlichen Schneckenwindungen der Gallerien herauf und dann noch durch die schwarze Nacht über die Hochebene bis ins Posthaus zu bringen. Die Herren Patres hatten Mitleid und halfen ihr zuweilen den Fußpfad hinan; sie plauderten und sprachen Muth ein, und der zögernde Weg war denn doch gegen 9 Uhr endlich überwunden, ohne daß die Erschöpfung den Grad erreicht hatte, wo der Appetit aufhört. Die Pfarrer logirten im Hospiz; aber mit dem jungen Freund von Turin schwatzten wir noch vergnügt fort bis in die Nacht hinein. Die Rechnung hatten wir Abends bezahlt; sie war nicht gerade hoch, doch auch nicht billig, wie es auf Bergpässen eben zu sein pflegt. So ersparten wir morgens die Butter zum schlechten Kaffee, und ich saß nun da als der Ritter sans beurre et sans reproche. Auch Luise machte einen guten Witz, den ich der Unsterblichkeit überliefern will. Auf dem langgedehnten Hochthal, das über den Sattel des Mont Cenis führt, hat außer spärlichem Gras alle Vegetation aufgehört; denn man befindet sich 6350 Fuß über dem Meere. Die Zinken des Berges ragen noch 4400 Fuß darüber hinaus mit ihren Schneefeldern und geben der Gegend einen wilden Charakter. Ein grimmkalter Wind schnob uns ins Angesicht; ich käme mir hier vor, meinte ich, wie Lear auf der Heide; o ja, erwiederte sie, und sie käme sich vor, wie sein Narr, weil sie mit mir liefe. Die Wirtshäuser liegen noch nicht auf voller Höhe, sondern weiter unten am blaugrünen See, an welchem der Weg vorüberführt. Als wir nun aber endlich abwärts stiegen und das oft schon wiederholte Schauspiel, der Anblick des allmählich zunehmenden Pflanzenwuchses, uns

von neuem ergötzte, und als wir links zur Seite die großen Gletscher bewundern konnten, und die Dörfer tief unten im Thale vor uns sahen, streitend, nach welchem von beiden die vielgewundene Straße sich drehen würde, und als es auch anfing wärmer und wärmer zu werden, und Luise ihre Franziscaner von gestern auf einem Seitenweg sah, da trabten wir lustig weiter, bis wir um 10 Uhr Lanslebourg am Fuße des Bergs erreichten. Wir befanden uns jetzt in Savoyen; oben auf dem Mont Cenis ist die Grenze von Piemont und auch die Sprachscheide zwischen Italienisch und Französisch.

In dem Flecken am Fuß des Berges fand sich augenblickliche Fahrgelegenheit nach dem Städtchen St. Jean, welches von da drei Poststationen entfernt liegt. Ein Omnibus, der auf jeder Station die Pferde wechselte, wurde eben angespannt. Wie man sich aber hier wieder in Acht nehmen muß mit den Preisen! Zwölf Franks forderte der Mann, um 7 nahm er uns mit, als wir Miene machten zu Fuße zu gehen. Als ich ihm ein 20 Frankstück zu wechseln gab, wollte er mich noch um 2 Fr. betrügen. Die Straße geht beständig abwärts durchs schmale unendlich rauhe, wilde Thal des Areflusses. Ich habe noch nie so unwirtliche, wahrhaft schauerliche Bergmassen gesehen, als diese. Namentlich bei der Festung Bramant, deren Gestein von dem unfruchtbaren braunen Gebirgsstock aus der Ferne sich kaum merklich abhebt. Die Werke beherrschen die Straße, und zur andern Seite tost schäumend das Wasser. Was kann ich hier weiter erzählen, als daß ich oben beim Kutscher ziemlich fror, weil mir der kühle Wind entgegenwehte, und den Strohhut hielt, daß er mir ihn nicht herunterjagte. Der Wagen flog rasch dahin; denn er war wohl bespannt; und die Fahrt erfuhr nirgends einen Aufschub. Je mehr man sich S. Jean, dem betriebsamen Städtchen, nähert, desto weiter wird das Thal,

desto anmuthiger die Gegend. Sehr fröhlich, nachdem wir uns durch einen ausgezeichneten Kaffee erwärmt, gehen wir noch zwei Stunden weiter, bis die Abenddämmerung hereinbrach. Hinter S. Jean war das Thal wieder enge geworden. Die Straße war belebt durch den Bau der Eisenbahn, die sich zu ihrer Linken am Felsen hinzieht. Aber ernstlich fingen wir an um ein Nachtquartier besorgt zu sein; denn die Dörfer lagen alle abseits vom Wege. Wir bequemten uns dazu, einen Seitenweg einzuschlagen, und kamen richtig nach wenig Minuten aufwärts in einen Marktflecken, wo mir nun Abends der Gedanke viel Spaß machte, daß jetzt wirklich kein Mensch auf der Welt wüßte, wo wir zwei Landstreicher übernachteten: denn die Wirtsleute fragten nicht nach unserem Namen und wir nicht nach dem Namen des Fleckens — er hieß la Chambre, wie ich beim Hinausgehen am andern Morgen erkundete.

Ich muß es meiner theuern Reisegenossin nachrühmen, daß sie am andern Morgen ausgezeichnet gut von früh bis Mittag gelaufen ist, ohne nur einmal nach einer Einkehr zur Rast Verlangen zu tragen. Das großartige enge Thal wird wahrhaft majestätisch bei Aiguebelle, welches zwischen S. Jean und Chambéry in der Mitte liegt. Diese Gegend ist mit den schönsten Reizen der Natur geschmückt, Wein und Obst, Wiesen und Ackerland, anmuthige Hügel und himmelanstrebende Berge, an deren kahlen Scheiteln die Gletscher starren. Im wohlgebauten Orte, den wir um zwölf Uhr erreichten, ist viel Verkehr mit Wagen und Pferden; denn je mehr die Straße sich der französischen Grenze nähert, desto mehr scheint sie sich zu beleben. Wir waren diesen Vormittag deshalb im Sturmschritt gelaufen, weil wir vor dem Eilwagen anzukommen hofften; denn ich hätte meine Frau noch gar zu gern die sechs Stunden bis Chambéry fahren lassen. So waren wir denn bis 12 Uhr an Ort

und Stelle. Billete waren nicht im voraus zu haben, weil keine Beiwagen gegeben werden. Wir mußten uns mit der Hoffnung begnügen, daß noch Platz ſein werde. Wir ſaßen in einem Kaffeehaus, wo der Wagen halten mußte, offenbar die erſten Paſſagiere, die auf Weiterbeförderung Anſpruch hatten. Da kommt ein großer ſtolzer Mann herein, von der Gattung derer, die die Welt als ihr Eigenthum betrachten, und verhandelt, ohne uns eines Blickes zu würdigen, gebieteriſch mit dem Wirt um zwei Plätze. Ich weiß nicht, ob er ihm auch ein Trinkgeld gegeben, genug, als der Wagen angeraſſelt kam, hatte der ſchändliche Wirt dem Geldprozen mit Hintanſetzung alles hiſtoriſchen Rechtes den Vorrang verſchafft, und wir Fremdlinge hatten das Nachſehen. Nie im Leben noch wünſchte ich lebhafter als damals mich geläufig in franzöſiſcher Sprache ausdrücken zu können; meine Seele glühte, den Wirt zu ſchimpfen; aber in meinem armen Hirnkaſten fand ſich kein Ausdruck. Was blieb mir in meiner Ohnmacht übrig, als grimmige Blicke zu ſchießen, die ihn nicht ſonderlich werden verwundet haben, und mit Eclat aus ſeinem Hauſe zu ziehen, um bei ſeinem Nachbar und Nebenbuhler eine Taſſe Kaffee zu trinken? Meine Frau war natürlich müde von der Anſtrengung des Morgens; doch wollten wir in Aiguebelle nicht bleiben, ſondern ſchlenderten weiter wie zwei Spaziergänger, entſchloſſen da zu bleiben, wo uns die ſcheidende Sonne ein Nachtquartier anrathen würde. Dabei kamen wir wieder auf die alte ſchon einmal angewandte Methode zurück, alle Viertelſtunden 5 Minuten lang auf einem Chauſſeeſtein auszuruhen.

Während wir ſo ſitzen, kommt des Wegs ein Fuhrmann mit zwei zweirädrigen Wagen gefahren, wie ſie in der Gegend gebräuchlich ſind. Der zweite Wagen wurde zwar auch von einem Pferde gezogen, aber dieſes war zugleich an dem erſten befeſtigt, ſo daß der Fuhrmann nur das Pferd des erſten anzutreiben

brauchte. Die ſchon an ſich hohen Karren waren mit Salzſäcken beladen, welche der Mann nach Chambéry führte. Seine Fahrt ging ſo langſam, daß wir ihn mehrmals vorüberließen und wieder einholten. Unſer häufiges Raſten mußte dem edlen Lenker der Roſſe auffallen; ſo lud er uns denn ein aufzuſitzen. Ohne langes Bedenken nahmen wir den Vorſchlag an; ich ſelbſt zwar wäre lieber zu Fuße nebenher gegangen; indeß wollte ich Luiſe mehr Muth machen, wenn ich mit ihr den Hochſitz theilte. Es war die ſpaßhafteſte Situation von der Welt. Auf dem erſten Wagen ſaß der Fuhrmann, auf dem zweiten wir und zwar ſo, daß wir einander den Rücken kehrten. Der Dame hatte der Fuhrmann einen leidlichen Sitz bereitet; er war galant, wie die meiſten Franzoſen; ich aber war genöthigt auf dem Salzſack zu reiten, ſo daß mir die Füße neben den großen Rädern hinunterhingen. Nun bedenke der Leſer noch, daß ich meine volle Beſonnenheit zuſammen nehmen mußte, um meine Pantoffeln nicht zu verlieren, und wenn der Wagen etwas ſchief ging, zu balanciren hatte, damit ich nicht ſammt meinem Salzſack herunterrutſchte. Ich glich einem Heros auf einem Streitwagen; die Rechte hielt als Speer den langen Alpſtock. So triumphirten wir volle 5 Stunden in langſamſtem Zuge über die Straße und hatten reiche Gelegenheit die weite ſchöne Landſchaft zu bewundern und die phantaſtiſchen Bergformen uns einzuprägen, welche in blauer Ferne gegen Chambéry hin den Horizont begrenzten. Freilich ſah jedes von uns nur die Hälfte, ich die Zukunft, Luiſe die Vergangenheit, gleich den zwei Geſichtern des Janus, und als ſie mich bei Sonnenuntergang quälte, die rothglühenden Gletſcher mit ihr zu ſchauen, die vom Mont Blanc zu ihr herüber leuchteten, bekam ich von der gewaltſamen Körperverdrehung den Krampf in der Seite. Wir befanden uns bis Montmeillan im breiten Thale der Iſère, die von da nach Grenoble

hinabrauſcht. Es war rabenſchwarze Nacht geworden, als wir endlich das erſtere Städtchen erreichten und im Hôtel des voyageurs abſtiegen, nachdem wir dahin eine Fahrt gemacht, wie ſie ſchwerlich oft vorkommt.

Das reizende Chambéry liegt von dem Städtchen, das uns beherbergte, zwei Stunden jenſeits der Höhe, welche das Thal der Iſère abſchließt. Es iſt etwas Fatales um Naturſchilderungen; der Leſer kann ſich davon kein Bild entwerfen. Was nützte mir's, wenn ich verſuchen wollte in umſtändlicher Beſchreibung das göttlich ſchöne Thal von Chambéry ihm nahe zu bringen, in welches die Natur mit verſchwenderiſcher Hand ihr Füllhorn ausgegoſſen hat? Was gewänne ich, wenn ich mit Worten die maleriſchen, mit Landhäuſern bedeckten Höhen, das liebliche Grün der Auen und Rebenhügel ſammt dem Schmuck der Obſtbäume nachzuzeichnen verſuchte, wenn ich die prächtigen Berge ſchildern wollte, an welche ſich wiederum die Hügel anlehnen? Das Thal von Chambéry iſt ein Paradies, vor deſſen Pracht Salzburg und Gräz und was man bei uns ſchön preiſt, weit in den Hintergrund tritt. Es wird nur deshalb wenig beſprochen, weil ſelten aus unſeren Gauen jemand dieſe Landſchaften zum Vergnügen bereiſt. Savoyen liegt unſern Touriſten außer dem Wege. Die Stadt ſelbſt, hart an der franzöſiſchen Grenze, trägt, ſo klein ſie iſt, doch an Bauten, Läden und Menſchenverkehr ein ganz großſtädtiſches Gepräge, und iſt ſichtlich im Aufblühen; man fühlt hier bereits die Nähe von Lyon. Nachdem wir gute Chocolade getrunken, gingen wir langſam die Straße hinan, die nach dem weltberühmten Badeort Aix les Bains und von da nach Genf weiterführt. Ein trüber Himmel umſchloß die ſchwüle Luft; wir hatten ſo lange Zeit das ſchönſte Wetter gehabt, daß wir uns über etwaigen Regen nicht beklagen durften; doch, wie es zu gehen pflegt, die Kinder des Glücks

werden ungehalten, wenn sich auf Augenblicke das Blatt wendet. War die Gewitterluft Ursache oder die Ermüdung von gestern Vormittag? Luisens Zweigespann schleppte sich nur mühselig vorwärts, und selbst die großartige Natur umher vermochte ihre gedrückte Stimmung nicht zu beleben. Da kommt auf leerem Wägelein mit einem Esel ein Milchmann gefahren. Er geht bereitwillig auf meine Anfrage ein, ob meine Frau nicht neben ihm Platz nehmen könnte; das Fuhrwerk ging so langsam, daß ich leicht mit ihm Schritt halten mochte, zumal die Straße über mehrere leichte Anhöhen hinwegkriecht. Das war der Tag ihrer tiefsten Erniedrigung, nicht etwa weil sie einspännig mit einem Esel aus Gnaden fuhr, sondern weil der Fahrt das Unglaubliche folgte. Ich hatte ihr ritterlich den Schirm überlassen und flüchtete mich, als der Regen anfing in Strömen herniederzuträufen, in ein Wirtshaus am Wege, wo ich mich mit einem Soldaten trefflich unterhielt, welcher den Feldzug in der Krimm mitgemacht, und mit seinem Gesellschafter, der einem Arbeiter glich. Das Gespräch drehte sich um den Charakter der verschiedenen Nationen. Der Industrielle rühmte den ausdauernden Fleiß der Deutschen, worauf der andere nach vorausgeschickter Entschuldigung, daß er etwas Nachtheiliges gegen meine Landsleute vorbringen müsse, erwiederte, in der Krimm seien die Deutschen immer die Letzten gewesen; da sei es allezeit gegangen: da, da! und dabei machte er die lendenlahmen Bewegungen, welche unsern Rekruten vom Land eigen zu sein pflegen. Unterdessen heiterte sich der Himmel ein wenig auf, und ich schritt rüstig weiter; denn Luise war natürlich bereits über alle Berge voraus. Allein nicht lange, so nöthigt abermaliger Regenguß mich zum zweitenmal in einer Hausflur Schutz zu suchen, bis ich, müde des Wartens und für meine Frau besorgt, als echter Nürnberger mich anschickte unter dem Regen hinwegzugehen,

In Aix kam ſie mir nun höchſt aufgeregt und zornglühend entgegen. Der Mann, welcher von einem entferntern Dorf zu Hauſe war, hatte ihr einen Franc Fahrlohn für die ¾ Stunden lange Eſelsfahrt abpreſſen wollen, ſie aber, heldenmüthig wie ſie iſt, war feſt entſchloſſen, dem Unverſchämten nur die Hälfte zu geben. Er beharrte auf ſeiner Forderung; denn er ſelbſt ſei naß geworden und ſein Eſel auch, als wäre die Arme Schuld geweſen, daß es regnete. Allein woher auch nur den halben Franc nehmen, da ſie keinen Kreuzer im Sack hatte? Sie geht in einen Laden einen zu borgen, und will ein theures Kleinod, ſich ſelbſt mit allem was ſie mit ſich trägt und anhat, den zerriſſenen Regenſchirm nicht ausgenommen, zum Unterpfand einſetzen. Man verweigert ihr die kleine Gefälligkeit und heißt ſie eine pauvre femme, und auch der Eſelskutſcher gibt ihr ſpöttiſch zu verſtehen, wenn man kein Geld habe, ſolle man keine Reiſen machen. Außer ſich vor Entrüſtung ob der erlittenen Schmach rennt ſie in einen zweiten Laden, wo man ihr den halben Franc mit Vergnügen darreicht. So arg war ihrs ergangen und ich konnte den Schimpf nur durch eine ironiſche Dankſagung rächen, die ich in den erſten Laden hineinrief, aus welchem nun ein kreiſchendes Schimpfen mir entgegenſchallte.

Der anhaltende Regen nöthigte uns, ſo früh es am Tage war, in Aix zu übernachten. Glücklicher Weiſe fanden wir in einem kleinen Kaffeehaus bei gemüthlichen Leuten ein billiges Unterkommen; vor den Gaſthöfen hatte man uns gewarnt; ſie ſollen in dieſem ſtarkbeſuchten Bad übertriebene Preiſe machen. Wir konnten den Nachmittag nichts weiter beginnen als die Heilquellen und Badanſtalten in Augenſchein nehmen. Von der romantiſchen Gegend ſahen wir leider gar nichts vor Regen und Nebel, der tief herab über die Berge hing; nicht einmal den See von Bourget und die Königsgräber konnten wir in

Augenſchein nehmen; denn Luiſe hatte zerriſſene Schuhe; allein aber durch den Schmutz hinüberzulaufen in meinen Pantoffeln, war mir doch gar zu reizlos. Aber wie ſollten wir morgen weiter kommen, wenn das ſchlechte Wetter fortdauerte, wie es den Anſchein hatte? Es fahren zwei Diligencen nach Genf, eine am Abend, die andere am Morgen, und keine hat einen Platz frei. Glücklicherweiſe bot ſich ein Auskunftsmittel; ein Kutſcher aus Annecy fuhr uns in einem hübſchen Einſpänner mit zwei jungen Genfer Herren um den Preis der Diligence, nur daß wir in erſterem Orte übernachten mußten, weil ſein magerer Schimmel den bergigen Weg nicht in einem Tage hätte zurücklegen können.

Regen und Nebel um und um, indeß das Fuhrwerk ziemlich langſam bergauf bergab geht. Mit unſern zuvorkommenden Geſellſchaftern nahm inzwiſchen die Unterhaltung einen ganz flotten Gang, wenn auch unſer Franzöſiſch nicht eben ſalonmäßig war; wunderliche Mißverſtändniſſe gaben nur um ſo erwünſchtere Gelegenheit zum Lachen. Die gehäuften Todesfälle in der ſardiniſchen Königsfamilie z. B., bemerkte einer der Genoſſen, hätten der Vermuthung Raum gegeben, als ſeien die Geſtorbenen auf Veranſtalten der Geiſtlichkeit vergiftet worden. In Italien, ſagte Luiſe dagegen, gebe es poisson genug; o erwiederte der andere, der auf den Zuſammenhang unſeres Geſprächs nicht mochte geachtet haben, auch in Genf. Wie, in Genf? O ja, et il y a le bon temps de poissons à présent à Genève. Du biſt blaß, Luiſe? Du fürchteſt vergiftet zu werden. Sie hatte von poison geſprochen und er von poissons, ſie von Gift und er von Fiſchen. Während wir ſo mit Scherzen und Sprechverſuchen die Stunden täuſchen, begann das Gewölk zu zerreißen, und phantaſtiſche Nebel zogen an den phantaſtiſchen Bergen von Annecy hin. Ich weiß nicht, ob dies Thal auch

bei heiterem Wetter den Eindruck des Wilden macht; die schroffen Felsen, die sich am grünen See erheben, hatten für mich etwas Unwirtliches wie das enge finstere Städtchen, das nur gegen den See hin in seinen Neubauten freundlich ist. Unsere Mitreisenden aber kannten hier einen Gasthof, Hôtel d'Europe, laut schalle sein Name, in welchem es uns unendlich wohl wurde. Der Aufenthalt hatte auch sonst etwas Trauliches; es war Sonntag, und die Kaffeehäuser voll Menschen; der Besitzer des einen war ein Deutscher, wie sein Schwiegervater, ein Flaschner, der sich unserer Landsmannschaft freute, und mich sammt den andern an diesem Tage mit Wermuthliqueur, am andern Morgen vor der Abfahrt mit schäumendem weißem Wein tractirte. Leider strömte auch da von neuem wie gestern der Regen und unbehagliches Frösteln durchrieselte die Glieder. Ich wüßte von nichts Besonderem zu berichten als von der 600 Fuß hohen Drahtbrücke von la Caille, die über ein Thal wegführt. In St. Julien verläßt man die sardinischen Staaten, und es ist mir noch heute ein Triumph, daß ich die dortigen Mautbeamten mit der Versicherung prellte, ich sei aus Genf und hätte nur eine Vergnügungstour ins Gebirg gemacht. Denn wenn dem Bädeker zu glauben ist, muß man noch immer beim Austritt aus Sardinien für Paßvisiren 4 Francs bezahlen. Ich zeigte keinen Paß vor, und die Sache war auch gut.

So waren wir denn wohlbehalten, ohne in Italien einen Räuber gesehen zu haben, wieder auf Schweizerboden. Mancherlei Erinnerungen an befreundete Menschen wie an die Tage frühern Aufenthalts weckten heimatliche Gefühle, als wir am Salève vorüber in das weite wohlbepflanzte Thal hernieder-fuhren nach der Königin der schweizerischen Städte. Der Regen hörte auf; es nahte aber auch bereits der Abend. Wir machten Besuch bei einer befreundeten Familie, wo es uns vor zwei

Jahren ſo wohl ergangen war; auch heute kam uns die Hausfrau wieder ſo liebenswürdig entgegen, wie damals, immer noch ſchön, ſo groß bereits ihre Kinder ſind. Unſer Glücksſtern wollte, daß Abends gerade glänzende Geſellſchaft ſich im Hauſe verſammelte, an der ich trotz meinen Pantoffeln mich zu betheiligen keinen Anſtand nahm. Da wurde gegeſſen und getrunken was dem Gaumen mundet, dazwiſchen auch vom Glauben geredet; denn es waren Geiſtliche von excluſiver Richtung dabei, und ich hütete mich wohl mein Ketzerthum aufzudecken. Alle Anweſende waren wirkliche Deutſche, aus den verſchiedenſten Gauen des Vaterlands hierher zuſammengeblaſen, Theologen, Pädagogen, Gelehrte, wohlwollende und geiſtreiche Damen, welche hier mitten in franzöſiſcher Umgebung deutſche Gefühle um ſo entſchiedener zur Schau trugen und einmüthig über mich herfielen, als ich die deutſche Sprache gegen die franzöſiſche rauh zu finden wagte. Meine ſchöne Nachbarin war aus Berlin und wußte alles. Der reinſte blaue Himmel leuchtete am nächſten Morgen zur Erde nieder; die Wolken von geſtern waren zerſtoben, und neue Fröhlichkeit zog in die Herzen ein. Als wir das Gaſthaus verließen, machte ein katholiſcher Geiſtlicher meiner Frau ein tiefes Compliment, und damit ſie nicht eitel würde, bemerkte ich ihr, ſie wäre ihm vorgekommen wie eine ehrwürdige Madonna, unter denen die rußigſten und älteſten gerade die heiligſten wären. Zu meiner Verſchönerung — denn ich bin ſehr eitel — kaufte ich mir augenblicklich ein neues Band auf den Hut und wandelte ſtolz auf meinen neuen Schmuck und durch kleine Schritte meine Pantoffeln verbergend mit der theuren Gattin dem See entlang neben der Montblancſtraße auf und nieder, dann durch den botaniſchen Garten, bis der Glockenſchlag 10 uns die Gemäldeausſtellung öffnete; die im neuen bâtiment électoral in einem großen Saale prangte. Viele mittelmäßige Bilder, die

besten von München, besonders von Schweizern der Münchner Schule.

Nachdem wir von unserer Freundin noch schnellen Abschied genommen, fuhren wir Nachmittags noch mit dem Dampfboote nach Copet. Es lag uns daran, den reizenden See nicht wie das erstemal rasch zu durchschneiden, wir wollten an seinem Ufer wallend uns auch der lieblichen Landschaft freuen. Der obengenannte Ort, 3 Stunden von Genf entfernt, bietet auch geschichtliche Erinnerungen dar. Hier verlebte im Schlosse der erst vergötterte, dann verlästerte Necker die Tage seiner Zurückgezogenheit, und seine berühmte Tochter, die Madame Stasl, hatte hier Jahre lang mit A. W. Schlegel ihre geistreichen Zirkel. Leider war deren Schreibtisch und ihr von David gemaltes Bildniß wegen der Anwesenheit der Besitzer nicht zu sehen. So wanderten wir denn weiter noch die 2 Stündchen nach Neuß oder Nyon. Es war ein köstlicher Abend, der Himmel so rein, der See so blau, die Rebengelände so grün, die Landhäuser und Gärten so schmuck und so stattlich, zur Linken in der Ferne die dunkle Wand des Jura, zur Rechten majestätisch aufgethürmt die Montblanchäupter, die letzten Sonnenstrahlen noch auffaugend und dann allmählich in geisterhaft weißlichem Lichte verschwebend. Und welche liebliche Nacht nahm den Abend in ihren Schoß auf! An die großen Fenster unseres Zimmers rankten sich dichtbehangene Reben und umrahmten die Aussicht über Gärtchen und See; der war beschienen von dem klaren Lichte des Vollmondes, und die Eisspitzen des alten Riesen dämmerten auch jetzt noch hinauf zum Sternenhimmel.

Ein schöner Morgen folgte der köstlichen Nacht, doch nicht so wolkenfrei, daß die Ausführung meines gestrigen Vorsatzes die Dôle, den höchsten Punkt des Jura, zu besteigen mir räthlich schien. Wir gingen hinauf zur alten Burg des freundlichen

Städtchens, in welcher Bonſtetten als berniſcher Landvogt ſeine Freunde Joh. v. Müller, Salis und Matthiſſon oftmals beherbergt hatte, und dann 2½ Stunden weiter nach Rolle, von wo ich den Abſtecher zum Signal von Bougy zu machen beabſichtigte. Zwei deutſche Handwerksburſche zogen ſingend mit uns dieſelbe Straße. „Ich bin ein Jägersmann" war der immer wiederkehrende Refrain ihres Liedes, von dem ſie vermuthlich nur die erſten Zeilen konnten, und dabei bogen ſie bald rechts bald links ein, wo ein Landhaus aus dem Grün hervorblickte, ihre Beute erſpähend. Auch wir bereicherten freiwillig und unangefochten die beiden Jägersmänner mit dem Köſtlichſten, was wir hatten, mit unſerer Melone, die wir von Turin bis hieher geſchleppt. Das Ungethüm war ſchon lange der Gegenſtand des Zwiſtes zwiſchen uns geweſen; wir hatten es nach Nürnberg mitnehmen wollen, damit ein zartes Geſchenk zu machen, weil ich aber befürchtete, das Ding möchte faulen, ſo hatte ich erklärt, ich würde es nicht mehr weiter ſchleppen; nun nahm es Luiſe auf ihren theuren Rücken, bis ſie, ſchon nach einer Stunde zu ſtark beläſtigt, ſelbſt den Vorſchlag that, wir wollten die armen Handwerksburſche damit erquicken. Nachdem die Wohlthat geſchehen war und wir uns glücklich fühlten im Bewußtſein unſerer chriſtlichen Mildthätigkeit, beunruhigte mich nur die eine Sorge, ſie möchten unſer Kleinod etwa gar für einen Kürbis halten und wegwerfen, indeß Luiſe deren phyſiſches Wohl im Herzen bewegte, wenn ſie etwa verlockt durch die Süße die ſaftige Frucht auf einmal aufzehrten.

In Rolle, einem langgeſtreckten Ort, aus einer einzigen Straße beſtehend, ließen wir's uns wohl ſein bei gutem wohlfeilem Weine; der große Schweizerſchoppen koſtete nur 20 C., wahrſcheinlich in der Vorausſicht der diesjährigen geſegneten Ernte. Denn als ich die ſchönen Rebenhügel hinanſtieg, wo ſo

weit das Auge blickt ſich Weinſtock an Weinſtock reiht, da ſah ich den vollen Segen unten am Boden hangen, ein köſtlicher Anblick. Ein Mann aus der Gegend gab mir freiwillig das Geleite bis hinauf zum Signal, der oberſten Spitze der Höhe, wo Bänke und Anlagen verrathen, daß die Landleute der Gegend für höhern Naturgenuß empfänglich ſind. Von dieſer Spitze öffnet ſich die Ausſicht über den größten Theil des Sees in ähnlicher Weiſe wie vom Signal bei Lauſanne; den Montblanc verdeckten leider die Wolken. Als ich wieder in Rolle eintraf, war meine Frau im Geſpräche mit einem jungen Mann, der einem armen Teufel nicht unähnlich ſah. Er gab ſich für einen Handlungsdiener aus dem Badenſchen aus, der bereits 4 Monate ohne Condition ſei; als er hörte, wir wären aus Nürnberg, hub er an, ganz ſeiner gedrückten Lage vergeſſend, unſere Stadt und ihre Freuden zu preiſen; „O du löiber Gott“, fuhr er fort, nicht ungeſchickt unſern Dialect nachahmend, „wos hob i dau im Mondſchei für Böier trunken und untern weißen Thurn für Braudwerſcht geſſen!“ Es dämmerte bereits, als wir in Vevey mit dem Dampfboote gelandet, unſer altes Quartier aufſuchten. Bei dunkler Nacht noch machten wir Beſuch bei einer Bekannten, deren Penſionairinnen uns das vorige Mal ſo freundlich zum See das Geleite gegeben hatten. Auch diesmal erwartete mich eine angenehme weibliche Begegnung. Ein Mädchen im Anfang der zwanziger Jahre erkannte in mir den Freund ihres lange verſtorbenen Onkels, bei dem ich vor 17 Jahren einige trauliche Wochen verlebt hatte. Sie ſelbſt weilte damals als Kind ſammt der Großmutter und Tante bei dem Leidenden. Sie ſind alle heimgegangen, die guten Menſchen, auch Mutter und Vater des Mädchens, das nun getrennt von ſeinen Geſchwiſtern in der Fremde ſich ausbildet, um, wenn ihr vereinzelt durchs Leben zu gehen beſchieden wäre, einen ſelbſtändigen Beruf

zu finden. Für heute nahmen wir von den lieben Damen, nachdem sie uns noch an die Silligsche Pension zum Besuch eines meiner frühern Schüler begleitet hatten, herzlichen Abschied; am andern Morgen beim herrlichsten Wetter wallten sie mit uns noch über eine Stunde durch die paradiesische Landschaft.

Der Weg über den Jaman, einen weder hohen noch im Grunde beschwerlichen Bergpaß, führt gerade hinüber an den Eingang des Saanenthals; wer das Steigen scheut und die Reise zu Wagen vorzieht, muß den weiten Umweg um den Moléson machen. Der obere Theil des Genfer Sees, bekanntlich der reizendste, die Bucht von Vevey und Montreux, die man mit dem Golf von Neapel vergleicht, liegt dem Ansteigenden zu Füßen, und wenn der prächtige Laubwald, an dessen Saume sich der Pfad hinanwindet, sie auf Augenblicke versteckt hat, so tritt sie immer wieder und dann sammt der Umgebung ihrer großartigen Berge nur um so geistiger, verklärter hervor. Man kann aus der Höhe im buchstäblichen Sinne kaum mehr unterscheiden, was Himmel, was See ist. Ein Traum aus Eden, sang Byron von dieser Landschaft, ein Traum, von welchem wir leider bald aufs unsanfteste aufgeschreckt wurden. Eben waren wir die letzten Windungen des schmutzigen Saumpfades hinangestiegen, da verhüllte schwarze Nacht uns die gesammte Umgebung; in demselben Augenblicke krachte mit lauten Schlägen der Donner, und die großen Tropfen, mit welchen der Platzregen sich ankündigte, häuften und verdichteten sich zum Gusse. Wohl lag da drüben eine Sennhütte; wir erkannten durch den Nebel ihre matten Umrisse; aber da sie von Vieh umlagert war, zagte ich meine furchtsame Frau hinüberzuführen. Völlig durchnäßt — und Luise verschmähte es obendrein den Regenschirm mit mir zu theilen, aus Furcht, sie könnte auf dem schmalen schlüpfrigen Pfade, der uns abwärts brachte, niederstürzen — flüchten wir

uns eine Zeit lang unter das vorſtehende Dach eines verſchloſſenen Stalles, ein Schickſal theilend mit einer Menge Ziegen, welche neugierig und ſchüchtern zugleich uns anſtaunten. Während ich ein anderes Haus in der Nähe unterſuchen will, bricht ich vollends im Fall dem vielfach durchlöcherten Schirme den Stiel ab. Der Regen läßt nach, über Schmutz und Gerölle, mehr gleitend als ſchreitend, erreichen wir denn doch zuletzt, an unſerer theuren Perſon ungefährdet, das ſchwarze Kreuz des Dorfes Alliere. Geſegnet ſeiſt du, gute Wirtin, die du uns mit einem Humpen köſtlichen Kaffees gelabt und erquickt haſt. Da ſaßen wir um das flackernde Küchenfeuer und trockneten die Kleider, und ich erkannte ganz deutlich, wie ſchon vom Dunſte des ſiedenden Kaffeeſatzes die geſunkenen Lebensgeiſter meiner Frau ſich wunderbar hoben. Als ſie nun aber eine Taſſe nach der andern gierig hinuntergeſchlürft hatte, wie ein Vampyr das Blut der Jünglinge, und als ſie die große Hälfte der mächtigen Butterſcheibe und ein gutes Stück Käſe zu einem gewaltigen Keil Brot tapfer hineingeſchlagen und ihr Antlitz ſich mit kräftiger Röthe gefärbt hatte von dieſer Arbeit — da ging mir in der Seele hell die Ueberzeugung auf, daß der theuren Gattin die tobenden Elemente nicht geſchadet hätten, und auch ich goß, während draußen am Himmel ein ſchöner Regenbogen ſtand, mit froher Zuverſicht das braune Naß in meine Opferſchale. Kaum hatten wir das gaſtliche Haus verlaſſen, ſo nöthigte uns abermaliger Regen in der Stube geſprächiger Bäuerinnen Schutz zu ſuchen. Auch dieſe bereiteten gerade Kaffee, und da ich deſſen ſchon genug getrunken hatte, benützte ich die Gelegenheit, mich in meinem Lieblingsthema zu ergehen und über den vielen Kaffeegenuß weidlich loszuziehen. Bei ſinkendem Abend kamen wir endlich hinab nach Montbovon, an welchem die Landſtraße, nachdem ſie ihren großen Bogen vollendet, vorüberführt. Das

Gasthaus war neu, der Aufenthalt im Speisesaal, wohin der dienstfertige Wirt uns brachte, und wo wir gebadete Mäuse mutterseelenallein campiren mußten, in hohem Grad unbehaglich; doch beruhigte ein ungeheurer Rindsbraten, von dem ich gleich für Morgen ein Mittagessen herunterschnitt, unsere von den heutigen Strapazen aufgeregten Gemüther.

Der kalte helle Morgen ließ uns nicht ahnen, daß uns Nachmittags abermals ein Gewitter belästigen würde. In dem neugebauten Wirtshaus hart am Eingang ins enge Saanenthal verlangen wir Kaffee. Ich wollte sparen, sonst hätte ich ihn in unserem Nachtquartier getrunken; um so weniger hatte ich Lust mich übervortheilen zu lassen. Aber auch hier nöthigte man uns wieder in einen Speisesaal und hatte ein Tischchen gedeckt und das schweizerische Zubehör bereit gestellt, was zum Prellen der Fremden den Vorwand bietet. Ich wies Butter, Käs und Honig zurück; denn ich wollte gar nichts weiter als Kaffee. Als es nun aber ans Zahlen geht, verlangen sie 1,60 für die Brühe. Ich will den edlen Mokkatrank mit diesem despectirlichen Ausdruck nicht beschimpfen; aber die weidenbittere Jauche, die man fast überall in der Schweiz für Kaffee erhält, verdient keinen ehrenvollern Namen. „Was? 1,60 für den bloßen Kaffee?“ Sie haben ja auch Zucker gehabt! „Hier ist ein Frank, damit seien Sie zufrieden; ich habe nicht so viel Geld als die Engländer.“ Wenn man kein Geld hat, soll man keine Reisen machen! schallt es mir zornig nach, als ich mit stolzer Hoheit meine Schritte zur Thüre lenkte. „Ich habe wohl Geld, aber nicht, um mich von jedem Wirte darum betrügen zu lassen.“

So rief ich mit adlichem Biederton
Und wandte den Rücken und ging davon.

Das Thal der Saane, eines muntern Bergflüßchens, welches

wir 5½ Stunden bis zum Dorf Saanen aufwärts schritten, ist erst ganz schmal, so daß nur für den Bach neben den steilen Wänden ein Weg bleibt, dann erweitert es sich zu reizender Lieblichkeit, etwa dem Prättigäu vergleichbar; auch die Häuser sind den dortigen ähnlich, insofern sie poetische Inschriften tragen; aber sie sind reicher mit Schnitzereien versehen und zierlicher. Hinter Château d'Oex saßen wir lange Zeit auf dem Trog eines Brunnens, unser gestern erbeutetes Mittagsmahl verzehrend, in Rougemont, dem letzten französischen Orte, hielten wir bei gutem Wein unsere letzten kindlichen Sprechübungen mit den 4 kleinen Mädchen und der gutmüthigen Wirtin, unbekümmert darum, daß es schon wieder regnete und donnerte. Der Wein muß ziemlich stark gewesen sein; denn ich fühlte mich so glücklich und fröhlich gestimmt, daß ich im Freien lauten melodischen Gesang der Kehle entströmen ließ und zum Aerger meiner Frau mit dem zerbrochenen Regenschirm vor allen Leuten des Dorfs coketirte. Es war dieses einfache Instrument zu einer künstlichen empfindlichen Maschine geworden, die nur ich zu handhaben wußte. Von den Fischbeinen nemlich, die sonst oben in einen Ring zusammengefaßt sind, suchte beim Zumachen jedes seinen eigenen Weg durch den Ueberzug, und es gehörte eine besondere Lage dazu, die widerstrebenden nach seinem Willen zu lenken. Ich mußte den offenen Schirm immer verkehrt auf den Boden stellen und mich anstemmend rasch zuziehen; ich nannte mich Apollo den Bogenspanner. Da nun in diesen Tagen Regen und Sonnenschein so schnell wechselten wie Mädchenlaunen, so bekam ich in meiner Kunst eine ungewöhnliche Fertigkeit. Die kleine Höhe, auf welcher die alte Burg der Herren von Greyerz steht, bildet die Sprachscheide. Sie erinnerte uns wie natürlich — wohl an den Greyerzer Käs? — o nein, an Uhlands schöne Ballade, die meine Frau mir vordeclamirte, damit wir ver-

einigt die Localität, welche sie zur Staffage hat, zusammensuchten.

Der junge Graf von Greiers, er steht vor seinem Haus,
Er sieht am schönen Morgen weit ins Gebirg hinaus,
Er sieht die Felsenhörner verklärt im goldnen Strahl
Und dämmernd mitten inne das grünste Alpenthal.

Ja gerade so fanden wirs; da drüben die Felsenhörner, da drunten das Alpenthal mit dem Bache, nur statt des goldnen Strahls schwarze Gewitterwolken. Wir flüchten uns vor dem strömenden Naß in einen Stadel, von dessen weitläufiger Räumlichkeit der Eingang unmittelbar ins Wohnzimmer führte; eine deutsche Schwester kam heraus, uns zu begrüßen, ha mit welchen Gurgeltönen! Es ist nicht Affectation, wenn ich sage, ich hätte sie nicht verstanden. Sodann, war es etwa Zufall, oder ein Zeichen vom Volkscharakter, daß sie uns gar nicht einlud ins Zimmer zu kommen? indeß die Französinnen uns bisher alle ihre kleinen Bequemlichkeiten dienstwillig geboten hatten? Allerdings mochte unser Auftreten allen imponirenden Glanz verloren haben, besonders seitdem Luisens Hut, auf den sie sich am meisten zu gute that, durch den Regen auf dem Jaman seine ganze kokette Beweglichkeit verloren hatte und auf allen Seiten über ihr schönes Haupt starr und eigensinnig herabfiel, als trüge sie eine umgestürzte irdene Schüssel. Vergebens versuchte ich allabendlich an dem widerborstigen Ungeheuer meine pädagogischen Künste; ich legte es platt auf den Stubenboden, beschwerte es auf dieser Seite mit dem Bädeker, auf jener mit dem italienischen Lexicon, indeß die gewichtigen Schuhe des Abuccesem zwischen beide Pole in die Diagonale gestellt wurden; der verwünschte Deckel blieb unbildsam, wie ein Mensch von verschrumpftem Geiste. Dieser Hut, glaube ich noch heute, war es vor allem, was uns bei unserer deutschen Mitschwester um

die Reputation gebracht. Doch jagte ſie uns wenigſtens nicht aus der Scheune, und Luiſe konnte ungeſtört auf dem Hackſtock ein Nachmittagsſchläfchen machen, während ich von Zeit zu Zeit die Thüre öffnete, nach dem Wetter zu ſehen. Das machte ſich denn nach einer Stunde wieder ganz reizend; die ſchmutzige Straße abgerechnet, konnten wir mit den ſpätern Nachmittagsſtunden vollkommen zufrieden ſein. Das Saanenthal ſelbſt wird, je mehr man ſich dem gleichnamigen Hauptort nähert, immer großartiger. Saanen ſelbſt iſt ein ſchmucker, ſehr belebter Ort; ſeine ſchönen Holzhäuſer mit ihren vielen Verzierungen geben der Hauptſtraße einen faſt imponirenden Charakter; beſonders präſentirt ſich der Hauptgaſthof, das große Landhaus genannt, gar einladend; es war auch viel Volks vor ihm verſammelt, fremd ausſehende Leute mit ihren gepufften kurzen Aermeln, eine Tracht, wie ich ſie ſonſt nirgends unter Männern gewahrt habe. Die nackten Arme, an welche das Zeug der braunen oder grünen Jacke knapp anſchloß, ſtanden den hübſchen großen Burſchen ganz allerliebſt; wie ich denn überhaupt nicht einſehe, weshalb wir Männer unſere Arme verſtecken müſſen, während es den Damen frei ſteht, die ihrigen zu zeigen.

Luiſe machte beim Vorübergehen an dem Landhauſe leichtverſtändliche Bemerkungen über die naſſe Straße; ſo ging ich auf die andre Seite hinüber beim Bären, wo ſie trockener war; da meinte ſie, es würde wohl bald noch ein Gewitter kommen. Den Bornirten ſpielend zog ich meinen Weg dahin, getreu der Warnung meines Reiſebuchs, in welchem die vielen Franks ſpecificirt ſtehen, die der Wirt des Landhauſes den Reiſenden abnimmt; und ſein Herr Bruder, — er ſtand mir gar zu nobel mit ſeinen großen Vatermördern unter der Hausthür — mag ihm in ſeiner Paſſion kaum nachſtehen. Wir müſſen heute noch auf die Höhe, die Scheidewand zwiſchen Saanen- und

Simmenthal, ſagte ich endlich, als ſie Ermüdung vorſchützte; da droben iſt auch noch ein Wirtshaus. Wir gehen recht langſam und genießen bei dieſer Gelegenheit den Sonnenuntergang. Man muß die Leute zuweilen zu ihrem Glück zwingen; ſo geht mir's mit meiner Frau: überall in den erſten Gaſthöfen will ſie einkehren; und ich weiß doch, daß es da, wo die Fuhrleute einſtellen, am ſchönſten iſt. Der Blick ins Thal war ſchon während der vielen Windungen der Straße, beſonders aber auf der Höhe, großartig, und die Gletſcherwelt, die ſich gegenüberſtellt ſammt den ſchroffen kahlen Zinken, welche vereinzelt emporragen, wahrhaft erhaben. Das Rüblehorn oder Dent de Chamois, welches auf den Ort überzuhangen ſcheint, die vielzackige Gumfluh und weiter zur Linken die Schnee- und Eisfelder des Sanetſch geben einen Proſpect, eigenthümlich, bedeutend, ja majeſtätiſch. Auch die nächſte Umgebung bot viel des Erfreulichen dar; denn um und um waren die Höhen und Lehnen des Thals mit Hütten und wohnlichen Häuſern überſät, die auch beim ſtark dunkelnden Abend das Gefühl der Einſamkeit nicht aufkommen ließen. Endlich iſt der Bergſattel überſtiegen und die Straße ſenkt ſich nach dem Simmenthal zu: da winkt uns ein allerliebſtes zierliches blankes Häuschen zur Nachtruhe.

Es war ſo traulich in dem friſchgetäfelten Stübchen, ſo gemüthlich bei der gutmüthigen Frau, die uns Fußwanderer wegen der aufgeweichten Straße von Herzen bedauerte, und nur gern von dem Zweck unſerer Pilgerſchaft hätte unterrichtet ſein mögen. Wenn mich Leute vom Lande fragen, ſo reiſe ich immer in Geſchäften; denn zu den Herrſchaften gehöre ich nicht; was ſollen ſie nun aus mir machen? So war ich damals ein Handelsmann aus Nürnberg, welcher Spielwaaren verkauft. Meine Muſter hatte ich bereits wieder heimgeſchickt;

dabei versäumte ich nicht über schlechte Zeiten und schlechte Schuldner zu klagen und über die Beschwerden des Fußreisens, während doch der schmale Ertrag meiner Handelschaft das theure Fahren nicht zulasse. Meine Frau hatte bei der Gelegenheit ihre Verwandten besucht. Dagegen erzählte die Wirtin, sie wären erst seit einem halben Jahr auf dieser Wirtschaft; vorher hätten sie in Saanen das große Landhaus gehabt. Mit einem Blick der Bestürzung begegnete ich den Augen Luisens, aus denen ich triumphirende Schadenfreude las. Das große Landhaus mit den vielen Franken? wehe! wie wird es uns ergehen? — sagten meine Augen; es geschieht dir schon Recht; warum hast du mich Arme noch in der Nacht in diese Einöde heraufgehetzt? erwiederten die ihrigen. Doch ließen wir, ins Geschick ergeben, uns die einfachen Omlettes schmecken, und thaten wohl daran; denn es überraschte uns eine recht billige Rechnung.

Frohgemuth, ich pfeifend und singend, Luise Wanderlieder declamirend, schreiten wir die wohlgebahnte Straße abwärts hernieder bis Zweisimmen und noch ein gutes Stück weiter, während die Sonne stark auf uns herniederbrennt. Meine Frau glaubte bereits müde zu sein; ihre Kräfte zu stärken, ruhen wir behaglich auf dem Rasen. Da kommt ein Kutscher, dreispännig, mit einem großen Reisewagen. Ob wir nicht mitfahren mögen? Nein, erwiedere ich erst kleinlaut, um einen billigen Preis zu erhalten. Was kostet es denn bis Thun für uns beide? rufe ich nach, als er weiter zu fahren Miene machte. Sechs Franks. Drei? Er nahm uns um 4 mit. Ein wohlfeiler Fahrlohn; denn die Entfernung betrug noch 8 Schweizerstunden; wir träumten uns reiche Engländer zu sein im großen Wagen, obwohl wir beide trotz der bequemen lustigen Fahrt darüber einstimmig waren, daß eben doch nichts übers Fuß-

wandern gehe. Das Simmenthal ſchien uns übrigens erſt gegen das Ende hin, wo es vom Nieſen abgeſchloſſen wird, mit dem Saanenthal zu wetteifern. Beim Austritt aber feſſelt die großartige Kette des Berner Oberlandes: Mettenberg, Schreckhörner, Eiger, Mönch, Jungfrau, Blümlisalp ſtanden als wohlbekannte Seitencouliſſen zur Rechten, während der Wagen gerade gegen den dunkeln Spiegel des Thunerſees hinrollte.

Das Dampfboot nach Unterſeen war leider eben abgefahren; aber es iſt zu bald, um in Thun ſchon ein Nachtquartier zu ſuchen. Dazu ſchwärmt Bädeker von der vollen Schönheit des Sees, die ſich nur dem Fußgänger erſchließe, welcher ihn am nördlichen Ufer begehe. So wich unſere Zweifel endlich dem Vorſatz noch dieſen Nachmittag die Hälfte des Wegs bis Merligen zurückzulegen. Nachdem wir in Thun ein Schöppchen getrunken und uns aufs neue an der eigenthümlichen Bauart der Stadt und ihrem regen Verkehr erfreut hatten, wanderten wir ſorglos — denn der kurze Regenſchauer hatte bald aufgehört — die vielen ſchönen Landhäuſer bewundernd, dem See entlang. Die Dämmerung brach indeß früher herein, als wir dachten; denn der Himmel hatte ſich mit einem grauen Schleier überzogen. So war uns von Gunten an, wo die Fahrſtraße aufhört und der Fußpfad ſich den Berg hinanwindet, das gerade vorüberziehende Marktſchiff höchlich willkommen. Es ſetzte uns unmittelbar am Löwen ans Land, wo uns zwei rieſige echt berneriſche Frauengeſtalten mit gewaltiger tiefer Kehlſtimme willkommen hießen. Es war eine echte Bauernwirtſchaft, wohl ſchwerlich beſucht von Touriſten. Denn wer übernachtet in Merligen? Dieſer Ort war übrigens vor drei Monaten durch ein Gewitter furchtbar heimgeſucht worden, welches 17 Häuſer und 7 Stadel mit den herabſtürzenden Bergwaſſern in den See

weit das Auge blickt ſich Weinſtock an Weinſtock reiht, da ſah ich den vollen Segen unten am Boden hangen, ein köſtlicher Anblick. Ein Mann aus der Gegend gab mir freiwillig das Geleite bis hinauf zum Signal, der oberſten Spitze der Höhe, wo Bänke und Anlagen verrathen, daß die Landleute der Gegend für höhern Naturgenuß empfänglich ſind. Von dieſer Spitze öffnet ſich die Ausſicht über den größten Theil des Sees in ähnlicher Weiſe wie vom Signal bei Lauſanne; den Montblanc verdeckten leider die Wolken. Als ich wieder in Rolle eintraf, war meine Frau im Geſpräche mit einem jungen Mann, der einem armen Teufel nicht unähnlich ſah. Er gab ſich für einen Handlungsdiener aus dem Badenſchen aus, der bereits 4 Monate ohne Condition ſei; als er hörte, wir wären aus Nürnberg, hub er an, ganz ſeiner gedrückten Lage vergeſſend, unſere Stadt und ihre Freuden zu preiſen; „O du löiber Gott“, fuhr er fort, nicht ungeſchickt unſern Dialect nachahmend, „wos hob i dau im Mondſchei für Böier trunken und untern weißen Thurn für Braudwerſcht geſſen!“ Es dämmerte bereits, als wir in Vevey mit dem Dampfboote gelandet, unſer altes Quartier aufſuchten. Bei dunkler Nacht noch machten wir Beſuch bei einer Bekannten, deren Penſionairinnen uns das vorige Mal ſo freundlich zum See das Geleite gegeben hatten. Auch diesmal erwartete mich eine angenehme weibliche Begegnung. Ein Mädchen im Anfang der zwanziger Jahre erkannte in mir den Freund ihres lange verſtorbenen Onkels, bei dem ich vor 17 Jahren einige trauliche Wochen verlebt hatte. Sie ſelbſt weilte damals als Kind ſammt der Großmutter und Tante bei dem Leidenden. Sie ſind alle heimgegangen, die guten Menſchen, auch Mutter und Vater des Mädchens, das nun getrennt von ſeinen Geſchwiſtern in der Fremde ſich ausbildet, um, wenn ihr vereinzelt durchs Leben zu gehen beſchieden wäre, einen ſelbſtändigen Beruf

zu finden. Für heute nahmen wir von den lieben Damen, nachdem ſie uns noch an die Silligſche Penſion zum Beſuch eines meiner frühern Schüler begleitet hatten, herzlichen Abſchied; am andern Morgen beim herrlichſten Wetter wallten ſie mit uns noch über eine Stunde durch die paradieſiſche Landſchaft.

Der Weg über den Jaman, einen weder hohen noch im Grunde beſchwerlichen Bergpaß, führt gerade hinüber an den Eingang des Saanenthals; wer das Steigen ſcheut und die Reiſe zu Wagen vorzieht, muß den weiten Umweg um den Moléſon machen. Der obere Theil des Genfer Sees, bekanntlich der reizendſte, die Bucht von Vevey und Montreux, die man mit dem Golf von Neapel vergleicht, liegt dem Anſteigenden zu Füßen, und wenn der prächtige Laubwald, an deſſen Saume ſich der Pfad hinanwindet, ſie auf Augenblicke verſteckt hat, ſo tritt ſie immer wieder und dann ſammt der Umgebung ihrer großartigen Berge nur um ſo geiſtiger, verklärter hervor. Man kann aus der Höhe im buchſtäblichen Sinne kaum mehr unterſcheiden, was Himmel, was See iſt. Ein Traum aus Eden, ſang Byron von dieſer Landſchaft, ein Traum, von welchem wir leider bald aufs unſanfteſte aufgeſchreckt wurden. Eben waren wir die letzten Windungen des ſchmutzigen Saumpfades hinangeſtiegen, da verhüllte ſchwarze Nacht uns die geſammte Umgebung; in demſelben Augenblicke krachte mit lauten Schlägen der Donner, und die großen Tropfen, mit welchen der Platzregen ſich ankündigte, häuften und verdichteten ſich zum Guſſe. Wohl lag da drüben eine Sennhütte; wir erkannten durch den Nebel ihre matten Umriſſe; aber da ſie von Vieh umlagert war, zagte ich meine furchtſame Frau hinüberzuführen. Völlig durchnäßt — und Luiſe verſchmähte es obendrein den Regenſchirm mit mir zu theilen, aus Furcht, ſie könnte auf dem ſchmalen ſchlüpfrigen Pfade, der uns abwärts brachte, niederſtürzen — flüchten wir

uns eine Zeit lang unter das vorſtehende Dach eines verſchloſſenen Stalles, ein Schickſal theilend mit einer Menge Ziegen, welche neugierig und ſchüchtern zugleich uns anſtaunten. Während ich ein anderes Haus in der Nähe unterſuchen will, breche ich vollends im Fall dem vielfach durchlöcherten Schirme den Stiel ab. Der Regen läßt nach; über Schmutz und Gerölle, mehr gleitend als ſchreitend, erreichen wir denn doch zuletzt, an unſerer theuren Perſon ungefährdet, das ſchwarze Kreuz des Dorfes Allière. Geſegnet ſeiſt du, gute Wirtin, die du uns mit einem Humpen köſtlichen Kaffees gelabt und erquickt haſt. Da ſaßen wir um das flackernde Küchenfeuer und trockneten die Kleider, und ich erkannte ganz deutlich, wie ſchon vom Dunſte des ſiedenden Kaffeeſatzes die geſunkenen Lebensgeiſter meiner Frau ſich wunderbar hoben. Als ſie nun aber eine Taſſe nach der andern gierig hinuntergeſchlürft hatte, wie ein Vampyr das Blut der Jünglinge, und als ſie die große Hälfte der mächtigen Butterſcheibe und ein gutes Stück Käſe zu einem gewaltigen Keil Brot tapfer hineingeſchlagen und ihr Antlitz ſich mit kräftiger Röthe gefärbt hatte von dieſer Arbeit — da ging mir in der Seele hell die Ueberzeugung auf, daß der theuren Gattin die tobenden Elemente nicht geſchadet hätten, und auch ich goß, während draußen am Himmel ein ſchöner Regenbogen ſtand, mit froher Zuverſicht das braune Naß in meine Opferſchale. Kaum hatten wir das gaſtliche Haus verlaſſen, ſo nöthigte uns abermaliger Regen in der Stube geſprächiger Bäuerinnen Schutz zu ſuchen. Auch dieſe bereiteten gerade Kaffee, und da ich deſſen ſchon genug getrunken hatte, benützte ich die Gelegenheit, mich in meinem Lieblingsthema zu ergehen und über den vielen Kaffeegenuß weidlich loszuziehen. Bei ſinkendem Abend kamen wir endlich hinab nach Montbovon, an welchem die Landſtraße, nachdem ſie ihren großen Bogen vollendet, vorüberführt. Das

Gasthaus war neu, der Aufenthalt im Speisesaal, wohin der dienstfertige Wirt uns brachte, und wo wir gebadete Mäuse mutterseelenallein campiren mußten, in hohem Grad unbehaglich; doch beruhigte ein ungeheurer Rindsbraten, von dem ich gleich für Morgen ein Mittagessen herunterschnitt, unsere von den heutigen Strapazen aufgeregten Gemüther.

Der kalte helle Morgen ließ uns nicht ahnen, daß uns Nachmittags abermals ein Gewitter belästigen würde. In dem neugebauten Wirtshaus hart am Eingang ins enge Saanenthal verlangen wir Kaffee. Ich wollte sparen, sonst hätte ich ihn in unserem Nachtquartier getrunken; um so weniger hatte ich Lust mich übervortheilen zu lassen. Aber auch hier nöthigte man uns wieder in einen Speisesaal und hatte ein Tischchen gedeckt und das schweizerische Zubehör bereit gestellt, was zum Prellen der Fremden den Vorwand bietet. Ich wies Butter, Käs und Honig zurück; denn ich wollte gar nichts weiter als Kaffee. Als es nun aber ans Zahlen geht, verlangen sie 1,60 für die Brühe. Ich will den edlen Mokkatrank mit diesem despectirlichen Ausdruck nicht beschimpfen; aber die weidenbittere Jauche, die man fast überall in der Schweiz für Kaffee erhält, verdient keinen ehrenvollern Namen. „Was? 1,60 für den bloßen Kaffee?“ Sie haben ja auch Zucker gehabt! „Hier ist ein Frank, damit seien Sie zufrieden; ich habe nicht so viel Geld als die Engländer.“ Wenn man kein Geld hat, soll man keine Reisen machen! schallt es mir zornig nach, als ich mit stolzer Hoheit meine Schritte zur Thüre lenkte. „Ich habe wohl Geld, aber nicht, um mich von jedem Wirte darum betrügen zu lassen.“

So rief ich mit adlichem Biederton
Und wandte den Rücken und ging davon.

Das Thal der Saane, eines muntern Bergflüßchens, welches

wir 5½ Stunden bis zum Dorf Saanen aufwärts schritten, ist erst ganz schmal, so daß nur für den Bach neben den steilen Wänden ein Weg bleibt, dann erweitert es sich zu reizender Lieblichkeit, etwa dem Prättigäu vergleichbar; auch die Häuser sind den dortigen ähnlich, insofern sie poetische Inschriften tragen; aber sie sind reicher mit Schnitzereien versehen und zierlicher. Hinter Chsteau d'Oex saßen wir lange Zeit auf dem Trog eines Brunnens, unser gestern erbeutetes Mittagsmahl verzehrend, in Rougemont, dem letzten französischen Orte, hielten wir bei gutem Wein unsere letzten kindlichen Sprechübungen mit den 4 kleinen Mädchen und der gutmüthigen Wirtin, unbekümmert darum, daß es schon wieder regnete und donnerte. Der Wein muß ziemlich stark gewesen sein; denn ich fühlte mich so glücklich und fröhlich gestimmt, daß ich im Freien lauten melodischen Gesang der Kehle entströmen ließ und zum Aerger meiner Frau mit dem zerbrochenen Regenschirm vor allen Leuten des Dorfs cokettirte. Es war dieses einfache Instrument zu einer künstlichen empfindlichen Maschine geworden, die nur ich zu handhaben wußte. Von den Fischbeinen nemlich, die sonst oben in einen Ring zusammengefaßt sind, suchte beim Zumachen jedes seinen eigenen Weg durch den Ueberzug, und es gehörte eine besondere Lage dazu, die widerstrebenden nach seinem Willen zu lenken. Ich mußte den offenen Schirm immer verkehrt auf den Boden stellen und mich anstemmend rasch zuziehen; ich nannte mich Apollo den Bogenspanner. Da nun in diesen Tagen Regen und Sonnenschein so schnell wechselten wie Mädchenlaunen, so bekam ich in meiner Kunst eine ungewöhnliche Fertigkeit. Die kleine Höhe, auf welcher die alte Burg der Herren von Greyerz steht, bildet die Sprachscheide. Sie erinnerte uns wie natürlich — wohl an den Greyerzer Käs? — o nein, an Uhlands schöne Ballade, die meine Frau mir vordeclamirte, damit wir ver-

einigt die Localität, welche ſie zur Staffage hat, zuſammenſuchten.

Der junge Graf von Greiers, er ſteht vor ſeinem Haus,
Er ſieht am ſchönen Morgen weit ins Gebirg hinaus,
Er ſieht die Felſenhörner verklärt im goldnen Strahl
Und dämmernd mitten inne das grünſte Alpenthal.

Ja gerade ſo fanden wirs; da drüben die Felſenhörner, da drunten das Alpenthal mit dem Bache, nur ſtatt des goldnen Strahls ſchwarze Gewitterwolken. Wir flüchten uns vor dem ſtrömenden Naß in einen Stadel, von deſſen weitläufiger Räumlichkeit der Eingang unmittelbar ins Wohnzimmer führte; eine deutſche Schweſter kam heraus, uns zu begrüßen, ha mit welchen Gurgeltönen! Es iſt nicht Affectation, wenn ich ſage, ich hätte ſie nicht verſtanden. Sodann, war es etwa Zufall, oder ein Zeichen vom Volkscharakter, daß ſie uns gar nicht einlud ins Zimmer zu kommen? indeß die Franzöſinnen uns bisher alle ihre kleinen Bequemlichkeiten dienſtwillig geboten hatten? Allerdings mochte unſer Auftreten allen imponirenden Glanz verloren haben, beſonders ſeitdem Luiſens Hut, auf den ſie ſich am meiſten zu gute that, durch den Regen auf dem Jaman ſeine ganze kokette Beweglichkeit verloren hatte und auf allen Seiten über ihr ſchönes Haupt ſtarr und eigenſinnig herabfiel, als trüge ſie eine umgeſtürzte irdene Schüſſel. Vergebens verſuchte ich allabendlich an dem widerborſtigen Ungeheuer meine pädagogiſchen Künſte; ich legte es platt auf den Stubenboden, beſchwerte es auf dieſer Seite mit dem Bädeker, auf jener mit dem italieniſchen Lexicon, indeß die gewichtigen Schuhe des Abuccaſem zwiſchen beide Pole in die Diagonale geſtellt wurden; der verwünſchte Deckel blieb unbildſam, wie ein Menſch von verſchrumpftem Geiſte. Dieſer Hut, glaube ich noch heute, war es vor allem, was uns bei unſerer deutſchen Mitſchweſter um

die Reputation gebracht. Doch jagte ſie uns wenigſtens nicht aus der Scheune, und Luiſe konnte ungeſtört auf dem Hackſtock ein Nachmittagsſchläfchen machen, während ich von Zeit zu Zeit die Thüre öffnete, nach dem Wetter zu ſehen. Das machte ſich denn nach einer Stunde wieder ganz reizend; die ſchmutzige Straße abgerechnet, konnten wir mit den ſpätern Nachmittagsſtunden vollkommen zufrieden ſein. Das Saanenthal ſelbſt wird, je mehr man ſich dem gleichnamigen Hauptort nähert, immer großartiger. Saanen ſelbſt iſt ein ſchmucker, ſehr belebter Ort; ſeine ſchönen Holzhäuſer mit ihren vielen Verzierungen geben der Hauptſtraße einen faſt imponirenden Charakter; beſonders präſentirt ſich der Hauptgaſthof, das große Landhaus genannt, gar einladend; es war auch viel Volks vor ihm verſammelt, fremd ausſehende Leute mit ihren gepufften kurzen Aermeln, eine Tracht, wie ich ſie ſonſt nirgends unter Männern gewahrt habe. Die nackten Arme, an welche das Zeug der braunen oder grünen Jacke knapp anſchloß, ſtanden den hübſchen großen Burſchen ganz allerliebſt; wie ich denn überhaupt nicht einſehe, weshalb wir Männer unſere Arme verſtecken müſſen, während es den Damen frei ſteht, die ihrigen zu zeigen.

Luiſe machte beim Vorübergehen an dem Landhauſe leichtverſtändliche Bemerkungen über die naſſe Straße; ſo ging ich auf die andre Seite hinüber beim Bären, wo ſie trockener war; da meinte ſie, es würde wohl bald noch ein Gewitter kommen. Den Bornirten ſpielend zog ich meinen Weg dahin, getreu der Warnung meines Reiſebuchs, in welchem die vielen Franks ſpecificirt ſtehen, die der Wirt des Landhauſes den Reiſenden abnimmt; und ſein Herr Bruder, — er ſtand mir gar zu nobel mit ſeinen großen Vatermördern unter der Hausthür — mag ihm in ſeiner Paſſion kaum nachſtehen. Wir müſſen heute noch auf die Höhe, die Scheidewand zwiſchen Saanen- und

Simmenthal, ſagte ich endlich, als ſie Ermüdung vorſchützte; da droben iſt auch noch ein Wirtshaus. Wir gehen recht langſam und genießen bei dieſer Gelegenheit den Sonnenuntergang. Man muß die Leute zuweilen zu ihrem Glück zwingen; ſo geht mir's mit meiner Frau: überall in den erſten Gaſthöfen will ſie einkehren; und ich weiß doch, daß es da, wo die Fuhrleute einſtellen, am ſchönſten iſt. Der Blick ins Thal war ſchon während der vielen Windungen der Straße, beſonders aber auf der Höhe, großartig, und die Gletſcherwelt, die ſich gegenüberſtellt ſammt den ſchroffen kahlen Zinken, welche vereinzelt emporragen, wahrhaft erhaben. Das Rüblehorn oder Dent de Chamois, welches auf den Ort überzuhangen ſcheint, die vielzackige Gumfluh und weiter zur Linken die Schnee- und Eisfelder des Sanetſch geben einen Proſpect, eigenthümlich, bedeutend, ja majeſtätiſch. Auch die nächſte Umgebung bot viel des Erfreulichen dar; denn um und um waren die Höhen und Lehnen des Thals mit Hütten und wohnlichen Häuſern überſät, die auch beim ſtark dunkelnden Abend das Gefühl der Einſamkeit nicht aufkommen ließen. Endlich iſt der Bergſattel überſtiegen und die Straße ſenkt ſich nach dem Simmenthal zu; da winkt uns ein allerliebſtes zierliches blankes Häuschen zur Nachtruhe.

Es war ſo traulich in dem friſchgetäfelten Stübchen, ſo gemüthlich bei der gutmüthigen Frau, die uns Fußwanderer wegen der aufgeweichten Straße von Herzen bedauerte, und nur gern von dem Zweck unſerer Pilgerſchaft hätte unterrichtet ſein mögen. Wenn mich Leute vom Lande fragen, ſo reiſe ich immer in Geſchäften; denn zu den Herrſchaften gehöre ich nicht; was ſollen ſie nun aus mir machen? So war ich damals ein Handelsmann aus Nürnberg, welcher Spielwaaren verkauft. Meine Muſter hatte ich bereits wieder heimgeſchickt;

dabei verſäumte ich nicht über ſchlechte Zeiten und ſchlechte Schuldner zu klagen und über die Beſchwerden des Fußreiſens, während doch der ſchmale Ertrag meiner Handelſchaft das theure Fahren nicht zulaſſe. Meine Frau hatte bei der Gelegenheit ihre Verwandten beſucht. Dagegen erzählte die Wirtin, ſie wären erſt ſeit einem halben Jahr auf dieſer Wirtſchaft; vorher hätten ſie in Saanen das große Landhaus gehabt. Mit einem Blick der Beſtürzung begegnete ich den Augen Luiſens, aus denen ich triumphirende Schadenfreude las. Das große Landhaus mit den vielen Franken? wehe! wie wird es uns ergehen? — ſagten meine Augen; es geſchieht dir ſchon Recht; warum haſt du mich Arme noch in der Nacht in dieſe Einöde heraufgehetzt? erwiederten die ihrigen. Doch ließen wir, ins Geſchick ergeben, uns die einfachen Omlettes ſchmecken, und thaten wohl daran; denn es überraſchte uns eine recht billige Rechnung.

Frohgemuth, ich pfeifend und ſingend, Luiſe Wanderlieder declamirend, ſchreiten wir die wohlgebahnte Straße abwärts hernieder bis Zweiſimmen und noch ein gutes Stück weiter, während die Sonne ſtark auf uns herniederbrennt. Meine Frau glaubte bereits müde zu ſein; ihre Kräfte zu ſtärken, ruhen wir behaglich auf dem Raſen. Da kommt ein Kutſcher, dreiſpännig, mit einem großen Reiſewagen. Ob wir nicht mitfahren mögen? Nein, erwiedere ich erſt kleinlaut, um einen billigen Preis zu erhalten. Was koſtet es denn bis Thun für uns beide? rufe ich nach, als er weiter zu fahren Miene machte. Sechs Franks. Drei? Er nahm uns um 4 mit. Ein wohlfeiler Fahrlohn; denn die Entfernung betrug noch 8 Schweizerſtunden; wir träumten uns reiche Engländer zu ſein im großen Wagen, obwohl wir beide trotz der bequemen luſtigen Fahrt darüber einſtimmig waren, daß eben doch nichts übers Fuß-

wandern gehe. Das Simmenthal ſchien uns übrigens erſt gegen das Ende hin, wo es vom Nieſen abgeſchloſſen wird, mit dem Saanenthal zu wetteifern. Beim Austritt aber feſſelt die großartige Kette des Berner Oberlandes: Mettenberg, Schreckhörner, Eiger, Mönch, Jungfrau, Blümlisalp ſtanden als wohlbekannte Seitencouliſſen zur Rechten, während der Wagen gerade gegen den dunkeln Spiegel des Thunerſees hinrollte.

Das Dampfboot nach Unterſeen war leider eben abgefahren; aber es iſt zu bald, um in Thun ſchon ein Nachtquartier zu ſuchen. Dazu ſchwärmt Bädeker von der vollen Schönheit des Sees, die ſich nur dem Fußgänger erſchließe, welcher ihn am nördlichen Ufer begehe. So wich unſere Zweifel endlich dem Vorſatz noch dieſen Nachmittag die Hälfte des Wegs bis Merligen zurückzulegen. Nachdem wir in Thun ein Schöppchen getrunken und uns aufs neue an der eigenthümlichen Bauart der Stadt und ihrem regen Verkehr erfreut hatten, wanderten wir ſorglos — denn der kurze Regenſchauer hatte bald aufgehört — die vielen ſchönen Landhäuſer bewundernd, dem See entlang. Die Dämmerung brach indeß früher herein, als wir dachten; denn der Himmel hatte ſich mit einem grauen Schleier überzogen. So war uns von Gunten an, wo die Fahrſtraße aufhört und der Fußpfad ſich den Berg hinanwindet, das gerade vorüberziehende Marktſchiff höchlich willkommen. Es ſetzte uns unmittelbar am Löwen ans Land, wo uns zwei rieſige echt berneriſche Frauengeſtalten mit gewaltiger tiefer Kehlſtimme willkommen hießen. Es war eine echte Bauernwirtſchaft, wohl ſchwerlich beſucht von Touriſten. Denn wer übernachtet in Merligen? Dieſer Ort war übrigens vor drei Monaten durch ein Gewitter furchtbar heimgeſucht worden, welches 17 Häuſer und 7 Stadel mit den herabſtürzenden Bergwaſſern in den See

hinausführte. Die Leute konnten nicht erzählen genug von dem grauenhaften Toben des Elementes, von dem Schreckniß des Wolkensturzes, der den Tag in Nacht hüllte, von dem Stürmen der Wogen und Waſſer, alſo daß zaghaften Seelen das Ende der Dinge da zu ſein ſchien. Von der Verwüſtung jenes Sturmes ſahen wir leider am nächſten Morgen nur gar zu handgreifliche Spuren. Man ſagte uns, es ſei ſeit jenem Gewitter ein wilder Weg zwiſchen hier und Unterſeen, und bot uns um den Spottpreis eines Franks einen Kahn bis Unterſeen an. Allein meiner Frau hatte der Luftzug im Wagen geſtern einen ſteifen Hals zugezogen; ſollte ſie den Rheumatismus mit einer Waſſerfahrt vermehren? Geſtern war erſt eine Frau in der Aar umgekommen; ſollte ſie ihr Leben wagen? Dazu reizte, ich weiß nicht wie, der ſchöne Buchenwald, welcher treffliche Durchblicke auf den See geſtatte. Die Dreaden lockten uns in die Falle. Wir ſtiegen auf und ab ziemlich hoch hinan den ſchmalen Pfad zwiſchen halbgewachſenen Buchen, eine romantiſche Promenade, hätte nicht der Regen ſchon wieder durch die Blätter geraſchelt und durch das zartgrüne Laub ein aſchgrauer Himmel geblickt. Aber plötzlich, o Schrecken! da ſtehen wir vor einem Abgrund; jenes Gewitter hat den ganzen Berg abgeriſſen, und eine weite tiefe Schlucht gähnt vor unſern Füßen. Ein Stückchen rückwärts führt glücklicher Weiſe an den See hinab ein ſchmaler Pfad, dem wir uns auf gut Glück anvertrauen. Er bringt uns an eine Hütte, die Wohnung einer kümmerlich ausſehenden Frau und ihrer 5 Kinder. Ihr Mann führt im Sommer fremde Herrſchaften über die Berge; ſo hauſt ſie allein in der Einöde. Sie entſchloß ſich ungern mit ihrem halbgewachſenen Knaben uns über den See zu führen; denn der Wind blies entgegen, und die Kräfte der kleinen magern Frau ſchienen nicht groß zu ſein. Dazu rieſelte kalter Regen herab; eine uner-

freuliche Waſſerfahrt, zumal mit einem ſteifen Hals und ohne Schirm, da in den unſrigen die Frau mit dem Ruder einen ungeheuern Riß geſtoßen hatte. Sie ruderte uns bis in die Nähe des Küblisbades, wo wir wiederum wie Ziegen am ſchmalen Saum der abſtürzenden Felswand balancirten, eine fatale Partie im Regen bei ſchlüpfrigem Wege. Als wir aber vollends herunterkamen auf die Straße nach Interlaken, fanden wir dieſe dergeſtalt vom Waſſer aufgeweicht, daß eine wahrhaft philoſophiſche Reſignation dazu gehörte, nicht mißmuthig zu werden. Endlich erreichten wir doch gegen Mittag hin dieſen reizenden Winkel der Erde, auf deſſen Wiederſehen wir uns lange gefreut hatten. Wie glänzen hier die grünen Höhen, die üppig emporgeſchoſſenen Bäume, der ſaftige Grund! Wie blinken majeſtätiſch zwiſchen den Bergen die Silberhörner der Jungfrau! Wie ſtehen ſchmuck in langen Reihen, eines das andere an ländlicher Eleganz überbietend die Gaſt- und Penſionshäuſer! Noch jetzt geht mir das Herz auf, wenn ich an den erſten Eindruck gedenke, den vor 5 Jahren Interlaken auf mich gemacht hat. Aber heute, o du lieber Gott! keine Jungfrau, überhaupt keine Berge, alles grau in grau, naßkalter Regen. Es war Sonntag; müßig ſtanden die Burſche und Mädchen unter den Häuſern oder plauderten in den Schenken. Das Dampfboot nach Brienz war auch ſchon weg; wir müſſen warten bis 4½, wo noch ein Abendſchiff von Boltigen abfährt. Ergeben in unſer Schickſal ſetzen wir uns in ein Kaffeekneipchen, wo das warmgeheizte Zimmer uns durchnäßten Leuten behaglich that. Luiſe flickte den Regenſchirm; gegenüber lümmelten auf dem Kanapee in ihren braunwollenen Jacken, eine zierliche Jungfer in der Mitte, ein paar Burſche, andere kamen und gingen, beſonders Mädchen des Ortes, die hier ihre Taſſe Kaffee um 4 kr. tranken. Das war ein Sonntag in Interlaken, der einzige

vollkommen trübſelige und verunglückte Reiſetag. Denn auch den Weg nach Boltigen und den über den Brienzer See legten wir im Regen zurück, ſammt der letzten Viertelſtunde nach der Penſion belle vue, deren Wahl uns einer der zahlreichen in der Schenke zu Boltigen verſammelten Führer aufgeſchwatzt hatte.

Wir befanden uns jetzt ſo recht im Herzen desjenigen Theiles der Schweiz, wo es von lauter Schönheit nicht mehr ſchön iſt; wo die rüſtigen Burſche nichts mehr arbeiten mögen, weil ſie mit fremden Herrſchaften herumſtreunend einen leichtern Erwerb haben; wo die Gaſthöfe mit allem Schimmer des modernen Luxus ausgeſtattet ihre Preiſe zu einer Höhe hinaufgeſchraubt haben, die mit dem Werthe der Waaren in keinem Verhältniß ſteht; wo die ganze Bevölkerung, mit jenen in ſtillem Einklang, den Fremden als gute Priſe betrachtet. Dabei ſind die Burſche, die zu Hunderten herumlungern und ihre Dienſte als Führer anbieten, in eine Roheit verfallen, wie ich noch nirgends weiter geſehen habe. In Boltigen betranken ſie ſich in Schnaps; dann lärmten ſie auf dem Dampfſchiff; beim Ausſteigen in Brienz prügelten ſie ſich; es war die Gemeinheit in ihrer höchſten Potenz, was wir gewahrten. Wie ſah es nun aber in unſerem vermeintlich billigen Gaſthaus aus, dem wir in Nacht und Regen noch eine Viertelſtunde weit zugeeilt waren? Prächtige Salons mit Literatur und Pianoforte, ſchlechte Suppe mit ſtinkigen Coteletten und ſaurem Weine; Engländerinnen eine ganze Tafel, ein einziger Deutſcher aus Potsdam, ich weiß nicht, war es der Herr von Prudelwitz oder der Herr von Strudelwitz; er trank am Morgen mit uns Kaffee, ohne ſich nur zu einem ſtummen Gruß zu verbeugen; dann marſchirte er auch nach dem Brünig und ließ ſich von einem Führer die Heerſtraße zeigen. Fahre dahin, Berner Oberland mit deinen gött-

lichen Bergen, mit deinen grünen Seen und entzückenden Thalgründen! Die Natur iſt hier köſtlich, die Menſchen ſind unerträglich.

Was ſollen wir aber nun beginnen, wenn der Regen anhält? dachte ich am Abend und ließ die Flügel hängen. Unſere Furcht war eitel. Ein ſchöner blauer Morgen lachte über das Haßlithal hin, und die zerriſſenen Wolken, die am Gebirg hingen, verkündeten einen guten Tag, wie wir ihn brauchten. Der Brünig war der letzte und der leichteſte Bergpaß, den wir zu überſteigen hatten, 3700 Fuß über dem Meer, 1700 Fuß über Meiringen, guter Weg, Unterhaltung die Fülle durch Cavalcaden von Damen und Herren; was war da viel Beſchwerde? Die Damen auf ihren Roſſen aber ſtarrten meine Frau an wie ein Meerwunder, daß ſie das große Unternehmen wage über den Brünig zu Fuße zu gehen. Damit ſie ein intereſſanteres Ausſehen bekomme, hatte ich ihr meinen Bergſtock in die Hand gegeben; ſie ſelbſt gab natürlich jedesmal, wenn wieder Damen anrückten, das Schauſpiel ihres ſeidenen Kleides zum beſten, auf daß alle Welt gewahr werde, wir ſeien auch ſo eine Spielart von Herrſchaften.

Der Weg vom Brünig durch Unterwalden bis Stanzſtadt iſt einer der anmuthigſten, die es geben kann, und wird doch von den meiſten nur im Fluge zurückgelegt. Chaiſen in Menge und gefüllte Poſtwagen, aber nur ein einziger Fußreiſender. Schon der Blick auf Lungern und auf ſeinen kleinen grünen See von der Höhe des Paſſes hernieder, ſchon das Herabſteigen zwiſchen den ſchönen Buchen, wie reizend! Dann die Wanderung am See hin und den Waldabhang des Kaiſerſtuhls hernieder; drauf der größere See von Sarnen und das ſchöne Dorf Saxeln mit ſeiner ſtolzen Kirche und ſeinen Erinnerungen an Niclas von der Flüe, den Lieblingsheiligen von Unterwalden,

deſſen Einſiedelei noch heute unweit Sarnen vorhanden iſt; durchs ganze Thal die Fülle von Obſtbäumen, welche reichbeladen uns aus Wieſen und Gärten entgegenlachten, die eigenthümliche Bauart der Häuſer, von denen der übrigen Schweiz ganz verſchieden, die maleriſchen Berge zur Seite, die ſchönbelaubt und wohlgeformt theilweiſe von kühnern Rieſen der Seitenthäler überragt werden, Sarnen ſelbſt der Hauptort von Obwalden, ein gar freundlicher Flecken, über den ſtolz von dem Hügel das Zeughaus des Landes herniederblickt, wo die Burg des Landenbergers 1308 von den Bauern zertrümmert wurde — mit einem Worte, was das Auge in dieſer ſchönen Landſchaft gewahrt und was die Erinnerung ſich aus den alten Zeiten des Urkantons vergegenwärtigt, iſt in hohem Grade erfreulich. Aber auch was das Ohr von den heutigen Bewohnern vernimmt. Denn es herrſcht hier noch einfache tüchtige Sitte, und die Schaaren der Fremden, welche ſammt und ſonders vorübereilen, haben, wie uns ſchien, noch keine Anſteckung zurückgelaſſen.

Wir übernachteten in Sarnen und gingen am andern Vormittage über das freundliche Stanz, den Hauptort von Niedwalden, nach Stanzſtadt, wo bereits das Dampfboot von Luzern herüberkam. Auf dieſem ganzen Wege iſt es am meiſten der Pilatus, der die Augen wie die Phantaſie beſchäftigt, ein vielgezackter, rauher Berg, der eben jetzt durch Anlegung eines Weges und Erbauung mehrerer Gaſthäuſer für das ſchau- und eßluſtige Publicum zu einem neuen Rendezvous umgewandelt werden ſoll. Ohne auszuſteigen, gingen wir von Luzern mit demſelben Boote hinter in den andern Arm des Sees nach Küßnacht, wo uns viele Rigireiſende entgegenkamen. Denn von Küßnacht führt ein vielbetretener Weg auf dieſen Lieblingsberg der vordern Schweiz, auf welchen alljährlich viele Tauſende wallfahrten, der Natur und ihrem Magen ein Opfer zu bringen.

Wir hatten die unvergleichliche Aussicht schon früher genossen und wollten den ersten Eindruck nicht durch einen zweiten schwächen; von unten gesehen liegt der schönbelaubte Berg so unbedeutend da; man glaubt nicht, daß man auf seine Höhe volle 4 Stunden hat.

Die berühmte hohle Gasse hinauf gingen wir hinab nach Immensee und fuhren mit einem Nachen, so morsch und gebrechlich wie der des stygischen Fährmanns, quer über den Zugersee nach Lotherbach. Ein alter aber noch rüstiger Mann, der schon 40 Jahre lang dies Geschäft treibt, that uns den Dienst um 4 Batzen und gab uns noch in gesprächiger Weise einen guten Rathschlag über unser heutiges Nachtquartier. Die Straße nach Zug führt an schöner Buchenwaldung vorüber dem See entlang. Das alterthümliche Städtchen überrascht durch seine Häuser und Thürme, das gute Wirtshaus zum Widder erquickte uns durch trefflichen Braten, die billig denkende Wirtin erfreute uns durch eine äußerst billige Zeche. Es war eines jener starkbesuchten Häuser vom guten Mittelschlag, wo man am besten lebt, und die Stube gedrängt voll Menschen, namentlich Soldaten, die zu den Herbstübungen in Zug versammelt waren.

Meine Frau hatte in der Nacht ärger als je wieder ihren steifen Hals bekommen; wir waren das schon gewohnt seit jener stolzen Fahrt nach Thun, daß sie Morgens den Kopf mit eben so viel Mühe drehte, als der Wind den eingerosteten Wetterhahn auf einem alten Kirchthurm; aber heute war die Empfindung so schlimm, daß sie kaum glaubte gehen zu können. Schon erkundigte ich mich nach der Zeit, in der die Post fährt; aber rührende Anhänglichkeit an meine unwürdige Person ließ ihr alle Schmerzen überwinden, und nachdem sie sich durch einen Humpen Kaffee neuen Muth getrunken, wanderten wir weiter dem Albis zu, von Zeit zu Zeit zurückblickend auf die majestä-

tiſchen Schneeberge des Oberlandes, die in heller Morgenbeleuchtung ſtrahlend uns den Abſchiedsgruß ſagten. Jenſeits der Sihlbrücke ſtiegen wir die alte Straße den Albis hinan und erfreuten uns von der Höhe des reizenden Ueberblicks über den Zürcherſee, der hier beinahe in ſeiner ganzen Länge von Zürich bis weit über Rapperswyl hinaus zu unſern Füßen lag. In Horgen aßen wir, bis das Boot kam, zu gutem Wein allerlei Leckereien; denn der Wirt war auch zugleich Conditor. Um 1 Uhr waren wir in Zürich, das uns diesmal weit ſtattlicher vorkam, vermuthlich, weil es ſich ſeit den letzten Jahren erweitert und verſchönert hat.

Auf einem Dorfe 2 Stunden von der Stadt, Dietlikon iſt ſein Name, wohnt ſeit vielen Jahren einer meiner liebſten Freunde, ein Segen der Gemeinde; denn der Herr Pfarrer iſt ein Mann von goldreinem Herzen, und glüht noch heute, als Vater von ſieben kräftigen Kindern, mit eben dem Feuer für Menſchenwohl, wie damals vor mehr als 20 Jahren, wo wir zuſammen als Jünglinge ſchwärmten. Das iſt kein hohläugiger, augenverdrehender Salbader, ſondern ein Mann von kräftigem Anſehen und männlicher Stimme, wie ihn die kernigen Schweizerbauern brauchen können, ein Geiſtlicher, der das Chriſtenthum nach dem Geiſte faßt, und den, der die Glaubensformeln anders nimmt, auch gern noch mitkommen läßt, ein zweiter Landprediger von Wakefield, deſſen ſchriftſtelleriſches Steckenpferd nur nicht die Monogamie der Kleriker, ſondern die Widerlegung der Materialiſten iſt. Kaum war die erſte Begrüßung gethan, ſo befanden wir uns ſchon mitten in Kraft und Stoff und diſputirten die ganzen Abendſtunden über Chriſtenthum und Naturalismus, als wäre die Welt umher gar nicht vorhanden. Ich machte nicht eigentlich ſeinen Gegner; denn ich liebe ſo wenig als er die chemiſche Weltanſicht: aber darin wichen wir ab, daß

er alle Sünden der Zeit den Materialiſten aufbürdete, und was da in der Welt Gutes iſt, chriſtlich nannte, während ich dem einfach Menſchlichen zwiſchen beiden ein mäßig Plätzlein eingeräumt wiſſen wollte. Meine friedfertige Frau, die das alles ſammt ſeiner langen Abhandlung mit anhörte, gab immer uns beiden Recht, um es mit keiner Partei zu verderben. Die Discuſſion wurde auch am andern Tag fortgeſetzt und lediglich durch ein Turnier unterbrochen, welches die Buben mit der jungen Gais im Garten uns zu Ehren aufführten, und wobei die gute Pfarrerin, eine ſchöne ſtattliche Frau, jedesmal ein Zanken erhob, wenn das ſchlimme Thier, verfolgt von den ſchlimmen Kindern, durch die Kohlköpfe lief. Wir brachten ſchöne Stunden hin bei den trefflichen Menſchen; denn es iſt ein beglückendes Gefühl, ſicher in treubewährter Jugendfreundſchaft zu ruhen, bei welcher unverſchleiert Seele zu Seele ſpricht. Unſere Liebe müßte gegen Büchner ein vollwichtiges Zeugniß ablegen; denn ſie iſt die alte geblieben, ſo oft wir ſeit unſerer Trennung die verſchiedenartigſten Stoffe gewechſelt haben.

Als ich meinem Freunde das Ueberflüſſige ſeiner ſtrengen Arbeitſamkeit zu Gemüthe führen wollte, indem ſich die Behauptungen der Materialiſten, die auf ſo ſchlechter philoſophiſcher Grundlage ruhten, bald von ſelbſt in ihrer Unhaltbarkeit herausſtellen würden, entgegnete er mir, daß ſie eben mittlerweile in der großen Klaſſe der Halbgebildeten viel Schaden anrichteten, und dieſe zu belehren ſein eifriges Bemühen ſei. Er mochte Recht haben. Wenigſtens ſaß uns gleich nachher zwiſchen Dietlikon und Winterthur im Waggon ein Mann gegenüber, vertieft in ein Buch; er ſchien alles andere umher vergeſſen zu haben. Und in welches Buch? „Kraft und Stoff“ von Büchner. Wir andern, die wir zur Zeit über unſere Seelenſubſtanz gleichgültig ſchienen, hatten inzwiſchen ziemlich lange Weile; denn die reiz-

loſe Gegend machte der niederſtrömende Regen noch häßlicher. Die erſten Morgenſtunden, als uns der Pfarrer ſein geliebtes Wäldchen und die Bank an deſſen Saume zeigte, von wo ſich die ſchönſte Ausſicht aufs ferne Gebirg eröffnete — ſein alter Vater, erzählte er, hatte ſich im Sommer dieſen Lieblingsſitz auserkoren — die erſten Morgenſtunden zeigten noch einen trügeriſchen Sonnenglanz; aber bald durchbrach den grauen Himmel weiter kein Lichtblick; traurig wogte der Bodenſee auf und nieder und ſchaukelte das Schiff, als führen wir auf dem Meere; ſtrömende Waſſergüſſe begleiteten uns durch Friedrichshafen und die ſonſt anmuthigen Rebenhügel des Schwabenlandes eilten kalt an uns vorüber. Gegen Abend heiterte ſich das Wetter auf und hinderte uns nicht weiter an den alten gemüthlichen Häuſern von Ulm unſere Freude zu haben, deren rußige Farbe ſeit den letzten Jahren meiſt einem freundlichen Anſtrich Platz gemacht hat. Wir logirten gut und ſehr billig im Pflug, einem ehedem hochberühmten Gaſthauſe, das aber im Lauf der Zeiten heruntergekommen iſt und gegenwärtig einen neuen äußerſt dienſtfertigen Wirt erhalten hat. Der Morgen war ſchneidend kalt, als wäre der Winter im Anzug. Bei alledem promenirten wir umher, die Stadt wiederholt zu beſchauen, machten auch, alte liebe Erinnerungen zu erneuern, einen Beſuch, bis die Stunde herannahte, das verhängnißvolle Billet nach Nürnberg zu löſen. Alſo abermals iſts aus mit einer Reiſe; denn was iſt von Ulm bis Nürnberg weiter zu ſehen, als das hundertmal geſehene Harburg?

Der gute Onkel.

Humoristisches Charakterbild

von

Willibald Heiter.

Verzeihe, du guter Onkel, wenn ich es wage, dein edles Antlitz sammt deinem würdigen Thun und Treiben zu konterfeien. War es doch von jeher meine Lieblingsbeschäftigung die Natur zu kopiren, wo sie mir gefiel. Siehe, guter Onkel, ich werde mir Mühe geben, dein Portrait fein säuberlich zu zeichnen, ich werde nichts hinzufügen und will nichts wegnehmen; ich werde dich nehmen, wie du bist. — Erkennt man dich nicht, was schadet es dann, deinen Namen will ich ja nicht darunter schreiben, und geht zufällig ein alter Bekannter an deinem Bildchen vorüber und bleibt verwundert mit dem Ausrufe stehen: „Ei, das ist ja des alten Meyer's Fritze, der die geborne Kneiflein als eheliche Gattin heimgeführt, ich kenne ihn ganz genau an dem dunkelblauen Fracke mit den goldenen Knöpfen. „Siehe, lieber Onkel, dann schadet es auch nichts, das beweist dann blos, daß ich dich richtig aufgefaßt und deines würdigen Antlitzes brauchst du dich nicht zu schämen. Also frisch an dein Bildchen und wenn es nicht reizend wird, so sollte man alle Papiermühlen

von der Erde vertilgen, weil sie kein einziges Blatt liefern, worauf man etwas Gescheidtes zeichnen kann. —

Der liebe Leser wird meinen Onkel bei dessen großer Zurückgezogenheit und Bescheidenheit wohl schwerlich kennen. — Er ist ein kleines, überaus freundliches Männchen. Aus seinen Augen blitzt die Gutmüthigkeit, und wenn er sie auf euch heftet, so drängt es euch ordentlich den Hut abzuziehen ob seines freundlichen, leutseligen und würdevollen Aussehens. Auch dürft ihr nicht fürchten, daß dieser Gruß ohne Erwiederung bliebe, denn mein Onkel zuckt fortwährend mit der Hand nach dem Hute und einige Grüße von Leuten, die er nicht im mindesten kennt, setzen ihn in eine freudige Extase, da seine Bescheidenheit nicht begreifen kann, warum sein anspruch- und verdienstloses Ich so allenthalben bekannt sei. — Hätte ich unter das Antlitz meines Oheims ein schlagendes Motto zu setzen, ich wäre gleich entschieden und schriebe, womit kann ich Ihnen dienen? So viel Güte, so viel freundliches Entgegenkommen und herzliche Theilnahme ist über sein ganzes Wesen verbreitet.

Im Anzuge ist mein Onkel fabelhaft akkurat und über alle Begriffe reinlich. Er trägt stets eine weiße Halsbinde und ich könnte mir in meinem ganzen Leben nicht erinnern, nur ein einziges Mal den leisesten Anflug von grau oder gelb darauf gesehen zu haben. Ein vollständiger Flecken von entschiedener Farbe gehört bei dieser Binde völlig zu den Unmöglichkeiten. Mein Onkel geht sogar so weit, jeden Schatten an derselben möglichst zu vermeiden, deßhalb trägt er sie stets glatt um den Hals, und selbst die Masche hat nur einige unvermeidliche Fältchen, die so stereotyp sind, wie die Draperie bei einer Wachsfigur und dabei so jungfräulich zart zerlegt, daß selbst der Alles verdunkelnde Schatten sich nur als ein anständiges Helldunkel hineinzuschleichen wagt.

In seinem ganzen Anzuge ist mein Onkel etwas altväterisch, denn seit 20 Jahren ist er dem Schnitte seiner Kleider unveränderlich treu geblieben. Jedes Kleidungsstück hat bei ihm seine ganz spezielle Bestimmung. Das ist wohl bei Jedermann der Fall, so weit es denjenigen Theil betrifft, dem das Kleidungsstück gewidmet ist, und es wird z. B. Niemanden einfallen, seine Beinkleider als Kamisol zu verwenden, — hier handelt es sich aber um die Verwendung bei gewissen Zwecken und Gelegenheiten. — So hat mein Onkel einen Rock zum Spazierengehen, einen andern für seine Abendgesellschaften, einen dritten zum Gebrauche im Hause ꝛc. ꝛc. Bedarf nun ein Rock der Reparatur und ist dies z. B. der zum Spazierengehen bestimmte Rock, so ist mein Onkel an demselbigen Tage unglücklich und unvermögend, seinen gewohnten Spaziergang zu machen, denn kein Demosthenes der Welt wäre im Stande, ihn zu überreden, daß auch der zum Besuche der Abendgesellschaften bestimmte Rock ausnahmsweise zu einem Spaziergange zu verwenden wäre. — Mein Onkel hat überhaupt in allen Dingen ein gewisses System, worin er so unwandelbar ist wie ein Planet. Er geht systematisch spazieren, ißt, trinkt und schläft sogar nach einem gewissenhaft und endgültig festgesetzten Systeme. Wer meinen Oheim in allen seinen Gewohnheiten kennt, kann getrost seine Uhr nach ihm stellen. Trifft er ihn z. B. an dem ersten Pappelbaume beim Beginn der großen Wiese, wo der Weg nach der Silberquelle führt, so hat es genau 10 Minuten auf 4 Uhr, wenn er hingeht und 10 Minuten auf 5 Uhr, wenn er wiederkommt. — Trinkt mein Onkel ein Glas Wasser an der bezeichneten Quelle und er sagt: „ein prächtiges Wasser das!“ so ist es sein erstes Glas, das er an diesem Tage leert; sagt er aber: „der liebe Gott lasse das Brünnlein noch lange fließen zu aller Menschen Freude“, so ist es sein zweites Glas und die gesprochenen

Worte sind die ein für alle Male festgesetzte Abschiedsformel, mit der er von dem Brünnlein scheidet. — Ja nicht allein als Uhr, sogar als Kalender ist mein Onkel untrüglich. Der jedesmalige Tag in der Woche ist genau an seinem Stocke zu erkennen, deren er sieben hat, nämlich für jeden Tag der Woche einen. — Die Fest- und Feiertage haben ebenfalls ihre unverkennbaren Merkmale. Steht z. B. mein Oheim in der 10. Morgenstunde beim Beginne des Frühjahres an der Kapelle auf dem Berge und betrachtet mit andächtiger Hingebung die Kreuzigung unseres Erlösers, die daselbst an der Außenseite in Stein gemeiselt ist, so kann selbst ein Türke oder Jude daraus entnehmen, daß die gesammte Christenheit an diesem Tage Charfreitag feiert. Zu irgend einer andern Zeit würde mein Onkel unter keiner Bedingung den Hügel besteigen. — Mein Oheim hat lange Jahre in England zugebracht und sich daselbst das Vermögen erworben, von dem er jetzt seine Tage fristet. Ich sage nicht ohne Vorbedacht fristet. Ich will damit zu gleicher Zeit die Ansichten meines Onkels über den Lebensprozeß andeuten. — Er behauptet nämlich, jedem Menschen werde bei seiner Geburt eine gewisse Quantität Leben zugetheilt. Der Uebesonnene mische sie in einen Becher Weines und leere ihn in einem wonnigen, aber kurzen Zuge. — Der Kluge aber läßt seine Quantität an dem Sonnenscheine der Mäßigkeit und Vernunft trocknen, bis die Masse zu staubigem Pulver wird, wovon er dann nach Umständen des Tages eine oder eine halbe Messerspitze nimmt. — In Folge seines Aufenthaltes in England wurde mein Onkel zum begeisterten Verehrer der englischen Sprache. Er hat die feste Ueberzeugung, daß kein Mensch den Geist der englischen Sprache besser erfaßt habe als er, eine Ueberzeugung, die so tief bei ihm wurzelt, daß sogar seine maßlose Bescheidenheit ihn nicht verhindert sie in den geweihtesten Momenten eines vertraulichen

Austausches sogar in Worte zu kleiden. — Mein Onkel besitzt auch in der That einen fabelhaften Wortreichthum und ist ein lebendiger Diktionair, der selbst die besten gedruckten Folioausgaben weit hinter sich läßt. — Kein technischer, kein wissenschaftlicher Ausdruck ist ihm geheimnißvoll genug, als daß er ihn nicht augenblicklich zu übersetzen wüßte. — Eines Tages prüfte er mich in der englischen Sprache und meine Exercitien im Sprechen, Lesen und Schreiben wurden ohne Ausnahme mit den Worten: „Ei das ist ja recht wacker! Recht vorzüglich! Ganz unübertrefflich!“ belobt. Nichtsdestoweniger zuckte ein leises, ironisches Lächeln um die Lippen meines Oheims und aus seinen Augen brach ein triumphirendes Feuer, das demjenigen eines Fleckenputzers gleichkam, der ein Kleidungsstück von so gründlicher Befleckung erhält, daß man die Reinigung desselben zu den Unmöglichkeiten zählen möchte, das er aber vermöge seiner erhabenen Kunst der menschlichen Gesellschaft zurückzugeben gedenkt. Zum Schlusse des Examens wiederholte mein Oheim nochmals alle Lobeserhebungen mit einigen gesteigerten Zusätzen, doch vergaß er nicht zu guter Letzt ein vielsagendes, „aber“ mit einigem bedeutungsvollen Räuspern anzubringen. „Aber“, sagte er nämlich, „den Genius der Sprache haben wir noch nicht ganz fassen gelernt, den müssen wir noch ein klein wenig bei den Fittigen nehmen! he! he! he! Da komm Du nur des Sonntags nach Tische ein Stündchen, da wollen wir ihn fassen lernen.“ — Und ich kam. In welcher Gestalt glaubt nun der liebe Zuhörer daß ich den Genius der englischen Sprache finden sollte? Etwa in irgend einem Shakespearischen Drama oder sonst in einem klassischen Stücke? Weit gefehlt! Zwei große enggeschriebene Bogen Papier hatte mein Oheim vor sich liegen und mehrere Exemplare jenes Blattes, das zum Schadenersatze diejenige Eigenschaft als Namen an der Stirne trägt, die der Leser bei

einer aufmerksamen Lektüre desselben so sehr Gefahr läuft zu verlieren, nämlich die Intelligenz, — aus welchem Blatte er offenbar seine Notizen zum großen Theile gesammelt hatte. „Siehe, mein Lieber!“ begann er, „um sich des Genius der Sprache zu bemächtigen gilt es zweierlei Schwierigkeiten zu überwinden. Erstens muß man sich vor keinem Worte scheuen und zweitens vor keiner Konstruktion. Zu diesem Zwecke habe ich dir einige Beispiele gesammelt, lauter Kleinigkeiten, alltägliche Dinge, worauf man bei Erlernung einer Sprache sonst wenig achtet. Meint gar Mancher die Sprache zu kennen und wenn ich ihn fragen wollte, da könnte er auf tausend nicht eins antworten.“ Damit begann er denn seine gesammelten Atome des Genius der englischen Sprache mit der jedesmaligen Uebersetzung zu verlesen, womit ich jedoch den lieben Leser in einer Anwandlung von Menschlichkeit verschonen will. Es sei mir nur vergönnt zu erwähnen, daß die Sammlung in Worte und Sätze zerfiel, und daß jede dieser Hauptgruppen wieder in unendlich viele Rubriken getheilt war. Die erste Abtheilung fing mit Hauptwörtern an, als:

Lungentuberkulose, Leberthran, Milzbrand, spanisches Fliegenpflaster, Kammgarnspinnerei, Perkussionsschloß, Zündnadelgewehr, Spießglanz, Glaubersalz, Flötzgebirge, Ameisenfresser, Blattlaus, Wachholderthee, Krummeisen, Hobeleisen, Schwefelsäure, Potasche, Farrenkräuter ꝛc. ꝛc. ꝛc.

Die zweite Abtheilung begann mit Sätzen über die Anwendung der Verba müssen, können, sollen, wollen und lassen. Als z. B.:

Man hätte ihn besser rechnen lernen lassen sollen, wenn man ihn zu einem guten Kaufmann würde haben machen wollen. —

Wenn er meinen Geschmack gehabt hätte, so würde er sich keinen so kurzen Rock haben machen lassen können.

Man würde ihm nach meiner Ansicht, im Widerspruch zu der Ansicht seines Lehrers, der übrigens ein wackerer Mann sein soll, ohngeachtet des großen Talentes, das man in dem Schüler entdeckt haben will, und das in Zweifel stellen zu können, gar Niemanden möglich sein soll, das aber für sehr gefährlich halten zu müssen, Veranlassung zu nehmen ich gezwungen bin, die englische Sprache systematisch beizubringen die Verpflichtung gehabt haben. —

Auf diese Weise versuchte mir mein Oheim in wöchentlichen Eingebungen den Genius der englischen Sprache beizubringen. Mein Onkel ist auch Verehrer der bildenden Künste und hört es gerne, wenn man ihn einen Kenner nennt. Der Styl geht ihm über Alles und ein Fingerhut in reinem gothischen Style ist ihm als Kunstwerk lieber, als die schönste Kathedrale, worin neben dem Spitzbogen auch der Rundbogen seine Vertretung findet. Er schwärmt für die Schönheiten der Natur und an Dingen, woran selbst der Künstler mit geweihtem Auge gleichgültig vorübergeht, eröffnet sich ihm eine Welt der Wunder. Ein Strohhalm im Sonnenlichte, ein Wegweiser im Mondenscheine kann ihn zur Begeisterung entflammen. Daher ist es so schwierig, meinem Onkel auf einem Spaziergange zu begleiten, bei jedem Schritte macht er drei bis vier köstliche Wahrnehmungen und entdeckt die herrlichsten Gegenstände zu allerliebsten Bildern. Hier bewundert er einen farbigen Kieselstein und ruft entzückt: „Ach der herrliche Kieselstein, wenn man da einen Knaben daran malte, der mit ihm spielte, das gebe ein reizendes Bildchen, dort sieht er ein ganz gewöhnliches Schneckenhaus und ist außer sich vor Freude gleich ein Gegenstück zu seinem ersten Bilde zu haben; denn da könnte man ein Mädchen daran malen, die ebenfalls

ſpielt, und das wäre wo möglich noch reizender. Vor kurzer Zeit brachte ich ihm den ſchönen Stich von der Zerſtörung Jeruſalems nach Kaulbach. Er war ſichtlich ergriffen beim Anblick dieſer genialen Schöpfung und ſprach wie damals bei meinem engliſchen Examen: „Ei das iſt ja recht wacker, recht vorzüglich, ganz unübertrefflich in der That.“ — Doch ſagte er es mit einer gewiſſen, beklommenen Zurückhaltung und gleich darauf ſah ich ihn mit Spannung aufmerkſam und vorſichtig auf dem Papiere hin- und wiederfahren und augenſcheinlich irgend etwas darauf zählen. Jetzt war er zu Ende und dasſelbe triumphirende Lächeln, wie am Schluſſe meines engliſchen Examens überflog ſein Antlitz. „Recht ſchön, recht vorzüglich, ganz unübertrefflich in der That“, wiederholte er nochmals, fügte aber bedeutungsvoll hinzu: „Früher war man eben doch weiter in der Kunſt.“ — „Wie ſo mein lieber Onkel?“ — „Da habe ich einen Aprikoſenkern geſehen, den ein großer Künſtler vor mehr als 300 Jahren geſchnitten hat, auf dem ſind drei Köpfe mehr als auf jenem Bilde und das iſt eben der Genius der Kunſt, daß man die größte Kunſtfertigkeit im kleinſten Raume entwickelt.“ —

Wir haben ſoeben von Kunſt und Bildern geſprochen, da fällt mir ein, daß man von einem guten Portrait zu ſagen pflegt: Es iſt ſprechend ähnlich. Da nun das Bildchen des guten Onkels ſo weit gediehen, wollen wir doch probiren, ob es auch ſprechen kann und wollen ihm ſchließlich eine Begebenheit erzählen laſſen, die das Original zä den Bedeutendſten ſeines Lebens zählt und wobei es ſich beſſer charakteriſiren wird, als wir es durch die einzelne Aufzählung von hundert weiteren Eigenſchaften zu thun vermöchten. —

Mein Oheim befindet ſich gerade in Folge eines frohen Familienereigniſſes bei einem feſtlichen Mahle. Der Held des Abends

ist ein blondgelockter junger Mann, der soeben von Italien zurückgekommen seine Fahrten und Abenteuer zum Besten gibt und schließlich eine grausenerregende Räubergeschichte vorträgt, die ein naher Verwandter von seinem intimsten Freunde beinahe mit angesehen hätte, wenn er eines Tages später dieselbe Straße gewandelt wäre. — Braut — Bräutigam — Hochzeitsreise — Raubanfall — Dolch und Pistolen — Blut und Scheintod — Selbstmord aus Verzweiflung — Wiedererwachen und abermaliger Selbstmord, das waren die Schlagwörter dieser Räubergeschichte, die nach dem Schnitte von Romeo und Julie gearbeitet war. — Der junge Mann hat diesen tragischen Vorfall mit einem Feuer und mit lebendiger Phantasie in gedrängter Kürze vorgetragen. Jetzt schwieg er und Alles mit ihm. Eine Windstille der Rührung und des Mitgefühls trat ein. In manchem Auge blitzte versteckt eine Zähre, doch war mein Oheim der einzige Aufrichtige, der sie ungescheut und gründlich mit kräftigem Rucke aus den Augen wischte. — Und jetzt ergriff er mit Geistesgegenwart den Augenblick der für ihn geschaffen war.

„Ist mir doch," so begann er, „in meinem Leben eine ähnliche Geschichte begegnet. Ganz ähnlich! Aehnlich wie ein Ei dem andern, wenn sie nehmlich von zwei Individuen derselben Gattung gelegt worden sind. Aehnlich nehmlich, was den Schrecken anbelangt, den ich dabei ausgestanden. — Ich stand damals in meinem 36. Lebensjahre. — Doch nein es war erst im 35.; denn es war Ende Juli und mein Geburtstag fiel erst auf den 15. August desselbigen Jahres. Es war im zweiten Jahre meiner Verheirathung, und ich war damals noch ein recht lockerer Zeisig. Da begab es sich, daß man des damaligen Bürgermeisters, Herrn Gottlieb Schmidlein's 25jähriges Jubiläum feierte, aus welchem Grunde man ein großes Zweckessen veranstaltet, zu dem man so freundlich war mich einzuladen.

Da ging es denn hoch her, wurde sogar Champagner getrunken, echte Blume von Epernaie je drei Mann eine Flasche, die Flasche zu 3 fl. 30 kr. — Wie nun alles im besten Zuge war und ein Toast dem andern folgte, da — — Sr. Hochwürden der Herr Stadtpfarrer hatte soeben als Geistlicher auf alles Geistige getrunken, — da überkam mich plötzlich ein ängstliches Gefühl und — ich zog meine goldene Repetiruhr heraus, die immer 14 Tage geht, und die ich stets bei dergleichen festlichen Gelegenheiten trage. Richtig es hatte nur noch 5 Minuten auf 10 Uhr. Daher griff ich hastig nach Hut und Stock und sagte: Entschuldigen Sie verehrteste Anwesende, lassen Sie sich in Ihrem Vergnügen durchaus nicht stören; aber mein Hausschlüssel sperrt blos bis 10 Uhr. Ich habe die Ehre fernerhin einen recht vergnügten Abend zu wünschen und empfehle mich Ihnen allerseits zu geneigtestem Andenken." — „Ach was nicht gar!" — scholl es da von allen Seiten, „Sie werden doch nicht Herr Meyer! Einmal ist Keinmal! Bleiben Sie nur noch ein Viertelstündchen!" — und selbst seine Excellenz der Herr Regierungspräsident von Bücklingshausen nahm mich unter den Armen und sagte: „Bester Herr Meyer!" ja, bester Herr Meyer sagte er, das schöne Wort kann ich dem edlen Manne gar nie vergessen: „Also bester Herr Meyer bleiben Sie doch noch ein Viertelstündchen, ich werde sogleich einen Toast auf unser allgemeines Wohl ausbringen und dann werden wir der Reihe nach speciell auf das Wohl jedes Einzelnen trinken." So blieb ich denn noch ein hübsches Weilchen; man trank, man sang, man umarmte sich und machte Brüderschaft. Es war wirklich für jeden Biedermann rührend mit anzusehen, und ich saß ganz aufgelöst vor Seligkeit da und betrachtete mir wohlgefällig alle die freundlich schmunzelnden Gesichter. Da gab es mir plötzlich einen Stich durch das Herz, als ob ich das stärkste

Gift getrunken hätte. Und ſo war es auch. — Mein namenloſer Leichtſinn hatte nehmlich die Ruhe meines Gewiſſens vergiftet, das ſprach zu mir: „Meyer ſchäme dich zu nachtſchlafender Zeit im Weine zu ſchwelgen, während deine Gattin zu Hauſe in Verzweiflung um dein ungewiſſes Schickſal die Kiſſen ihres Bettes mit Thränen netzen wird.“ — Kaum hatte ich den Muth meine Uhr wieder herauszuziehen, und wie ich das Zifferblatt erblicke, denke ich der Schlag regieret mich, war es gerade 10 Minuten über 12 Uhr. Ohne ein Wort zu ſagen, ſtand ich diesmal auf, griff ſachte nach Hut und Stock und ſchlich mich unbemerkt von dannen. Draußen war es aber ſo eigenthümlich und unheimlich ſchwül und die Luft zuckte und flimmerte beſtändig, gerade wie es vor einem Erdbeben ſein ſoll. Ich glaubte auch etwas Schwefelgeruch zu vernehmen, und ich wollte es beſchwören, daß die Häuſer und der Boden entſchieden ſchwankten, denn ich konnte nicht ſicher gehen und vor dem fortwährenden Schaukeln wurde mir förmlich übel. Ich konnte mir dieſe Naturerſcheinung gar nie erklären, denn ich war ganz nüchtern, und ich begreife noch heute nicht, wie ſie außer mir kein anderer Menſch beobachtete. Aus dieſem Grunde wurde auch leider ein Bericht, den ich an die illuſtrirte Schwabenzeitung über dieſe Wahrnehmung ſchickte, abgewieſen. Guter Gott, dachte ich, wenn das die Strafe wäre für deine Ausſchweifung, wenn dich die Erde verſchlänge, du müßteſt vor den Richterſtuhl treten und dein Richter würde dich fragen: Meyer, wo haſt du deine Gattin gelaſſen, der du Treue gelobteſt in Freud und Leid? Wo haſt du ſie gelaſſen zur Zeit des furchtbaren Erdbebens? — — Ach Gott, da hätte ich alle Schuld auf Sr. Excellenz den Herrn Regierungspräſidenten wälzen müſſen, der mich nicht nach Hauſe gelaſſen, da hätte ich zum Kläger an dem edlen Manne werden müſſen, der mich doch am ſelbigen

Abende so huldvoll: „Mester Herr Meyer“ geheißen. Da wünschte ich lieber, ich wäre gar nie geboren worden und rannte in fieberhafter Aufregung meiner Wohnung zu. Die Häuser hatten mittlerweile ihre feste Stellung wieder eingenommen, und ich kam in dieser Hinsicht beruhigt aber schweißtriefend vor meinem Hause an. An keinem Fenster brannte ein Licht. Meine Christine war also doch zu Bette gegangen und schlief. Das war mir eben recht, so konnte ich doch bei der Examination wegen der Stunde meines Nachhausekommens am andern Morgen ein halbes Stündchen streichen. Richtig stellte ich auch meine Uhr, — ich glaube, ich habe es schon gesagt, daß es die goldene Repetiruhr war, die immer 14 Tage geht — ganze dreißig Minuten zurück, um mein Gewissen doch einigermaßen zu beruhigen; — wie gesagt ich war damals noch ein recht lockerer Zeisig! — Nun hatte ich aber neugesohlte Stiefeln an. Dazumal machte sie mir noch der Schuhmacher Regerle im Kartengäßlein, — ein sehr wackerer Mann das, — ich sagte ihm hundert Mals, sei'n Sie doch so freundlich und machen Sie mir den rechten Stiefel vorn an der großen Zehe etwas weiter, ich habe ein Hühnerauge daran, — allein es war immer vergeblich; deßhalb habe ich ihm meine Kundschaft entzogen und lasse jetzt beim Schuhmacher Kayserle auf dem Plattenmarkte arbeiten, den, ich nebenbei bemerkt, sehr empfehlen kann. Ich hatte also neugesohlte Stiefeln an und darin einen ziemlich schweren Tritt. Um meine liebe Christine nicht aufzuwecken, zog ich sie, nehmlich die neuen Stiefel, vorsichtig vor der Hausthüre herunter, steckte dann meinen Hausschlüssel leise in das Schlüsselloch und hatte meine heimliche Freude daran, wie ich ihn so lautlos herumdrahte und ganz geräuschlos eintrat. — Aber barmherziger Gott im Himmel, den Augenblick nachher vergesse ich nicht, es war der schrecklichste meines Lebens und Gott möge

Jeden gnädiglich vor einem thätlichen bewahren. — Ich war niemals furchtsam, damals am allerwenigsten, denn ich war noch aktiver Landwehrmann und Feldwebel bei der zweiten Schützenkompagnie, doch hier mußte auch der Beherzteste seine Fassung verlieren. Denken Sie sich nur, bei meinem Eintritte hörte ich ein unterdrücktes, regelmäßiges Geräusch, als wie wenn Jemand hobelte, kratzte oder sägte. Es war also zuverlässig ein Dieb im Hause. Was sollte ich anfangen. Lärmen machen wollte ich nicht. Ich hätte ja meine gute Christine aufgeweckt und sie obendrein noch furchtbar erschreckt. Ich blieb also stehen — unverrückt — regungslos. Das Geräusch dauerte indessen gleichmäßig, ununterbrochen fort. — Ein entschiedener Schritt war nothwendig. Gott! dachte ich, es heißt ja doch in einem alten Sprüchworte: Mit dem Hute in der Hand, kommt man durch das ganze Land, vielleicht bewährt es sich auch einem Diebe gegenüber. Ich zog ihn also herunter, meinen Hut nehmlich, und begann mit zitternder Stimme: Verzeihen Sie, entschuldigen Sie. Ist vielleicht Jemand da? Ich wollte weiter reden, doch augenblicklich verstummte das Geräusch, und ich vernahm deutlich, wie sich etwas leise hinwegschlich, als wie in großen Socken. Ein Dieb war es, das war klar bis zur Evidenz, aber es war ein muthloser, ein feiger Dieb. In einer plötzlichen Anwandlung von Entrüstung über die Frechheit eines solchen Einbruches, wollte ich dem Diebe zu Leibe gehen und hatte bereits meinen Stock geschwungen. Ich war zu jener Zeit ein sehr rüstiger Mann; wenn meine Frau ihr Wichsschmalz kaufte, — das Pfund kostete dazumal noch 16 Sr., so trug ich immer einen Kübel mit circa 25 Pfund zwei Stiegen hoch hinauf, ohne ein einziges Mal abzusetzen. Wir wohnten zu der Zeit noch im Herzgäßchen. Ich war also damals noch ungemein kräftig und mit einer so schrecklichen Waffe, wie mein Bambus-

rohr mit der elfenbeinernen Kugel, hätte ich den Uebelthäter bös zurichten können. Ach! lieber Gott, dachte ich, vielleicht iſt es ein junger, verführter Dieb oder gar ein zahlreicher Familienvater, den der Hunger für die Seinigen zu dieſem Schritte treibt. Sei großmüthig und ſchone ſeines Lebens. — Und ich ſenkte meine Waffe, mein beſſerer Genius hatte geſiegt. Aber, dachte ich jetzt wieder, wenn der Dieb ein heimtückiſcher Kalmücke wäre, wenn er eben jetzt, wo du edelmüthig ſeines Lebens ſchoneſt, mit gezücktem Dolche an dich heranſchliche, um dir damit deinen Lebensfaden zu durchſchneiden. Wirklich glaubte ich wieder ein leiſes Schleichen zu vernehmen. Gerade hinaus hätte ich ſchreien mögen vor namenloſen Entſetzen, der Gedanke an meine Frau hielt mich glücklicher Weiſe zurück. — Doch wenn die Noth am größten iſt, da iſt auch die Hilfe am nächſten. Mit Geiſtesgegenwart, mehr mechaniſch als mit Bewußtſein, griff ich blitzſchnell in meine hintere Rocktaſche, zog meine Schnupftabaksdoſe heraus, ſchüttete den Inhalt derſelben in meine hohle Hand und warf ihn mit der ganzen Kraft meines Armes nach der Richtung, in welcher ich das Geräuſch vernommen. Flog das Pulver dem Kerle in die Augen, ſo war ich gerettet ohne Blutvergießen. Mit drei gewaltigen, mir heute noch unbegreiflichen Sätzen benützte ich ſogleich den Erfolg meiner Kriegsliſt erreichte die Stiege, ſprang behend wie eine Katze hinauf und kam glücklich in meinem Schlafzimmer an. Die Thüre desſelben zu verriegeln und eine ſchwere eichene Komode davor zu ſchieben war das Werk eines Augenblicks. Mein erſter Gedanke war der meiner perſönlichen Sicherheit, mein zweiter der Gedanke an meine Frau. Wie durch ein Wunder hatte ſie das Rücken der Komode überhört; ſie lag ruhig im Nebenzimmer und ſchlief. Nun gab ich mir Rechenſchaft von dem was ich ſoeben erlebt hatte. Bei meinem ſtürmiſchen Vordringen zur Treppe

hatte ich wiederum deutlich eine ausweichende Bewegung vernommen, dabei war ich gestolpert und auf etwas Kaltes und Weiches getreten, das im Wege lag. — Was mußte das wohl gewesen sein? Hatte es vielleicht eine Spur hinterlassen an meinen weißen Strümpfen. Ich zog sie aus, zündete mein Nachtlicht an und untersuchte. Gerechter und barmherziger Gott im Himmel, was mußte ich sehen? — zwei mächtig große Blutflecken! Ein Mord war also im Hause geschehen, — ein blutiger Mord. Meine gute Christine war es, gottlob, nicht, nein, denn ich sah nochmals nach ihrem Bette hin, sie lag ruhig darin und schlief. — Ich war es auch nicht. — Also war es Babette, die gute, fleißige Dienstmagd, sonst schlief ja kein Mensch im Hause. Es war entsetzlich, erschütternd, haarsträubend, doch zu helfen war nicht mehr, sonst hätte sie gewiß ein Lebenszeichen von sich gegeben. Es galt also vor allen Dingen meine eigene Sicherheit und die meiner Gattin. Daher trug ich Alles was ich Schweres fand vor die Thüre und stellte mich dann entschlossen mit meinem Stocke dahinter. Jetzt kannte ich kein Mitleid, keine Schonung mehr, ich dürstete nach Rache. So mochte ich eine halbe Stunde gestanden haben, aber nicht das mindeste Geräusch ließ sich vernehmen. Ich war fieberhaft aufgeregt, mein Kopf brannte heftig, ich fühlte mich entsetzlich unwohl. Den Stock krampfhaft in der rechten Faust legte ich mich sammt den Kleidern auf mein Bette und schlief auch richtig vor Erschlaffung ein. Ich weiß nicht, wie lange ich geschlafen hatte, da hörte ich die Stimme des gemordeten Dienstmägdleins, die ängstlich nach ihrer Herrin rief. Ich wußte nicht, ob ich wachte oder träumte. Bald darauf hörte ich meine Gattin ins Zimmer treten und hörte, wie sie die Hände zusammenschlug und rief: „Ein Unglück! Die Thüre verrammelt! Mein Mann liegt regungslos in seinen Kleidern auf dem Bette und hat

ſeinen Stock in der Hand. Und Himmel, was ſehe ich, ein blutiger Strumpf neben ihm! Er iſt todt, er iſt ermordet! Wie fürchte ich mich! O, komme herein beſte Babette!" — Ich glaubte wirklich ich wäre todt, weil ich die umgebrachte Dienſtmagd ſprechen hörte. Ich erſchrak gewaltig, war wie gelähmt, konnte mich nicht rühren, kein Auge öffnen und die Zunge nicht bewegen. Draußen lamentirte aber auf's Neue die klägliche Stimme der Dienſtmagd: „Ja es iſt ein Unglück geſchehen, ein gräßliches Unglück! Denken Sie ſich nur Madame! Die Hausthüre hat die ganze Nacht offen geſtanden und ein Paar Stiefel ſtehen im Tennen, und was das Schrecklichſte iſt, denken Sie ſich — ich hörte ſie ganz entſetzlich ſchluchzen — denken Sie ſich nur, unſer Braten auf heute liegt angefreſſen mitten in der Hausflur und iſt über und über mit Schnupftabak beſtreut." Der Braten auf heute, das Wort gab mir wieder Leben. Der Braten, — rief ich und ſprang mit einem Satze aus dem Bette, indem ich meiner Frau um den Hals fiel, — freue dich! der Braten, dann hat es alles nichts zu bedeuten, und die verdammte Katze iſt Schuld an der ganzen Verwirrung. — Von dieſer Stunde an kam die Katze aus meinem Hauſe und ich warne hiemit Jedermann nachdrücklichſt vor einem ſo gefährlichen Hausgenoſſen. Auch bin ich ſeit jener Zeit nie mehr nach 10 Uhr nach Hauſe gekommen, und was ich Ihnen noch ſchließlich ſagen wollte, halten Sie doch in Ihrem Haushalten ſtets eine kleine Doſis Brauſepulver vorräthig, man weiß nicht, wie einem ein ähnlicher Schreck paſſirt und ſie glauben gar nicht, was einem da ein Löffelchen voll wohl thut.

Gedichte.

Wiederfinden.

Ich riß mich los von meinen Lieben,
Und über Fluren, über Matten
Hat es mich hin zu dir getrieben,
Du dunkler Forst mit deinen Schatten.

Euch dank' ich ja, ihr duft'gen Räume,
Dir heilig stiller Waldesfriede
Den seligsten der Jugendträume,
Den ersten Klang von meinem Liede. —

Und als den Baum ich aufgefunden,
Wo ich die Namen eingeschrieben,
Da waren sie dem Blick entschwunden,
Denn hoch hinauf hatt' er getrieben.

Ich sah nur noch die tiefen Narben
An den einst eingeschnitt'nen Rinden,
Mir war's, als ob die Namen starben,
Und ich die Gräber sollte finden. —

Am Himmel stieg ein schweres Wetter
Herauf, es rauschten ernst die Zweige,
Die Eidechs' raschelt durch die Blätter
Und heimwärts rief des Tages Neige.

Dr. Eberöberger.

Die ſchwarzen Vögel von St. Lorenz.

Wenn ſie der Thürme geröthete Spitzen
Lärmend umkreiſen, wie zornentbrannt,
Daß bis hinauf zu den Wolkenſitzen
Frevelnd ſich wagte des Menſchen Hand, —
Sind es wohl Grüße, ſind es wohl Klagen,
Die ſie am Morgen ſich bringend dar,
Wer von da unten vermag es zu ſagen,
Was dort beweget alltäglich die Schaar
Der ſchwarzen Vögel von St. Lorenz?

Träume, nur einmal geträumt im Leben,
Hielten umwunden des Knaben Haupt,
Wie ein Kranz von duftenden Reben
Grünend die friedliche Hütte umlaubt;
Doch Großmütterchen ſtund gewärtig,
Rief in die lieblichen Träume hinein:
„Wache, mein Kind, daß die Aufgabe fertig,
Tag iſt's geworden, hörſt du ſie ſchrei'n
Die ſchwarzen Vögel von St. Lorenz?“

Längſt ſchon ruht ſie im Grabe geborgen,
Statt der freundlichen alten Frau
Stehen am Bette die Tagesſorgen,
Wecken mich auf zur Stunde genau;
Eh' noch des Frührothes erſter Schimmer
Tauchet empor aus der Erde Schoos,
Mahnen mich von den Thürmen noch immer
Wohl an die Aufgabe mächtig und groß
Die ſchwarzen Vögel von St Lorenz.

Bringen wird einſt der glühende Morgen
Wiederum eines Tages Lauf,
Doch nicht Großmütterchen, doch nicht Sorgen
Wecken den müden Schläfer auf,
Nur ein Glöcklein läutet ihm dorten
Zu der letzten, ewigen Ruh':

„Iſt deine Aufgabe fertig geworden?“
Rufen von jenen Thürmen ihm zu
Die ſchwarzen Vögel von St. Lorenz.

Dr. Oberſberger.

Schwertlieder.

1.

Es hängt in dunkler Kammer
Ein altes Burſchenſchwert
An grober Eiſenklammer,
Die Klinge roſtverzehrt;
Doch der es einſt geſchwungen
Er nimmt es von der Wand
Noch oftmals luftdurchdrungen
Und prüft es in der Hand,
Und zählet dran die Scharten,
Und denkt an manchen Strauß,
An manchen blutig harten,
Den er gefochten aus,
Und hört er es durchſchneiden
Die Luft wie Flügelſchlag,
Steigt ihm aus alten Zeiten
Herauf manch' ſchöner Tag.

Die Kammer wird, die kleine,
Gar weit und licht zumal,
Von hellem Kerzenſcheine
Erleuchtet glänzt der Saal,
Und durch der frohen Brüder
Vielſtimmigen Geſang
Hört er begeiſtert wieder
Des alten Schlägers Klang. —
Da neigen ſich die Wände
Zu Aeſten grünbelaubt
Und reichen ſich die Hände

Hoch über seinem Haupt,
Und fern am Waldweg dunkelt
Der letzte Rest der Nacht,
Schon an den Wipfeln funkelt
Des Morgens gold'ne Pracht.

Wie frisch die Düfte wehen
Vom Waldmoos perlenreich —
Dort an der Eiche stehen
Drei Burschе ernst und bleich,
Sie nah'n — ein trotzig Grüßen,
Ein Flüstern bang und leis,
Auf kahlem Boden schließen
Die Paare schon den Kreis,
Und Stille wie im Grabe
Herrscht durch die Räume weit,
Kaum daß zur Morgengabe
Ein Blatt die Eiche streut.

Da tönt ein Ruf — es klirren
Die Schwerter lustig drauf,
Aus ihren Nestern schwirren
Die jungen Geier auf;
Das prasselt und das strahlet
Wie Blitz und Wetterschlag,
Bis dreifach sie bezahlet
Der Feind die freche Schmach.

Der aber in der Kammer
Er küßt, von Rost verzehrt,
Und hängt es an die Klammer,
Das alte Burschenschwert.

2.

Wenn Einer Haus und Heerd will richten,
Vergeß er nicht ein Plätzchen still,
Wohin ein Menschenherz kann flüchten,
Das eine Thräne weinen will.

Aus weißem Ahorn fein gezimmert
In dunkler Ecke ſteht ein Schrein,
Wenn dort durch die Gardine ſchimmert
Der Abendſonne letzter Schein,
Da öffnet die vergold'ten Thüren
Ein Mann mit bleichem Angeſicht,
Er mag es tief im Herzen ſpüren,
Was aus den Kummerzügen ſpricht. —

Ein kleines Schwert am Wehrgehänge
Ruht auf des Schreines ſchwarzer Wand,
Ein kleines Schwert von Spannenlänge
Erfaſſet bebend ſeine Hand,
Und wie zum Bild des Heilands ſchmachtend
Der Kranke blickt in ſeiner Noth,
So ſteht, des Schwertes Kreuz betrachtend,
Der bleiche Mann im Abendroth,
Und wie dem Uferrand die Welle
Liebkoſend ſendet Fluth um Fluth,
So netzet Kuß um Kuß die Stelle
Wo eine theure Hand geruht:
Die Hand, die — wie vom Nachtgeſtirne
Die Wolke jagt der Morgenwind —
Den Unmuth ſtrich von ſeiner Stirne,
Die kleine Hand von ſeinem Kind,
Die noch das Spielzeug hielt umſchlungen,
Bis ſich gelöſt der ſtarre Krampf,
Bis ſich die Seele losgerungen
Im letzten, ſchweren Todeskampf.

Da trug er hin zum Ahornſchreine
Den letzten Blick, den letzten Kuß
Von ſeinem Kind, das Schwert, das kleine,
Als letzten bittern Scheidegruß,
Und alle Schmerzen, alles Sehnen
Vertrauet er dem roſt'gen Stahl —
Die gelben Flecken ſind ja Thränen,
Und immer neu wird ihre Zahl.

Wenn Einer Haus und Heerd will richten,
Vergeß' er nicht ein Plätzchen ſtill,
Wohin ein Menſchenherz kann flüchten,
Das eine Thräne weinen will.

Dr. Oberdörfer.

Leben im Tod.

Allegorie.

In düſt'rem Sinnen weilte ich verſunken
Vor einer jungen Eiche, blitzgefällt,
Den Wipfel kahl von dem gewalt'gen Funken,
Verſengt die Rinde und den Stamm zerſchellt.
Wohl tauſend Knospen waren hoffnungstrunken
Rings an zerriſſ'nen Zweigen vorgeſchwellt, —
Ein Augenblick — und tauſendfältig Leben
Iſt der Vernichtung Graus anheim gegeben.

Als ich ſo ſtand, ich hatte Recht zu trauern
Und meine Thräne floß nach langer Zeit,
Doch nicht, um den Geſchied'nen zu bedauern —
Nein, um mich ſelbſt, von Erdenſtaub beſtreut.
Da ging durch das Geäſt ein bebend Schauern,
Als wäre es dem Schattenreich geweiht,
Und in den Zweigen ſcholl ein banges Klagen:
„Was ſind wir in des Todes Bann geſchlagen?“

Da war's ein göttlich Weib, hehr und gewaltig,
Das durch den Gräuel der Verwüſtung ging,
Sie ſtrahlt in Prachtgewändern purpurfaltig,
Der Locken Nacht ein Diadem umfing.
Aus ihrem Auge ſtrahlt es vielgeſtaltig,
Süß, glühend, und ein goldner Gürtelring
Schmiegt ſich um ihrer Lenden weiche Runde,
Sie aber ſpricht mit wohllautreichem Munde:

„Ich heiße Werde; von des Vaters Throne
Ging ich sein einzig, allgeliebtes Kind:
Den reichsten Diamant aus seiner Krone,
Er gab mir ihn zum Wiegenangebind.
Ich bin allüberall, in jeder Zone,
Allmächtig durch den Vater ist das Kind:
Des Wurmes Regung, wie des Sturmes Grollen
Ist stets allein aus meiner Hand gequollen."

Da sprach ich heftig mit verhalt'nem Grolle:
„Was nennst du dich allmächtig, hehre Frau?
Was frommts dem Leben, zuckt auf jeder Scholle
Statt Segen nur der Blitz aus heit'rem Blau;
Du prahlst dich: Werde? und das Schreckenvolle
Des Todes duldest du im Weltenbau?
Du sahst die Eiche noch vor wenig Stunden,
Warst du allmächtig nur, sie zu verwunden?

Sieh dort den Jüngling! Die gelenken Glieder,
Den Bau des Schädels, die gewölbte Brust:
Ein strahlend Auge, edelherzig, bieder,
Ein stolzer Gang, so männlich, selbstbewußt.
Die Lippen schau, den Born der deutschen Lieder,
Schau! und das Ganze so voll Lebenslust! —
Und hier: ein Sarg .., Der Jüngling eine Leiche!
Dies duldest du in deinem großen Reiche?

O du bist arm und prahlst mit eitlen Worten,
O du bist Bettlerin im Königsschmuck;
Du pochst nur an des Lebens goldne Pforten,
Um zu zermalmen mit des Todes Druck.
Du nennst dich Werde? — ich bin's inne worden,
Dein Prunken ist ein öder Gräberspuk,
Dein Werde schafft ein blühendschönes Leben,
Um es dem kalten Styx zu übergeben.

Hier unser Freund — wie wir ihn stets erfanden,
Hier unser Bruder, den man uns geraubt;
Ruf ihn uns aus des Todes erz'nen Banden,
Gebeut, daß sich sein Frühling neu belaubt!

Blick auf die Eltern dort in fernen Landen,
Die deiner Prophezeihung auch geglaubt!
Und düſter wandte ich mich von der Eiche —
Da traf mein Blick des Freundes blaſſe Leiche.

Doch wunderbar! mit ihrem Herrſcherſtabe
Mitleidig lächelnd, hold mir zugewandt,
Berührt die Eiche ſie und den im Grabe:
Wie, und quoll Leben aus der Göttin Hand?
Hellflammend zuckt es, feurig aus dem Stabe,
Und als mein Auge ſcheu ſich hingebannt,
Da ſchlug es auf in eine glüh'nde Lohe,
Und wieder winkt die königliche Hohe.

Eh' ich in der Beſtürzung mich gefunden,
Zog ob dem Rauch ein ſchöner Jüngling hin,
Um ſeine Schläfe war ein Kranz gewunden
Und lächelnd blickt er nach dem Freunde hin,
Nach oben winkend war er dann entſchwunden.
Nun deutet' ich des Bildes hohen Sinn:
Und als zur Eiche ſich die Blicke wandten,
War ſie in hundert Stämmchen neu entſtanden.

Es ging dies Bild in wenig Augenblicken
Wie Bitzesflammen durch die Bruſt mir hin:
Als ich die Leiche ſah zum Tode ſchmücken,
Als der Gedanke: „Grab" mich riß dahin.
Als ich die Hand erfaßt, um ſie zu drücken,
Als er geſtorben, während ich noch bin,
Nahm den Gedanken in des Liedes Rahmen
Und weihte ihn des Freundes trautem Namen.

Sanft ſchlumm're, Freund! die Liebe der Genoſſen
Sie bleibt dir in dem Jenſeits treulich nah,
Du haſt im Lenz dein Tagewerk beſchloſſen,
Des Winters Oede nicht dein Auge ſah.
Vom Kelch der Freude hatteſt du genoſſen,
Die Süſſe nur, nicht Hefe, ward dir ja.
Und wird die Erdenhülle auch verwehen,
Es wird dein Geiſt im Lichte auferſtehen.

Fr. Knapp.

Kleine Lieder.

1.

Das iſt die wahre Liebe,
Die keinen Dank begehrt,
Die nicht durch Gegenliebe
Verringert eignen Werth.

Die wahre Liebe duldet
Und huldigt und iſt ſtill,
Da ſelig durch ſich ſelber
Allein ſie werden will.

2.

Du Herz, ſo ſchön und werth es zu erfaſſen —
Du Herz, ſo gut um für dich zu entbrennen —
Warum ſo ſchön, und dennoch dich verlaſſen?
Warum ſo gut, und doch von dir ſich trennen? —

3.

Ich hab' dich geliebt, und du wußteſt es nicht;
Ich hab' dich geliebt, doch du glaubteſt es nicht;
Ich hab' dich geliebt, ach, du fühlteſt es nicht,
Indeſſen darüber das Herz mir faſt bricht.

Und daß ich dich liebte, nun fühl' ich es kaum,
Und daß ich dich liebte, nun glaub' ich es kaum.
Ja, daß ich dich liebte, nun weiß ich es kaum,
Fahr' wohl denn, du böſer, — du lieblicher Traum.

4.

Ich hab' von ihr geträumet
Selbſt mit der Wahrheit Gluth,
Wir ſaßen bei einander
Und waren uns ſo gut.

Doch ach, als ich erwachte,
Da ärgert' ich mich ſehr,
Denn die, von der ich träumte,
Ich liebe ſie nicht mehr.

5.

Vom Dichter weicht nicht Himmelsluſt,
Er trägt ſie in der eignen Bruſt.
Zürnt ihm die Liebe, zürnt das Glück,
Ihm bleibt darob kein Gram zurück.
Hat er ein Lied zu rechter Zeit,
So wird ſein Weh zur Seligkeit.

6.

Ein duftig Lied vergleiche ich der Roſe —
Der Eine pflückt's, daß er an's Herz ſie lege,
Dem Anderen dagegen, kalten Sinnes,
Blüht ſie umſonſt und unbemerkt am Wege.

Soll nun der Lieder Klang dich recht erfreuen,
Ein ſüß Empfinden ihren Sänger lohnen,
So muß in deines eignen Herzens Tiefe
Die liebevolle, ſchöne Seele wohnen.

Julius Merz.

In ein Stammbuch.

Du gabſt dies Blättchen mir, daß ich darauf dir ſage,
Welch einen Wunſch für dich ich in dem Herzen trage:
Des Glückes nicht zu viel und nicht zu viel der Leiden
Lehrt hoffen dich im Schmerz, lehrt ſchätzen dich die Freuden.
Die Stimme der Natur, die höre und erfahre,
Dann ſiehſt das Schöne ſchön und findeſt wahr das Wahre.
Trau nicht zu viel dem Wort von Freundinnen geſchrieben,
Denn ſelbſt die zärtlichſte iſt es nicht ſtets geblieben,

So hoff' auch nicht von mir, daß ich davon dir ſchreibe,
Wie ſehr ich Freund dir bin und daß ich's dir verbleibe:
Denn was zwei Seelen ſich einander ſind auf Erden,
Das kann geſchrieben nicht, — das muß erfahren werden.

Julius Mosen.

Dichterklage.

Und ſo trag' ich zu dir,
Gleichgeſtimmter, herbſtlicher Wald,
Deß nicht ſaftgrüner,
Goldverbrämter Hauptſchmuck
Hinſank fahl und dürr
In den Staub,
Zu dir, den treulos verließ, die
Verſtändnißinnig
Deinem Frühlingsjubel gelauſcht
Und erwidert ihn
Mit frohen Liedern, die beſchwingte,
Sangeskundige, muntre Schaar,
Zu dir trag ich Einſamer
Mein Leid.
Und wie jetzt durch die hohen,
Feierlich ſich neigenden Wipfel
Leiſer, ernſter Geſang haucht
Wehmuthsmild,
So ſtimmt auch meine Leier
Ein tiefer klagendes, weicheres,
Unvernommenes
Lied an.

Schweige, mein Klaglied,
O ſchweige den Namen der ſüßen Freundin,
Die ſich abgewandt
Taub meinem liederreichen Mund
Und ſtumm meinem ſehnſuchtsvollen,
Ach umſonſt

Nach Verſtändniß forſchendem Ohr,
Daß ſie es ahne zwar,
Doch wiſſe nicht,
Um ſie klage mein Saitenſpiel! —

O leidvoll Schickſal
Des Sängers der Zukunft,
Des allein unſterblichen,
Der, ew'ge Gedanken
Mit unvergänglichem Leib vermählend,
Hochſinnig
Tiefgefühlten Geſang
Unverſtanden
Von Halle zu Halle trägt,
Gleichgeachtet dem leiernden Bänkelſänger!

Ich fand und verlor
Die gleichgeſtimmte Seele,
Die mit meines Liedes Fittig
Kühn über Jahrtauſende weg
Zum Anfang flog
Und zum Ende der Dinge,
Und des Weltgeiſts Schreiten
Vernahm
Wie im leiſen Tritte des Zephyrs,
So im frommen Hauche des Genius.

Wärſt du mit blondem Knabenhaupt
Begegnet meinen Jünglingsjahren,
Du weiland Sängerfreundin,
Nimmer mißte ich jetzt
Dein für Wohllaut empfängliches Ohr,
Noch du des nun faſt gereiften Mannes
Raſch wachſende Weisheit.
Aber das ſchüchterne Mädchen
Verſcheuchten
Alltägliche Zungen,
Denen jeder reinſte Gleichklang der Seelen
Gilt als künftiger Ehebund.

O leidvolleres Schickſal
Des einmal verſtandenen,
Dennoch verſchmähten Sängers,
Ja unerträgliches Loos,
Wäre nicht groß genug und tief das Weh',
Um im milden Klaglied
Süße Verklärung zu finden!

Ich könnte ſtolz ſein und kalt,
Ich will es nicht;
Ich könnte rühmen,
Daß einheimiſch und ebenbürtig
Mein Geiſt ſich fühlt
Im Kreiſe derer, die den Völkern
Vorſangen zeitloſe Weiſen;
Ich könnte prahlen,
Daß ſelbſt deine Flucht
Unſterblichkeit dir einbringt,
Da ſie in Leid geſenkt
Eine Sängerbruſt, die weiche Klage
Aushaucht in beſtandmächtigem Wohlklang:
Schmerz kennt nicht ſtolzen Sinn,
Ich klage nur.

Ich klag' um mich,
Nicht ſcheuend das Bekenntniß,
Daß deinen Verluſt
Als ſchmerzliche Lücke ich fühle.
Ich klag' um dich;
Denn daß du einſt
Eines allumfaſſenden Geiſtes Jugendfeier
Andächtig liebevoll getheilt:
Der Segen bringt dir nun den Fluch,
Daß keines Andern
Seichte, ſchwächliche Rede
Die Seele dir ausfüllt je.

Und ſo fahre denn wohl!
Noch biet' ich dieſen Troſt:
Ich klag' um dich,

So lang mein Fuß hienieden wallt,
Und ſo lang ich klage,
Steht offen mein Gemüth
Der heimkehrenden Freundin
Als harrende Stätte des Willkomms.

Ludwig Palmen.

Heſtia.

Hoch im Gebirg, wie Götter ſonſt,
Ruht' ich auf weichem Blumenpolſter,
Und was den Sinn ſtürmiſch ergriffen einſt,
Weggehaucht von warmem Aether ſank
Es nebelſchwer hinab ins Thal.

Zogſt du heran im Nachtgewölk
Feuergott auf des Blitzes Schwinge,
Zu beugen uralten Titanentrotz
Stolzer Berge mit dem Flammenwurf: —
Frei ſah entgegen dir mein Blick.

Die Tanne faßteſt du, wild taumelnd brach
Sie von der Wand, daß laut der Waldſtrom jauchzte
Von Berg zu Berg, und ach! es fand nicht mehr
Den langgewohnten Horſt der Aar; du aber lächelnd
Im Zorn ſpannteſt farbenbunt den Bogen,
Wenn unten noch im Dunkel lag der Abgrund.

Schlummernd in Schnee begraben träumt
Edelweiß jetzt und Alpenroſe
Von Frühlingsluft, während am Fenſter mir
Glitzert hell von Eis der Blüthenſchmuck
Und rauh die Saaten ſtreut der Sturm.

Aber nicht einſam ſchwindet mir
Hin der Tag, freudenlos, die Liebe
Entfacht am Heerd traulicher Flamme Gluth,

Du verklärſt des Hauſes Frieden und
Gedenkſt der Wolkenbahn nicht mehr.

Nun biſt du heiliger mir, ſeit willig du
Dich fügeſt der Liebe Dienſt und glanzhell ſegneſt
Ihr Glück, ein Gott, der oft verkannt und ſtill
Des Lebens Seele glüht im Weltall; — doch du loderſt,
Du ſteigſt himmelan, des Himmels Bürger,
Und ziehſt empor im leichten Schwung die Sehnſucht.

Sei aus reinem Becher dir
Dargebracht fromm die ernſte Spende
Wie einſt, wo noch göttlicher Hoffnung voll
An den Heerd zum frohen Opfermahl
Die Seinen rief der graue Ahn.

Hektor erhob die Schale auch,
Von Wehmuth feucht den Blick; er kannte
Des Hauſes Fluch, aber er trug den Schild
Treu der Vaterſtadt im Wechſelloos
Und fiel der trauten Heimath Hort.

Doch gerne nennt der Mann ihn vor dem Heerd
Im Vaterhaus, es blickt die Gattin ſinnend
Empor zu ihm und freut des Starken ſich.
In Schweigen ſinkt er und gedenkt voll Ernſt der Helden,
Die gleich ſeinen Brüdern hoch am Himmel,
Vom Staube nicht berührt, den lichten Pfad ziehn.

Adolph Pichler.

Der Mutter Troſt.

Der Thränen reicher Quell, er floß vergebens,
Mein armes Kind, es rettete kein Flehn,
Entſtellt hab' ich ſein Angeſicht geſehn
Vom Kampfe um den Augenblick des Lebens.

Und als den Tod am Ziele seines Strebens
Ich grinsend sah am kleinen Bettlein steh'n,
Das Kind umhaucht von seinem eis'gen Wehn.
Fühlt' ich das Weh des innersten Erbebens.

Da plötzlich war's, als ob ein Himmelsstrahl
Sich auf des Kindleins bleichem Antlitz wiegte,
Verschwunden war der Ausdruck seiner Qual.

Ein friedlich Lächeln ruhte drauf, da schmiegte
Der Trost sich mir ans Herz zum Drittenmal:
Daß Himmelsluft der Erde Schmerz besiegte.

J. Priem.

Arabella.

(Romanze.)

Zaubernacht in Altcastilien,
Süß durchwürzt von Blüthendüften,
Wo die Lorbeerzweige schaukeln
Auf den Fluthen des Duero; —

Jener Mann im schwarzen Mantel
Mit dem schmerzdurchfurchten Antlitz,
Der dort, sinnend, finstren Blickes
An des Flusses Ufern wandelt,

Hat kein Auge für die Reize
Die so üppig dich umgürten,
Lauscht nicht auf die Zaubertöne
Deiner Sänger in den Hainen.

Mit des Wahnsinns starrem Blicke
Schaut hinab er in die Fluthen,
Und ein tiefer Seufzer mischt sich
In den Sang der Nachtigallen.

Arabella, Wunderblume
Aus dem Garten von Cordova,

Soll am Anblick deiner Reize
Nimmermehr mein Herz gesunden?

Soll in Dämmernacht mein Auge
Bleiben, und der Strahl des Lichtes
Nicht den goldnen Tag mir künden,
Der aus deinen Blicken leuchtet?

Nun, so soll auch nicht der fahle
Blasse Schein der Erdensonne
Mit dem falschen Licht mich blenden,
Das der Menschen Troß vergöttert.

Ew'ge Nacht soll mich umgeben!
Nehmt mich auf, ihr kühlen Fluthen.
Löscht das matte Licht der Augen
Und die heiße Gluth im Busen.

Und er richtet sich zum Sprunge.
Plötzlich faßt ihn an dem Kleide
Rücklings eine Hand, — es donnert
Ihm ins Ohr: Halt da! Sennore,

Euer Weg ist auch der meine,
Laßt uns doch zusammen gehen
Nach dem ungewissen Ziele!
In Gesellschaft geht sich's besser.

Doch die Worte, sie verhallen
Ungehört vor seinem Ohre.
Arabella! Arabella!
In dem Laut liegt seine Seele.

Und der Laut, der schmerzensvolle,
Ringt sich nur aus seinem Munde,
Weithin durch die Nacht erschallt es
Arabella! Arabella!

Und noch fester packt der Fremde
Krampfhaft ihn am schwarzen Mantel;

Ja, der Name, der unſel'ge
Iſt's, der in die Fluth mich treibet.

Arabella von Cordova!
Hätt' ich niemals dich geſehen!
Wäre niemals deiner Stimme
Zauber an mein Ohr gedrungen!"

„Ha! So wühlt in eurem Buſen
Gleiche Qual? und gleiches Sehnen
Läßt euch eures Schmerzes Lethe
In des Stromes Fluthen ſuchen?

Habt auch ihr der Mandoline
Saiten laut ertönen laſſen
An dem ſteinernen Balkone,
Steinern wie ihr Herz, das kalte?

Habt auch ihr umſonſt geflehet
Nächtelang, es zu erweichen?
O ſo kommt, mein Schmerzgenoſſe,
Kommt, die Fluth ſie iſt barmherzig!"

„Ich umſonſt? O wär's geweſen!
Uebervoll hat ſie den Becher
Ihrer G..nſt mir dargeboten
Und mein Weib iſt ſie geworden."

„Euer Weib? Ha!" Nach dem Dolche
Zuckt die Hand des Eiferſücht'gen —
„Laßt! O laßt!" ſo ſprach der Andre,
„Eben deshalb ſuch' ich Ruhe.

Ew'ge Ruhe vor den Stürmen
Die mein ſtilles Haus durchtoben,
Seit die Blume von Cordova
Dort als Herrin eingezogen!" —

Als der neue Morgen graute
Saß im Söller der Poſada

An den Ufern des Duero
Noch ein fröhlich Paar beiſammen.

Nicht der brauſende Duero
War der Lethe ihrer Qualen:
In dem Wein von Alicante
Liegt der Beiden Schmerz begraben.

J. Priem.

Wirkung und Gegenwirkung.

An einem ſchönen Tag im Lenz
Wollt' in die nahe Reſidenz
Der Herr Baron von X. zum Feſte.
Im Gallafrack, mit goldgeſtickter Weſte
Saß er bereits im Phaeton
Und Jakob auf des Bockes Thron.
Da ſprach der Herr Baron: „Am Horizont
Seh' ich zwei kleine Silberwölkchen treiben;
Der Morgen iſt famos, doch möglich wär's
Daß wir trotzdem nicht ohne Regen bleiben.
Verdorben wär' mir dann das ganze Feſt;
Mein altes Mittel gilts: Probatum est!
Wir haben auf den Regenſchirm vergeſſen;
Hol' ihn herbei, ich halte unterdeſſen
Der Pferde Zügel." — Jakob thut ſofort
Als flinker Diener nach des Herren Wort. —
Nun geht es weiter in den ſchönen Morgen,
Und ganz behaglich, ohne weit're Sorgen
Sieht der Baron dem Spiel der Wölkchen zu
Und denkt, ihr laßt uns heute wohl in Ruh;
Mich ſchützt mein Talisman auf allen Pfaden,
Die ſchwerſte Wolke kann ſich nicht entladen,
Iſt meine Hand mit dieſem Schirm bewehrt,
Drum hab' ich ihn auch ſtets gar hoch geehrt.
Nicht brauch' ich ihn zum Schutze aufzuſpannen,
Sein Anblick treibt die Wetter ſchon von dannen.

Dagegen hab' ich öfter ſchon erkannt,
Daß ein gewiſſes Kleidungsſtück, — nicht gerne
Wird es in feinen Cirkeln deutſch genannt —
Die Wetter anzieht aus der weitſten Ferne,
Obgleich es in der Unſchuld Farbe prangt; —
Heut' iſt's ſein Einfluß nicht, vor dem mir bangt,
Denn, wohlverwahrt, hängt es daheim im Schranke
Und das iſt mir ein tröſtlicher Gedanke. —
(Zum Letztenmale hat es mich geneckt
Und die Erkenntniß ſeiner Schuld geweckt,
Als in der alten Norisſtadt ich weilte
Und nach dem ſchönen Dutzendteiche eilte,
Wohin der literariſche Verein
Zu einer Landpartie geladen ein.
Auf etwas Waſſer war ich wohl gefaßt,
Selbſt auf gelinde Regengüſſe,
Doch nicht auf Bäche, — nicht auf Flüſſe, —
Man ſagt, es ſei ſchon öfter vorgekommen,
Daß der Verein beinah davon geſchwommen;
Und ſiehe da, was war der Grund des Uebels?
Ich trug, o Graus, weiße Inexpressibles!)
Indeß der Herr Baron ſo mit ſich ſprach,
Erhob am heit'ren Himmel allgemach
Ein Wolkenheer ſich und der Winde Spiel
Ward bald dem Leichtgekleideten zu viel.
Herr Jakob meinte: „Ew. Gnaden, heute
Stört uns ein Wetter in der ſchönſten Freude.“
„Verzage nicht und glaube an mein Mittel,“
Sprach tröſtend der Baron, „es iſt probat!“
„Ach, lieber wäre mir mein alter Kittel,
Als in dem Wetterſturm mein Flitterſtaat,“
So klagte fort mit ſteigender Emphaſe
Der arme Jakob, als auf ſeine Naſe
Ein Tropfen fiel, mit dem das Wetter anfing,
Und der nur tauſend anderen voranging.
Bald mußten vor der ſtarken Regenfluth
Sie Schutz in einem Bauernhofe ſuchen;
Durchnäßt bis auf die Haut in offener Kaleſche
Verlangte der Baron nach trock'ner Wäſche

Und ungeſtüm, nicht ohne etwas Fluchen
Riß er den Koffer auf, — wer ſchildert ſeine Wuth —
Gleichwie in einem Sarg die weißen Roſen
Erblickt in ihm er ſeine — weißen Hoſen.
„Ha, Jakob," ſchrie er, „wer mir das gethan,
Soll meines Zornes ganze Wucht erkennen!"
„Ach, gnäd'ger Herr, ich will es gern bekennen,"
So ſtammelt Jakob, „ich bin Schuld daran;
Ich dachte, es wird heiß und" — — „Schweig du Thor!"
Sprach der Baron und nahm ihn ſanft beim Ohr:
„Ich ſchickte wahrlich dich noch heut' zum Teufel,
Hätt' deine Dummheit nicht verſcheucht die Zweifel,
Daß ſich mein Talisman nicht ferner ſollt' erproben:
Mein Glaube an den Schirm er war kein leerer Wahn,
Es hat nur eine Kraft die andre aufgehoben!" —

J. Priem.

Weikert im Elyſium

am 14. Juni 1857. *)

„Geih', Wolf'l, ſteih' doch af! häi'rſt' niet die Büg'l finga?
Dös koſt't a grauſa Hitz, dih aß dein Bett raus z'bringa;
Gutz' ner a bißla miet zon Himm'lsfenſter naus.
Wos möiß'n ſ' denn wuhl drunt in unſern Nörnberg hoh'n?
I ſiech' a Bünd'l Leut' ſcho laf'n umma Grob'n,
Sie zöig'n ſchoar'nweis dort aff'n Roches naus."

Su weckt der Grüb'l heunt in Weikert af in Himm'l;
Doch der ſagt; Laßt mi aus mit euern Weltgetümm'l!
Dau is halt heunt a Leicht; in Nörnberg laf'n ſ' glei. —
Na, ſagt der Grüb'l, na! i ſiech' kan Leich'nwog'n;
Wuhl Herr'n mit ſchwarzi Fräck', doch ſiech' i a nix trog'n.
Dös mouß wahrhafti halt wos ganz Beſunders ſei.

*) Bei Gelegenheit der Feier an dem Grabe des Nürnberger Volksdichters Joh. Wolfg. Weikert, welches am 14. Juni 1857, dem Geburtstage desſelben, mit einem Epitaphium geſchmückt wurde.

Neugieri ſenn ſ' doch g'wöſt, drum genga ſ' naf die Stöig'n;
Dau thout der Grüb'l glei a Perſpektiv rauszöig'n
Und ſchaut zon Gutzluch naus, grod aff'n Roches hie:
„O löiber Gott, döi Leut', döi um dei Grob rum ſtenna!
Begrob'n wörd dau Kans, ſunſt möißt'n doch Ah ſtenna:
Horch' ner döi Prachtmuſik! döi ſchöina Melodie!"

„„Mei Grob; dau wüßt' i niet, wos ſ' öiz ba den no woll'n;
Es lieg'n ſcho aff mir ſechs Monat lang die Scholl'n.
Vielleicht a gouter Freund denkt manchmoal no on mi,
Und über meini Verſch' thout eppet Aner lach'n, —
Daumiet wörd's baſta ſei; öiz hob'n ſ' andri Sach'n
In Kupf: — die Eiſ'nboh, und Dampf und Induſtrie.““

„So häier' ner den G'ſang: „O Iſis und Oſiris",
Von unſern Mozart, — ja, in all'n Gliedern g'ſpür' i's,
Dös gilt ner dir! Und öiz, öiz hält mer ah a Ried;
Wöi mäuslaöſtill! i kon a jedes Wurt gout häiern: —
Ja, unſer Weikert, haßt's, den möiß'n mer vereih'rn!
Gelt, öiza glabſt's halt doch, daß ſ' di vergeſſ'n niet?

Und öiz, wos ſiech' i no? Schau' her und thou' di freua,
Wöi ſ' dei Gedächtniß heunt in Nörnberg ſchöi berneua, —
An Epitaphium, dös ſetz'n ſ' der zou Eih'rn,
Und grod ſu ans wöi mir; dau konſt' doch wuhl derkenna,
Daß ſ' dih, ſu gout wöi mih, an echt'n Dichter nenna,
Daß unſern Nörnberg mir für alli Zeit ohg'häiern." —

Der Weikert ſagt ka Wurt, — er war ja immer b'ſcheid'n;
In Himm'l greint mer niet, ſunſt greinet' er vur Freud'n;
Er git in Grüb'l d' Händ und mahnt halt in ſein Sinn:
On ſu wos häit' i wuhl nit denkt in ganz'n Löb'n, —
A ſu an Eih'r für mei bißla Dichterſtröb'n!
Oeiz glab' i's eirſt, daß i a Dichter wor und bin!

Dau ſteiht an alter Moh aff ahmoal hinter ihna,
Mit langa, weiß'n Boart, goar freundli is ſei Miena,
Der ſagt: „Sei mir gegrüßt, du echter Muſenſohn!

Der Geiſt der Poeſie hat friſch in dir gewaltet
Und manches wahre Bild, dem Leben treu, geſtaltet:
Nimm auch vom alten Sachs den Bruderkuß zum Lohn!"

J. Priem.

Der alte Gärtner.

Es zittern markloſ ſeine Beine,
Sein Haupt bedeckt ein Silberflaum,
Doch mit dem frühſten Morgenſcheine
Pflanzt er mit Emſigkeit den Baum.

Er ſieht ihn ſicher nicht mehr blühen,
Iſt längſt dahin, wenn er gedeiht;
Was iſt das für ein ſeltſam Mühen
Für fremdes Glück, für ſpäte Zeit?

Er ſchaut Verliebte unter Scherzen,
Berauſcht von ſüßem Blüthenduft,
Sich unter ſeinem Baume herzen,
Wenn er vermodert in der Gruft.

Wenn ſeine Pulſe nicht mehr ſchlagen,
Der Durſtige Erquickung ſucht,
Indem er ſchlürft mit Wohlbehagen
Den ſüßen Saft aus reifer Frucht.

Und welkt der Baum und geht's ans Sterben:
Ein neu Geſchlecht in Blüthen ſteht,
Von Erben mehrt es ſich zu Erben
Iſt auch von ihm der Staub verweht.

E. Manzoni.

Landsknechtslied.

Was Luther und Papſt, was Kaiſer und Reich?
Ein geharniſchter Streit, ein pfiffiger Streich,
Auf ſchäumendem Roß eine brauſende Jagd,
Im eiſernen Arm eine ſträubende Magd.
Was luſtig der klappernde Würfel gewann,
Verjohlt und verthan mit dem wackern Kumpan,
Die goldene Fluth für den durſtigen Schlund,
Ein heiteres Sterben in lärmender Stund:

So brauſ' ich im Sturme durchs Leben dahin,
Mir irret die Furcht nicht den trotzigen Sinn.
Was einer gewagt, das hab' ich gethan,
Ich klimme die ſteilſte Mauer hinan,
Ich trinke den ſtärkſten Mann in den Sand,
Bin gekannt und gefürchtet in manchem Land
Und halte nicht an und mache nicht Raſt
Bis der Tod mich mit knochigen Armen gefaßt.

E. Kanzoni.

Genuß in der That.

„Wenn einer nicht gut ſchwimmen kann,
Bleib' er vom Waſſer ferne.
Man ſieht's der glatten Fluth nicht an,
Vertrauen täuſcht ſie gerne.

Wer nicht ſehr feſt im Sattel ſitzt,
Der gehe durch die Lande;
Der Renner ſtutzt, die Ohren ſpitzt,
Der Reiter liegt im Sande.

An blanke Waffen rühre nicht,
Weißt du ſie nicht zu faſſen;

Die Kugel bohrt, der Degen ſticht,
Damit iſt nicht zu ſpaßen!“ —

So warnt ihr. Doch es lockt die Fluth
Zu ſehr mit ihrer Kühle,
Man flüchtet vor der Sonne Gluth,
Man birgt ſich vor der Schwüle.

Der flinke Renner reizt ſo ſehr,
Man ſchwingt ſich auf den Rücken,
Man gibt den Sporn und denkt nicht mehr:
Wird's brechen oder glücken?

Die Waffe in des Mannes Hand
Sein Schmuck iſt's, ſeine Ehre.
Für alles Geld, für alles Land
Läßt er nicht von der Wehre.

Nicht jagen lernt man ohne Schuß,
Nicht ſchwimmen in dem Sande,
Und Roſſe lenken nicht zu Fuß,
So iſt's in jedem Lande.

Die Müh' iſt klein, der Lohn iſt groß,
Drum laß dich's nicht verdrießen:
Das Leben heißt nicht athmen blos,
Das Leben heißt genießen.

E. Ranzoni.

Mein erſter Ring.

Als ich 'nen Fingerring
Zum erſtenmal erhielt,
Hab' mit dem goldnen Ding
Ich wie ein Kind geſpielt.

Ich war ſo überreich,
Ließ ihn nicht von der Hand,

Es ſtimmte mich ſo weich
Das liebe Freundſchaftspfand.

Seitdem iſt's lange her,
Der Ring blieb nicht allein, —
Doch hat mich keiner mehr
Wie er erfreut ſo rein.

Ella Roſe.

Blümlein im Herbſt.

Blümlein auf dem Feld,
Stehſt du ſo einſam da,
Frierend faſt vor Kält',
Winter iſt ſo nah.

Deine Schweſterlein
Starben allzumal.
Biſt nun ganz allein
Von der großen Zahl.

Blickſt ſo traurig drein,
Denkſt der Sommerfreud,
An den Sonnenſchein
Und dein jetzig Leid.

Blümlein, 's folget bald,
Darum traure nicht,
Auf den Winter kalt
Wieder Frühlingslicht.

Ella Roſe.

König Laurin.

Aus dem Roſengarten. Ein Wintermärchen.

1.

In ferner Zeit, — nur frommer Sage
Sind es noch unvergeſſ'ne Tage,
Auch iſt ſchon dieſe faſt verſchollen —
Die Fluren lagen öd im Rund,
Kein Saatfeld trug der Erde Grund,
Kein Pflug durchwühlte ihre Schollen,
Von hoher Alm kein Glockenklang,
Kein Schütz auf Wänden ſchroff und kahl,
Recht wie ein Träumer lenkt den Gang
Der Waldbach durch das krumme Thal: —
Da lebt ein Völkchen hier, ein kleines,
Beſtellt als Hüter des Geſteines,
Das launiſch gut und böſ' ſich erweiſt
Und euch das Volk der Zwerge heißt.
Laurin, ſo war ihr König genannt,
Ob ſeiner Schätze weit bekannt:
Die Menſchen ſelbſt fern über den Bergen
Sie wußten von den reichen Zwergen.
Den König trieb ein Frevelmuth,
Zu ihnen über das Joch zu ſteigen:
Eine Jungfrau ward von da ſein eigen,
Hat ſie entführt durch Zaubermacht,
Als Herrin ſie hieher gebracht.
Die Schweſter Dietliebs, genannt des ſchnellen,
Das mußt' ihm ſeine Luſt vergällen.
Der König führt ſein holdes Bräutchen
Ins Schloß, das tief im Berge lag;
Das war ein freudenreicher Tag,
Ein Jubel bei den kleinen Leutchen!
Wohl war der König hochgemuth;
Doch ach! das Glück, das ihn verklärte,
Nur wenig kurze Tage währte:
Es half ihm nichts ſein reiches Gut.
Wie er die Jungfrau pflegte gleich,
Sie ward an ſeiner Seite bleich,

Ihr trübes Aug von Jammer ſagte,
Wenn auch der blaſſe Mund nicht klagte.
Der arme König hat nicht Raſt,
Er ſorgte für den theuren Gaſt
Wie die Mutter für ihr krankes Kleines:
Demanten groß und lichten Scheines
Gab täglich er zum Angebinde,
Daß ſie die Locken reich umwinde;
Doch Alles konnte Luſt und Leben
Dem ſchönen Kinde nimmer geben.

Da ward das Herz des Königs Nacht;
Er ſtieg hinab in tiefſten Schacht,
Dort wo kein Abend und kein Morgen;
Drei Tage blieb er dort verborgen,
Und Niemand hat ihn aufgefunden.
Am vierten kehrt er uns zurück,
Da ſahen wir aus ſeinem Blick
Die Nacht des Grames ganz verſchwunden.
Da ließ er alle Hörner ſchallen,
Das klang durch alle Berge aus,
Als wohlbekanntes Zeichen Allen,
Zu ziehen nach des Königs Haus.
Da ward es lebendig in Höhlen und Spalten,
Es kamen die Jungen, es kamen die Alten,
Im Feſttagsſchmuck mit ihren Waffen,
Dem Hammer, dem Meißel, womit ſie ſchaffen.
Sie alle fanden Platz zumal
Vereint in ihres Königs Saal,
Der tief war in den Fels gehauen,
Von Erzen funkelnd anzuſchauen:
Es ſtrahlten leuchtende Karfunkel
Wie Sonnenſchein ihr Licht ins Dunkel.

Der König führt ſie alle an,
Sein Haupthaar ſtolz im Winde wallte.
Da war der lange Zug zu ſchaun
Als ob aus tiefer Höhle Graun
Ein ſtolzer Bergſtrom niederwallte.

Da ſich der Haufe gelagert hat,
Der König in die Mitte trat,
Und als die Reihen ſich geſchloſſen,
Da ſprach er: „Wackre Schlachtgenoſſen!
Ihr ſaht, wie eure Herrin weint,
Wie eine Lilie bleich erſcheint;
Doch ihr zu helfen iſt mir Pflicht,
Und ihr zu helfen zag ich nicht,
Wie mich der Preis auch theuer dünkt.
Ihr kennt den alten Spruch, der ſpricht:
So lang die Mutter Erde nicht
Die Tropfen eures Blutes trinkt,
So lang ſollt ihr unſterblich ſein.
Doch wer nur einen Tropfen Blutes
Ihr wieder gibt voll Frevelmuthes,
Der büßt ſein höchſtes Vorrecht ein.
Doch aus den rothen Tropfen ſoll
Sich eine Roſe wundervoll
Entfalten, verbreiten, weithin blühen,
So weit der Alpen Gipfel glühen;
Vom Thal bis an die höchſten Scharten
Sei alles nur ein Roſengarten.
Und Liebe ſei in ihren Sproſſen,
In ihren Kelchen heiß verſchloſſen,
Und Liebe ſoll auch wider Willen
Ein jedes Herz mit Luſt erfüllen:
Wo ſich die Blume mag erheben
Sei Leben Luſt und Liebe Leben."

Den Blick geſenkt der König ſteht.
Durch die erſtaunten Reihen geht
Die bange Frage tauſendtönig:
„Was ſoll der Spruch, was will der König?"
Doch lächelnd ſanft ſpricht jener weiter:
„Dies Loos, das auch das meine war,
Ich bring es frei der Jungfrau dar,
Wird nur ihr Auge wieder heiter.
Drum rief des Hornes Klang euch her,
Daß euer König euch erzähle,

Wie für Unſterblichkeit nunmehr
Das Loos des Todes er ſich wähle.
Er opfert ſich der Liebe hin,
Ob es nun Wahrheit, ob Bethörung!
Drum ſtellt im Kreiſe euch um ihn,
Damit ihr ſprechet die Beſchwörung."

Da läuft ein Aufruhr durch die Reihen,
Da ſcheint die Menge, erſt ſo ſtill,
Empörten Meeres Fluth zu ſein;
Sie wiſſen, was ihr König will.
Doch wie ſie auch ihn warnen treu,
Er hält an ſeinem Sinne frei,
Er reißt ſie fort mit ernſtem Blick
Und ſtreift vom Arm das Kleid zurück.
Doch trauernd aus des Volkes Chor
Rauſcht mächtig der Geſang empor:
„Nimm Erde hin des Gnomen Blut!
Er opfert dir's mit freiem Muth,
Und nimm mit ihm des Gnomen Leben,
Nimm es zurück, wie du's gegeben.
Nimm hin die reinſte Lebenskraft,
Daß ſie in dir das Höchſte ſchafft,
Und für den Schatz, den wir dir bieten,
Gib uns die Blüthe deiner Blüthen!
Sie möge blühn und ihre Zweige
Feſt wurzeln in das Alpenreich,
Daß von den höchſten Kuppen gleich
Sich eine Blüthenkrone neige,
Und wer ſie pflückt, dem werde klar
Dein tiefgeheimnißvolles Walten:
In Liedern reich und wunderbar
Mag er's, wie er es fühlt, geſtalten.
Das ganze Thal ſei Roſengluth,
Als ob die Alpengipfel glühten:
Nimm Erde hin des Gnomen Blut
Und gib die Blüthe deiner Blüthen!"

Mit goldnem Griffel ritzet dann
Der König ſich den weißen Arm,

Daß langſam auf die Erde rann
Das Blut in Tropfen roth und warm.
Es netzt den Boden, und der Grund
Einſaugt er's mit begier'gem Mund.
Da ſtarrte jedes Auge bang
Den König an, der ruhig ſtand,
Da preßte feſt ſo manche Hand
Die Bruſt, die heiß nach Athem rang.
Kein Auge ſah man ſich bewegen,
Man hörte keinen Laut ſich regen.
Doch ſieh! aus ſchwarzem Grund hervor
Ein grünes Knöspchen dringt empor,
Als ob es ringsum blickend ſacht
Sich ſcheu zu kommen noch bedacht.
Doch wie's in freien Lüften ſtand,
Da hat's von ihrem Glanz umfloſſen
Zwei zarte Blättchen ſchnell erſchloſſen,
Da ließ ſein volles, reiches Leben
Es mälig ſich nach oben heben.
Da grünten Blätter, Zweige ſtiegen,
Daran ſich neue Blätter wiegen.
Da ſtand ein Strauch von Licht umfloſſen,
Aus welchem tauſend Knospen ſproſſen;
Die brachen auf und purpurn glühte
Wie Morgenroth die erſte Blüthe,
Und tauſend Blüthen folgten nach.
Da ward ein neues Leben wach;
In Thalesgrund, auf Bergeshöh'n
Sah Knospe man und Strauch erſteh'n,
Sah Blätter man und Blüthen leuchten,
So weit die alten Berge reichten;
Selbſt wo die Wände am höchſten ſtarrten
Ward alles Land ein Roſengarten.
Doch wo der König war geſtanden,
Die ſchönſten Blüthen da ſich fanden,
Die Dolden hoch auf ſchwankem Stamme
Und jede Blüthe eine Flamme.
Der König ſah's, der König eilte
Dahin, wo hold Similde weilte:

Wie alle Wände ſtrahlend funkeln,
Ihr Auge ſah allein man dunkeln.
Der König reicht die Hand ihr dar:
„Das Feld iſt grün, der Himmel klar,
Und du im düſtern Kämmerlein
Magſt fliehen vor dem Sonnenſchein?,
O komm! vom Angeſicht, dem bleichen,
Laß deines Kummers Wolke weichen!“

Doch ſie, das blaue Aug umnachtet,
Des Königs Mahnung wenig achtet.
„Was ſoll der junge Frühling mir?
Es blühet ja kein Frühling hier.
Wo grünt des ſchlanken Baumes Krone,
Darin ſich wieget die Citrone?
Wo iſt der Roſe Licht und Duft,
Die ſchwingend ihr Panier, das rothe,
Des ſchönen Frühlings ſchönſter Bote,
Als Herold euch ſein Kommen ruft?
Gewalt iſt eures Frühlings Macht;
Er kann nicht ſchaffen, nur zerſtören,
Und was in ſeinem Hauch erwacht,
Es ſind nur Nadeln dunkler Föhren.
Zum Himmel ſtarret das Geſtein,
Auf ewig jede Blüthe bannend,
Die Kuppe hüllt der Gletſcher ein,
Mit ſprödem Eis die Stirn umſpannend;
Ein ſtrenger Bann mit dunkler Macht
Hüllt alle Berge tief in Trauer,
Und jedem Auge wird es Nacht,
Durch jede Seele geht ein Schauer.
Drum laß mich ſuchen hier allein
Des Felſenſchloſſes tiefſte Räume,
Damit ich, fern vom Sonnenſchein,
Vom Lenz des Vaterlandes träume!“
Doch er mit ſanfter Stimme fleht,
Bis ſie an ſeiner Seite geht;
Er ſpricht ihr tröſtend milde Worte, —
Da ſteh'n ſie an der Felſenpforte,

Die iſt von unten bis nach oben
Mit jungen Roſen friſch umwoben,
Von allen Bergen grüßen Roſen.
Da blühn auf ihren Wangen ſchnell
Auch Roſen auf und leuchten hell,
Die zart und rein und wonnig blühten,
Wie Laurins Roſen nimmer glühten.
Da wo erblüht die ſchönſten Dolden,
Da ſtand nun Laurin mit der Holden.
Die allerſchönſte pflückt er ab,
Die ihm der junge Frühling gab,
Und reichte ſie zum Angebinde
Dem ſchönen lieben trüben Kinde.

Doch ſie nahm kaum die Blüthe hin,
So fing ihr Auge an zu glänzen,
So fing ihr Antlitz an zu blühn,
Als wär's geſchmückt mit Roſenkränzen.
Ihr Aug, von ſchwerem Gram geſenkt,
Nun iſt's zum Himmel aufgelenkt,
Und frei und ſtolz verklärt nach oben
Hat ſich ihr ſchönes Haupt erhoben.
Da rief ſie: „Meine Alpenwelt,
Wie biſt du ſonnenlicht erhellt!
Hoch über dir da ſeh ich ſchweben
Der Liebe Geiſt, der Liebe Leben.
Der Kuppe, die zum Himmel ſtrebt,
Im Gluthenkuß des Lichtes bebt,
Erröthend ſanft wie eine Braut
Dem Himmel froh ins Auge ſchaut; —
Du Bergſtrom, deinem ſtolzen Rauſchen
Vermag ich Worte abzulauſchen,
Wie ſelbſt die altersgraue Föhre
Ihr ernſtes Lied ich ſingen höre.
O Geiſt der Liebe, den ein Froſt
In banger Bruſt gefeſſelt hält,
Zerbrich die Hülle nur getroſt
Und wandre durch die weite Welt.
Allmächtiger Geiſt zieh hin und her,

Zieh überall im Land herum,
Und laſſe keinen Buſen leer
Und laſſe keine Lippe ſtumm.
Es ſei ein Ruf der ganzen Welt,
Ein ſchöner, voller Sturmeschor,
Der rauſchend kühn und hochgeſchwellt
Bis an die Sterne dringt empor,
Damit ſein heller Jubelſchall
Hinaus in alle Weiten dringt,
Und durch das unbegrenzte All
Ein einz'ger Hauch der Liebe klingt!"

Es kehrte nun das alte Glück
In König Laurins Burg zurück,
Der Holden Auge lachte wieder:
Da ward aus ihrem ſüßen Munde
Ihm endlich ſeines Glückes Kunde,
Und alles grünte, blühte weit:
Es war die ſchöne Maienzeit.

2.

Die liebſte Schweſter hat indeſſen
Der Bruder Dietlieb nicht vergeſſen.
Herr Dietrich war mit ihm von Bern;
Sie rüſteten zum Zuge fern.
Die Brünnen wurden blank gerieben,
Bis auch kein Stäubchen hangen blieben,
Die Schwerter wurden im Feuer geſtählt
Und ſtarke Roſſe ausgewählt:
Sie ſchwuren, in Blut- und Thränenbächen
Der lieben Schweſter Schmach zu rächen.
Im friſchen, grünen Mai da ging's
Auf nie betretnen Pfaden weiter;
Ein wildes Land umfing ſie rings
Und ſtöhnend müht' ſich Roß und Reiter
Durch Waldgeſtrüpp, durch Schluchtennacht;
Sie hatten nicht der Roſen Acht,
Die rings auf Höhen und aus Tiefen
Ein freundliches Willkommen riefen.

Für sie, die wilden Haß geschworen,
War auch der Rosen Pracht verloren;
Ob sie auch immer schöner blühten,
Die Kelche immer röther glühten,
Je näher in des Berglands Mitte
Die Helden lenkten ihre Schritte.
Was auch der Zug verborgen geht,
Die Zwerge haben's doch erspäht
Und ihrem König rasch verkündet;
Der faßt sein Schwert, von Grimm entzündet.
Er war kaum eine Elle hoch,
Zwölf Männerkraft besaß er doch,
Die ihm von einem Ringe kam,
Den niemals er vom Finger nahm.
So brach er auf und zog verwegen
Den beiden Helden rasch entgegen.

Auf einer Wiese, welcher eben
Der Frühling neuen Schmuck gegeben,
Hat er die beiden angerannt.
Da ist so wilder Kampf entbrannt,
Daß heiß und roth von Mann und Roß
Das Blut zur Erde niederfloß.
Es währt ihr Kämpfen einen Tag
Und Funken sprüh'n bei jedem Schlag.
Die Schwerter fielen wuchtig nieder,
Rings scholl es in den Bergen wieder,
Auf welchen starr in Schreckensbanden
In wildem Groll die Zwerge standen.
Dem schlauen Dieterich gelang,
Daß Laurin er den Ring entrang:
Da war verloren seine Kraft;
So kam er in der Helden Haft
Und mußte trauernd von dem bösen
Geschick sich mit der Jungfrau lösen.
Er führte sie dem Bruder her;
Sein Muth war hin, sein Schritt war schwer,
Ihm war des Auges lichter Glanz
Gebrochen und verdüstert ganz;

Doch wie ihn ſchmerzt der Beiden Sieg,
Er ſprach und klagte nicht, er ſchwieg.
In ihrem Aug, im himmelblauen,
Da ſah man Thränenperlen thauen;
Er aber pflückte Roſen ab,
Die er zum letzten Gruße gab.
Da, wo entquoll des Königs Blut,
Da flammten ſie in reinſter Gluth;
Er hatte rings mit goldnen Stäben
Das Plätzchen ſtill und traut umgeben,
Von dieſen hat in weiten Bogen
Er Silberfäden rings gezogen.
Drin funkelten mit lichtem Scheine
Die ſchönſten, reichſten Edelſteine.
Doch ſieh! im Siegesübermuthe
Herrn Dietliebs wilder Sinn nicht ruhte.
Wie er den jungen Garten ſchaut,
Des Königs Roſen höhnt er laut,
Er zog das Schwert, durchbrach die Schranken,
Bis er den Roſenbüſchen naht,
Die er zerhieb, die er zertrat,
Bis alle ihre Blüthen ſanken.
Zerſtört von wilder Haßbegier
Lag nun des Thales Ruhm und Zier.
Drauf mit dem Mädchen die Gefährten
Zurück in ihre Heimath kehrten.

Des Königs Antlitz dunkel glühte,
Sein Auge helle Blitze ſprühte;
Er griff zum Schwert, und es zerbrach
Im Druck der Hand zu kleinen Splittern,
Er ſchaute ſtarr den Flücht'gen nach,
Es ſtampft der Fuß, die Lippen zittern.
Sein Horn, deß Ton in alle Weite
Gewaltig durch die Thäler klang,
Er riß es raſch von ſeiner Seite,
Bis ſeinem Athem es zerſprang.
Darauf befahl er ſeinen Zwergen
In Kluft und Spalten ſich zu bergen

Und alle Wände zu erklettern,
Um dort den Frevlern mit Gewalt
Felstrümmer, groß und ungestalt,
Aufs freche Haupt herabzuschmettern.
Da scholl's, ob wilde Donner rollten
Und wild empört die Kuppen grollten,
Der Bergstrom schwoll mit Sturmgebraus
Und riß sich neue Wege aus.
Lawinen krachten, Trümmer flogen
Ins Thal hinab in weiten Bogen.
Bis in die Wurzel tief erschüttert
Rauscht auf der weite Tann und zittert;
Dazu in Höhlen grausenvoll
Ein wildes Hohngelächter scholl.
Da flohen sie des Königs Wuth,
Verlernten ganz den Uebermuth;
Wie da in Angst sich jeder mühte
Durch Waldgestrüpp, durch Felsgestein!
Sie ritten in den Bach hinein,
Daß spritzend sie der Gischt umsprühte.
Doch als sie schon zu sterben dachten,
Die Berge endlich sich verflachten,
Die Thäler wurden licht und frei;
Da war die Zeit der Angst vorbei.
Da gab die Heimath sanfte Rast
Von ihrer Angst und ihrer Hast;
Doch schwuren sie, nie mehr im Leben
Nach Laurins Alpenburg zu streben.

Die Jungfrau pflanzte dort zur Stund
Die Rosen ein in warmen Grund;
Doch wie auch mild der Sonnenstrahl,
Die Rosen wurden welk zumal,
Die Blüthen hingen fahl, erschlafft,
Mit ihnen starb auch ihre Kraft,
Um nie sich wieder zu erheben;
Mit ihnen starb des Mädchens Leben.
So wie die erste Blüthe sank,
Ward auch ihr Herz vor Sehnsucht krank,

Und wie die letzte fiel vom Stamme,
Erloſch auch ihres Lebens Flamme.
Einſam im fernen weiten Land
Verlaſſen König Laurin ſtand,
Den wilden Groll im tiefen Herzen;
Wohin er kam, ſah er mit Schmerzen
Die Roſen, die durch Blut erworben,
Verhöhnt, zertreten und erſtorben.
Da ward es Nacht in ſeinem Sinn,
Er rief den Fluch darüber hin:
„Was blüht ihr noch in Herrlichkeit
Von Haß zerſtört, von Hohn entweiht?
Verſinken mögt ihr, euer Leben
Sei dem Verderben preisgegeben!
Neun Zweige nur will ich bewahren,
Die mögen ewig offenbaren,
Was für ein Frühling, leuchtend klar,
Dereinſt in dieſen Bergen war.“

Er trug ſie fort, hoch, wo der Firn
Verſchanzt des Felſens kahle Stirn,
Verborgen rings von ſchroffen Wänden,
Dort pflanzt er ſie mit ſeinen Händen.
Da blühn ſie fort im Sonnenlichte.
Kein Winter iſt, der ſie vernichte,
Kein Alter iſt, das ſie ertödte;
Sie blühen fort in ſanfter Röthe
Und harren dort, bis es gelinge,
Daß wieder ſie ein Menſch erringe.
Nachdem der König dies vollbracht,
Stieg er hernieder von dem Berge.
Es nahm ihn auf der tiefſte Schacht;
Mit ihm verſchwand das Volk der Zwerge,
Das nun das Erz in Stufen bricht.
Sie kommen ſelten an das Licht;
Seit ihres Königes Geſchicke,
Da wurden ſie voll Haß und Tücke.
Der ſchloß ſich ein in tiefe Kluft,
Die ward ſein Haus und ſeine Gruft.

Schnell ward er alt und gab ſein Leben
Der Erde, die's ihm einſt gegeben.

W. Stricker.

Der Falter.

Du prächt'ger Falter ſchwebſt ſo leicht dahin,
An deinem Anblick kann mein Herz ſich weiden.
Dich möcht' ich um dein ſchönes Loos beneiden,
Denn du genießeſt recht im vollſten Sinn.

Nichts kenneſt du von bitt'rer Erdennoth,
Dir duften Blumen, tauſende, entgegen,
Die dich zur Ruh in ſtiller Nacht noch hegen,
Bis wach dich küßt das junge Morgenroth.

Und ſo entfliehet raſch das Leben dir; —
Du trinkſt den Becher aus in vollen Zügen,
Du liebſt und ſtirbſt, — o ſeliges Vergnügen!
Was bleibt dir weiter noch zu wünſchen hier?

Wie du hätt' ich einſt mögen untergehn!
Denn was iſt all der Menſchen raſtlos Mühen?
Du liebſt und ſtirbſt da, wo die Blumen blühen,
Um ſelbſt als Blume wieder zu erſtehn.

E. Weiss.

Nachtgebet.

Ein heiliger Gottesodem
Haucht durch den dunkeln Wald,
Die Lieder der muntern Vögel
Sie ſind allmählig verhallt.

Es ſuchten die kleinen Sänger
Das warme Neſtchen ſich auf,

Weil längſt an dem Himmelsbogen
Begann der Mond ſeinen Lauf.

Herüber vom nahen Dörfchen
Da tönet ſo hell und rein
Das Läuten der Abendglocke,
Tief drang es ins Herz mir ein.

Und plötzlich flüſtern die Bäume,
Ein Schauer hat mich durchweht; —
Im Auge zerrt mir die Thräne
Als einziges Nachtgebet.

C. Weiss.

Die Mutterſprache.

Es ging ein Schwingen durch den Aether,
Da ward aus Nacht der erſte Tag,
Und mit ihm ward dem erſten Beter
Zum Worte ſeines Herzens Schlag.
Da wardſt auch du in Licht und Glanz,
Du heil'ge Sprache meiner Väter,
Du Sprache meines Vaterlands!

Im frühſten Lebensmorgenſcheine
Klang mir mein Wiegenlied aus dir:
Die Mutterliebe bot, die reine,
Aus deiner Füll' Erquickung mir.
Und mehr und mehr in tiefſter Bruſt
Ward ich des Glücks: „Du biſt die Meine!“
Voll ſtolzer Freude mir bewußt.

„Du biſt die Meine!“ und das heiße,
Was ſolchem Glück ich ſchuldig bin;
„Du biſt die Meine!“ und das weiſe
Von meinem Recht zur Pflicht mich hin!
Wie könnt' ich keuſchen Geiſtes ſein,

Wahrt' ich nicht auch zu deinem Preiſe,
In deinem Dienſt den Sinn mir rein?

O ſchirme mit der Wahrheit Schilde
Dich deutſcher Geiſt und deutſch Gemüth,
Und was dich ſchmücke, was dich bilde,
Sei Jugend, die ſtets neu erblüht; —
So blühe deines Ruhmes Kranz,
Du hohes Lied voll Kraft und Milde,
Du Sprache meines Vaterlands!

Julius Hammer.

Romanze.

Aus einer Quelle gefloſſen
Im grünen Waldeshaus,
Ziehn, rechts und links ergoſſen,
Zwei Wäſſerlein hinaus.
Und wie die muntern Genoſſen
Sich finden im Freien drauß',
Da grüßen ſie im Weiten
Viel Blumen von allen Seiten
Voll ſonnig beglänzten Thau's.

Traulich zuſammen fließen
Die Bächlein zu einem Bach,
Der jubelnd durch die Wieſen
Mit tanzenden Wellen brach
Und bald mit jenen, bald dieſen
Lenzkinderaugen ſprach;
Dort aber vor der Mühle,
In ſchattiger Linden Kühle,
Dort ward er ſtill gemach.

Zwei Blumen, zwei himmelblaue,
Sahen in ihn hinein
Mit eigen ſchimmerndem Thaue,
Mit wunderbarem Schein.

Es ward ihm, als ob er ſchaue
Das allertiefſte Sein;
Anſchwoll er, ſie nah zu ſehen,
Und zögert' im Weitergehen
Und flüſtert: „O wäret ihr mein!“

Dann ſtürzt' er wie vertauſchet
Sich über das Mühlrad hin;
Dem wilden Brauſen lauſchet
Die ſchöne Müllerin:
„Rauſchet, ihr Wellen, rauſchet
Und überrauſcht mir den Sinn,
Damit ich vergeſſen lerne,
Daß der Geliebte ferne,
Und daß ich verlaſſen bin!“

Julius Hammer.

Sonett.

Je dichter ſich der Jahre Schleier weben
Vor meiner Jugendträume blühndes Eden,
Um ſo viel ſchwerer wird mir's, euch zu reden
Von meinem Ich und meinem tiefſten Leben.

Was meine Sendung muß ich ſtumm erſtreben,
Und zeig' ich den Beſitz nach ſchweren Fehden,
So iſt mir's oft, als müßt' ich fliehn ſelbſt jeden
Gefäll'gen Schmuck, die Wahrheit zu erheben.

Sie reiner ſtets und reiner zu bekennen,
Bis ſie als ſchlichte Schönheit mag erſcheinen,
Treibt mich ein göttliches Gebot im Herzen.

Und muß ich's unerfüllt auch immer nennen,
So blüht doch ſtets aufs neu aus bängſten Schmerzen
Die Freud' am Ringen nach dem hohen Einen.

Julius Hammer.

Auf der Nordſee-Inſel Spikeroge.

(Am Geburtstage der Gattin.)

Während die See mich umfing, auffluthend mit Morgenerfriſchung,
Hat dich im ſtillen Gemach traulich ein Liedlein umſchwebt.
Schalkhaft flüſterte dir warmhauchend Geburtstag-Glückwunſch,
Der, wie ein ſchmeichelnder Kuß, herziges Kind, dich berührt.
Lächelnd vernahmſt du da wohl, mein denkend, im lauſchenden Herzen,
Was ich den Wogen von dir, was ich dem Himmel vertraut.
Daß ſie verſtanden mein Wort, licht ging es der ſchwellenden Seel' auf,
Vollkraftwonnegefühl ſprach es aus jeglichem Nerv.
Heim nun kehrend entzückt aus dem Weiten zur ſtillen Begrenzung,
Dank' ich der Blume am Weg, die mir zum Pflücken erblüht.
Farbige Lieb' ausſpendend der Düne beweglicher Anmuth,
Sendet das Völkchen auch dir Freude. dem reichen Gemüth.
Freundlich ſpreche zu dir die Geringe vom Großen und Größern,
Wie mir's der Himmel geſtrahlt, wie es das Meer mir gerauſcht.

Julius Hammer.

Ein Lied des Horaz.

Streng und männlich dir zu wahren
Innern Gleichmuth, ſei bedacht,
Der nicht zittert in Gefahren,
Nicht zum Narr'n des Glücks dich macht!
Ob die Luſt den Becher reiche,
Mißgeſchick ihn ſchlag' in Scherben, —
Alles zielet auf das Gleiche,
Auf das Eine: „Du mußt ſterben!“

Laß uns, wo mit leiſem Zittern
Auf der Au am ſtillen Bach
Pappelzweige ſich vergittern
Mit der Pinie Schattendach,
Dort laß uns bei Wein und Roſen,
Eh' ihr Glanz — wie ſchnell! — ermattet,

Mit der Luſt beſcheiden koſen,
Die uns Jugend noch geſtattet.

Deines Hauſes ſtill Behagen,
Deiner Fluren friſches Kleid, —
Alles mahnt dich: Zum Entſagen
Und zum Scheiden ſei bereit!
Uebers Grab hinüber rettest
Du doch nichts, ob du in Maſſen
Gold auch aufgeſpeichert hätteſt —
Deinen Erben mußt du's laſſen.

Ob du reich und hochgeboren,
Ob du arm und tiefentſtammt, —
Für dasſelbe Loos erkoren
Sind wir endlich allgeſammt;
Alle, früher oder ſpäter,
Müſſen wir, hinweggewieſen,
Vor dem freundlich lichten Aether
Unſer brechend Auge ſchließen.

Julius Hammer.

Seemannsleiche.

Du guter treuer Kamerad
Auf mancher weiten Fahrt,
Wie iſt dir zu dem letzten Schlaf
Dein Bett ſo tief geſcharrt!

Als noch der Heimath dachteſt du,
Wie war dir 's Herz ſo ſchwer!
Es ſehnt umſonſt ſich Weib und Kind
Nach deiner Wiederkehr.

Ein echter Seemann warſt du ſtets
Bis zu dem letzten Hauch;
Drum geben wir nach Freundespflicht
Die letzte Ehr' dir auch.

So! wickelt ihn ins Leintuch ein,
Und hängt die Kugeln dran;
Die Hände faltet zum Gebet
Und blicket himmelan!

Und sprechet einen frommen Spruch,
Und Amen! rings umher;
Dann laßt ihn langsam von dem Brett
Hinunter in das Meer.

Wischt ab die Thräne! Klagen ziemt
Nicht Männern so wie wir;
Wer weiß, wie bald trifft uns sein Loos?
Heut mir und morgen dir.

Und konnten wir in Erdenschoos
Sein müd' Gebein nicht sä'n:
Herr Gott, du rufst auch aus dem Meer
Zum frohen Auferstehn.

Luise Hoffmann.

Rosentod.

Wo seid ihr liebe Rosen hin?
Wo seid ihr hingegangen?
Wollt ihr nicht mehr mit süßem Duft
Auf grünem Throne prangen?
Vom Strauche, der nun einsam steht,
Hat euch der Zephyr fortgeweht;
Ich such' euch nachzugehen.

Eu'r süßes Roth, ihr Rosen all,
Auf meines Liebchens Wangen
Da seh' ich es in holdem Schein
Noch vielmal schöner prangen.
Da kam der Schmelz der Rosen hin;
Nun drängt und treibt mich stets mein Sinn:
Ich muß die Rose küssen.

Eu'r ſüßer Duft, ihr Roſen all,
Weht durch des Dichters Lieder;
Und ſang ich ſie ſchon tauſendmal,
Doch ſing' ich ſie ſtets wieder:
Gegrüßt, du edler Gotteshauch,
Entſtrömt den Liedern und dem Strauch,
Viel tauſendmal gegrüßet!

Wo kam der Dorn der Roſe hin?
Der ſitzt mir tief im Herzen.
Ach Liebe hat gar hohe Luſt,
Doch auch gar tiefe Schmerzen.
Der Dorn, der ward zum Liebesweh,
Und wo ich gehe, wo ich ſteh',
Da ſticht er mir im Herzen.

Luiſe Hoffmann.

Der Mondſchein.

Es rauſcht hinab der laute Tag,
Es ſchwingt die Nacht den Flügelſchlag,
Es ſind am blauen Himmelsbogen
Die goldnen Sternlein aufgezogen.
In leiſem Murmeln ruhig ſchwellen
Des mondbeglänzten Weihers Wellen.
Der laue Weſtwind milder hauchet,
Die Luft in Balſamduft getauchet;
Den ſanften Lichtglanz Heſperus ergießt,
Und jede Blume ſtill und tagesmüd ihr ſchmachtend Auge ſchließt.

Wenn Mondſchein auf den Fluren liegt,
Sich in den Blüthenbäumen wiegt,
Wenn auf dem Buſch die Nachtigall
Geſänge gibt dem Wiederhall,
In Menſchenſeele dann erwacht
Dein Zauber, ſchwermuthsvolle Nacht;

Dein Schweigen läßt vorübergleiten
Die längſtvergangnen ſüßen Zeiten;
Der erſten Liebe Glück und holde Qual
Erwacht aus langer Nacht bei deinem magiſch zauberhaftem Strahl.

Doch wie des Mohnes Schlummerkraft
In Ruhe lullt die Leidenſchaft,
Wie jedes Schmerzes wilde Wuth
Getaucht in Lethes Fluthen ruht,
So wäſcht dein flimmernd ſanfter Schein
Aus Menſchenbruſt der Reue Pein.
Vergangenheit und Zukunft weichet,
Und Friede, ſüßer Friede ſteiget
Den Engeln auf der Himmelsleiter gleich,
Die Jakob einſt geſehn, auf deinen Strahlen in des Herzens Reich.

Wie viel dein Füllhorn, heil'ge Nacht,
Ausgießt der Silberblumen Pracht,
Vor allem doch dem Dichter hold,
Den Sternenmantel umgerollt,
Thronſt du in hehrer Majeſtät;
Der wilde Sturmwind vor dir geht;
Der raunt ihm zu gewalt'ge Sagen
Von längſt vergangnen großen Tagen,
Von grauſiger Dämonen Zornesmuth,
Von Liebesluſt und Haß, von mächt'ger Heldengeiſter Rachegluth.

Dein Kämm'rer iſt der Mondenſchein,
Der ſperrt ihm auf das Kämmerlein;
Drin ſchläft die goldne Phantaſie,
Die Sonnenadlerflug verlieh;
Die hängt an jeden Buſch und Baum
Für ihn des Märchens ſüßen Traum,
Ruft Geiſter aus des Grabes Grauſen,
Geſpenſter, die in Höhlen hauſen,
Und küſſet ſanft der Nacht geweihten Sohn,
Wie Luna einſt beglückt den ſelig ſchlummernden Endymion.

Luiſe Hoffmann.

Eu'r ſüßer Duft, ihr Roſen all,
Weht durch des Dichters Lieder;
Und ſang ich ſie ſchon tauſendmal,
Doch ſing' ich ſie ſtets wieder:
Gegrüßt, du edler Gotteshauch,
Entſtrömt den Liedern und dem Strauch,
Viel tauſendmal gegrüßet!

Wo kam der Dorn der Roſe hin?
Der ſitzt mir tief im Herzen.
Ach Liebe hat gar hohe Luſt,
Doch auch gar tiefe Schmerzen.
Der Dorn, der ward zum Liebesweh,
Und wo ich gehe, wo ich ſteh',
Da ſticht er mir im Herzen.

Luiſe Hoffmann.

Der Mondſchein.

Es rauſcht hinab der laute Tag,
Es ſchwingt die Nacht den Flügelſchlag,
Es ſind am blauen Himmelsbogen
Die goldnen Sternlein aufgezogen.
In leiſem Murmeln ruhig ſchwellen
Des mondbeglänzten Weihers Wellen.
Der laue Weſtwind milder hauchet,
Die Luft in Balſamduft getauchet;
Den ſanften Lichtglanz Heſperus ergießt,
Und jede Blume ſtill und tagesmüd ihr ſchmachtend Auge ſchließt.

Wenn Mondſchein auf den Fluren liegt,
Sich in den Blüthenbäumen wiegt,
Wenn auf dem Buſch die Nachtigall
Geſänge gibt dem Wiederhall,
In Menſchenſeele dann erwacht
Dein Zauber, ſchwermuthsvolle Nacht;

Dein Schweigen läßt vorübergleiten
Die längſtvergangnen ſüßen Zeiten;
Der erſten Liebe Glück und holde Qual
Erwacht aus langer Nacht bei deinem magiſch zauberhaftem Strahl.

Doch wie des Mohnes Schlummerkraft
In Ruhe lullt die Leidenſchaft,
Wie jedes Schmerzes wilde Wuth
Getaucht in Lethes Fluthen ruht,
So wäſcht dein flimmernd ſanfter Schein
Aus Menſchenbruſt der Reue Pein.
Vergangenheit und Zukunft weichet,
Und Friede, ſüßer Friede ſteiget
Den Engeln auf der Himmelsleiter gleich,
Die Jakob einſt geſehn, auf deinen Strahlen in des Herzens Reich.

Wie viel dein Füllhorn, heil'ge Nacht,
Ausgießt der Silberblumen Pracht,
Vor allem doch dem Dichter hold,
Den Sternenmantel umgerollt,
Thronſt du in hehrer Majeſtät;
Der wilde Sturmwind vor dir geht;
Der raunt ihm zu gewalt'ge Sagen
Von längſt vergangnen großen Tagen,
Von grauſiger Dämonen Zornesmuth,
Von Liebesluſt und Haß, von mächt'ger Heldengeiſter Rachegluth.

Dein Kämm'rer iſt der Mondenſchein,
Der ſperrt ihm auf das Kämmerlein;
Drin ſchläft die goldne Phantaſie,
Die Sonnenadlerflug verlieh;
Die hängt an jeden Buſch und Baum
Für ihn des Märchens ſüßen Traum,
Ruft Geiſter aus des Grabes Grauſen,
Geſpenſter, die in Höhlen hauſen,
Und küſſet ſanft der Nacht geweihten Sohn,
Wie Luna einſt beglückt den ſelig ſchlummernden Endymion.

Luiſe Hoffmann.

Oh come to me when daylight sets.

Venetianiſche Arie von Moore.

O komm, wenn Abendroth verglimmt,
Daß ich dich Süße ſeh',
Wenn ruhig unſre Gondel ſchwimmt
Auf mondbeglänzter See!
Wenn Luft erwacht und Liebesdrang
Von ſanftem Glanz umſpielt,
Und Mandolin' und Flötenklang
Die jungen Herzen ſtiehlt.
Dann komm, wenn Abendroth verglimmt,
Daß ich dich Süße ſeh',
Wenn ruhig unſre Gondel ſchwimmt
Auf mondbeglänzter See!

Nun iſt die Zeit für den, der liebt,
Wie, Theure, ich und du.
Der Himmel rein und ungetrübt,
Die See in tiefſter Ruh.
Wenn ſüßen Sang die Maid dann ſingt
Und Echo ſtimmt mit ein,
Soll Herz und Ohr, wo er erklingt,
Nur Lieb und Lauſchen ſein.
So komm, wenn Abendroth verglimmt,
Daß ich dich Süße ſeh',
Wenn ruhig unſre Gondel ſchwimmt
Auf mondbeglänzter See!

Luiſe Hoffmann.

Those evening bells.

Von Moore.

O ſanfter Abendglockenklang,
Wie viel erzählt dein ſüßer Sang
Von Kindheit, Heimath, Jugendzeit,
Als ich noch hörte ſolch Geläut!

Die ſchönen Stunden ſind dahin,
Und manch ein Herz mit frohem Sinn
Ruht ſchon im düſtern Grabe lang,
Hört nicht den Abendglockenklang.

Werd' einſt auch ich gegangen ſein,
Noch klingen dieſe Melodei'n,
Doch andre wandeln thalentlang
Und preiſen ſüßen Glockenklang.

Luiſe Hoffmann.

Farewell to Nancy.

Von Burns.

Einen Kuß noch, eh' wir ſcheiden!
Letztes Lebewohl uns Beiden!
Tief mit herzentquollnen Thränen
Klagt nach dir mein heißes Sehnen.
Nirgends ſeh' ich Tröſtung winken,
Willſt du mir, mein Stern, verſinken?
Jede Hoffnung hat gelogen,
Mich Verzweiflungsnacht umzogen.

Kann ich mein Erglühn verdammen?
Sie zu ſehen war Entflammen,
War mit allen Herzenstrieben
Sie nur lieben, ewig lieben.
Liebten wir uns nicht ſo herzlich,
Trennten wir uns nicht ſo ſchmerzlich;
Hätten wir uns nie geſprochen,
Wär' uns nicht das Herz gebrochen.

Lebe wohl, du einzig Eine!
Lebe wohl, du nie die Meine!
Sei dir jeder Wunſch beſchieden,
Liebe, Freude, Glück und Frieden!
Einen Kuß! dann laß uns ſcheiden!
Ew'ges Lebewohl uns Beiden!
Tief mit herzentquollnen Thränen
Klagt nach dir mein heißes Sehnen.

Luiſe Hoffmann.

Die Naturforscher.

Maskenspiel, aufgeführt am 18. Februar 1857.

I.

(Der Ausschuß der Naturforscherversammlung aller Zeiten und Völker sitzt um einen Tisch.)

Hahnebüchner.

Nach Brauch und Sitte unsrer hellen Zeit
Und nach dem wohlbewiesnen Recht der Jugend,
Wo Kraft und Stoff in bester Qualität,
Ergreif' ich als der Jüngste gleich das Wort,
Euch einen klugen Antrag vorzulegen.
Verdient' ich vor euch allen schon den Vorsitz,
Weil der Gedanken Urquell die Verdauung
In bessrer Condition bei mir als euch ist,
Die von der Zeiten Madenfraß gelitten,
So rath' ich doch, das Renommée zu wahren
Und hohe Protektion uns zu erwerben,
Der Ausschußpräsident sei Salomo!

Alle.

Ja Salomo, der alte, hohe, weise!

Salomo.

Ich nehm' es an, als König wie als Fachmann:
Ihr ehret das monarchische Princip,
Und ein Botaniker ist unparteiisch
Im Streit der Chemiker und Physiologen. —
Der Auftrag, den die Forscher aller Zeiten

Und Nationen dieſem Comité,
Als neulich ſie ſich trennten, hinterließen,
Iſt würdig treuen Händen übergeben.
Ein edler Weinſtock iſt Averroes,
Albertus gleicht dem Baum mit ſüßen Aepfeln:
Es ſchaffet Fauſtus emſig wie die Biene
Vom Feld der Kräuter Köſtliches zuſammen;
Der Steine Macht, der Dinge Elemente
Durchforſcht der Kranken Tröſter Paracelſus —

Hahnebüchner.

Faſt gereut mich's, daß dem Ausſchuß, Alter, ich an meiner Statt
Dich zum Präſes vorgeſchlagen; denn du ſprichſt verzweifelt matt;
Lobſt die Alten, die vom Wiſſen hatten nicht die leiſe Spur:
Bis ich Kraft und Stoff geſchieden, blieb verſchloſſen die Natur.

Hippokrates.

Das wagſt du uns in Angeſicht zu bieten dreiſt?

Hahnebüchner.

Es thut die Wahrheit heut zu Tag nicht blöde mehr.

Galen.

Uns alle hätte abgeſetzt der Naſeweis?

Hahnebüchner.

Weil ihr gefabelt nur uud nicht geforſcht.

Paracelſus.

Ich drang zur Werkſtatt doch der Geiſter ein.

Hahnebüchner.

Ja deine Geiſter erſt ſind eitel Quark.

Haller.

Ins Innre der Natur dringt kein erſchaffner Geiſt.

Hahnebüchner.

In Kraft und Stoff zerleg' ich euch die Welt.

Haller.

Und keine Seele ſollten haben Kraft und Stoff?

Hahnebüchner.

Die wird erſt deſtillirt aus Brot und Wein.

Paracelſus.

Ich ſah der Elemente alten Streit
Und zwang mit Lilie den Leu znm Bund,
Zog aus der Erdentiefe grauſem Schacht
Mit Geiſterbann die Kräfte mir zum Dienſt.

Hahnebüchner.

Mein alter Freund, du zogſt als Charlatan
Wohl auf der Erdenbreite flott umher,
Doch lockteſt mit Magie du keinen Hund,
Wie man zu ſagen pflegt, vom Ofen vor.

Ida Pfeiffer. (tritt auf.)

Mit Gunſt, ihr Herren vom Handwerk! Ich höre hier disputiren. Ich bin die Ida Pfeiffer; vielleicht kann ich Auskunft geben; ich bin weit herumgekommen.

Haller.

Wir ſtreiten übers Innre der Natur —

Paracelſus.

Der Elemente wie der Geiſter Sitz.

Hahnebüchner.

Sie ſtreiten mit mir um des Kaiſers Bart.

Salomo.

Tritt näher, holde Braut aus Japhets Stamm!

Ida.

Ich dächte, Herr von Salomo, an eine Frau von meinen Jahren ſollten Sie ſich ſchämen Flattuſen zu machen. Nehmen Sie eine Prieſe! Ich bin eine friedfertige Wienerin. Leben und leben laſſen. Ich habe Ihnen ja auch noch nicht vorgeworfen, daß Sie ſo viele Weiber gehabt, und bin mit Ehren in meine Jahre gekommen. — Aber den Streit zu ſchlichten, müßte man eben erſt ſehen, wie's im Innern der Natur ausſchaut. Die Reiſ' wollt' ich ſchon machen, wenn ich dienen könnt'!

Salomo.

Ich ſchlage vor, den alten Zwiſt zu enden,
Wir rüſten eine Expedition
Und laſſen dieſe tapfre Tochter mitgehn.

Haller.

Ins Innre führt kein Weg; ich bleibe hier.

Paracelſus.

Wir wandern fort, bis wir den Eingang finden.

Hahnebüchner.

Du möchteſt wohl mit dummen Märchen täuſchen?
Ich mache die Entdeckungsreiſe mit.
Was ich nicht ſelbſt geſehen, glaub' ich nicht.

Salomo.

So zieht dahin, ihr drei, ein würdig Kleeblatt!

Und wollen unterwegen ſich die zwei
In Glaubenswuth und Zweifelseifer raufen,
So hält wohl Ida die erhobnen Fäuſte;
Ein kluges Weib bezähmt der Männer Zorn.

Ida.

So ſollen wir jetzt fortgehen, ohne Bedienung? Herr von Salomo! Sie mögen mir ein weiſer Potentat geweſen ſein für Ihre Zeiten. Allein wollt' ich mich ſchon durchſchlagen; aber da müßt' ich den beiden Herren die Magd machen. Jeder von die Herrn Barone muß ſein Bedienten haben, daß ich frei bin. Im Innern der Natur wird's keine Gaſthäuſer haben und keine Bequemlichkeit; die müſſen dann für alles ſorgen.

Salomo.

Wo finden ſich wohl ſo beherzte Knechte?
Mein Auge fragt umſonſt in Iſrael.

Ida.

Sie denken eben nur an Ihre Juden. Hier in Wien, ſchaun's, weiß ich zwei Burſchen, ein Biſſel flott, aber goldtreu. Sie kennen ſich aus in der Welt und gehen an wie die Teufel. Na, ihre Streich gehn mich nichts an; ſie werdens auch ſchon bereut haben. Im Vertrauen, es ſind verdorbene Cavaliere. Der eine will ſchon auf'm Mond geweſen ſein, ein ſchlauer Patron; der andere hat ein Wünſchhütel g'habt. Das Hütel aufgeſetzt, wohin gewünſcht — wupp dich! war er da. Das hat er aus Leichtſinn und Dummheit hier ins Pfandhaus. Löſen Sie's ihm aus unter der Bedingniß, daß er mitgeht, ſo kann vielleicht der andere einen Rath geben, wie das Hütel uns alle mitſammt befördert.

Salomo.

Hier haſt du, kluge Ida, einen Wechſel,
Zahlbar nach Sicht bei Herrn Baron von Sina.
Schaff' uns die beiden Knechte her zur Stelle,
Den Wünſchelhütler mit dem Mann vom Mond!

(Ida ab.)

Fortunat (von außen.)

Wie dank' ich dir, o Bruderherz,
Daß du mein Leid gewendet
Und meiner Seele tiefſten Schmerz
So ritterlich geendet!

Münchhauſen.

O könnten aus dem Seckel fein
Wir auch Dukaten blechen,

Dann wollten wir erſt fröhlich ſein
Mit Lieben und mit zechen!

Ida (an der Thüre.)

Wenn man den Wolf nennt! Herr von Fortunat, Herr von Münchhauſen! Herein, meine Herren Barone! hier gibt's was zu verdienen.

Münchhauſen.

Frau Pfeifferin, wir machen keine Diener mehr.

Fortunat.

Ich hab' das Hütlein wieder, Frau, und leb' als Prinz.

Ida.

O nichts für ungut, königliche Hoheit! aber wer hat's Euch denn ausgelöſt?

Münchhauſen.

Jüngſt ſaß ich da gedankenvoll
Auf Actien der Oſtbahn;
Da fingen die zu ſteigen an
Und hoben in die Luft mich;
Und als ich fröhlich ſchaukelte
Gerade überm Pfandhaus,
So fielen plötzlich ſie mit mir
Ins Innre durch den Schornſtein.
Da lag das Hütlein Fortunats
Verſteckt in einem Winkel;
Flugs aufgeſetzt und wünſche mich
Heraus zu meinem Freunde. —
Wir wichſen keine Stiefeln mehr
Und bürſten keine Röcke.

Salomo.

Hochfahrend iſt der Sinn der raſchen Jugend.
Es fehlt ja, Cavaliere, noch am Beſten:
Was nützt der Wünſchelhut euch ohne Geld?
Und wolltet ihr die Kaſſen auch beſtehlen,
Habt Konkurrenz ihr viel beim Metier. —
Wir ſenden eine Expedition
Noch heute ab ins Innre der Natur.
Wollt ihr ſie nicht als Attachés begleiten?

Fortunat.

Unehrenhaft erſcheint mir nicht der Antrag.

Paracelſus (zu Fortunat.).

O folge mir, der Wiſſenſchaft zum Frommen!

Hahnebüchner (zu Münchhauſen).

O hilf mir du die Wahrheit treu erforſchen!

Fortunat (die Hand reichend, zu Paracelſus).

Es ſei!

Münchhauſen (Hahnebüchnern die Hand reichend).

Es ſei! die Wahrheit über alles! —

Fortunat (nach kurzer Pauſe).

O weh! die ſchönen Frauen muß ich laſſen.

Münchhauſen.

O weh! die backnen Hähndel muß ich miſſen.

Fortunat.

Im Innern der Natur da iſt kein Sperl.

Münchhauſen.

Im Innern der Natur kein Wurſtel-Prater.

Ida.

Schämts euch, zu klagen! und eine Frau bleibt reſolut. Denkt lieber a biſſel nach, wie wir den Weg machen!

Münchhauſen (nach kurzer Pauſe).

Auf einem Drachenwagen fuhr
Ein Heide durch die Luft einſt.
Wer ſoll von uns der Drache ſein?
Ich denke doch Frau Ida.
Wir ſetzen ihr das Hütel auf,
Ihr (Parac. u. Hahneb.) nehmt ſie in die Mitte
Und hebet ſie und engelt ſie,
Wie ihr gethan als Kinder.
Dann nehmen wir (Münchh. u. Fort.) ein Narrenſeil —
Es iſt ja heute Faſching —
Das binden wir der Pfeiffern um
Und halten ſeine Enden;
Es ziehn am Narrenſeile ja
Uns Männer leicht die Weiber.
Und daß im Ocean der Luft
Behaglicher wir ſchwimmen,
So fülle ich der Blaſen acht
Mit lyriſchen Gedichten,
Mit Seufzern und Poetenſchmerz

Und andrer leichter Waare;
So plätschern wir und führen wir
Behende bis zum Nordpol.
Da öffnet sich rund ausgebohrt
Der Erde schräge Nabe;
Alljährlich ist im Carneval
Die Welt aus ihrer Achse:
Wir steigen ein und rutschen flugs
Hinab wie in ein Bergwerk.

Hahnebüchner.

Auf, flotte Diener, rüstet uns
Die Expedition gleich!

Fortunat (im Saale umhergehend).

Ich habe viel Bekanntschaft hier
Mit schönen jungen Mädchen:
O borgen Sie, Verehrteste,
Zum Narrenfeil uns Trümmchen!
Mit Webersknöpfen binden wir
Die Trümmchen all zusammen,
Und auf dem Balle freuen heut
Die Herren sich der Freiheit.

Münchhausen.

Und mit Poeten stehe ich
Seit lang auf bestem Fuße.
Die ihr von eurer Herzensqual
Manch Verselein gelogen,
O steuert uns ein Reimlein bei,
Ein einziges ein jeder,
Um's Himmels willen nicht zu viel!
Sonst platzen uns die Schläuche.

(Paracelsus, Ida, Hahnebüchner, Fortunat, Münchhausen ab.)

Salomo.

Vertagen wir, bis sie zurück, die Sitzung!

(Sämmtliche Naturforscher ab.)

II.

(Plötzliches Dunkel.)

Ida.

Was das eine Finsterniß ist! Ich hab's immer g'sagt, eine Frau soll nicht ausgehen ohne Latern. Daß also ist der Erde richtiger Mittelpunkt!

— Wo nur die Herren Naturforscher bleiben und die Bedienten? Unser eins hat eben immer mehr Eifer als die Männer. Auf der Fahrt waren wir hübsch beisamm, weil i' ohne 's Hütel nit fortkommen wären. Aber ich hab's gleich gemerkt an ihnen, wie i' mich geengelt haben: 's war kei Freud dabei. Ja jung wenn i wär! He, Herr von Fortunat, Herr von Münchhausen, wo bleibts denn?

Münchhausen (von außen und im Hereintreten).

Nur langsam voran! Wir kommen ja schon gleich nach,
quecksilberne Alte!

Fortunat (indem er ihr das Hütchen entreißen will).

Gib her mir den Hut! Ich fliege zurück ans Licht durch
die nemliche Spalte!

Ida (das Hütchen festhaltend).

O Sie gspaßigs Mannl, Sie; möchten allein davon fliegen und uns ließens zurück in der gräulichen Finsterniß.

Münchhausen.

O hätt' ich nur gleich meinen Jagdspieß hier, ein Loch durchs
Dunkel zu bohren!

Fortunat.

Wenn jetzt uns nicht Fortuna erscheint, so bleiben wir
ewig verloren.

(Paracelsus und Hahnebüchner treten auf.)

Paracelsus.

Wir sind am Ziel; es zieht ein leiser Schauer
Durch Mark und Bein in dieser Grotte mir.

Hahnebüchner.

Auch mich beginnt's zu fröstеln; auf die Dauer
Bekäme man den Rheumatismus hier.

(Es fängt an heller zu werden.)

Paracelsus.

Mir dämmert Licht, und aus den Spalten tauchen
Der Elemente Geister schon heraus.

Hahnebüchner.

Ans Dunkel bald gewöhnen sich die Augen:
Es sieht die Katz' in schwarzer Nacht die Maus.

(Leise Musik ertönt.)

Paracelsus.

Es locken Töne in verborgner Kammer;
Es flüstert mir ins Ohr, ich weiß nicht was.

Hahnebüchner.

Das iſt ein Ueberreſt von Katzenjammer;
In London guckten wir zu tief ins Glas.

(Die Erdgeiſter — Herren — und Elemente — Damen — erſcheinen, geführt vom Feuerkönig, unter Muſikbegleitung mit Eintritt voller Beleuchtung und tanzen die

Lancee.

Nach geendigtem Tanze geht Ida unter ihnen herum, wobei ſie folgenden Monolog ſpricht.)

Ida.

Den Tanz hab' ich ſchon beim Sperl g'ſehen; ſie heißen ihn die Lance. Ach Gott, wie die Mode wechſelt! Wie ich in der Tanzſtund war, iſt juſt der Galopp an die Stelle des Drehers gekommen. Schottiſch und Polka hab' ich als junge Frau noch nachgelernt; in der Françaiſe aber hab' ich ſchon die Touren verwechſelt; denn wenn man Famili hat, vergeht der Eifer auf ſolchi Alfanzereien. Jetzt muß man ſich beinah ſchämen, wenn man den Schottiſchen glatt tanzt, und für die Polka habens die Mazurka. Ach du lieber Himmel, man ſieht, daß man alt wird. Aber übern Walzer geht doch nichts an Gemüthlichkeit. Der hält ſich; und heut noch kommt mir's in die Füß, wenn ich dran denk. Der dort (Feuerkönig) allein ſteht, denk ich, iſt der Tanzmeiſter. Vielleicht zieht er mich noch zu einem Walzer auf, weil er kein Mädel hat. (Sie nähert ſich ihm und ſucht ſich ihm bemerklich zu machen; er aber ignorirt ſie.)

Fortunat (zu Münchhauſen).

Freundchen, auch hier iſt zu leben ein Spaß;
Hab' ich nur Mädchen, vergeſſ' ich die Welt.

Münchhauſen.

Hätt' ich von Münchener Bock nur ein Glas,
Möchteſt du tändeln, ſo lang dir's gefällt.

Fortunat (zum Gold tretend).

Prächtige Fürſtin im innerſten Land,
Sage, wer biſt du, die ganz mich gebannt?

Gold.

Der Erde Königin, fliegt hoch mein Muth;
Ich leucht' und blende wie der Sonne Gluth,
Beherrſche Reiche und vertheile Kronen.
Um meine Gunſt iſt Leib und Seele feil;
Erfindung feur' ich an, dem Fleiße kann ich lohnen,
Doch geb' ich auch dem Trägen oft ſein Theil.

Die Menſchenkinder alle lockt mein Schimmer,
Und wer nur einmal mein, entflieht mir nimmer.

Fortunat.

Strahlende Maid, wie Dukaten ſo blank,
Fühle vor ſehnender Liebe mich krank,
Fühl' um den Säckel nicht weiter den Schmerz;
Mehr als beim Säckel bei dir iſt mein Herz.

Münchhauſen.

Nun denn, aus Langweil buſſire auch ich: (Zum Silber).
Blinkende Jungfer, verſtehet Sie mich?
(ihr eine Kußhand zuwerfend.)

Silber.

Ich bin ein ew'ger Wandersmann, weit mehr als Ahasver;
Bei Hoch und Niedrig, Arm und Reich da tumml' ich mich umher,
Am Wechslertiſch, am Opferſtock, der Spielbank, auf dem Markt,
Im Kriegsgezelt, beim Mann, der feilſcht und bei dem Mann, der harkt;
Da iſt kein Thor zu hoch, zu weit, kein Thürchen iſt zu klein,
Wo nicht verdient und unverdient ich ſchlüpfe aus und ein.
Ich ſteige aus des Reichen Saal gar oft in ſechſten Stock
Und ſchleiche aus des Bettlers Hand zum Herrn im Fürſtenrock.
Der Arbeit Preis, des Laſters Sold, ererbt, verwünſcht, verſcharrt,
So bin ich allen unterthan, und bin's, die alle — narrt.

Münchhauſen.

Schätzchen, zum Narren da bin ich zu alt:
Folgſt du nicht willig, ſo brauch' ich Gewalt.
(I. dem er ſie zu ſich zu reißen verſucht, tritt hervor der Feuerkönig.)

Feuerkönig.

Nicht länger bezähm' ich die Wuth.
Frevelnde Menſchenbrut!
Sinnbethört
Habt ihr geſtört
Die alten Gewalten,
Die ewig in heiliger Tiefe ſchalten,
Nach Silber und Gold
Die gierigen Augen gerollt.
Packt ſie, flinke Geſellen,
Wie ſie ſich ſperren und ſtellen,
Stöhnen und jammern, verſchließt ihren Mund,
Stürzt ſie hinein in den feurigen Schlund!

(Die Erdgeiſter ergreifen die 5 Fremdlinge, vor allen die beiden Diener.)

Fortunat. Münchhauſen.

O Jemini, o Jemini! O Jemini, o Jemini!

Paracelſus.

O Fürſt, vergib der Diener kecken Vorwitz!
Was ſie gethan, nicht ſündigten's die Herrn.

Hahnebüchner.

Verzeihe, rother Samiel aus dem Freiſchütz!
Wir hielten uns vom Attentate fern.

Paracelſus.

Das Innerſte der Dinge zu erfahren,
Zog uns herab der ſtarke Forſchertrieb.

Hahnebüchner.

Und könnten Recht und Ordnung wir gewahren
In dem Krawall, es wär' uns wahrlich lieb.

Ida.

So nehmens doch nur Vernunft an, Majeſtät! ich bin ja die Ida Pfeifferin. Mein Mann iſt ſchon viele Jahre todt; ſo ſpät wirft man eine Wittfrau nicht mehr ins Feuer. Auch bin ich nicht dürr genug, um leicht zu brennen, und die Kohlen müſſen ja hier billig ſein.

Feuerkönig (winkt den Dienern abzulaſſen).

Und hat euch denn der ungemeſſ'ne Drang,
Der Fluch und Segen vielgeplagter Menſchheit,
Mit reinem Streben bis zu uns gezogen,
Nicht ſtraf' ich das verwegne Unterfangen,
Von Wiſſensdurſt und Neugier eingegeben.
Doch, arme Miethsbewohner eines Hauſes,
Darin durch trübe Nacht ein Lämpchen ſchmaucht,
Ein einzig ſchwaches Lichtlein ſtatt der Sonne,
Ihr mühtet euch herab zu uns vergebens.
Wohl quellen hier die Borne alles Lebens,
Es ſteigen auf und nieder die Gewalten
Und einen, trennen ſich im Wechſeltanz,
Zu ſchaffen eure obern Luftgeſtalten,
Zu weben Erdenkleides Farbenglanz.
O tändelt lieber Kindern gleich mit Scherben!
Urgeiſtes Weisheit könnt ihr nicht erwerben.

Paracelſus.

Und iſt es es denn, und willſt du uns verſagen

Des Werdens heil'gen Urgrund zu erzielen,
So gib, o Herr, Bescheid doch auf mein Fragen:
Wer seid ihr, die in grausex Tiefe spielen?

Feuerkönig.

Wohl dünkt euch flüchtig Spiel das ew'ge Ringen,
Das unaufhaltsam sonder Rast sich regt,
Wenn Element' und Kräfte sich verschlingen,
Und stille Eintracht meine Welt bewegt.
Laßt ab der Geister Arbeit hier zu stören!
Urfeuers König darf euch nicht erhören.

Hahnebüchner.

Wir haben die Pforten
Erbrochen im Haus;
Nicht drängst du mit Worten
Uns wieder hinaus.
Und stehst du nicht Rede,
Und bringst mich in Noth,
Ich trotze der Fehde,
Und ging es zum Tod.
(zum Eisen.)
Wer bist du, Jungfrau mit tiefem Blick,
Als trügst du Segen und Wehgeschick?

Eisen.

Stillwaltender Macht aus dem Reiche der Nacht entlock' ich die grünenden Saaten;
Ich thürme den Stein, ich zerbreche das Bein, ich grab euch hinab mit dem Spaten.
Ich stricke mein Netz, drauf eilet der Mensch durch die Lande mit rollendem Zuge;
Ich spinne mein Garn, dran jagt durch die Welt wie der Blitz der Gedanke im Fluge.
Und stehet mein Thron von der Esse umraucht, unscheinbar meine Vasallen,
Verschmäh' ich auch selber den flitternden Tand, die Herrscherin bin ich von allen.

Feuerkönig.

Den kühnen Trotz, die stolze Manneskraft,
Von Selbstsucht frei, o Fremdling, will ich schonen,
Und ringst du uns nicht ab die Wissenschaft,

So will ich euer Streben doch belohnen. —
An die Arbeit, ihr Geiſter!
Es gebietet der Meiſter.
(Erdgeiſter und Elemente ſchwinden. Plötzliches Dunkel.)
Einſame Nacht!
Nichts haſt du vollbracht! —
Doch ſollt ihr die Auen,
Die lieblichen, ſchauen,
Wo der Feuergeiſt
Luſtig und leicht durch die Lande kreiſt.
Dort ſchleichen die Kräfte
Geheim in die würzigen Säfte;
Dort wehen die Lüfte
Voll aromatiſcher Düfte,
Und was wir da unten ſieden und brauen,
Wird Wonne euch dort in die Adern thauen.
Insula vini iſt ſie genannt;
Merket das Wort und genießt mit Verſtand!
(Verſchwindet.)

Fortunat.

Das iſt ein Graus!

Münchhauſen.

Wie kommen wir 'raus?

Paracelſus.

Insula vini? da wächſt ja der Wein.

Hahnebüchner.

Wüßte den Weg ich, da möcht' ich ſchon ſein.

Ida.

Wie doch die Männer den Kopf verlieren! Habts denn das Hütel vergeſſen? Da, gebts einander d'Hand! Und nun marſch! O wenn wir doch in Insula vini wären!
(Sie eilen mit verſchlungenen Händen hinaus.)

III.

(Herrlicher Wohlgeruch iſt im Saale verbreitet.)

Fortunat. (ſchnüffelnd.)
Merkſt du was?

Münchhauſen. (ſchnüffelnd.)
Schmeckſt du was?

Fortunat. Du liebe Seel!

Münchhausen.

's wächst mir der alte Muth.

Fortunat.

's rollt mir so leicht das Blut.

Münchhausen.

Bin kreuzfidel!

(Sie gehen Arm in Arm herum.)

Paracelsus.

Sind wir im Venusberg?

Hahnebüchner.

Ist es ein Gaukelwerk?

Paracelsus.

Rosiger Duft!

Hahnebüchner.

Athme so froh und frei.

Paracelsus.

Fort ist die Grübelei!

Hahnebüchner.

Himmlische Luft!

(Sie gehen Arm in Arm herum.)

Ida.

Aber so was, meine Herren! Da bin ich ins Wäldl gange; Bäume wie die Eichbäume; dran hängen Früchte wie die Weinflaschen; ich brech' eine ab, und heraus läuft köstlicher Tokajer. Und wie ich zum Wäldl hinauskomm' — ihr kennt doch den Handeckfall im Berner Oberland — just so schießt's von zwei Seiten zusamm, hier Milch, da Kaffee, und spritzt auf einen Zuckerhut, der aus der Tiefe heraufragt so hoch wie ein Kirchthurm. Ich renne fort in meiner Herzensfreud, euch's anzusagen. Da schallt's ganz deutlich von hinten in mein Ohr nach: Pfeifferin trink'! 's ist dir vergönnt. — Kommt doch alle mit mir!

(Wie sie sämmtlich hinauszueilen im Begriffe sind, kommen von zwei Seiten zwei Halbchöre — Damen, außer Grüneberger u. Schnaps — hier der der Weine, dort der der künstlichen Getränke und stellen sich einander gegenüber.)

Erster Halbchor. Da sind ja Menschen!

Zweiter Halbchor. Herzliebe Menschen!

Erster Halbchor. Wir woll'n euch begaben!

Zweiter Halbchor. Wir wollen euch laben!

Erster Halbchor. Wir sind die echten, das sind die schlechten!

Zweiter Halbchor. Wir bringen Behagen, die raufen und schlagen!

Führerin des erſten Halbchors.

Schweſtern, laßt den alten Streit!
Wollen wir uns einen!
Fort mit Eiferſucht und Neid
Von den edlen Weinen!
Theilen wir die liebe Zeit
Mit den minder Reinen!
's keimet auch wohl Fröhlichkeit
Wo ſie's redlich meinen.

Führerin des zweiten Halbchors.

Können Adel wir und Stand
Nicht wie dieſe laben,
Haben wir doch weltbekannt
Uns emporgehoben.
Schlingen wir ein Friedensband,
Laſſen wir das Toben!
Menſchenglück von Schweſterhand
Werde treu gewoben!

(Indem ſich beide Halbchöre vereint um die Menſchen gruppiren wollen, tritt aus den Weinen der Grüneberger hervor.)

Grüneberger.

Keine Fuſion!
Haltet aus!
Kein Pardon!
Kämpft muthig und wacker den ehrlichen Strauß!

Schnaps (aus den Getränken hervortretend).

Was will der Lange?
Der arme Wicht!
Grüneberger Stange,
Dich mögen wir zum Genoſſen gar nicht.

Grüneberger.

Mich nicht zum Genoſſen?
Der ich entſproſſen
Schleſiſch adelig
Untadelig?
Weitgekannt
Iſt mein Name durchs deutſche Land.
Ein grimmiger Degen
Durchſchneid' ich die Mägen;

Verſchluckt mich ein Bauer,
So ſchaut er drein wie ein Rieſe ſo ſauer;
Genießt mich ein Bürger,
Er blickt umher wie ein Menſchenwürger;
Und trinkt mich ein Ritter,
So lacht er höhniſch und bitter.
Das macht meine angeborne Kraft,
Meine männlich tapfere Eigenſchaft.
Proletarier du,
Laß mich in Ruh!

Schnaps.

Mich willſt du ſchimpfen,
Mich verunglimpfen,
Dem in Reußen
Und in Preußen
Und in England, dem freien,
Herrn und Damen ſich weihen?
Von Nante dem Eckenſteher,
Vom Guckkäſtner und Orgeldreher
Bis hinauf, ich weiß nicht wie weit,
Reicht meine gefürſtete Herrlichkeit.
Ich ſchlüpfe beſcheiden und ſacht
Hinunter, eh' ſie's gedacht:
Ganz leiſe ohne Rumoren
Mach' ich weiſe die Thoren,
Es ziehn von der Stirne die Runzeln,
Bis ſelig ſie ſchmunzeln:
Wie Morgenroth erglüht die Naſe,
Und in Ekſtaſe
Beginnt die Zunge zu lallen,
Bis ſie gerührt in den Rinnſteen fallen. —
Eau de vie, Gin oder Wiski,
Korn, Frucht, Gold-, Mannheimer Waſſer,
Doppelkümmel, Spaniſchbittrer,
Fuſel, Schiedam, Sterkendrank,
Kirſch, Nordhäuſer und Wachholder,
Pfeffermünz und Sternanis,
Kalmus, Wermuth und Roſoli,
Maraskino, Kuraçao,

Perſico und Beſpetro,
Pomeranzen und Citronen,
Enzian, Abſinth, Genèvre,
Nelken, Zimmt, Liqueur und Schlighwät,
Bin ich Schnaps von Branntewein,
Habe Titel,
Habe Mittel,
Alle Lande ſind ja mein.
(Singt.) Schnaps, Schnaps, Schnaps,
Du edeles Getränk,
Du biſt und bleibſt von der Natur
Das köſtlichſte Geſchenk.
(Tanzt und taumelt.)

Führerin des zweiten Halbchors.
Zur Ruhe, taumelnder Knecht!
Nach Fug und Recht
Wärſt längſt du verbannt
Aus dieſem ſeligen Inſelland.
(Schnaps drückt ſich hinter ſeinen Halbchor.)

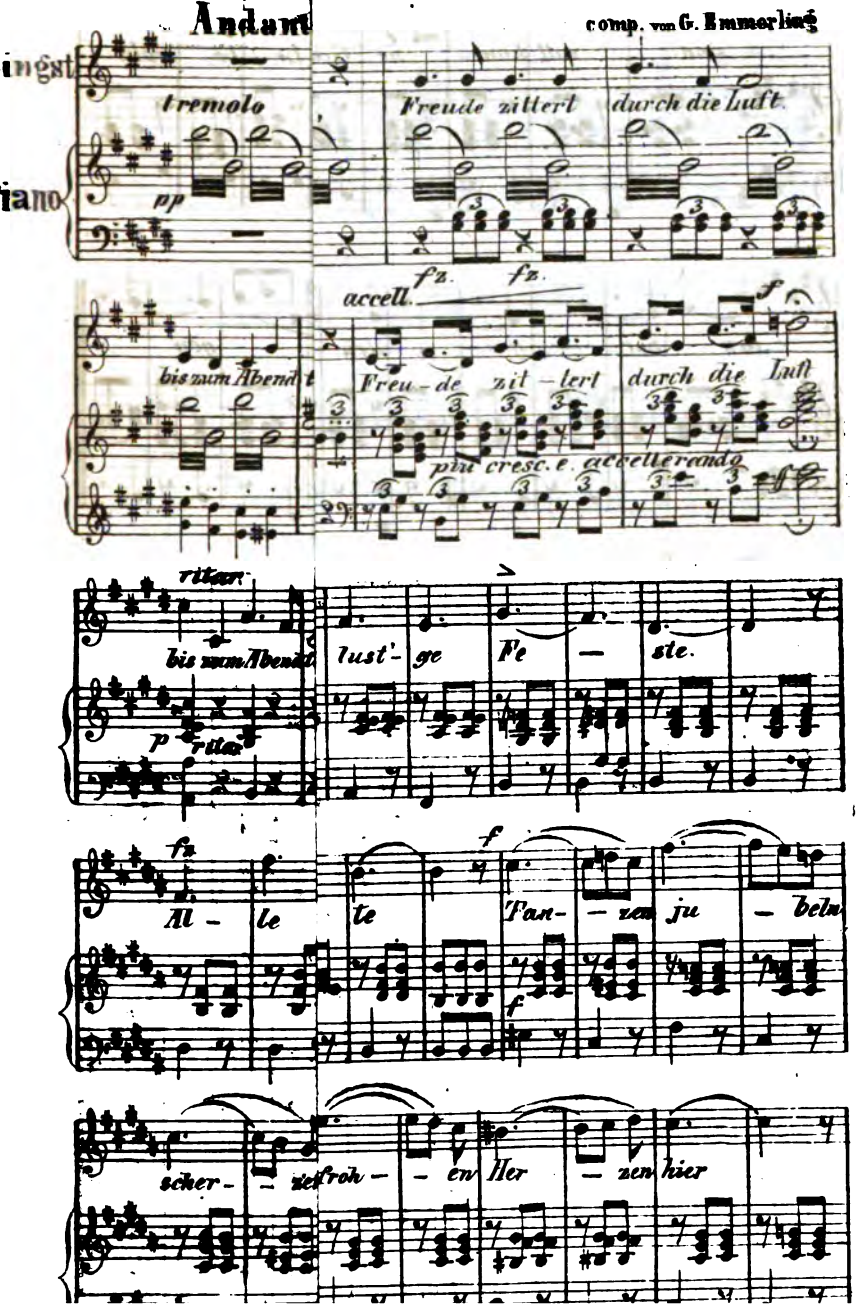
Führerin des erſten Halbchors (zu Grüneberger).
Fort, ſauerſehender Specht,
Der ſich erfrecht
Den Frieden zu ſtören
In unſern glücklichen Chören!
(Grüneberger drückt ſich hinter ſeinen Halbchor.)

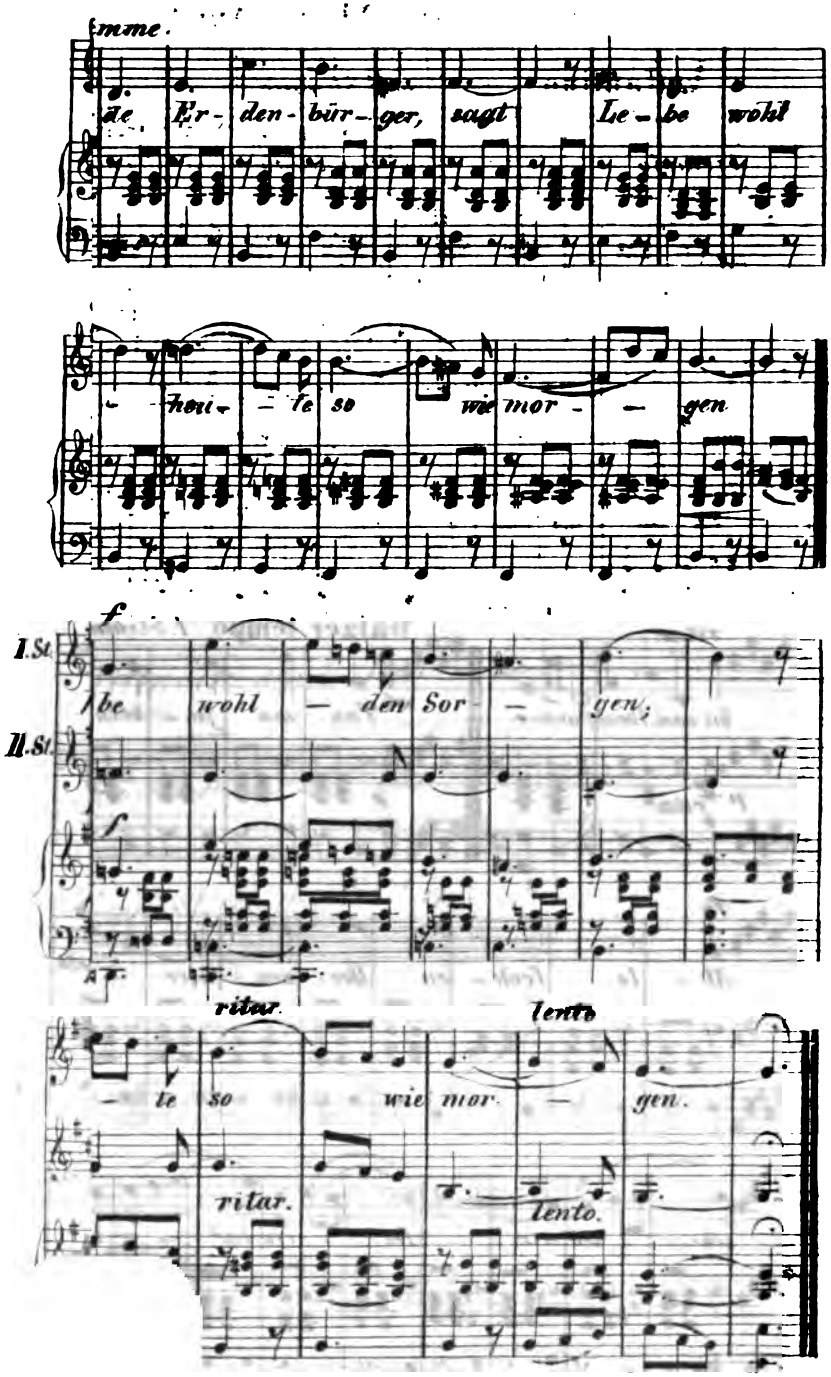
Geſang:

Eine Stimme aus dem erſten Halbchor.
Sonnenſchein und Blumenduft
Spielt auf grüner Aue,
Freude zittert durch die Luft
Bis zum Abendthaue.

Eine Stimme aus dem zweiten Halbchor.
Tanzen, jubeln, ſcherzen wir,
Feiern luſt'ge Feſte!
Alle frohen Herzen hier
Sind willkommne Gäſte.

Beide:
Fremde Erdenbürger, ſagt
Lebewohl den Sorgen!


Andant
comp. von G. Emmerling
ingst
iano
tremolo
pp
Freude zittert durch die Luft.
accell.
fz.
fz.
f
bis zum Abend
Freu-de zit-tert durch die Luft
più cresc. e accelerando
ritar.
bis zum Abend
lust'-ge Fe-ste.
p
ritar.
fz
All-le
te
f
Tan-zen ju-beln
f
scher-zet froh-en Her-zen hier


mme.
äe Er - den - bür - ger, sagt Le - be wohl
- hei - te so wie mor - gen
f
I.St.
II.St.
be wohl — den Sor - gen,
f
ritar.
lento
- te so wie mor - gen.
ritar.
lento.

Denn ein blauer Himmel lacht
Heute ſo wie morgen.

(Beide Halbchöre vereinigen ſich zum Reigentanz. Nach dem Tanze:)

Paracelſus.

Auf! bleiben wir nicht länger
Hier alte Grillenfänger!

Hahnebüchner.

Auch mich verdrießt das Zaudern,
Bin aufgelegt zu plaudern,

Paracelſus.

Die Mädchen auszufragen,

Hahnebüchner.

Zu ſchwatzen mit Behagen.

(Beide gehen unter die Mädchen.)

Münchhauſen.

Die ſind auf rechter Spur,
Zu forſchen die Natur.

Paracelſus.

Nicht treibt uns, edle Jungfraun, bloße Neugier
Zu fragen euch nach Vaterland und Namen;
Der reine Wiſſenstrieb bewegt die Forſcher.

Die Weine.

Ich bin der Portwein
Und ich Burgunder,
Ich von Tokaj,
Ich ſtamm' aus Chios
Und ich vom Neckar,
Vom Veltlin ich.
Ich Albaneſer,
Ich Muskateller,
Ich vom Veſuv.
Mich zog Malaga — (zwei Mädchen ſchweigen.)

Paracelſus (zur erſten).

Wer ſeid denn Ihr, die mich ſo ganz bezaubert?

Rheinwein.

Wohl, Paracelſus, ſollte ich dich ſchelten,
Daß du die alte Freundin nicht erkannt;
Doch will ich dir den Undank nicht vergelten,
Wenn für die Fremde nun dein Herz entbrannt.

Es windet breit um thurmgekrönte Berge
Ein ſtolzer Strom ſein grünes Silberband,
Im grünen Glas kredenzt der luſt'ge Ferge
Den kühlen Trank in meinem Heimathland.

Es ſteht das Dorf in reinlich weißem Kleide,
Es fährt zur Burg der Ritter hoch zu Roß,
Es lacht die Maid in reichem Feſtgeſchmeide:
Am ſchönen Rheine ſteht mein Ahnenſchloß.

Paracelſus.

Und liebſt du mich, Holde, von heute aufs neu,
So bleibe von nun ich dir ewig getreu.
Ein Pereat bring' ich dem deutſchen Mann,
Der den edlen Rheinwein verachten kann. (bleibt bei ihr ſtehen.)

Hahnebüchner.

Mein College ſteht in Feuer und Flammen;
Nun ſchlägt auch die Gluth über mich zuſammen.
(zur zweiten)
Wer biſt Du, ſchwarzäugige Dirne?
Was runzelſt du finſter die Stirne?
Koſen wir lieber ein Viertelſtündchen!
Reich' mir zum Kuß dein Korallenmündchen!
Mädchen, ich brenne jetzt lichterloh:
Schwindet die Liebe bald, warſt du doch froh.

Champagner.

Ha, Frevler!
Mir kocht das Blut von Rache.
Haſt du vergeſſen
Des ſüßen Taumels
Bei ſchönen Feſten,
Als Aug' in Aug' du
An meiner Seite warſt?
Es flog mit Knalle
Der leichte Kork auf,
Es ſtieg in Perlen
Der weiße Geiſt auf,
Und hohe Gläſer
Erklangen ſilberrein;
Von heißen Schwüren

Der weite Saal erſcholl.
O Männertreue,
Ich könnte weinen,
Ich könnte fluchen dir.
Du haſt vergeſſen
Dein arglos Mädchen
Vom ſchönen Epernay.
In eitle Winde
Wie leichte Blaſen
Verflog die Treue,
Zerſtob die Leidenſchaft.

Habnebüchner.

Mädchen, Romantik iſt längſt aus dem Brauch:
Lieb' ich dich wieder, ſo liebe mich auch.
Hab' dich, bei Vogt! nicht mit Abſicht vergeſſen;
Hab' zu viel Beefſteak und Roaſtbeef gegeſſen,
Stieg mir die Dummheit ins Hirn durch das Blut:
Bin dir, bei Moleſchott! treu noch und gut.
(Bleibt, ſie begütigend.)

Fortunat.

Seliger Inſel wonniges Recht!
Koſen die Herren, liebet der Knecht.
Aber zu wählen ſchaffet mir Qual:
Lieb' euch, ihr Kinder, alle zumal.
Wenn Fortunatus theilt euer Loos,
Sitzt ihr Fortunen weich in dem Schooß.
Flog mir das Hütchen wieder ins Haus,
Bleibt auch der Säckel lange nicht aus.
Iſt euer Trauter, Mädchen, dann fern,
Borg' ich das Hütchen allen euch gern.
Braucht Capital er oder Caution,
Freund Fortunatus gibt es euch ſchon.

Münchhauſen.

I, dort ſteht ja die Nanny, das Blitzmadl; ſoll ich oder ſoll ich nicht? Nu, wenn ſ' auch a Biſſel ſchmollt: erzähl ich ihr meine Geſchichten, ſo lacht ſie, und alles iſt wieder beim Alten. Grüß Gott, Nanny!

Bier.

Von mir kriegns ka Grüß Gott. Sie ſammer a ſcheaner Herr

Baron! So lang ausbleiben! Wo ſanns denn geweſen? in d' Weihäuſer rumzogn?

Münchhauſen.

Nanny, du weißt, ich mag kein Wein. Gib mer a Halbi!

Bier.

D' Kati hat immer gſagt, wenn ihr aner ſo kumme is; kummes wider, wenns Durſt zunera Ganzen hobn; i ober ſog Ihna, bleibns mer ganz vom Leib, Herr Baron; a Münchner Madl hat a a Herz.

Münchhauſen.

Nu, thua ner ſtat, liebs Nannerl! i kann ja nix dafür. Ich habe mich ritterlich aus der ruſſiſchen Gefangenſchaft durchgeſchlagen, um wieder zu dir zu kommen.

Bier.

O Herr Baron, erzählens mer die Gſchicht! und wenns ſchön war, will i Ihna wider guet ſei.

Münchhauſen.

Vor einem halben Jahre ritt ich auf die Jagd; da begegnet mir ein Berliner Windbeutel. Ich hatte gerade Hunger und ſchlang das leichte Gebäck ziemlich raſch hinunter. Da blieb mir's im Magen liegen; denn die Berliner hab' ich nie gut vertragen. Im nächſten Dorfe geh' ich in ein Bäckerhaus, ein Schnäpschen drauf zu ſetzen; darüber verſpät' ich mich, und nehme dankbar vom guten Meiſter ein Nachtquartier an. Aber das Bäckerhaus war voll Ruſſen. Die banden mich im Schlaf, um ihren Freund, den Berliner, zu rächen, und ſchleppten mich gefeſſelt nach Sibirien. So kalt es war, ich hatte Feuer im Leib. In dieſem Feuer zerſchmolz ich meine Ketten, und zertrat dann, einmal los, in gerechtem Grimme meine Peiniger. Auf dem Durchmarſch durch Nürnberg hatte aber zu meinem Glück einer der Ruſſen einen Kurier zu ſich geſteckt. Der Kurier, der ſchon einige Zeit kränkelte, war in der ruſſiſchen Luft geſtorben; ſo nahm ich ſein Pferd und galoppirte ſpornſtreichs in deine Arme.

Bier.

O Sie Gſchmogerl Sie! wollen mer wider an Bären aufbinden; ober wenns von jetzt an rechtſchaffen bei Ihrn Moaßl bleiben wollen, d' Nanny kann nit bös ſei.

Münchhauſen.

Liebs Kind!

Bier.

Bleibſt mer treu?

Münchhausen.

Goldtreu.

Bier.

Und das mit der Miß Ale?

Münchhausen.

Leere Flauſen.

Bier.

Und das mit der Lady Porter?

Münchhausen.

Narrenspoſſen.

Ida.

So ſind d' Männer, ſcharmiren mit den Mädchen, und mich überlaſſens meinem Schickſal. Nicht einmal nach allen Namen haben ſie gefragt, daß ſie als ordentliche Naturforſcher einen genauen Reiſebericht verabfaſſen könnten. Kinder nehmts nicht übel, wenn eine Frau euch um Stand und Namen angeht.

Getränke.

Ich bin der Maitrank,
Ich Chocolade,
Ich Limonade,
Und ich der Punſch;
Ich bin das Scotiſch Ale,
Ich Grog von Polen
Und ich Sorbet,
Ich bin der Biſchof,
Und ich der Palmwein —
Doch, liebe Pfeifferin,
Du magſt uns nicht.

(Kaffee und Thee treten vor.)

Kaffee.

Schweſter, es gelüſtet mich,
Näher ſie zu ſchauen.

Thee.

Pfeifferin, wir lieben Dich,
Herrlichſte der Frauen.

Kaffee.

Sind wie du auch weitgereiſt,
Haben viel erfahren.

Thee.

Darum ſind wir ſtill an Geiſt,
Ob auch jung an Jahren.

Kaffee.

Ziehen ſchüchtern uns zurück
Vor der Männer Roheit.

Thee.

Suchen ein äſthetiſch Glück
Bei der Frauen Hoheit.

Ida.

Ein paar gemüthliche Mädchen, etwas überſpannt zwar; ich muß ihnen gut ſein. Kinder, wer ſeid ihr denn?

Kaffee.

Ich reifte fern im arabiſchen Land
Bei der Wüſte ſehnigem Stamme;
Das Kameel durchſchreitet den heißen Sand,
Vor dem Zelte lodert die Flamme.

Es tanzen die Töchter mit ſchwarzem Aug'
Im Abendſchein den Reigen;
Es läßt zu dem braunen Tranke den Rauch
Der Scheikh aus dem Nargal ſteigen.

Nach Holland dann fuhr ich; am Fenſter ſteht
Die bauchige Kanne von Eiſen;
Am trägen Kanal ſich die Windmühl' dreht
In ſtill einförmigen Kreiſen.

Von da ward ich nach Deutſchland geſchickt,
Zu erquicken die Muhmen und Baſen;
Da wird geplaudert, geläſtert, geſtrickt,
Gewackelt mit ſpitzigen Naſen.

Thee.

Es wiegte dereinſt mein duftiger Strauch
Im Reiche der himmliſchen Mitte
Die glänzenden Blätter im Abendhauch;
Da holt mich der ſegelnde Britte.

Im nebligen Eiland koſete mich
Die Miß, die lange, die reine,

Und um den Kamin her ſtreckten ſich
John Bulls langweilige Beine.

Nach Spreeathen drauf ward ich geführt,
Da hab' ich Aeſthetik genoſſen;
Da ſind viel himmliſche Thränen gerührt
Dem gläubigen Dichter gefloſſen.

Doch in Iſarathen da war es ein Graus,
Nichts Erbauliches leider zu ſchauen:
Da ſaßen die Männer im Hofbräuhaus,
Daheim beim Glaſe die Frauen.

Ida.

Ja, ja, ihr gefallt mir alle beide; aber ſeht, ich brauch' keine Kammerjungfer. Ich bin eine einfache Bürgersfrau. Die paar Jahre, die ich noch zu leben hab', will ich noch die Welt ſehen. Aber ich ſetz' euch ins Teſtament, daß ihr nach meinem Tode noch daran denkt, wie die Pfeifferin euch lieb gehabt.

Schnaps (hervorſtürzend.)

Ida, ſprich nicht von deinem Ende! ſonſt bricht mir das Herz.

Ida.

Du da', Freund meiner ſtill vertraulichen Stunden?

Schnaps.

Ida, ich weiß, du liebſt mich, und willſt's der Welt verbergen. Ich wäre discret geweſen, aber die Rührung übermannte mich.

Ida.

Nun denn, warum ſoll ich's verhehlen? Dieſer Jüngling hat mich treu anhänglich begleitet durch alle Fahrniſſe. Er hat mir Kraft eingeflößt in der Wüſte, Menſchenvertrauen bei den Wilden.

Schnaps.

O ich würde dein Pfleger und Tröſter ſein im Alter, wollteſt du mir das ſüße Jawort liſpeln. Ida, willſt du die Meine werden?

Ida.

Schwärmer, wer widerſteht dir? (reicht ihm die Hand)

Grüneberger.

Und ſoll ich bleiben ganz allein
In meinen grünen Jahren?
O Mägdelein, o Mägdelein,
Stillt keine meine Liebespein,
Vergeh' ich gleich vor Sehnſucht.

Nein, Grüneberger ermanne dich, entſage mit männlicher Faſſung dem weibiſchen Geſchlechte! Heile dich am Buſen eines Freundes von deinem Weltſchmerz!

Und thun die Weiber mich in Bann,
Es trägt mit offnem Worte
Von Grüneberg ein Biedermann
Euch Männern ſeine Freundſchaft an,
Verſtoßt ſein muthig Herz nicht! — —

Verachtet, verhöhnt von allen! Wehe mir! — Doch nein, ich ſtille meine Wuth:

Bei Feſten hauchet an geſchwind
Mein Rachegeiſt die Flaſchen,
So trinket mich Mann, Weib und Kind,
Und wo die meiſten Bälle ſind
Verding ich mich als Kellner.
Herr Auinger, brauchen Sie keinen Grüneberger?

Anmerkung. Sollte der tapfern Reiſenden oder einem ihrer zahlreichen Freunde und Bewunderer dieſer Maskenſcherz zu Geſichte kommen, ſo bitten wir ſie namentlich wegen der Schlußſcene um Verzeihung. Wir entſchuldigen die poetiſche Fiction, welche ihr dieſen unpoetiſchen Geliebten gibt, mit der Unmöglichkeit ihn am Schluſſe anderweitig zu verwenden, und glauben, ſie wird auf ihren Wanderungen ein Schnäpschen ſo wenig verſchmähen als irgend jemand, der eine Reiſe macht. Die muntere, zum Spaſſen immer aufgelegte Frau wird ja wohl Spaß verſtehen. Ausdrücklich und aufs beſtimmteſte erklären wir, daß wir nicht im entfernteſten der Meinung waren, als hätte ſie ſich jemals dem Schnaps ergeben.

Album

des

Literarischen Vereins

in

Nürnberg

für

1859.

Nürnberg.
Verlag von Bauer & Raspe.

1859.

Druck der W. Tümmel'schen Offizin.

Vorbemerkung.

Wir legen hiemit der deutschen Lesewelt den sechszehnten Jahrgang unseres Albums vor. Ueber die Tendenz und die äußere Gestaltung des literarischen Vereins wurde schon in früheren, besonders aber im vorigen Jahrgang, näherer Aufschluß gegeben, weshalb wir hier, um nicht durch Wiederholung zu ermüden, lediglich auf denselben zurückverweisen. Seit Erscheinen des Albums im Jahre 1844 hat es, durch alle Jahrgänge, in vielen Privatbibliotheken, in Lesekreisen und besseren Leihbibliotheken Aufnahme gefunden und ist von Lesern vielfach gesucht.

Es wird der heurige Jahrgang nicht minder freundlich aufgenommen und seinen Vorgängern angereiht werden, und zwar um so mehr, als er geeignet erscheinen dürfte,

nach verſchiedenen Seiten hin anzuregen und wohl auch zu befriedigen.

Unſern Leſern und Freunden Glück und Gruß.

Nürnberg, den 10. Dezember 1858.

Julius Merz,
Gründer und Vorſtand
des Vereins.

Inhaltsverzeichniß.

Prosaische Aufsätze.	Seite
Alexander im Lichte des Mittelalters, mit besonderer Berücksichtigung von Lambrechts Alexanderlied von J. L. Hoffmann . .	3
Die deutschen Burgen der Vorzeit von Dr. Barack	47
Das deutsche Volkslied, seinem Wesen nach geschildert von J. L. Hoffmann	67
Ueber deutsche Volkssagen. Von demselben	87
Die Liebe des Mönchs Ekkehard und der Herzogin Hadwig, nach Scheffel. Von Dr. E. Lösch	108
Einiges über und von Charitas Pirkheimer. Von J. F. Lützelberger	120
Ueber Albrecht Dürer. Von J. Maar	140
Rundschau über die neueren holländischen Dichter. Von G. Arnold	153
Aus dem Leben. Von L. Marx	192

Gedichte.		
Von G. Arnold:	1. In den Ruinen der Asseburg . . .	217
	2. Klage	218
	3. Die Liebe und der Tod auf der Reise. Eine Fabel aus dem Altspanischen .	219
	4. Der Einheinige. Nach dem Dänischen des Paul Möller	221
	5. Die Schneekönigin. Nach dem Dänischen von H. C. Andersen	222
Von Dr. K. Ebersberger:	1. Unterwegs	223
	2. Ich hab ein Kirchlein mir gebaut .	224
	3. Abschied von den Gräbern . . .	225
	4. Mannesthräne	226
Von Enno Hektor:	Zwei Keller	227
Von Luise Hoffmann:	1. Wolkenbilder	228
	2. Fiesole	230
	3. Trinklied	231
	4. Der Teufel und der Wucherer . .	232

		Seite
Von Fr. Knapp: . .	Auf der See.	235
Von G. Krauß:	Merkantiliſche Diſticha	241
Von L. Marx:	Mein Loos	242
Von Julius Merz:	1. Bleib doch in meiner Näh'	245
	2. Mahnung	245
Von Th. Oelsner:	1. Schifferlied	245
	2. Der Menſch	247
	3. Verſöhnung	248
Von Ad. Pichler:	1. Scirocco	252
	2. An die Sterne	253
	3. Am Grabe von M. Senn	253
	4. Meiner Frau zum Geburtstage	255
Von J. Priem:	1. Mein Lieb	256
	2. Der Schneidergeneral	258
	3. Kapitän Carpfanger	261
	4. Abſchied im Herbſt	265
	5. Der Aſtronom. Nach dem Holländiſchen	267
	6. Der theure Kittel. (Nürnberger Mundart.)	270
	7. Die Spieluhr. (Nürnberger Mundart.)	273
Von A. Rück:	Zwei Lieder	273
Von J. L. Schiller:	Der Blumen Urtheil	273
Von C. Schwemmer:	Ueberſetzungen aus Anacreon	276
Von A. Trabert:	1. Frühlingsahnung	279
	2. Mondnacht	280
	3. Seliges Schweigen	280
	4. An meiner Bruſt	281
	5. Scheiden	282
	6. Trinklieder	282
	7. Im Sturme	284
	8. Gleich den Sternen	285
	9. Letzte Bitte	286
	10. Einem Todten	286
	11. Das Opfer. Aus einer poet. Erzählung	288
Von C. Weiß:	1. Eh' ſie verſinkt	292
	2. Gelübde	292
	3. An Egloffſtein	293
	4. Der alte Poſtillon	293
	5. Bei Burgſchmiet's Tod	294
* * * *	Ich liebe dich, du weißt es nicht	295

Prosaische Aufsätze.

Alexander im Lichte des Mittelalters,

mit besonderer Berücksichtigung von

Lambrechts Alexanderlied

von

J. L. Hoffmann.

Als Alexander der Große bei Ilium gelandet war, legte er einen Kranz auf den Grabhügel des Achilleus und pries den jugendlichen Heroen, der aus Liebe zum Ruhme den frühen Tod gewählt, glücklich, daß er in Homer einen Herold seiner Tüchtigkeit gefunden. Arrian, der einzige antike Schriftsteller, der uns eine würdige Beschreibung von Alexanders Thaten hinterlassen hat, fügt dieser Erzählung die Bemerkung bei, daß leider niemand weder in Prosa noch in Versen dieses Königs Andenken in gebührender Weise verewigt habe. Gleichwohl hat kein Herrscher auf Erden eine so ausgedehnte und durch alle Jahrhunderte sich hinziehende Popularität errungen. Von Indiens Strömen bis zu den Säulen des Herakles hat im Alterthume sein Lob ertönt, durchs Mittelalter hat Orient und Occident seinen Preis angestimmt, ja noch erst neulich hat unter uns F. A. Märcker eine Alexandrea in der Form einer tragischen Trilogie veröffentlicht, ein löbliches Werk, von antikem Geist angehaucht und von schöner Begeisterung für den alten Götterſohn durchdrungen.

Woher wohl die vielen und doch zumeist ungenügenden Versuche von Historikern und Poeten? Es reizten zur Darstellung

die Persönlichkeit wie die Thaten des jugendlichen Helden, der in der ganzen Weltgeschichte nirgend seines Gleichen hat, außer etwa Napoleon aus jenen Jahren, als in Italien sein Stern aufging. Aber der Mann war zu riesenhaft, und die Schriftsteller einer bereits sinkenden Zeit zu klein, als daß in ihrer Seele sich ein entsprechendes Bild von ihm hätte abmalen können. Dazu waltete über den ältesten Biographien ein unglückliches Schicksal. Besäßen wir wenigstens noch Lebensbeschreibungen wahrheitsliebender Zeitgenossen, wie Ptolemäos und Aristobulos; wie leicht würden wir des Curtius Rhetorik und Plutarchs Anekdotenkram entbehren! Ferner begann schon aus des Königs unmittelbarer Umgebung sein Obersteuermann Onesikritos schamlos zu lügen, und die Sucht zu übertreiben und die Wahrheit in schwülstiger Darstellung zu verderben bemächtigte sich von Hegesias an unwillkürlich der meisten, welche nachher Lebensbeschreibungen Alexanders verabfaßt haben. Er selbst war einer der seltenen poetischen Charaktere, an welche sich leicht und lustig Mythen ansetzen, ein Charakter, der den Darstellern ungesucht zu romantischen Abschweifungen und Uebertreibungen Anlaß gab; sein kurzer Lebenslauf beschrieb kometengleich so excentrische Bahnen, daß die staunende Welt über sein Erscheinen wie über seinen Einfluß zum Fabeln und Dichten sich aufgeregt fühlte.

Gingen doch seine Thaten auch ohne dichterische Ausschmückung über alle gewöhnliche Fassungskraft. Wenn ein zwanzigjähriger Jüngling mit wunderbarer Schnelle einen durch den Mord des Vaters erschütterten Thron gegen den offenen Abfall roher Barbaren wie gegen die geheimen Aufstandsversuche schlauer Griechen behauptet; wenn der zwei und zwanzigjährige nach Verschenkung seiner Domänen nichts übrig behält als die Hoffnung, und von dieser und dem Vertrauen auf sich selbst getragen

mit einem Heer von 34,000 Mann nach Aſien überſetzt, den Thron des Cyrus umzuſtürzen; wenn er unaufhaltſam in ſeinem Siegeslaufe den Indus und ſeine Nebenflüſſe bis an den letzten überſchreitet und nicht durch das wankende Glück, ſondern durch die Weigerung der eigenen Soldaten abgehalten wird, ans Ende, wie er glaubte, der Welt vorzudringen; wenn er in Landſtrichen als Herr und Gebieter ſchaltet, die vor ihm niemand im Weſten auch nur dem Namen nach gehört, und von Freund und Feind bewundert und geliebt ein Reich begründet, wie an Ausdehnung die Menſchheit bis dahin noch keines geſehen — wer ſollte da nicht auch geiſtig fortgeriſſen werden von jener Lawine, die mit unwiderſtehlicher Macht ſich über Aſien hinwälzte?

Aber weiter noch als ſeine Thaten reichten ſeine ungemeſſenen Entwürfe. Mit dem Schmerz der Verzweiflung wandte er ſich bald ſcheltend bald bittend an ſeine unwilligen Macedonier, die vor dem letzten der Flüſſe des Pentſchab, dem Hyphaſis, Halt machten und voll Heimweh auf der Umkehr beſtanden. Nun wäre ja nur noch der letzte der Flüſſe, der Ganges, zu überſchreiten, dann käme die Grenze der Welt, der Ocean; gar nichts meinte er zu haben, wenn er nicht alles hätte; dort könnte man ſich dann einſchiffen und nachdem man Libyen umſegelt und bezwungen, durch die gaditaniſche Meerenge heimfahren. Eine Weltmonarchie im eigentlichen Sinne war das Ziel ſeiner hochſtrebenden Wünſche, und die mangelhafte Erdkunde damaliger Zeiten ließ dieſelbe nicht außer dem Bereiche der Möglichkeit erſcheinen. Ihn beſeelte der Feuereifer der Eroberer Amerikas, die zugleich jener Länder erſte Entdecker waren. Doch die Welt zu bezwingen war nicht ſein letzter Zweck; dieſe Abſicht würde ihn auf eine Stufe ſtellen mit den Attilas und Dſchingiskhanen; er gedachte die bis dahin feindlichen Völker in

Sprache und Sitte zu einigen und, indem er Eiferſucht und Hochmuth von Europa und Aſien austilgte, zu beglücken. Was ihm ſeine kurzſichtigen macedoniſchen Kampfgenoſſen verargten: die Annahme perſiſcher Tracht und Hofſitte, die Verbindung mit perſiſchen Frauen, die Einübung junger Perſer in macedoniſcher Taktik, die Gründung zahlreicher Colonien, die Schonung und Vergrößerung indiſcher Fürſten, waren Maßregeln hoher Staatsweisheit; der Unterſchied von Siegern und Beſiegten ſollte verſchwinden und der alte Groll aufhören, der ſeit Helenas Tagen Griechen und Barbaren entzweite. Ein Reich ſollte ein Volk umſchließen, das der Zögling des größten Philoſophen aller Zeiten gerecht und weiſe regieren wollte. Dieſe höhere Ausſicht breitete ſich vor ihm ſelbſt immer klarer im Lauf der Begebenheiten aus; zu dieſem höheren Ziele trieb ihn die edle tiefſittliche Grundlage ſeiner Natur, die moraliſche Spannfeder ſeines echt königlichen Weſens. Des Vaters Racheplan gegen Aſien auszuführen, das Unrecht der Perſer gegen die Hellenen zu vergelten, war er ausgezogen, des Xerxes Sündenthron zu zerbrechen, hatte er am Granicus, bei Iſſus und Arbela ſeine ſiegreichen Schlachten geſchlagen; aber im Verfolg ſeiner Siege mahnte ihn angeborene und erlernte Regentenweisheit, daß es größerer Ruhm ſei, Wunden zu heilen als beizubringen. Wer Stoiker oder Chriſt in dem Grade iſt, daß er die Ruhmſucht mit den andern Leidenſchaften als unedel verwirft, der kann für dieſen außerordentlichen Mann nur Tadel haben, welcher einzig dem Ruhme gelebt hat; wer aber griechiſch zu denken vermag, daß der Ruhm von der Erde Gütern allen doch das höchſte ſei, der wird den menſchlich geſinnten Helden preiſen, welcher mitten in Kampf und Schlacht der Civiliſation und Humanität einen Thron baute. O ihr Athener, läßt Plutarch den Alexander ausrufen, als er dem Porus entgegen den Hydaspes überſchreitet,

würdet ihr es glauben, wie viel Gefahren ich ausstehe, um bei euch gepriesen zu werden?

Aber nicht der rohe Soldat konnte die Anerkennung der gebildetsten Stadt erwerben, sondern der Fürst, der zugleich Philosoph genug war, um die Grundsätze ins Leben einzuführen, welche seit Socrates die Weisen unter Hallen und Platanenbäumen wie auf öffentlichem Markt entwickelten. Von ihm, wenn von einem, gilt des Dichters Wort: Es wächst der Mensch mit seinen größern Zwecken. Auf das größte Theater gestellt, auf welchem je einem Sterblichen zu spielen vergönnt war, führte er die Rolle des Königs von Anfang bis zu Ende seiner zwölfjährigen Regierung mit der Meisterschaft des Genies durch und bezahlte der Schwäche der Menschennatur den kleinsten Tribut. Umsichtig im Ueberlegen, schnell im Ausführen, furchtlos in Gefahr, unermüdet in Strapazen, persönlich tapfer bis zur Verwegenheit, vordringend und rastlos, ein Abgott der Soldaten, schön und imponirend zugleich bei kurzer Gestalt — klingt es doch, als wäre ich im Begriff ein Bild Napoleons zu entwerfen. Aber es ist ein schöneres Bild; denn nirgends gewahre ich die dämonisch lauernde Corsennatur und die kleinliche Eifersucht des Emporkömmlings. Ein geborener Prinz, heiter, offen und vertraulich, wie Göthe seinen Egmont gezeichnet, gesprächig beim Wein mit den Freunden bis in die späte Nacht und doch enthaltsam im Genusse, den Frauen hold, ohne je das Geschlecht zu verletzen, also daß er sogar die kriegsgefangene Roxane, die er liebte, nur im Bunde der Ehe sich aneignete, den weiblichen Familiengliedern des Darius mit zartester Schonung begegnete, und seiner ränkevollen Mutter Olympias die kindliche Liebe bis an seinen Tod bewies; dazu groß im Verzeihen wie im Belohnen. Wie willst du, daß ich dich behandle? fragte er auf dem Schlachtfelde seinen besiegten hohen Gegner Porus. König-

lich, antwortete der Indier, und Alexander gab ihm sein Reich zurück und vergrößerte es noch mit den Ländereien benachbarter Fürsten. Die Genossen seiner Mühen belohnte er mit Statthalterschaften und Schätzen, den Soldaten bezahlte er ihre Schulden und sandte diejenigen unter den Ausgedienten, die sich nicht in Asien ansiedeln wollten, reich beschenkt nach Macedonien zurück, damit die Landsleute die Früchte ihrer Thaten sähen. Für sich selbst bedurfte er wenig, und Habsucht war unter allen verführenden Leidenschaften in dem großen Könige die letzte.

Gewannen ihm diese Eigenschaften die Bewunderung und Liebe der Mitwelt, so geht durch sein Wesen noch ein eigenthümlich romantischer Zug, der ihn hauptsächlich für die Nachwelt zu einer dichterischen Figur umschuf und mit einem phantastischen Reiz umkleidete. Die Frivolität seines Zeitalters gegen die Götter hatte ihn nicht angewandelt; in einfachem Glauben hing er den heimischen Sagen an; gottesfürchtig spendete er den Beschützern der Flüsse und Meere seine Trankopfer und schlachtete zum Danke dem Zeus und den andern Himmlischen seine Stiere. Aber näher noch als die hohen Weltenherrscher berührten ihn die Heroen, die wie er einst auf Erden Arbeiten gethan, und denen er ähnlich zu werden hoffen durfte, ja denen er es gegen das Ende seiner Laufbahn sogar zuvorgethan zu haben glaubte. Leitete man doch auf zwei derselben, und wahrlich nicht auf die geringsten, sein Geschlecht zurück. Väterlicherseits stammte er, wie man allgemein glaubte, von Herakles, der Mutter nach von Achilleus ab. Was Wunder, wenn der Ahnen Blut in seinen Adern rollte, und wenn er der Ahnen Lebensaufgabe und Lebenspreis auch sich vorgehalten dachte? Ein mühseliges Kämpfen fürs Wohl seiner Nation und um den Lohn der Unsterblichkeit, wie Herakles; ein kurzes ruhm- und thatenreiches Leben, wie Achilleus, das Vorbild

griechiſcher Heldenjugend, dem er in Feuer des Naturells, in Weichheit des Gefühls, in Großheit des Denkens, ja in Heftigkeit aufwallender für ihn ſelbſt unſeliger Leidenſchaft ſogar ähnlich war. Und hatten ihm die Götter nicht, wie dieſem den Patroklos, ſeinen Freund Hephäſtion gegeben, für den er ſchwärmte, und deſſen frühen Tod er ach leider eben ſo unmäßig betrauern mußte? Und ein anderer griechiſcher Halbgott war in den fernen Oſten gezogen, ein junger Held und neidloſer Beglücker der Menſchen, ein fröhlich geſtimmter Segenſpender, Dionyſos, der epheuumkränzte, war ſiegreich aus Indien, nachdem er an der Grenze die Stadt Nyſa gegründet, heimgekehrt, auf pantherbeſpanntem Wagen, umjauchzt vom Triumphe, mit der jubelnden Menge ſeiner Krieger. Sollte Alexander nicht, nachdem ihm ſo vieles gelungen, mit dem befreundeten Helden Bacchus wetteifern, nachdem er doch auch die Höhle im Kaukaſus geſehen, bei welcher Prometheus von Herakles befreit worden war? Dergleichen romantiſche Gedanken, welche ſicher dem jugendlich feurigen König oftmals ein Antrieb zu abenteuerlichen Entwürfen waren, gewannen ihm die Dichter, und veranlaßten ſeine nachmaligen Biographen ebenſowohl wie ſeine mitlebenden Schmeichler zu abgeſchmackten Berichten und feilen Lobeserhebungen.

Ein Punkt bleibt wohl dunkel, wie weit er ſelbſt an ſeine göttliche Abſtammung, die ihm das Orakel des libyſchen Ammon aufgedrungen, geglaubt haben mag. Man iſt geneigt die ganze Standeserhöhung auf Rechnung ſeiner Staatsklugheit zu ſetzen, indem er dadurch den aſiatiſchen Barbaren mehr zu imponiren gehofft habe. Wenn man aber bedenkt, daß ſowohl Perſer als Indier ziemlich vorgeſchrittene Religionsvorſtellungen hegten, daß es überhaupt Kulturvölker waren, daß er ferner durch eine abſichtliche frivole Fiction den Unwillen ſeiner Griechen und

Macedonier zu erregen fürchten mußte, ſo neigt man ſich eher zu der Anſicht, daß er ſelbſt dieſem Gedanken an eine höhere Abkunft ſpielend nachhing, da ja doch auch die Heroen, ſeine Ahnen und Vorbilder, vater- oder mutterſeits von Göttern ſtammten. Uns, welche eine mehr als tauſendjährige Kluft vom Polytheismus trennt, kommt ſolch eine Vorſtellung wunderlicher vor, als jenen Zeiten, welche wenigſtens an dem ehemaligen Verkehr der himmliſchen Götter mit den Menſchenkindern gläubig feſthingen. Und warum ſollte es Vermeſſenheit geweſen ſein, wenn er den Zeus auf deſſen eigene Erklärung hin für ſeinen Vater zu halten gewagt hätte? War er doch in höherem Sinn ein Götterſohn, nemlich der Hochbegnadigte, in welchem der Geiſt edlen Hellenenthums, bevor er Abſchied nahm, noch einmal, und zwar am ſchönſten, wie der Pflanzengeiſt in der prangenden Blüthe, ſich verkörpert hatte.

Zu den bisher genannten Urſachen, welche zuſammenwirkten, um den berühmten Fürſten zu einer poetiſchen Figur zu verklären, kommt nun ferner ſein unerwartetes und frühzeitiges Hinſcheiden ſammt deſſen bedeutenden und unſeligen Folgen. Zweiunddreißig Jahre erreichen, lange nicht die Hälfte eines regelmäßig verlaufenden Menſchenlebens, mitten im Vollbeſitz höchſter Kraft, kaum zurückgekehrt von einem zehnjährigen Siegeszuge, auf dem ehrwürdigen Thron der Semiramis in der Weltſtadt Babylon ſitzend, mit einem Ruhme, dem ſchon der Weſten durch Geſandtſchaften ſchmeichelte, über den Oſten gebietend, beſchäftigt mit den Zurüſtungen eines neuen Feldzuges gegen Arabien, vom fröhlichen Mahle heimkehren, am Fieber erkranken, im Verlauf einer Woche aus dem raſtloſeſten, lebensmuthigſten Mann eine Leiche ſein! Durchſchüttert uns doch ſchon der Tod eines gewöhnlichen Menſchen, den vor der Zeit ein plötzlicher Schlag dahinrafft, mit allen Empfindungen unſerer

Nichtigkeit; geſchweige erſt das Verhängniß des mächtigſten Königs, der mit Kriegslärm die Welt erfüllte. Was iſt der Menſch! ruft da der Stolzeſte aus, und der Eitelſte ſchlägt demüthig an die Bruſt. Ein Götterſpruch gebot den Kranken an ſeinem Platze zu laſſen und nicht in das Heiligthum zu tragen; denn ſo werde es beſſer mit ihm werden. Bald nach dieſem Orakel ſtarb er. War alſo der Tod auch für den höchſten der mühebeladenen Sterblichen das Beſſere? — Da liegt nun der Götterſohn! mochte ſchadenfroh die Mißgunſt ſprechen, wenn ſie in der allgemeinen Beſtürzung nicht mit verſtummte. Denn mit Blicken unſäglichen Jammers zogen die alten Soldaten am Schmerzenslager des Sterbenden vorüber, zum Abſchied von dem ſprachloſen Mann, der ſie noch einmal mit einem Nicken des Kopfes begrüßte, ehe er ſie ohne Führer im unermeßlichen Reiche ließ; und Feldherren wie Bürger ſahen ſich mit dem dumpfen Staunen rathloſer Verzweiflung an, wie nun geſchehen war, was niemand erwartete. Als aber dann die Noth gebieteriſch zur Löſung der Frage drängte: wer ſoll fortan König ſein? und als im erſten Augenblicke Parteiung und Zerwürfniß, im Verlauf der Zeiten aber blutige Kriege um den Raub des Löwen eingetreten waren, da fühlte man immer deutlicher im Kampf wilder Leidenſchaften, wie eben er der Höhere geweſen war, dem den Beſitz alles deſſen, um das ſie jetzt haderten, niemand ſtreitig machte. Und ſo ſtieg ſein Schatten immer größer und ehrwürdiger aus dem frühen Grabe hervor, je kleiner die Zeit wurde, wie bei uns der Geiſt Karls oder Barbaroſſas. Was früher aus unlauterem Triebe die Schmeichelei erſonnen oder die dichtende Phantaſie vergrößert hatte, das fing man bei der natürlichen Vorliebe der Menſchen für das Wunderbare arglos zu glauben an; die wirklichen Thaten des Königs waren nicht mehr groß, die wirklichen Abenteuer nicht mehr pikant

genug, und indem Alexander nach und nach zum Lieblingshelden aller Nationen wurde, ergingen ſich die Beſchreiber hinſichtlich der Räume, die er durchdrungen, und der Ereigniſſe, die ihm aufgeſtoßen, ins Maßloſe.

Die fabelhafte Biographie, die der falſche Kalliſthenes gegen das vierte Jahrhundert nach Chriſtus aus Wahrem und Erdichtetem muſiviſch zuſammenſtoppelte, ging durch einen gewiſſen Julius Valerius ins Latein und von da mit theilweiſer Benützung anderer Quellen durch Umdichtungen ins Spaniſche, Franzöſiſche, Engliſche, Schottiſche, Flandriſche, Deutſche über; daneben hatten die Hebräer ihre beſondern Traditionen, und fünf perſiſche Dichter hielten um die Wette ſein Andenken aufrecht; ja ſelbſt die Araber, die Armenier und die Türken hatten ihre Epopöen über den alten Heldenkönig, deſſen Gedächtniß in dem Fünfſtromland bis heute noch nicht erloſchen iſt. Alexander war ein vielbeliebter Name durchs ganze Mittelalter. Kein Wunder; denn ſeine Perſönlichkeit war dem Geiſte dieſer Zeiten verwandt, und ſeine Thaten klangen zuſammen mit den Entwürfen, für welche die Gegenwart ſchwärmte. Der junge Held mit ſeinem unbeſtimmten Trieb ins Weite war ſo eine Art Sigfried, der glänzende König mit ſeinen tapfern Freunden eine Art Artus, ſein Bucephalus konnte ans Roß Bayard erinnern, und die Kämpfe gegen ungeſchlachte Rieſen und ſeltſame Thiere, die Mühen in den Stürmen aufgeregter Elemente, die Erfahrungen in wunderbaren Wäldern und Paläſten ſtimmten ganz zu den Erzählungen von König Rother, Herzog Ernſt und zu den Begegniſſen der Gralsritter. Ja wenn man berichtete, wie er in einem Glaskaſten ins Reich der Fiſche ſich hinabgeſenkt, wie er in einem andern ſich von Greifen in die Lüfte tragen laſſen, wie er den Quell der Unſterblichkeit aufgeſucht und das Paradies zu erſtürmen beabſichtigt habe, ſo ging dieſer Thatendurſt ſogar

noch weiter, als ein christlicher Ritter für zulässig achtete, und wer ihn nicht selbst reuevoll sich an die Brust schlagen ließ, betrachtete seinen plötzlichen Tod als eine Strafe Gottes, der den Uebermüthigen zum warnenden Exempel darniedergestreckt. Seine Waghalsigkeit und Freigebigkeit, seine Zartheit gegen Frauen wie seine biedere Offenheit waren jedenfalls so empfehlenswerthe ritterliche Eigenschaften, daß ich aus dem gesammten Alterthum keinen zweiten Helden aufzuführen wüßte, mit welchem das Mittelalter gleiche Sympathien gehabt hätte. Alexander, mich reuet dein Ende, daß du nicht im Christenglauben gestorben bist, sagt am Schluß ein englisches Alexanderlied, welches Weismann nächst dem Gedichte, das ich hier näher besprechen will, für das beste erklärt. So verwandt und verschwistert war ihnen der Held, daß sie ihn nur ungern der Heidenschaft ließen; ging doch schon seit Josephus auch die Sage, wie er die Juden geschont und den Namen Gottes angebetet, als Jerusalems Volk, den Hohenpriester an der Spitze, in weißen Feierkleidern ihm entgegenzog. Pseudokallisthenes vergrößert seine Gottesfurcht und Gotteserkenntniß, indem er berichtet, wie er nach Erbauung Alexandrias auf einen Thurm gestiegen sei und alle Götter für nichtig erklärt habe, und wie er nur einen als den wahren unsichtbaren Gott habe ausrufen lassen, der einherfährt auf den Flügeln der Seraphim und mit dreimalheiliger Stimme gepriesen wird.

So stellte ihn ein Theil seiner Lobredner bereits in die Vorhalle des Christenthums und ließ ihn mit Bewußtsein vorbereiten, was thatsächlich eine Folge seiner Eroberungen war. Alexander hat dem Christenthum den Boden geebnet, indem er in Sprache, Kultur und Wechselverkehr Asien und Europa einander näher brachte und Beziehungen des Orients und Occidents knüpfte, welche Jahrhunderte überdauerten. Der strahlende Ritter des

Hellenenthums ſteht, den Blick nach Oſten gewandt, zugleich als Pförtner des Heiligthums da, von welchem eine neue Ordnung der Dinge ausgehen ſollte. Indem er den Particularismus ſeiner Nation für abgethan und fortan unberechtigt erklärte, erweiterte er den Blick für die künftigen Anſchauungen, welche der Menſchheit ein gemeinſames Ziel ſetzen, auch darin dem Geiſte des Mittelalters ähnlich, welches ſtärker als die zufälligen Unterſchiede der Nationen das gemeinſam Bindende, die chriſtliche Einheit fühlte. Aber auch dadurch, daß er gerade im Oriente ſich den Schauplatz ſeiner Thaten eröffnete, war Alexander ein dem Mittelalter vorzugsweiſe befreundeter Held, weil in jenen Jahrhunderten, in welchen die epiſche Poeſie in Europa blühte, aller Augen nach dem Oſten gerichtet waren. Was phantaſirte die Jugend, die ſich zum Kreuzzug ſchickte, von den geträumten, was erzählten die heimkehrenden Ritter von den geſehenen Gegenden, was brachten ſie für arabiſche und perſiſche Märchen mit! Babylon und Bagdad ſind beliebte Orte für ihre Romane; aber der Macedonier kam ja noch weit über beide hinaus, ins Land des Goldes und der Perlen, des Zimmts und der Nelken, der Elephanten und der Schlangen, ja bis ans Ende der Dinge, wo einſam der Ocean rauſcht, durch Wälder und Wüſten bis dahin, wo kein Tag mehr ſcheint. Man kannte die Beſchwerden, die des Kriegers ſchon am Eingang Aſiens harren; welche Schreckniſſe müſſen ſich erſt entgegenthürmen in den Ländern der wilden Mohren und Menſchenfreſſer! Ja es heißt frevelhaft dem Schöpfer trotzen, der alle die Schwierigkeiten um die verſchloſſenen Geheimniſſe ſeiner Schöpfung geſtellt hat, wenn man unerſättlich im Verlangen wie der Macedonier von einer Gefahr zur andern eilt. Gegen die Schranke des Möglichen anſpringen und die Fülle des Erdkreiſes zum Alleinbeſitz begehren, heißt auf Gottes Ordnung einen Angriff wagen; wer von ewiger Unruhe

immer weiter und weiter getrieben wird, folgt bereits der Versuchung der unheimlichen Mächte und verfällt dem Zorne des Weltregierers, wenn er nicht in der rechten Stunde noch in sich geht. Die Dichter, welche Alexandern von den Engeln im Paradiese Tribut heischen lassen, stellen ihn auf das schwankende Brett, auf dem ein Schritt weiter ihn in den Abgrund stürzte. Aber ihr Liebling, der so viel löbliche Eigenschaften neben der einzigen maßlosen Leidenschaft hat, darf nicht untergehen: so retten sie ihn gerade noch im letzten Augenblick, in dem er reuig der Warnung und Belehrung folgt.

Diese Wendung nimmt nun namentlich die deutsche Alexanderdichtung, bei welcher ich etwas zu verweilen gedenke. Die nähern Verhältnisse des Dichters, der den Namen des Pfaffen Lambrecht führt, sind dergestalt im Dunkel, daß man eine Zeit lang sogar diesen Namen für Mißverständniß und Verwechslung mit einem französischen Dichter erklären wollte. Genug, der Poet war ein Geistlicher aus jenem rüstigen Geschlechte des zwölften Jahrhunderts, das außer der Stola auch den Harnisch trug und an Beschreibung großer weltlicher Thaten wie an deren eigener Ausführung Geschmack fand. Der Stand, der seit dem Anfange christlich-antiker Kultur überall in Europa deren Träger gewesen, hatte damals sein altes Vorrecht noch nicht so weit an die Ritterschaft abgegeben, daß er nicht gegen dessen Ablauf noch einzelne namhafte Dichter aus seiner Mitte gezählt hätte. Und wenn auch die meisten der Legende zufielen, so ist doch das Dasein Lambrechts wie Konrads ein deutlicher Beleg für den kräftigen, aller Frömmelei fernstehenden Sinn, der noch einzelne Geistliche beherrschte. Die häufigen Parallelen und sonstigen Citate aus der Bibel abgerechnet, würde aus der Darstellung niemand des Dichters Stand errathen. Er hat Freude an seinem Helden und unternimmt sein Werk, um sich durch Beschäf-

tigung die Grillen über die Eitelkeit der Welt aus dem Kopfe zu jagen, wie ſein Vorgänger Alberich von Beſançon, den er für ſeine Berichte verantwortlich macht.

Man hat dem deutſchen Poeten ein ſo hohes Lob geſpendet, daß er dasſelbe ſicherlich in ſeiner Beſcheidenheit und Wahrheitsliebe für ſich ſelbſt abgelehnt und eben ſo gut dem Buche zugetheilt hätte, als er auf dasſelbe den etwaigen Tadel wirft. Aber der Name Aubry de Besançon war bis auf eine zweite Notiz, nach welcher er die Quelle von Strickers Daniel von Blumenthal iſt, völlig verſchollen. Seitdem jedoch Paul Heyſe zu Florenz die Anfänge ſeines Alexanderliedes aufgefunden und herausgegeben hat, 100 Zeilen, die in Lambrechts Bearbeitung über 200 ausmachen, müſſen die hohen Schönheiten dieſer Dichtung der franzöſiſchen Urſchrift beigelegt und dem Deutſchen nur das Verdienſt eines „verſtändigen ſinnbegabten Ueberſetzers“ gelaſſen werden. Schmälert dies Urtheil auch den Ruhm unſeres Landsmanns als Erfinder und beeinträchtigt es unſern Nationalſtolz, mit welchem die Kenner dieſer Epopöen ſonſt auf die ausländiſchen Bearbeiter herabgeſehen haben, ſo iſt doch hinwiederum ſeine Fähigkeit als Nachbildner um ſo höher anzuſchlagen, als uns eben ſeine Arbeit allein die Möglichkeit verſchafft jene Dichtung überhaupt zu genießen. Jedermann dankt es den Römern, wenn ſie die Griechen copirten, weil die Originale verloren ſind. Wollen wir doch überhaupt bei Beurtheilung der mittelalterlichen Poeſie den ſpecifiſch deutſchen Standpunkt aufgeben! Unſere Dichter des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts waren ſo abhängig von den Franzoſen als die des ſiebenzehnten und achtzehnten, und machen gar kein Hehl aus ihrer Abhängigkeit. Je mehr die Schätze von Süd- und Nordfrankreich ſich erſchließen, deſto überlegener wird der Reichthum eines Volkes ſich herausſtellen, das bei ſeiner

geiſtigen Beweglichkeit die Elemente der Kultur zeitiger verarbeitete, als wir kalten und bedächtigen Deutſchen. Aber man hatte auch damals gar nicht das Bedürfniß oder Verlangen mit den Nachbarn zu wetteifern; in der Blüthezeit des Mittelalters bildeten alle Nationen der Chriſtenheit eine große Völkerfamilie, von welcher kein Glied ſich einer beſondern geiſtigen Bevorzugung oder Unmündigkeit bewußt war; neidlos borgte die eine von der andern, und das Beſtreben die Heimat mit neuen Mären zu erfreuen überwog den Trieb mühſeliger Selbſterfindung. Waren ja auch die franzöſiſchen und provençaliſchen Dichter wieder ihren lateiniſchen Vorgängern verpflichtet, ſo daß man auf frühere Zeiten zurückgehend über Mein und Dein ſchwerlich entſcheiden kann. Wer mag beſtimmen, wie viel von ſeiner Eigenthümlichkeit Alberich von Beſançon wieder andern zu danken hat? Bei den Alexanderdichtungen namentlich iſt es wie in einem Urwald, wo da und dort neue Schößlinge zu Stämmen erwachſen ſind, ohne daß man ſagen könnte, aus welcher Bäume Wurzeln ſie hervorgekeimt. Beruhigen wir uns alſo über die Originalität unſeres Poems — und wer denn doch einige Selbſtändigkeit dem deutſchen Dichter bewahren möchte, dem kann ich zum Troſte ſagen, daß Lambrecht nicht immer von einem, daß er zuweilen von mehreren Büchern ſpricht, aus denen er ſeinen Bericht geſchöpft habe, — nehmen wir dasſelbe einfach, wie es uns vorliegt, als ein Product der durch ganz Europa ziemlich gleichen Kulturperiode aus der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts, und freuen wir uns, daß der Poet — ſei er Franzoſe oder Deutſcher — den Leſern einen Alexander trotz allem phantaſtiſchen Beiwerk in würdiger Auffaſſung vorgeführt, ſein Werk mit einer leitenden Idee belebt und in einfachem Stile ausgeführt hat, eben knapp genug, um doch noch der maleriſchen Anſchaulichkeit Raum zu geben und Schilderungen zuzulaſſen,

die ſich vor der beliebten Breite und Redſeligkeit der Spätern durch lebendige Gedrungenheit vortheilhaft auszeichnen. — Und nun zu einer kurzen Expoſition dieſer Dichtung, um an einem Beiſpiele ſtatt vieler und gerade an dem beſten anſchaulich zu machen, in welcher Weiſe der macedoniſche Eroberer im Mittelalter behandelt worden iſt.

Den einzigen Salomo ausgenommen, ſagt der Dichter, war Alexander unter allen Königen der herrlichſte. Mit jenem kann er natürlich nicht in Vergleich treten; denn Alexander war ein Heide. Wir ſehen den Geiſtlichen, welcher der Geſchichte und Sage gegenüber die Tradition der Bibel retten möchte. Er war des Philippus Sohn, nicht der eines Gauklers, wie manche Lügner ſprechen. Ein echter Sprößling rechtmäßiger Ehe, trat er unter ungewöhnlichen Naturerſcheinungen in die Welt ein. Bei ſeiner Geburt erbebte die Erde, großer Donner erſcholl, ein ſtarkes Wetter goß hernieder, der Himmel verwandelte ſich und die Sonne hätte beinahe ihren Schein verloren. Der Knabe gedieh in drei Tagen beſſer als andere Kinder in drei Monaten; verſtimmte ihn etwas, ſo ſah er drein wie der Wolf, wenn er über ſeinem Aaſe ſteht. Struppig und roth war ſein Haar, wie eines wilden Löwen Locke, ein Auge war blau wie das eines Drachen, ſchwarz das andere, dem eines Greifen gleich, ſein Hals wohl geſchaffen, ſtark die Bruſt, die Arme von großer Kraft, ſein Benehmen ſchon in der Kindheit, als ob er ein Fürſt wäre über alles Erdreich.

Die Meiſter, die er zur Unterweiſung erhielt, waren kunſtreiche Männer. Ganz naiv wird er unterrichtet in der Weiſe mittelalterlicher Fürſtenſöhne; denn der erſte Meiſter lehrte ihn Griechiſch und Latein und Schreiben auf Pergament, der zweite Muſicam, nemlich Rotte, Leier und Geſang, der dritte aller Dinge Zahl, Ariſtoteles der Geſtirne Bewegung, ein fünfter

Waffenkunſt und ritterliches Gebahren, ein ſechſter zu Dinge ſitzen und das Landrecht beſcheiden. In all dieſen Künſten war er ſchon im zwölften Jahre erfahren. Dabei wollte er um alles weltliche Gut nie lügen noch betrügen und weder um Lieb noch um Leid die Wahrheit ſchwächen. Nachdem er den Bucephalus gezähmt, wird er mit fünfzehn Jahren auf ſein Verlangen gewaffnet; denn wer irgend eine Tugend gewinnen will, der ſoll damit in ſeiner Jugend beginnen. Die Begrüßung als König ſchlägt er aus, weil er von einem Königreich nicht hätte, um einen Finger darauf zu ſetzen; wenn er einen König beſiegt habe, dann erſt ſollten ſie ihm dieſe Ehre erweiſen. Er bezwingt den König Nicolaus von Cäſarea, ſetzt ſeinem Vater Philippus deſſen Krone auf, tadelt ihn aber freimüthig, daß er die Cattin, ſeine Mutter Olympias, verſtoßen und die Kleopatra genommen habe. Dem Ritter Lyſias, dem Zuführer der neuen Braut, der ihn vorlaut ſchalt, ſchlägt er mit einem goldenen Napf die Zähne hinunter und verſöhnt ſchließlich den Vater mit der Mutter. Darius, deſſen Boten den Zins forderten, läßt er ſagen, wenn er dieſen nicht entbehren wolle, ſo werde er ihm denſelben daheim bezahlen. Den Pauſanias, einen reichen Markgrafen, der den Philippus zum Tode verwundet und Olympias in ſeine Gewalt genommen, ſticht er durch den Bauch — denn er brauche keinen Stiefvater — und läßt ihn auf des ſterbenden Vaters Geheiß noch vollends erſchlagen.

Beim Regierungsantritt erſt zwanzig Jahre alt, fordert er ſeine Getreuen auf, gegen die zu ziehen, die von ihm Zins begehrt. Da ſprachen alle mit einer Zunge: Gott behüte uns dieſen jungen König, daß er mit Gnaden lange leben möge in ſeinem Reich, und wehe dem, der ihm untreu wird! Nun entbot er durch Briefe und Boten eine Heerfahrt in Griechenland und Macedonien, auch in der Stadt Nicomedias, und fuhr ſelbſt

mit einem Heer von 70,000 nach Sicilien, dort seine Streitmacht gegen Darius zu vermehren. Er bezwang alle, die sich widersetzten, und ließ sie Heerfahrt schwören. Als das die Römer erfuhren, brachten sie ihm Ehrengeschenke, nemlich 100,000 Pfund Silber, einen edlen Mantel und eine goldene Krone. Tausend von ihnen nahm er mit sich und fuhr zu Africano, der dem Darius unterthan war, darauf nach Carthago in die Burg; die ergaben sich in Gutem; aber nur wenige ritten mit, weil sie mit den Römern im Streite waren. Seine Boten sandte er weiter über alles Meridienland, in Bethaniam, Galatiam, zu den Kartanensen. Er nahm ihrer tausend in seine Gewalt und stiftete seinem Namen zu Ehren eine Burg, wie nirgends eine auf Erden ist, Alexandria. Nach Verheerung des jüdischen Landes macht er sich — und hier treten wir wieder auf geschichtlichen Boden — an die Belagerung von Tyrus. Als die Tyrier sich weigerten, ihn als König zu empfangen, wird er roth vor Zorn und sendet drei seiner Fürsten hinein: sie sollten sich besser bedenken, daß sie ihn nicht verschmähten, der Rom mit seiner Kraft unter sich gebracht und alle griechischen Lande in seiner Hand hätte. Und da sie seine Boten hingen, gewann er eines zornigen Löwen Muth und ließ mit seinen Schiffen die Burg umzingeln. Die Feinde, mehr denn 100,000, erschlugen seines Heeres so viel, daß des Meeres Wogen sich vom Blute rötheten. Auch der Wind Boreas schlug viele Schiffe zu Grunde. Nun ließ er auf dem Lybanus, einem Berg Arabiens, dem der Jordan entfließt, Belagerungsmaschinen zimmern, und nachdem er endlich nach vielen Schwierigkeiten, Mühen und Kämpfen, auch mit Hülfe griechischen Feuers, die Stadt gewonnen, ließ er 3000 der reichsten Bürger fangen, blenden und hangen.

Da der König Darius die Eroberung von Tyrus vernahm,

ſandte er ihm einen ſchönen goldenen Ball, zwei herrliche Schuhbänder und ein wenig Goldes in einer Lade. Mit dem Balle meinte er, daß er beſſer mit Kindern ſpiele, als ſeine Leute finge, mit den Schuhbändern, daß er ihm dienen ſolle, mit dem Golde, daß ſein Vater ihm mit Recht den Zins bezahlt hätte, auch daß er damit heimziehen und davon leben ſolle; würde er das nicht thun, ſo drohte er ihn mit Beſen zu ſchlagen. Als Alexander den Brief las, ward er ſehr ungehalten und war nahe daran, die Boten zu hängen. Ihr Herr, ſagte er, benehme ſich wie der blöde Hofwächter; wenn er Nachts etwas vernimmt, ſo ergrimmt er in ſeiner Blödigkeit, getraut ſich aber nicht näher zu kommen, ſondern macht ſich bellend auf die Flucht. Uebrigens bedeuteten die Gaben etwas anderes, als ihr Herr angegeben; der Ball beſage, daß er ſelbſt Herr werden ſolle über das ganze Erdreich, die Schuhbänder, daß Darius ihm dienſtwillig ſein, das Gold, daß er ihm Zins geben wolle. Er werde in drei Monaten 100,000 Mann vor Babyloniam bringen. Darius ſchreibt an zwei Herzöge, ſie ſollten ihm das Land wehren; wenn er darnach ſtrebe, über alles, was da lebe, der höchſte zu werden, das ſolle an einem Galgen ſein.

Die Schlacht nimmt für die Perſer einen ungünſtigen Ausgang. Sardis wird verbrannt. Darius ſchwört bei ſeinem Reiche, daß er den Alexander wolle an einen Aſt hängen und ſein Fleiſch den Vögeln geben. Er ſendet zu ſeinen Herzogen und Grafen, daß ſie ihm zu Hülfe kämen; zu Meſopotamien in der breiten Aue wolle er Heerſchau halten. 630,000 Mann verſammeln ſich. Stolz auf ſolche Maſſen, ließ er dem Alexander eine Meyge Mohnes bringen mit der Aufforderung, daß er die Körner zähle; eben ſo wenig könne er ſeine Heeresmacht zählen. Alexander ſchob den Mohn fröhlich in den Mund und aß davon ein großes Theil und ſprach:

„wir haben gut heil:
diße corner ſint ſo manicfalt,
ſine werdent von mir niemer gezalt."
in ſinen munt er ſi ſtreich
unde ſprah: „ſi ſint ſo weich
unde ſmeckint ſo wole;
ih hoffe, daß ih ſin here ſole
harte wol verwinnen
mit minen jungelingen.*)

Als Gegengabe ſendet er ihm eine Hand voll Pfeffer, daß er ihn eſſe — die Körner ſeien nicht zahlreich, aber bitter, und ſo ſei auch ſein Heer.

Von ſeinem Siegeszug heimgerufen zur kranken Mutter, hat Alexander in Arabien einen Strauß zu beſtehen mit Amenta, einem Mann des Darius. Zwei Tage fochten ſie, daß die Sonne nicht ſchien; denn ſie wollte den Mord nicht beleuchten. Alſo kämpften ſie fort, bis die guten Helden wateten in dem Blute faſt bis an die Kniee. Drei Tage ſtritten ſie, und mancher ertrank in dem Blute. Manch Tauſend lag da erſchlagen. Als er heimkam, genas die Mutter bei ſeinem Anblick. Nun ſammelt er erſt ein großes Heer; zu Hunderttauſenden kommen ſeine Mannen. Es folgt die Zerſtörung Thebens, die Uebergabe Corinths und Athens. Nur die kühnen Lacedämones vermaßen ſich deſſen, daß ſie Xerxem beſiegt hatten, und wehrten ihm die Straße. Sie ſaßen am Meer und gedachten von den Schiffen aus zu fechten. Nach hartem Kampfe, nach Verluſt aller ihrer kühnſten Mannen bequemten ſie ſich doch dazu, um Frieden zu bitten, zumal nachdem ihre Schiffe durch Alexanders griechiſches Feuer verbrannt waren.

*) Wir haben gut Heil; dieſe Körner ſind ſo viel; ſie werden von mir nimmer gezählt. In ſeinen Mund er ſie ſtrich und ſprach: „Sie ſind ſo weich und ſchmecken ſo wohl; ich hoffe, daß ich ſein Heer gar wohl überwinden werde mit meinen Jünglingen."

Alexander kehrt nach Asien zurück. Berathung des Darius, den das Glück dieses Räubers doch bedenklich macht. Der König möchte ihm gern den Zins erlassen, wenn er sich ruhig verhielte, indeß der größte Theil seiner Rathgeber solchen Ausweg für schimpflich erklärt, und nur einer die kluge Bemerkung macht, daß eines Hundes Bellen eine Menge Schafe in Schrecken setze. Damit meinte er, daß das ganze Heer, mit dem sich Darius wehren wollte, ein unstät Volk wäre. Auf ein unvorsichtig genommenes Bad im Meere befällt den Alexander das Fieber, von welchem er in bekannter Weise durch den Arzt Philippus hergestellt wird. Nach einem Zug durch Armenien gelangt das Heer an den Euphrat. Der König sprengt zuerst über die Brücke, die er hatte schlagen lassen, und nachdem ihm alles nachgerannt, zerhaut er die Bande, mit denen sie befestigt war, damit sie zur Flucht keinen Ausweg hätten, wie Hagen nach dem Uebergang der Burgunder über die Donau thut. Es kommt endlich zur Hauptschlacht mit Darius. Ein Mann des letzteren, dem dieser seine Tochter versprochen, wenn er ihm des Macedoniers Haupt brächte, schlägt, in griechische Rüstung verkleidet, den Alexander durch seinen stählernen Hut und wird von ihm huldreich entlassen und zu seinem Heere zurückgeschickt. Denn solche Kühnheit zieme Jünglingen wohl; wo die Märe davon in die Lande komme, da ehre ihn Weib und Mann; man mehre ihm seine Lehen und die Frauen weihen ihm ihre geheime Liebe. Nun wendet sich der Degen, wieder, nach dem Siege zu werben, und kämpft wie der zornige Bär, wenn ihn die Hunde bestehen; was er mit den Klauen fangen kann, daran rächt er seinen Zorn.

Die Feinde fliehen nach Batra (Bactra). Alexander gewinnt am andern Morgen die Stadt und nimmt des Darius Mutter, Weib und Kinder gefangen. Des freute er sich; denn es war

ein königlicher Raub; dazu bezwang er noch manche Burgen und Länder. Unterdeß kam ein Fürst vom Perserland und erbot sich den Darius gefangen zu überliefern. Dem antwortete Alexander: Nicht begehren meine Mannen deiner Hülfe, da du ohne Noth selbst deine Herren verrathen, die dir oft Liebe bewiesen; so fahre mit Unehren wieder zu deinem Herrn und hilf ihm wehren sein Land. Dir sollen Herren noch Frauen nimmermehr trauen. Darius dagegen schreibt ihm einen hoffärtigen Brief: daß er die Seinigen gut behandelt habe, danke er ihm nicht besser, als wenn er sie erschlagen hätte. Er solle auf seiner Hut sein; denn der Sturm sei ihm nahe. Darauf Alexander:

daß ih dinem wibe
habe getan ze gute,
da genoß ſi miner muter;
wandih durh ir liebe
allen wiben gerne diene;
von do han ihß gerne getan.
ih ne wil von dir entfan
neheinen lon darumbe.*)

Daran schließt sich eine vielfach erzählte Episode echt romantischer Art. Alexander macht im Auftrag seines Vaters, der ihm im Traum erschienen war, selbst den Boten an König Darius, welcher sich am andern Ufer des Flusses Strage gelagert hatte. Dieser Strom hat die Eigenschaft, daß er bei Tage fließt, bei Nacht aber gefroren ist, so daß man darüber reiten kann. Darius ladet den unerkannten Boten selbst zu seiner Wirthschaft; man setzt ihn dem Könige gegenüber. Die Fürsten des Darius verschmähen ihn ob seiner unansehnlichen Gestalt.

*) Was ich deinem Weibe gethan habe, das verdankte sie meiner Mutter, da ich ihr zu Liebe allen Frauen gern diene; daher habe ichs gerne gethan. Ich will von dir keinen Lohn dafür empfangen.

wander was ſo kleine,
ſi ſprachen al gemeine,
er were ein wenig twergelin.
waß boten er mohte ſin
eines alſo richen mannes.*)

Beim Trinken wirft er nun aber die goldnen Gefäße in ſeinen Schoß, ſo daß der Schenke ihn für einen Dieb erklärt. Auf des Darius Frage, warum er ihm ſeine goldnen Pokale ſtehle, erwiedert er, es ſei in ſeines Herrn Lande ſo Sitte, daß jedermann die Gefäße behalte, aus denen er trinke; im übrigen könne er ſie wieder haben, und ſeine Pokale ſeien ihm gleichgültig wie ſein Wein. An dieſem hochfahrenden Benehmen erkennt ihn ein Perſer und ſetzt den Darius von ſeiner Beobachtung in Kenntniß. Da räumt Alexander den Saal, ſchlägt einen perſiſchen Mann vor die Zähne, ſpringt auf ſein Roß und reitet wieder heim zu ſeinem Heere. Das Eis brach ihm ein unter den Hufen, das Roß wurde den Strom hinabgeführt, und nur durch eigene Kraft gelangte der König ans andere Ufer. Wohl, ſagte er da zu ſeinen Leuten, könne ſich an Truppenmenge dem Darius niemand gleich ſtellen; doch ein Heer von Fliegen könne zwei kleinen Weſpen nichts ſchaden, wenn ſie zu Neſte fahren.

Der Schall glich dem Brüllen des Meeres, als beide Heere zuſammen drangen. Alexander ritt auf dem Bucephalus voran; die ihm entgegen kamen, ſprachen, es wäre ein Gott. Die Geſchoſſe flogen von beiden Seiten ſo dicht als der Schnee, die Heerhörner blieſen, die Trommeln tönten zum Streite; wer mochte je ſchauen zwei ſo herrliche Scharen? Das breite Feld bedeckte ſich mit Todten. Sie ſchlugen und ſtachen, ſo daß die

*) Denn er war ſo klein; ſie ſprachen allgemein, er wäre ein kleines Zwerglein; wie möchte er Bote ſein eines ſo reichen Mannes?

Schäfte brachen; dann griffen die Recken zu den ſcharfen Schwertern. Der Sturm war grimmig und hart. Da ward mancher Helm ſchartig und mancher Panzer durchſtochen, daß das Blut hinab am Leibe quoll. Manchen verhauenen Schild ſah man auf der Wahlſtatt. Von des Darius Heere fielen in der Schlacht 200,000 ohne die, ſo im Fluß ertranken. Da der König ſah, daß ihrer ſo viele todt lagen, begann er zu verzagen und war der erſte Mann, welcher das Heil in der Flucht ſuchte. Da flohen auch die Seinigen allgemein. Als die Märe von des Darius Unglück ſich in Perſien verbreitete, da erhob ſich allgemeines Klagen und Weinen; am meiſten aber klagte der reiche Darius ſelbſt. Er warf ſich nieder auf ſeinen Eſtrich und jammerte, daß er nicht geſtorben wäre. Was hilft mirs, rief er aus, daß ich König war über manche Länder, die ich weiland ſelbſt mit meiner Tapferkeit bezwang? Manch Tauſend waren derer, die mir Zins gaben, ohne mich je zu ſehen; nun bin ich kaum hieher einem griechiſchen Mann entronnen. Fortuna läßt ihre Scheibe umgehen; ſie hilft dem Armen, ſo ſie will, und hat zu Spiele den Reichen; umläuft ihr Rad und oft fällt, der feſt ſaß. Dann mahnt er den Alexander in einem Briefe, ſich ſeines Glücks nicht zu überheben und an ihm ſelbſt ein Beiſpiel von deſſen Wechſel zu nehmen. Wenn er ihn als Unterthan in ſeinem Land laſſe, ſo wolle er ihm den großen Schatz geben, den ſeine Vorfahren geſammelt und vergraben hätten; dazu Medien und Perſien. Alexander antwortet, als der Beſiegte könne er ihm nichts geben; Feld und Wald ſtehe in des Siegers Gewalt; wolle er aber fechten und ſich rächen und gewinne er, ſo werde ihm Weib, Mutter und Kind von ſelbſt zu Theil und er müſſe nach ſeinem Gebote leben.

Nun bittet Darius den König Porus um Hülfe. Er verſpricht ihm große Schätze, er verſpricht ihm 80,000 Frauen

entgegenzuſenden, mit denen er ſich und ſeinem Heere das Herz erfreuen könne, ja er vermißt ſich, den Bucephalus und Alexanders Rüſtung ihm zuzuſagen. Zu Caspen Porten wolle er ſeiner harren. Aber bevor noch der bedrängte König des fremden Beiſtandes froh wird, dringen zwei Männer, Byſan und Arbazan (Beſſos und Nabarzanes) in ſeinen Palaſt, ihn zu ermorden. Vergebens ſind ſeine Bitten, vergebens ſeine Drohung mit der Rache ſeines edelmüthigen Gegners. Mit zwei Todeswunden ließen ſie ihn auf der Erde liegen und gingen hinaus, ihre Waffen verbergend, und beklagten, als wären ſie unſchuldig, den reichen Darius. Auf die Nachricht von deſſen Schickſal eilte Alexander, der mit ſeinem Heer über den Strach geritten war, nach dem Palaſte. Reicher Held, ſprach er, als er aus den Wunden das Blut fließen ſah, du biſt ſtark verwundet; möchteſt du noch geſund werden, ich ließe dir friedlich deine Reiche unverheert und unverbrannt. Königes Name iſt an dir geſchändet; wüßte ich, wer das gethan hat, es ſollte ihm an das Leben gehen. Du reueſt mich ohne Maßen; wie warſt du ſo allein gelaſſen im Palaſte! Wehe, daß ich dieſen Tag erleben, daß ich dich, theurer Degen, ſo erſchlagen ſehen ſollte! Wie möchten meine Klagen je ein Ende finden! Dieſe königlichen Worte gefielen allen ſeinen Mannen. Und wiederum hob Alexander an: Nun weiß niemand als Gott allein, Held, wie ich dich liebe. Du warſt gut und bieder und hatteſt männlichen Muth; du warſt milde, getreu und wahrhaft, wohlgeſittet und ehrhaft, wohlgeboren und reich; würdeſt du das Leben behalten, ſo wollt' ich dir mein Wort geben, daß ich dir, hehrer König, nimmer ſchadete; hätteſt du aber noch die Kraft deinen Mund auf zu thun und mir dieſe Mörder zu nennen, ſo wollte ich dich rächen; ich wollte um ihren Leib mein Leben geben, und ob ich das ließe, ſo wollt' ich, daß Gott mich ewiglich von

seinem Reich verwiese. Da richtete sich der Wigand auf, wo er lag, mit dem Blute beronnen, und mit traurigem Muthe, küßte Alexanders Hand mit großer Ohnmacht und vergaß aller Feindschaft. „Gedenke, sprach er, reicher König Alexander, wer ich gewesen bin. Wer war gewaltiger an Leuten und an Burgen unter allen, die je geboren wurden? Was mag mir aber das jetzt frommen, da es so gekommen ist? Nun rathe ich dir und mahne dich: gedenke daran, daß dir nicht eben so geschehe! O wie schmerzen mich meine Wunden! Nun steht Griechenland und mein eigenes Reich in deiner Hand. Mache Frieden unter den zweien und laß sie beide eines sein; so mag dir niemand widerstehen. Meinen Freunden sollst du Gnade thun um deiner eignen Güte willen. Sei gnädig meiner Mutter! Mein Weib will ich dir auch befehlen. Mag ich sterben oder genesen, so soll meine liebe Tochter dein ehelich Weib sein. Alle Feindschaft habe ich aufgegeben.“ Und als er das gesprochen, legte er sich von dem Blute, das ihm ausfloß, todt nieder in Alexanders Schoß. Der beweinte den hohen Fürsten und ließ ihm ein herrliches Leichenbegängniß veranstalten, wobei er selbst die Bahre trug. Das rührte die Fürsten, daß sie ihren Herrn seinen Feind beweinen sahen, und dem hohen Alexander gereichte es zu großen Ehren.

Nun Alexander wirklicher Herr in Persien war, gebot er den Fürsten, Frieden zu schwören denen, die durch das Land fuhren, Kaufleuten und Bauern, und ließ die Mörder hängen, nachdem er sie durch ein listiges Versprechen herangelockt; da riefen ihm die Leute Lob zu und sprachen, daß er ein rechter Richter wäre; denn dem untreuen Mann soll man keine Treue leisten. Darnach heirathet er des Darius Tochter Roxanien und veranstaltet eine große Hochzeit von mehr als 30 Tagen und läßt auch in Griechenland solche Feste veranstalten, als ob

er ſelbſt da wäre. Da lebte er kaiſerlich, hatte täglich 300 Schenken und Fleiſch und Fiſche zu ſeinem Tiſch ſo unermeßlich viel, daß man es nicht glauben will, dreißig Malter Semmeln, 10 feiſte und große Schlachtſtiere, 30 Rinder, 100 Widder, dazu eine Menge Vögel und Wildpret.

Als die Hochzeit vorüber war, kam ein Bote, Alexandern anzuſagen, daß Porus dem Darius zu Hülfe mit großer Heeresmacht heranrücke. Alexander fuhr ihm entgegen nach Indien. Wie aber die Seinen auf dem Weg in einer grauſigen Heide des Tags von der Sonne und des Nachts von den Würmern Ungemach litten, wurden ſie der großen Arbeit überdrüſſig und wollten heimkehren zu Weib und Kindern. Verlange er neue Reiche zu bezwingen, ſo ſolle er auch neue Krieger gewinnen. Der König hielt ihnen vor, welch ein Unrecht es wäre, daß ſie ihn in dieſer wilden Heide verlaſſen wollten; doch müſſe er ſie ziehen laſſen; er wehre ihnen die Straße nicht; was ſie aber daheim etwa über ihre Thaten berichteten, ſei nichtig; denn alles ſei auf ſeinen Rath ausgeführt worden; auch habe ihn nie jemand zagend fliehen ſehen: allezeit habe er vorangefochten und demnach ohne Schuld ihre Freundſchaft verloren. Indeß hoffe er noch Leute zu gewinnen, die ihm ferner beizuſtehen bereit wären. Da ſchämte ſich das Heer und ward bleich und roth, daß es von ſeinem lieben Herrn kehren wollte. Sie bekannten ihr Unrecht, und er gab ihnen ſeine Huld: ſofort ſprangen ſie auf und ſangen fröhlich, banden ihre Fahnen auf und ſprachen zuſammen, ſie wollten von der Stunde, ſo lange ſie geſund wären, ihm nimmer untreu werden.

Porus ſchreibt dem Alexander einen höhniſchen Brief, in welchem er ihn als Räuber behandelt. Der König tadelt ihn in der Antwort für ſeine Unfeinheit, daß er in ſeinem Briefe Scheltworte gebrauche; doch wäre es ihm einerlei, was der

Hund belle, knurre und ſchelle, der ihm nicht ſchaden könne. Aus großem Zorn über dieſen Brief hätte Porus beinahe den Verſtand verloren.

Nun kommt der Indier heran mit ſeiner Heereskraft und ſeinen ſtarken Elephanten, denen man, um ſie noch mehr zum Zorn zu reizen, Wein und Blut zu trinken gab. Die Elephanten haben die Eigenſchaft — eine Sage, die durch alle Alexanderbücher des Mittelalters geht — daß ſie ihre Feinde mit der Zunge belecken, und wem ſie das thun, des Leben iſt dahin. Gegen ſie läßt Alexander eherne Bilder in Heldengeſtalt machen und mit griechiſchem Feuer füllen. Als nun die Elephanten daran leckten, verbrannten ſie ſich die Mäuler. Nun flohen ſie zurück und zertraten die eigenen Freunde. Doch der Indier bringt ſein zagendes Heer durch eine kräftige Rede wieder zum Stehen. Als die Schlacht ſchon in den dritten Tag wüthete, fordert Alexander den Porus zum Zweikampf, damit ohne weiteres Blutvergießen die Herrſchaft zwiſchen ihnen beiden entſchieden werde. Des war der Indier froh; denn er war viel länger als Alexander, zwei Klafter und mehr. Da ſtanden die Heere zu beiden Seiten, wie da gelobt war; die Herren zuckten die Schwerter; da ſprangen ſie zuſammen; hei! wie klangen die Waffen an der Fürſten Händen, da ſich die Wigande hieben gleich den wilden Schweinen! Gewaltig war des Stahles Schall; das Feuer blitzte allenthalben, da ſie die Schilde zerhieben. Endlich verſetzt Alexander dem Porus eine große Wunde, daß der mächtige Mann todt zu Boden fällt. Alexander trennt ihm das Haupt vom Rumpfe. Ihren König zu rächen, fechten die Indier um ſo tapferer, bis ſie ſich endlich unter der Bedingung ergeben, daß ihren Weibern und Kindern nichts zu Leide geſchehe.

Alexander fährt nun in ein Land Occidratis, d. i. das

Land der Oxydraker oder Brachmanen, auch Gymnosophisten genannt. Das Land ist warm von der Sonne, die Leute drinnen sind arm und frei von Uebermuth; sie gehen nackt, sind mit Ziegenbeinen bewaffnet, kümmern sich nicht, wo sie schlafen, und haben weder Dorf noch Stadt; wo sie die Nacht überfällt, da bleibt ein jeder. Diese Zusammenkunft des Reichen mit den Besitzlosen, des Unersättlichen mit den Genügsamen war für moralisirende Betrachtung jederzeit ein beliebter Stoff; daher denn auch kein Biograph denselben zu behandeln und auszubeuten verfehlte. Bist du gekommen in mein Land, zu rauben, zu brennen oder zu fechten? schreibt ihm der dortige König; der Ruhm, den du da gewinnst, ist nicht groß. Alexander, was müheſt du dich? Du findest hier nichts zu nehmen; wir haben dir nichts zu geben; hier ist weder Schild noch Schwert; nicht ist's der Mühe werth, daß du hergekommen bist; darum rath' ich dir in Treuen: fahre anderswohin. Alexander schreibt dagegen, er komme nicht in Unfrieden zu ihnen; er wolle ihr Reich nicht zerstören. Da zogen sie ihm entgegen und hießen ihn willkommen sein. Er fragt sie aus über ihre Sitten, wovon sie sich nährten, wie sie lebten und wo sie begraben würden, wenn sie stürben. Wir haben weder Burgen noch Haus, antworten sie ihm, und leben ohne Sorgen; wir haben nichts zu verlieren; allezeit ist uns Wohnung und Grab bereit. Wenn wir sterben, wird keiner von uns in ein Grab begraben; einen Trost haben wir doch dabei, daß uns der Himmel bedeckt. Da fragte er sie nicht mehr weiter. Auf sein Verlangen, daß sie sich eine Gnade ausbitten sollten, begehren sie, er möchte ihnen gewähren, daß sie nicht stürben. Zornig sprach er da: wie er das machen könne? er müsse selbst sterben. Daran wären die Menschen gleich; es wäre alles sterblich. Da sprach sehr weislich einer von dem Lande: wenn er selber ebenfalls sterben

müſſe, warum treibe er auf Erden ſeit lange ein ſo wunderliches Weſen? er ſolle es doch laſſen; Maß in allen Dingen gezieme jedermann. Darauf Alexander:

diſe ſache
iſt uns alſo geſcaffen
von der uberiſten gwalt:
ſwaß uns dannen wirt gezalt,
daß muße wir alliß ubin.
daß mere mac nieman truben,
iß ne trube der wint:
angiſt hant, di darinne ſint.
di wile ih vor dem Tode mac geneſen,
wen laßent ir mih weſen
meiſter von minen ſinnen.
ih muß beginnen
etewaß, daß mir wol tut.
heten ſi alle uheren mut
di in der werilde wollent weſen,
waß ſolde in danne daß leben?*)

In dieſen Verſen iſt Alexanders Thatendrang als innerer Trieb, der ihm von der oberſten Gewalt eingepflanzt worden, und ſein unruhiges Walten als von eben dort ihm geſtellte Lebensaufgabe klar und einfach ausgeſprochen. Er vergleicht ſich ſelbſt mit dem Winde, der das Meer aufwühlen muß, mögen auch diejenigen Angſt haben, die ſich darauf befinden. Der Wind muß wehen, das Meer muß bewegt werden; die welthiſtoriſchen Männer müſſen Unruhe machen, daß die Menſchheit nicht verſumpfe, mag auch in Noth kommen, wer gerade in die Stürme geräth. Solche dämoniſche Geiſter finden in Maß und

*) Dieſe Sache iſt uns ſo beſtimmt von der höchſten Gewalt; was uns von da aufgegeben wird, das müſſen wir alles üben. Das Meer kann niemand trüben, es trübe es denn der Wind. Angſt haben, die darauf ſind. So lange ich leben und Meiſter meiner Sinne ſein mag, muß ich etwas beginnen, was mir wohl thut. Hätten alle euern Sinn, die in der Welt ſind, was ſollte ihnen dann das Leben?

Ruhe keine Befriedigung, ſondern nur im Schaffen und Handeln nach der einmal eingeſchlagenen Richtung; unaufhaltſam treibt ſie der innere Stachel vorwärts und vorwärts. Ich muß etwas beginnen, was mir wohlthut, ſagt Alexander; hätten alle euern Muth, die in der Welt ſein mögen, was ſollte ihnen das Leben? Es iſt unmöglich den Charakter unſeres Helden tiefer zu greifen, als er in dieſer merkwürdigen Stelle ſich darlegt. Und iſt denn ſein Leben ein ewiges Vorwärtsdringen, und bleibt der Wind nie ſtille ſtehen, ſo findet auch der wunderliche Mann keine Ruhe; bis er mit großer Arbeit ans Ende der Welt kommt.

Die Einkleidung, nach welcher Alexander die Abenteuer, die ihm ſeit Indiens Ueberwindung bis dahin aufgeſtoßen, ſelbſt in einem Brief an ſeine Mutter und an Ariſtoteles beſchreibt, hat der Dichter bereits in Kalliſthenes vorgefunden. Gervinus hat auf das Bequeme dieſer Form aufmerkſam gemacht, indem beim Berichten unwahrſcheinlicher Dinge Alexander für ſeine Erzählung ſelbſt einſtehen müſſe. Man kann noch beifügen: es läßt ſich auf dieſe Weiſe alles kürzer faſſen und leichter von einer Begebenheit zur andern ſpringen; vom Briefſchreiber verlangt man nicht die ſtetige Folge der Ereigniſſe wie vom Erzähler. In der Häufung rein phantaſtiſcher Dinge hat ſich unſere Dichtung im Vergleich mit dem, was andere dem Glauben der Leſer zumuthen, noch mäßig gehalten. Doch dringen auch hier eine Menge Ungethüme herein, mit denen die Phantaſie den fernen Orient bevölkerte: Krokodile, Scorpione, Löwen, Eber mit Zähnen eine Klafter lang und mehr, Leute wie Teufel mit ſechs Händen, ein Thier wie ein Hirſch mit drei Stangen, das mit den Hörnern 36 Perſonen tödtete und 50 mit den Füßen zerriſſ, dazu Elephanten und Schlangen, Fliegen von der Größe der Tauben, Füchſe, die die Leichen verzehrten, und Fledermäuſe

mit Menſchenzähnen, die den Leuten Naſen und Ohren wegfraßen, Rieſen mit ſtählernen Stangen, die nie eines Menſchen Stimme vernommen haben und auf deren bloßes Geſchrei davonlaufen, Bäume, die bis zur None (Nachmittag 3 Uhr) wuchſen, und als man die None läutete, wieder tief unter die Erde ſanken; wer das Obſt davon nahm, den zerſchlug eine unſichtbare Hand mit Geißeln, und eine Stimme verbot, dem Obſt oder den Bäumen zu ſchaden; kleine zahme Vögel, die den Tod nicht fürchteten; wer ihnen aber ſchadete, den brannte das Himmelsfeuer; einen Baum ohne Laub noch Frucht, auf dem der Vogel Phönix ſaß.

Auf dieſe theils furchtbaren, theils wunderlichen Begegniſſe folgt das berühmte Abenteuer mit den Mädchenblumen, welches in dieſer Faſſung von keinem andern Dichter erzählt und von dem unſern mit ſichtbarer Vorliebe in behaglicher Breite ausgemalt wird. Wie Heinrich von Veldegge ſein Minnegeſpräch, ſo hat dieſe im indiſchen Geiſte gedichtete Wundererzählung unſerem Lambrecht die Herzen der Leſer gewonnen. So will auch ich ſie des Breitern darlegen, wenn ich ſchon auf die alte Kindlichkeit der mittelalterlichen Sprache verzichten muß. Natürlich hat er auch dieſe Märe dem Alberich von Beſançon entnommen. „Da wir bei dem Meere fuhren, ſchreibt Alexander, ritt ich von dem Heere weg mit 3000 Mann, Wunder zu beſehen. Da ſahen wir in der Ferne einen herrlichen Wald, und als wir herankamen, hörten mir darin manche ſchöne Stimme, Leiern- und Harfenklang und den ſüßeſten Sang, welcher von Menſchen je erdacht ward. Wonniglicher Schatten war unter den Bäumen; da entſproſſen Blumen und Gras und mancher Art Kräuter. Der Wald war lang und breit und lag an einer ſchönen Aue; da ſahen wir manchen Brunnen, der lauter und kalt aus dem Walde geronnen kam. Der edle hehre Wald war wunder-

bar ſchön; hoch waren die Bäume, die Zweige dick und breit; da konnte die Sonne nicht auf die Erde ſcheinen. Ich und die Meinen ließen unſere Roſſe ſtehen und gingen in den Wald; die Weile dünkte uns lang, bis wir dahin kamen, wo wir vernahmen, was Wunders da ſein möchte. Gar manche ſchöne Mägdlein fanden wir da, die im grünen Klee ſpielten, mehr denn hunderttauſend,

di ſpileten unde ſprungen;
hei, wi ſcone ſi ſungen,
daß beide kleine unde groß
durch den ſußlichen Doß,
den wir horten in dem walt,
ih unde mine helede balt,
vergaßen unſe herzeleit
unde der großen arbeit
unde alliß daß ungemach,
unde waß uns leides je geſcach.*)

Wollt ihr nun recht verſtehen, wie es ſich mit den Frauen verhielt, woher ſie kamen oder welch Ende ſie nahmen, ſo mag euch das wol beſonders Wunder nehmen. Wenn der Winter fortging und der Sommer anfing und es begann zu grünen und die edlen Blumen im Wald aufzugehen begannen, da waren dieſe herrlich anzuſehen: licht war ihr Glanz, ihre Röthe und ihre Weiße leuchtete fernhin. Nie mochten Blumen ſchöner ſein. Sie waren rund wie ein Ball, feſt verſchloſſen und von wunderbarer Größe. Wann ſich die Blumen oben öffneten, ſo waren darin ganz vollkommene Mägdlein. Sie gingen und lebten, hatten Menſchenſinn und redeten, als hätten ſie ein Alter von etwa 12 Jahren. Sie waren ſchön geſchaffen an ihrem

*) Die ſpielten und ſprangen; ei wie ſchön ſangen ſie, daß beide Klein und Groß durch den ſüßen Schall, den wir in dem Walde hörten, ich und meine kühnen Helden unſer Herzeleid vergaßen und die große Arbeit und alles das Ungemach und was uns je Leides geſchah.

mit Menſchenzähnen, die den Leuten Naſen und Ohren wegfraßen, Rieſen mit ſtählernen Stangen, die nie eines Menſchen Stimme vernommen haben und auf deren bloßes Geſchrei davonlaufen, Bäume, die bis zur None (Nachmittag 3 Uhr) wuchſen, und als man die None läutete, wieder tief unter die Erde ſanken; wer das Obſt davon nahm, den zerſchlug eine unſichtbare Hand mit Geißeln, und eine Stimme verbot, dem Obſt oder den Bäumen zu ſchaden; kleine zahme Vögel, die den Tod nicht fürchteten; wer ihnen aber ſchadete, den brannte das Himmelsfeuer; einen Baum ohne Laub noch Frucht, auf dem der Vogel Phönix ſaß.

Auf dieſe theils furchtbaren, theils wunderlichen Begegniſſe folgt das berühmte Abenteuer mit den Mädchenblumen, welches in dieſer Faſſung von keinem andern Dichter erzählt und von dem unſern mit ſichtbarer Vorliebe in behaglicher Breite ausgemalt wird. Wie Heinrich von Veldegge ſein Minnegeſpräch, ſo hat dieſe im indiſchen Geiſte gedichtete Wundererzählung unſerem Lambrecht die Herzen der Leſer gewonnen. So will auch ich ſie des Breitern darlegen, wenn ich ſchon auf die alte Kindlichkeit der mittelalterlichen Sprache verzichten muß. Natürlich hat er auch dieſe Märe dem Alberich von Beſançon entnommen. „Da wir bei dem Meere fuhren, ſchreibt Alexander, ritt ich von dem Heere weg mit 3000 Mann, Wunder zu beſehen. Da ſahen wir in der Ferne einen herrlichen Wald, und als wir herankamen, hörten mir darin manche ſchöne Stimme, Leiern- und Harfenklang und den ſüßeſten Sang, welcher von Menſchen je erdacht ward. Wonniglicher Schatten war unter den Bäumen; da entſproſſen Blumen und Gras und mancher Art Kräuter. Der Wald war lang und breit und lag an einer ſchönen Aue; da ſahen wir manchen Brunnen, der lauter und kalt aus dem Walde geronnen kam. Der edle hehre Wald war wunder-

bar ſchön; hoch waren die Bäume, die Zweige dick und breit; da konnte die Sonne nicht auf die Erde ſcheinen. Ich und die Meinen ließen unſere Roſſe ſtehen und gingen in den Wald; die Weile dünkte uns lang, bis wir dahin kamen, wo wir vernahmen, was Wunders da ſein möchte. Gar manche ſchöne Mägdlein fanden wir da, die im grünen Klee ſpielten, mehr denn hunderttauſend,

di ſpileten unde ſprungen;
hei, wi ſcone ſi ſungen,
daß beide kleine unde groß
durch den ſußlichen Doß,
den wir horten in dem walt,
ih unde mine helede balt,
vergaßen unſe herzeleit
unde der großen arbeit
unde alliß daß ungemach,
unde waß uns leides je geſcach.*)

Wollt ihr nun recht verſtehen, wie es ſich mit den Frauen verhielt, woher ſie kamen oder welch Ende ſie nahmen, ſo mag euch das wol beſonders Wunder nehmen. Wenn der Winter fortging und der Sommer anfing und es begann zu grünen und die edlen Blumen im Wald aufzugehen begannen, da waren dieſe herrlich anzuſehen: licht war ihr Glanz, ihre Röthe und ihre Weiße leuchtete fernhin. Nie mochten Blumen ſchöner ſein. Sie waren rund wie ein Ball, feſt verſchloſſen und von wunderbarer Größe. Wann ſich die Blumen oben öffneten, ſo waren darin ganz vollkommene Mägdlein. Sie gingen und lebten, hatten Menſchenſinn und redeten, als hätten ſie ein Alter von etwa 12 Jahren. Sie waren ſchön geſchaffen an ihrem

*) Die ſpielten und ſprangen; ei wie ſchön ſangen ſie, daß beide Klein und Groß durch den ſüßen Schall, den wir in dem Walde hörten, ich und meine kühnen Helden unſer Herzeleid vergaßen und die große Arbeit und alles das Ungemach und was uns je Leides geſchah.

Leibe; nie ſah ich vom Weibe mehr ein ſchöneres Antlitz und ſchönere Augen. Ihre Glieder waren blank wie ein Hermelin. Sie waren fröhlich in Zuchten und lachten und ſangen, ſo daß noch nie ein Mann ſo ſüße Stimme vernahm.

Doch mußten dieſe Frauen im Schatten ſein; keine von denen, welche die Sonne beſchien, blieb am Leben. Da erſchallte der Wald von der ſüßen Stimme derer, die darin ſangen, der Vögel und der Mägdlein. Wie mocht' es wonniglicher ſein früh und ſpäte! Alles ihres Leibes Gewand war ihnen angewachſen und von der Farbe der Blumen, roth und auch weiß wie der Schnee. Als wir ſie zu uns gehen ſahen, drängte ſich ihnen unſer Herz entgegen. So anmuthige Weiber ſind der Welt unbekannt. Ich ſandte ſofort nach meinem Heere. Da ſie zu mir kamen und die herrlichen Stimmen vernahmen, ſchlugen ſie im Wald ihre Gezelte auf; da lagen wir darinnen und freuten uns alle der ſeltſamen Bräute. Ich und meine Leute wollten da bleiben und nahmen ſie zu Frauen und hatten mehr Wonne als je, ſeit wir geboren wurden! Weh, daß wir das ſchöne Behagen ſo bald verlieren mußten! Das Wunder dauerte drei Monate und zwölf Tage, daß ich und meine Helden im grünen Walde mit den lieben Frauen in Freuden lebten. Da die Zeit vorüberging, endete auch unſere Freude:

di blumen gar verdarben
unde di ſconen frowen ſturben:
di boume ir loub ließen
unde di brunnen ir Fließen
unde di fugele ir ſingen.*)

Da begann Unfreude mein Herz zu bezwingen; gräßlich war mein Jammer, da ich alle Tage die ſchönen Frauen ſterben

*) Die Blumen alle verdarben und die ſchönen Frauen ſtarben; die Bäume verloren ihr Laub und die Brunnen ihr Fließen und die Vögel ihr Singen.

und die Blumen verderben ſah. Da ſchied ich traurig mit allen meinen Mannen."

Darauf ſahen ſie eine ſchöne Burg vor ſich ſtehen. Aus der kam ein großer Mann heraus, deſ Haut mit Schweinsborſten umgeben war; der ſtand ſorglos da und floh nicht, als ſie auf ihn zugingen. Da ließ Alexander eine Magd vor ihn treten, zu ſehen, ob irgend ein Mann lebe, dem Weibes Minne nicht die Beſinnung raube. Er ſchloß ſie in ſeine Arme und floh mit ihr dem Walde zu; ſie eilten ihm nach, und als ſie ihm die Magd abnahmen, da gewann er eine Stimme, die war grimmig, groß und ſchrecklich, eines Löwen Stimme gleich. Alexander ließ den Unhold in Feuer verbrennen.

Dann kamen ſie an einen hohen Berg; darauf ſtand ein Palaſt, ein herrliches Werk von edlem Geſteine; 2000 Stufen von Sapphir führten hinauf und goldene Ketten, ſich daran zu halten. In dem Palaſt war manches Wunder eingegraben; die Fenſter waren meiſterlich verziert und Thüre und Glöcklein alles von Gold; da ſah er ein Schlafgemach, zu welchem die Thüre von ſelbſt aufging; darin ſtand ein wonniges Bette, mit Gold geziert, mit Steinen geſchmückt, rings mit Weinreben umfangen, aus Gold gearbeitet und die Trauben aus Edelſtein. Auf dem Bette lag ein ſchöner alter Mann in ſüßem Schlummer. Sprachlos ſtand Alexander vor ſeinem Bette; er wollte ihn nicht wecken, ſondern verneigte ſich vor ihm ſittig und ſtieg wieder gemächlich den Berg hernieder.

Durch das Land Braſiaeus, deſſen Bewohner ihn mit Fiſchhäuten beſchenken, kommt er endlich ans Ende der Dinge, wo der Welt abſchüſſige Grenze iſt und der Himmel umgeht, gleichwie das Rad um die Achſe. In dieſer Gegend ſtand auf einem Felſen die Burg Meroves, die der Königin Candacia unterthan iſt. Er ſchlug in der Nähe ſeine Gezelt auf und ſandte der

Leibe; nie ſah ich vom Weibe mehr ein ſchöneres Antlitz und ſchönere Augen. Ihre Glieder waren blank wie ein Hermelin. Sie waren fröhlich in Züchten und lachten und ſangen, ſo daß noch nie ein Mann ſo ſüße Stimme vernahm.

Doch mußten dieſe Frauen im Schatten ſein; keine von denen, welche die Sonne beſchien, blieb am Leben. Da erſchallte der Wald von der ſüßen Stimme derer, die darin ſangen, der Vögel und der Mägdlein. Wie mocht' es wonniglicher ſein früh und ſpäte! Alles ihres Leibes Gewand war ihnen angewachſen und von der Farbe der Blumen, roth und auch weiß wie der Schnee. Als wir ſie zu uns gehen ſahen, drängte ſich ihnen unſer Herz entgegen. So anmuthige Weiber ſind der Welt unbekannt. Ich ſandte ſofort nach meinem Heere. Da ſie zu mir kamen und die herrlichen Stimmen vernahmen, ſchlugen ſie im Wald ihre Gezelte auf; da lagen wir darinnen und freuten uns alle der ſeltſamen Bräute. Ich und meine Leute wollten da bleiben und nahmen ſie zu Frauen und hatten mehr Wonne als je, ſeit wir geboren wurden! Weh, daß wir das ſchöne Behagen ſo bald verlieren mußten! Das Wunder dauerte drei Monate und zwölf Tage, daß ich und meine Helden im grünen Walde mit den lieben Frauen in Freuden lebten. Da die Zeit vorüberging, endete auch unſere Freude:

di blumen gar verwarben
unde di ſconen frowen ſturben:
di boume ir loub ließen
unde di brunnen ir Fließen
unde di fugele ir ſingen.*)

Da begann Unfreude mein Herz zu bezwingen; gräßlich war mein Jammer, da ich alle Tage die ſchönen Frauen ſterben

*) Die Blumen alle verdarben und die ſchönen Frauen ſtarben; die Bäume verloren ihr Laub und die Brunnen ihr Fließen und die Vögel ihr Singen.

und die Blumen verderben ſah. Da ſchied ich traurig mit allen meinen Mannen."

Darauf ſahen ſie eine ſchöne Burg vor ſich ſtehen. Aus der kam ein großer Mann heraus, der Haut mit Schweinsborſten umgeben war; der ſtand ſorglos da und floh nicht, als ſie auf ihn zugingen. Da ließ Alexander eine Magd vor ihn treten, zu ſehen, ob irgend ein Mann lebe, dem Weibes Minne nicht die Beſinnung raube. Er ſchloß ſie in ſeine Arme und floh mit ihr dem Walde zu; ſie eilten ihm nach, und als ſie ihm die Magd abnahmen, da gewann er eine Stimme, die war grimmig, groß und ſchrecklich, eines Löwen Stimme gleich. Alexander ließ den Unhold in Feuer verbrennen.

Dann kamen ſie an einen hohen Berg; darauf ſtand ein Palaſt, ein herrliches Werk von edlem Geſteine; 2000 Stufen von Sapphir führten hinauf und goldene Ketten, ſich daran zu halten. In dem Palaſt war manches Wunder eingegraben; die Fenſter waren meiſterlich verziert und Thüre und Glöcklein alles von Gold; da ſah er ein Schlafgemach, zu welchem die Thüre von ſelbſt aufging; darin ſtand ein wonniges Bette, mit Gold geziert, mit Steinen geſchmückt, rings mit Weinreben umfangen, aus Gold gearbeitet und die Trauben aus Edelſtein. Auf dem Bette lag ein ſchöner alter Mann in ſüßem Schlummer. Sprachlos ſtand Alexander vor ſeinem Bette; er wollte ihn nicht wecken, ſondern verneigte ſich vor ihm ſittig und ſtieg wieder gemächlich den Berg hernieder.

Durch das Land Braſiaeus, deſſen Bewohner ihn mit Fiſchhäuten beſchenken, kommt er endlich ans Ende der Dinge, wo der Welt abſchüſſige Grenze iſt und der Himmel umgeht, gleichwie das Rad um die Achſe. In dieſer Gegend ſtand auf einem Felſen die Burg Meroves, die der Königin Candacia unterthan iſt. Er ſchlug in der Nähe ſeine Gezelt auf und ſandte der

Herrſcherin ein Bild ſeines Gottes Ammon. Ob er wäre wie ein anderer Mann und ihm die Welt bis daher unterthan ſei? läßt ſie ihn fragen, und ſchickt ihm eine Fülle köſtlicher und wunderbarer Geſchenke zu, zugleich aber heimlich einen Maler, der ihn für die Königin conterfeit. Nachdem er deren Sohne Candaulus die Gattin wiedergewonnen, die von einem andern Könige geraubt worden war, läßt ſie ihn in ihren herrlichen Palaſt einladen. Auf dem Wege dahin ſieht er die höchſten Berge der Erde. In dem mit allen Koſtbarkeiten überladenen Schloſſe wird auch unter anderem ein Thier beſchrieben, von Gold gearbeitet und einem Hirſche gleich. Sein Haupt hatte ein Geweih von tauſend Zinken, auf deren jeder ein Vogel ſtand. Auf dem Thiere ſaß ein Mann; der führte zwei Hunde und ein Horn. Unten lagen 24 Blaſebälge, die von 12 Mann getreten wurden. Wenn ſie nun die Bälge traten, ſangen die Vögel, der Mann blies ſein Horn und die Hunde klafften, und das Thier gab eine Stimme von ſich wie ein Panther. Der König war bei Candace unter fremdem Namen erſchienen, wie er denn auch unter fremdem die Frau zurückgenommen hatte; die Erzählung ſchwankt zwiſchen Tholemeus und Antigonus; aber ſie erkennt ihn an ſeinem Bildniß. Was hülfen ihm nun, ſagt ſie, ſeine Siege über manche Länder? nun habe ihn ohne Fechten ein Weib bezwungen. Daran möge er erkennen, daß niemand lebe, gegen den ſich des Glückes Göttin nicht zornig kehre, wenn er ſich zu hoch erhebt, ſie, die den Reichen ſo ſchnell als den Armen niederwirft. Doch beſchwichtigt ſie gleich wieder ſeinen Zorn über ſeine Unbeſonnenheit, mit der er ſich in die Falle begeben; denn ihm ſchade keiner Mutter Kind; und wahrt ſein Geheimniß ſogar gegen die Söhne, deren einer ſelbſt Alexanders Boten gerne getödtet hätte, weil ſein Herr ſeinen Schwiegervater Porus erſchlagen. Beim Abſchied führt ſie den

Reichgeſchmückten noch in ihr Gewölbe; da ſaßen Götter und aßen. Ihnen leuchteten die Augen wie brennende Lichter, ſo daß Alexander furchtſam am Eingang ſtehen blieb. Einer der Götter grüßte ihn und rief ihn herunter. Da war ein großer Nebel, durch den die Sterne leuchteten. Er fragt einen derſelben nach der Dauer ſeines Lebens und erhält die Antwort, es dürfe kein irdiſcher Mann ſeinen Tod wiſſen; denn es wäre ihm nicht gut, weil er nimmermehr fröhlich würde. Nur das eine ſagt er ihm, daß er in Alexandria würde begraben werden.

Weiter ziehend durch hohes Gebirg, fordert er in einem Briefe Zins von den Amazonen, eine Zuſammenkunft, über deren Wahrheit oder Erdichtung ſich ſchon die Alten geſtritten haben. Die Königin räth ihm friedlich zu kommen; denn von einem Siege über Frauen hätte er wenig Ehre, von einer Niederlage aber ewige Schande. Darauf ſendet ſie ihm 3000 Jungfrauen mit Geſchenken entgegen. Alexander läßt ihr ſagen, ſie ſolle guten Muthes ſein; denn er ſei bloß hergefahren, die vielen Wunder kennen zu lernen, die man von ihnen erzähle.

Nachdem er noch manche Felder und Wälder, Städte und Burgen durchfahren hatte, und ſeine Gewalt weit auf dem Erdreiche verbreitet war, dünkte ihm das alles nicht genug; ſein Hochmuth trieb ihn zu dem Verſuch auch die engliſchen Scharen im Paradieſe zu beſiegen. Er fragt ſeine Mannen um Rath, wie er das zu Wege brächte. Die weiſen unter den Fürſten mahnten ihn, ſich eines beſſern zu bedenken und nicht wider Gott zu ſtreben. Aber die dummen Jünglinge ſprachen: König Alexander, wir rathen dir anders; bedenke, kühner Held, dieſe Leute ſind alt, unluſtig und laß, die dir gerathen haben zu bleiben. Sie fürchten für ihr Leben. Du wirſt das Para-

dies mit deinen Jünglingen bezwingen. Wir wollen mit Schild und Speer, was du begehrst, erwerben oder in tapferem Kampfe sterben. Der König billigt den Rath der dummen Leute; der tobende Wütherich that der Hölle gleich, die gegen den Abgrund, den Himmel und die Erde den Rachen aufsperrt, ohne jemals voll zu werden. So fuhr er denn über Berg und Thal unter vielen Ungewittern, die ihn beinahe den kühnen Heereszug bereuen machten, bis er an den Euphrat kam, von dem es hieß, daß er aus dem Paradies fließe. Mit großer Mühe ruderten sie stromaufwärts. Obst und Laub von sehr süßem Geruche schwamm ihnen entgegen; das Laub war breit und lang; des Flusses Anwohner deckten ihre Häuser damit; auch manche schöne Blume führten die Wellen entgegen. Sie aßen das Obst und fingen viele der Blumen auf, damit ihr Spiel zu haben. Nach höchst beschwerlicher Fahrt gelangen sie endlich an eine hohe Mauer von edlem Gestein, an welcher sie lange hinfahren, bis sich endlich eine Thür zeigt. Hier begannen sie anzuklopfen, zu schlagen und zu stoßen mit großem Unsinn. Die Seelen darin und die englischen Chöre nahmen dies gar nicht wahr. Jedoch kam ein alter Mann zu der Thüre gegangen; der fragte sie, was sie wollten. Sie sollten ihr Singen sein lassen und Zins bringen ihrem Herrn Alexander. Wer ist denn Alexander? fragte der Alte. Da sagten sie ihm, es lebe ihm kein anderer Mann gleich auf dem ganzen Erdreiche; er wäre reich und gut, voll männlichen Muthes, kühn und ehrenhaft, getreu und wahrhaft, hätte große Gewalt, ihm wäre Feld und Wald und Land und Meer und manches reichen Königs Heer alles bis dahin unterthan. Der Greis antwortete: Ihr müßt warten, bis ich euch Antwort bringe. Ich will meinen Gesellen den Willen eures Herrn sagen. Still entfernte er sich, säumte nicht lange und kam wieder gegangen. Nun merket wohl, sprach er, meinen

Auftrag. Ihr sollt dem Herrn Alexander also sagen: Wie lange wolle er so leben und nach Ungnade streben? Es war übel bedacht, daß er mit seiner Heeresmacht heimsuchte die Gotteskinder, die hinter dieser Mauer sind. Auch mögt ihr ihm sagen, er solle lieber abstehen von solcher Maßlosigkeit und seine Straße fahren. Will er das Leben behalten, so fahre er bald hin, und will er davon kommen, so sei er demüthig.

er weiß daß wol ane wan,
er hat vil ubelis getan:
wider got ist er sculdih,
unde got ist vil geduldih.
klaget er im sine sculde.
got gibet ime sine hulde.
wil er sih niht bekehre,
sin scade wirt deste mehre.
wes wenet Alexander?
ein man ist als ein ander.
beide steisc unde bein.*)

Bringet ihm diesen Stein. Wenig Leute wissen, was er bedeutet. Und heißet ihn dies Land schnell räumen, und sagt ihm, daß er seine Sitte wandle. Nach diesen Worten ging er von der Pforte; die Boten gaben den Stein ihrem Könige und sagten, was sie vernommen hätten. Die Weisen rathen zur Folgsamkeit, die Jungen zum Widerstand. Diesmal aber befolgt der kluge Mann den bessern Rathschlag. Diese Veste, sprach er, ist so stark, daß ihre Bewohner weder uns fürchten, noch irgend jemand, der da lebt. Denn sie sind die wahren Gotteskinder, die Gott selbst beschirmt, weil sie sein Gebot leisten; darum hat er ihnen das unvergängliche Leben geschenkt.

*) Er weiß das wohl ohne Wahn: er hat viel Uebles gethan. Wider Gott ist er schuldig, und Gott ist sehr geduldig. Klagt er ihm seine Noth, Gott gibt ihm seine Huld. Will er sich nicht bekehren, so wird sein Schaden desto mehr. Was wähnet Alexander? Ein Mann ist wie ein anderer, beides, Fleisch und Bein.

Ich will es nicht länger verſchweigen: wir ſollen uns alle befehlen den Seelen und der Engel Scharen, daß ſie uns bewahren mögen, daß wir ſonder Müh und Herzeleid und ohne Schande vor der Welt heim zu Lande kommen.

Und hiemit kehrten ſie um und fuhren nicht ohne Kämpfe mit Thieren und Würmern wieder den Fluß hinab, und kamen endlich heim nach Griechenland. Da fragt er weit herum nach einem Manne, der des Steines Kraft zu ſagen wiſſe. Die einen gaben ihn für dieſen, die andern für jenen Edelſtein aus; aber keiner vermochte ſeine wirkliche Natur zu bezeichnen. Da erfuhr der König, es ſei ein alter Jude in ſeinem Land, ein Mann von mannigfaltiger Weisheit. Den ließ er hertragen; denn der Mann vermochte vor Alter nicht mehr zu gehen; und zeigte ihm den Stein. Der Jude nahm ihn in die Hand, und bald erkannte er ſeine Art. Nie, ſprach er, hat es einen Stein gegeben gleich dieſem auf dem Erdreiche. Er legte ihn in eine Wagſchale und manchen Goldſchmuck in die andere. Der Stein ſchnellte alles Gegengewicht in die Höhe; ſo ſchwer und ſo viel man Goldes hineinlegte, er blieb doch unten. Es war ein Wunder anzuſchauen; denn er war ſo klein als eines Menſchen Auge. Hierauf ließ der Jude das Gold herausnehmen und legte eine Feder und ein wenig Erde dem Stein gegenüber; das zog hernieder, wie Alexander und die Seinen mit anſahen. Und nun erklärt er den Stein von der menſchlichen Gierigkeit, der alles Gold nicht genüge; der Stein ſei ein kranker Mann, der, was er auch verſchlinge, nie ſatt werde, aber wenn er von hinnen fahre und mit der Erde gemenget werde, nicht ſchwerer denn die Feder ſei. Der Dichter hat die Symbolik etwas verwirrt, wie bereits Gervinus nachgewieſen. Der Jude hätte, wie es auch an der von Gervinus zitirten Stelle geſchehen iſt, den Stein mit der Erde bedecken und in die andere Wagſchale

bloß die Feder legen und die Deutung aussprechen sollen, daß der Stein das gierige menschliche Auge sei, dem alles Gold nicht genug thun könne, bis es, mit Erde bedeckt, selbst von einer Feder aufgewogen werde.

Nun merket, was ich euch künde, fährt der Alte fort: ihr sollt euch schnell bekehren von euren Sünden und sollt in eurem Herzen Gott ehren und sein Gebot erfüllen; ihr sollt ihn lieben mit ganzer Seele, ihn, der euch werden und bisher von seinen Gnaden leben ließ und euch Sinn und Weisheit, Ehre und Reichthum, Land und Leute gegeben hat. Denn was einer hat oder vermag, er ist nichts als ein Mensch; er muß verderben und zuletzt sterben. Was hilft ihm sein langes Streben? Zuletzt wird er doch zu der Erde gemischt. Dies merke, Alexander, noch mehr denn jeder andere, und ledige von Schrecken Wittwen und Waisen; kehre zur Güte dein Gemüth, damit, wenn dich der Tod ergreift, Gott dich mit seinen Engeln in sein Reich versetzt und dir seiner Gnade die Fülle gibt. — Alexander beschenkte den Alten reichlich und sandte ihn mit Ehre und Huld wieder heim. Aber er beherzigte auch seine weisen Worte und wandelte seine Sitte. Er ließ Krieg und Gierigkeit und beherrschte sein Reich herrlich, jedoch nicht länger als zwölf Jahre. Da wurde er vergiftet. Er konnte nicht mehr leben; denn sein Haupt zerspaltete sich. Nichts behielt er weiter von allem, was er je errang, als Erde sieben Fuß lang wie der ärmste Mann, der je in die Welt kam. — Und nun schließt das Ganze mit einer kurzen Vermahnung an die Leser, daß auch sie alle Gierigkeit lassen und um das Himmelreich bemüht sein sollen, damit sie hinfahren mit Freude zu den himmlischen Scharen und den ewigen Lohn haben, deum deorum in Syon.

So hat uns denn der Dichter in eben so schlichter als markiger Darstellung Alexander als einen Charakter gezeichnet,

der in Unersättlichkeit maßlos vorschreitet bis an die Grenze, wo der Versuch weiter zu dringen Frevel zugleich und Unmöglichkeit würde. Außer diesem einen Fehler, welcher thatkräftigen Heldennaturen gewöhnlich eigen ist und dem Mann eher Bewunderung als Tadel bringt, hat er alle Züge und Handlungen bei Seite gelassen, die ihn etwa in der Leser Achtung beeinträchtigen könnten; hat nichts erwähnt von einer Neigung zu Trunkenheit und Ausschweifung, die man ihm andichtete, nichts von Despotenlaune, von Nachahmung asiatischer Sitte, von Anordnung sclavischer Verehrung oder Vergötterung seiner Person, die ihm die eifersüchtigen Macedonier verdachten, nichts von der Ermordung des Clitus, Philotas und Parmenio, die ihm auch die unparteilichen Geschichtschreiber nicht verziehen, nichts von dem Bachantenzug bei der Rückkehr aus Indien, von dem übertriebenen Schmerz beim Tode des Bucephalus und andern dergleichen Ueberschwänglichkeiten, wodurch Anekdotenjäger die großartige Erscheinung des Königs entstellt haben. Dieser Alexander ist ein Mensch ohne Widerspruch in sich selbst und in vielen Stücken ähnlich dem des Arrian, dessen gehaltvolle Beschreibung natürlich weder der deutsche noch der französische Dichter auch nur dem Namen nach kannte, und, insoferne dieser besonnene Biograph aus den Schriften glaubwürdiger Zeitgenossen geschöpft hat, auch dem wirklichen Alexander nicht ganz unähnlich. Die Abschweifungen des zweiten Theils von der Geschichte fallen den trüben Quellen zur Last, indeß wiederum die sparsame Auswahl aus dem Märchenchaos und die Ausscheidung des völlig Unwahrscheinlichen und Sinnlosen, wie der Fahrt in die Luft und Meerestiefe, dem Dichter zum Verdienste gereicht. Von vortrefflicher Wirkung ist der Schluß, welchen unser Poet im Sinne des Talmud gedichtet hat Von menschlichem Eigenthum darf der Unaufhaltsame nichts unerobert

laſſen, das göttliche aber, einmal über ſeine Thorheit belehrt, nicht weiter antaſten. Denn er iſt ja als ein Zögling weiſer Lehrer auch klug und beſonnen, kein bloß weltſtürmender Haudegen. Auch iſt es an ſich ganz im Geſchmacke des wohlwollenden und um des Menſchen Seele ernſtlich beſorgten Mittelalters, daß er zur Einſicht kommt. Verirren darf ſich ein ſo intereſſanter Liebling der Dichter, aber nicht untergehen, nicht der Macht der Hölle verfallen. Als man an dieſe noch ernſtlich glaubte, war man wenigſtens ſo vorſichtig, ihr nur ausgemachte Böſewichter zu überlaſſen, Sünder der verſtockteſten Art, denen vergebens die Predigt der Buße ans Ohr ſchlug, von welcher die Welt erhallte.

Fragen wir ſchließlich: Wie verhält ſich dieſes Gedicht zu andern Epopöen des Mittelalters? ſo theilt es mit unſerem Nationalepos die Einfachheit der Darſtellung, mit den britiſchen Romanen die Planloſigkeit der Abenteuer. Mit wenigen kecken Strichen pflegt der Dichter die jeweilige Lage der Dinge anzudeuten und ohne weitläufige Ausführung zu neuem zu eilen. Die Knappheit der Schilderungen und Beſchreibungen, das Freiſein von aller Geſchwätzigkeit, obgleich nur eine negative Tugend, thut uns wohl, weil andere Dichter, wo ſolche Verlockung ins Blaue zu fabeln und ein ſo reicher Stoff vorlag, nach der entgegengeſetzten Seite geſündigt hätten. Er aber läßt ſich nicht zum Ueberſchwänglichen fortreißen, ahnend, daß das Große eben durch ſeine Einfachheit wirkt. Einzelne Uebertreibungen finden ſich freilich auch hier, z. B. die Vergrößerung von Alexanders Truppenmacht, wodurch er ſeinem Helden ſchadet und mit ſich ſelbſt in Widerſpruch geräth; die Redensart, daß man bei dieſer oder jener Schlacht im Blute gewatet habe oder geſchwommen ſei, daß die Sonne nicht geſchienen habe, um das Blutvergießen nicht anzuſehen u. dgl. m. Aber im Vergleich

mit andern ſteht er nüchtern und trocken da, wie der Dichter des Nibelungenliedes. Er erhitzt ſich nicht künſtlich, weil er weiß, daß ſchon der natürliche Stoff den Leſer begeiſtern muß. Durch dieſe verhältnißmäßige Kälte und objective Haltung iſt es ihm denn auch gelungen, Alexander der Antike ſo nahe zu bringen, als man das von einem mittelalterlichen Dichter überhaupt erwarten kann. Trotz mancher Einflechtung chriſtlicher Anſchauungen tritt uns doch beim Leſen ein griechiſcher König vor Augen, auch da noch, wo er den geſchichtlichen Boden verläßt und in märchenhaften Abenteuern ſich tummelnd den Artusrittern ähnlich wird. Durch all dieſen Wuſt hindurch leuchtet des hiſtoriſchen Alexander glänzende Geſtalt, wie im Nibelungenliede bei aller höfiſchen Sitte der Gegenwart doch die hervorragenden Hauptgeſtalten ihren alterthümlich rauhen Ton bewahren. Und das iſt es eben hauptſächlich, was uns dieſe Dichtung ſo werth macht: es iſt ein Alexander, angehaucht und gefärbt durch die Romantik des Mittelalters, aber doch noch ein Alexander. Der in Lob und Tadel vorſichtige Gervinus hat Recht, wenn er im Preiſe dieſes Werkes einen höhern Ton anſtimmt, mag er auch andere zum Widerſpruch reizen; nur daß wir, wie ich ſchon oben geſagt, ſeit Auffindung der Fragmente des Aubry von Beſançon den größten Theil jenes Lobes nicht mehr dem Deutſchen zu ſpenden haben, ſondern dem Franzoſen.

Die deutſchen Burgen der Vorzeit

von

Dr. Barack.

Da, wo einſt gewaltige Burgen mit rieſigen Thürmen und Mauern, wie für die Ewigkeit gebaut, auf Felskuppen und Bergen hoch in die Luft ragten, wo ein kräftiges Volk, rauh, wie die Luft, die es umgab, Adlern gleich in das Thal herniederſchaute, da ſtehen heute meiſt nur noch verlaſſene Trümmer, wie Bilder aus einer Fabelwelt und doch wieder als Wahrzeichen, welche ſich die Geſchichte zu ihrem Zeugniſſe aufbewahrt hat. Nur wenige haben den Stürmen der Jahrhunderte getrotzt und erheben noch, vom Alter gebeugt oder in verjüngter Geſtalt, ihr Haupt über die einſt beherrſchte Umgebung. Die eine iſt durch die Laſt der Jahrhunderte in Trümmer geſunken, die andere fand in einem ungefähren Geſchicke ihren Untergang, über den größten Theil dagegen hat jene Hand gerichtet, welche unſichtbar, doch immer ſicher, die Geſchicke der Völker leitet. Mittelalterliche Ritterburgen in ihrem romantiſchen Glanze, mit ritterlichen Hoffeſten, den Sängern von Minne und Ritterbravour und jener heiligen Weihe, welche der Alles beherrſchende Frauendienſt über ihre Mauern ausgoß, möchten uns freilich an eine Zeit denken laſſen, in der nur friedliche Töne oder ächt ritterliche Thaten im Kampfe für Ehre und Recht die allgemeinen Züge der Ritterlebens im Mittelalter gebildet und jene

Burgen zu Sitzen eines Volks gemacht hätten, das in naturkräftiger Gestalt und kriegerischer Brust auch Rechte zarterer Natur zu ihrer Geltung kommen ließ. Aber neben diesen Lichtseiten des mittelalterlichen Ritterlebens gibt uns die Geschichte der Burgen eine Reihe von Thatsachen an die Hand, die, was den allgemeinen Kulturgang betrifft, eher störend, als fördernd auf ihn eingewirkt haben und darum früher oder später ihren Untergang herbeiführen mußten. Eine kurze Geschichte derselben wird uns auf diese Thatsachen führen und uns zugleich deren Bedeutung für ihre Zeit kennen lehren.

Gehen wir zurück in die ersten Jahrhunderte der Geschichte Deutschlands, so finden wir, daß die alten Germanen von Burgen auf hohen zackigen Bergspitzen mit hohen Mauern und Thürmen noch Nichts gewußt haben, wie sie es überhaupt nicht verstanden, mit gebranntem Kalk und hartgebrannten Backsteinen zu bauen. Zwar hatten sie auch besondere Schutzwehren gegen ihre äußern Feinde, Befestigungen, Verschanzungen, die in gewaltiger Art oft Stunden lang sich über Bergrücken oder durch Ebenen hinzogen und aus Stein- und Erdwällen und Holzverhau bestanden. Erst unter den fränkischen Königen fingen sie an nach dem Muster der Castelle, welche die Römer an den Grenzen ihres Landes, an der Donau, in Rhätien, in der Schweiz, mitten durch Allemannien und den ganzen Rhein hinunter aufgethürmt hatten, Burgen zu errichten, wie die Namen von mehreren der ältesten Städte Deutschlands zeigen. Zu Karls des Großen Zeiten gab es indessen noch wenige Burgen und seine königlichen Pfalzen waren meistentheils entweder nur Jagdschlösser oder landwirthschaftliche Herrnhäuser ohne alle Befestigung, sowie seine großen und schönen Palatien es noch nicht bedurften gegen nahe und innere Feinde beschützt zu werden. Feinde waren nur an den weitentlegenen Grenzen des großen

fränkiſchen Reiches. So ließ der Kaiſer wirklich einige Burgen an der Elbe erbauen, um die Sachſen im Zaume zu halten, denen er ſelbſt mehrere zerſtört hatte. Unter ſeinen Nachfolgern, den Karolingern, erbauten die Großen des Reiches, die unter den fortwährenden Kriegen der Könige nach Unabhängigkeit ſtrebten, ſchon ſo viele Burgen, daß Karl der Kahle alle Burgen niederzureißen befahl, die ohne königliche Erlaubniß erbaut worden waren. Aus dieſer Zeit ſtammen die älteſten Burgen Deutſchlands, wie die kaiſerliche Pfalz Salzburg an der fränkiſchen Saale, Calw an der Nagold, Heldenburg bei Hildburghauſen, Tägernfeld im Aargau, Bocke bei Paderborn, Hohentwiel in Alemannien, Altenburg bei Bamberg.

Es war aber beſonders im 10. und 11. Jahrhundert nothwendig, die öſtlichen Grenzen zu ſchützen, wo die Slaven ſeit dem 7. Jahrhundert immer mehr weſtwärts bis in das Herz von Deutſchland, an die Saale, den obern Main und die Rednitz vorgedrungen waren und wo zugleich die Avaren an der Elbe wie an der Donau immerwährende Einfälle machten. Um einen feſten und ſichern Damm gegen dieſe zu erhalten, war es beſonders Heinrich I., der in ſeinen Erblanden, in Sachſen und Thüringen, eine große Anzahl von Burgen erbauen ließ, wie Reinſtein, Merſeburg, Wallhauſen, Altſtädt, Kyffhauſen, zu deren Bemannung er je den 9. Mann aus dem freien Lande entbot. Die Geſchichte legt ihm deshalb den Namen des Städteerbauers bei. Seine Nachfolger, die Ottonen, namentlich Otto I., ließen dieſe Burgen noch vermehren, indem ſie beſonders die Hauptpunkte am linken Ufer der Elbe befeſtigten. Aus dieſer Zeit ſtammen die Burgen Arnſtein bei Mansfeld, Gibichenſtein, Rudelsburg, Kunitzburg; in andern Gegenden Brauneck bei Creglingen, Elberſteinburg und Neueberſtein in Baden.

Späterhin ließ auch Heinrich IV., als er mit den Sachſen in blutige Kriege kam, auf allen Höhen Sachſens und Thüringens Burgen errichten, wie Hartesburg, Wigantenſtein, Moſeburg, Saſſenſtein, Spatenberg, Heimenburg, Altenburg, die zwar oftmals zerſtört, doch immer wieder aufgebaut wurden.

Aber wenn dieſe Burgen nur in allgemeinen Kriegen oder zum Schutze gegen einen auswärtigen Feind erbaut worden waren, wurden bereits im 11. Jahrhundert in allen Theilen Deutſchlands eine Menge derſelben von ganz anderer Art und zu einem ganz andern Zwecke errichtet. Jene Burgen blieben immer nur vereinzelte Beiſpiele, ihr eigentlicher Urſprung iſt in dem Zerfalle der alten Gauverfaſſung zu ſuchen, da die öffentlichen Aemter erblich wurden und das Lehenweſen zu herrſchen begann. Die öffentlichen Verhältniſſe hatten ſich nämlich von Karl dem Großen an weſentlich umgeſtaltet. Nicht nur die Herzoge der verſchiedenen Stämme, ſondern auch die ehemaligen Gaugrafen waren nach und nach in ihren Bezirken ſelbſtſtändige Herren mit großem Länderbeſitze geworden. Nicht weniger hatte auch der niedere Adel nach gleicher Selbſtſtändigkeit geſtrebt und ſie auch meiſtentheils errungen Alle dieſe Adeligen aber waren ein wildes, ungeſchlachtes Volk, das nach Unten hin kein menſchliches Recht anerkennen wollte und nach Oben zu keinem Gehorſam willig war. Es war Sitte, erlittenes Unrecht nicht richterlich entſcheiden zu laſſen, ſondern, Mann gegen Mann, mit eigener Kraft und Gewalt Rache zu nehmen. So gab es fortwährend Fehden und Gewaltthätigkeiten, die ſeit Karl dem Großen ſämmtliche Kaiſer zu unterdrücken ſich zur Aufgabe machen mußten. Selbſt die Kirche nahm ſich der Sache an, und geiſtliche Verſammlungen und Biſchöfe errichteten den Gottesfrieden, wie im Elſaß 1051, in Lüttich

1071, in Köln 1083, vermöge deſſen nur an gewiſſen Tagen Fehde geführt werden durfte, Kirchen, Klöſter, Kirchhöfe, Dörfer, Mühlen, des Königs Straße, Geiſtliche, Pilgrime, Kaufleute, Juden, Ackerleute und Frauen überhaupt nicht behelligt werden ſollten. Aber alle die weltlichen und geiſtlichen Verbote ſcheiterten an der Wildheit des Adels. In demſelben Grade jedoch, als dieſer zur perſönlichen Freiheit und Unabhängigkeit gelangt war, war ſeine Abhängigkeit in der Art von allen Seiten eingetreten, daß er nirgends Sicherheit hatte und ſich nun genöthigt ſah, der Gewalt gegenüber, gegen die ihn kein Anderer ſchützte, auf außerordentliche Schutzmittel zu ſinnen. So lenkte ſich unwillkührlich der Blick vom Thale aufwärts zu den Höhen und Felſen, wo man ſich an Abgründen hin ein Haus bauen konnte, das ſicher gegen alle Angriffe war.

Aber was im 11. Jahrhundert nur Anfang war, bildete ſich im 12. und 13. unter den Hohenſtaufen zum eigentlichen Nationalleben aus; die Sitte, daß nur Selbſthülfe eines freien Mannes würdig wäre, jede Unterwerfung aber unter ein allgemeines Geſetz ſchmählich, drang bis zum Niedrigſten der Freien hinunter, und ſomit entſpann ſich ein Krieg in allen deutſchen Landen nicht allein zwiſchen Herzog und Kaiſer, ſondern zwiſchen Grafſchaft und Grafſchaft, ja zwiſchen Ritterſitz und Ritterſitz, zwiſchen Vaſallen und Lehenherren. Zwar trat Kaiſer Barbaroſſa gleich in den erſten Jahren ſeiner Regierung mit großer Energie gegen dieſes Fehdeweſen auf. So wurden der Erzbiſchof Arnold von Mainz und der Pfalzgraf Herrmann von Stahleck, die in wilder Fehde ſich gegenſeitig ihre Beſitzungen verwüſtet hatten, im Jahre 1156 nach einer alten, aber wegen der Schwäche der Reichsgewalt nicht zur Anwendung gebrachten Sitte zum Hundetragen verurtheilt, welcher Strafe ſich auch der Pfalzgraf wirklich unterziehen mußte, wäh-

rend der Erzbiſchof ſeines Alters und Standes wegen von ihr enthoben wurde. In demſelben Jahre zog der Kaiſer den Rhein hinab, brach alle Raubſchlöſſer und ließ die Uebelthäter mit der größten Strenge beſtrafen, ſo daß ſich im ganzen Reiche Schrecken verbreitete und wirklich Friede und Ordnung zurückkehrte. Es war auch die zweite Hälfte des 12. Jahrhunderts allein die glückliche Zeit, wo ſich ein ſchönes Leben auf den deutſchen Burgen entfaltet hat. — Aber die kaiſerliche Gewalt reichte doch nicht hin, das Uebel in der Wurzel anzugreifen, d. h. das Recht der Selbſthülfe aufzuheben. Mußte doch Friedrich I. ſelbſt, um nur einige menſchliche Ordnung in das Fehdeweſen zu bringen, in dem vor ſeinem Kreuzzuge im Jahre 1188 angeordneten Landfrieden die Anordnung ergehen laſſen, daß jede Fehde wenigſtens drei Tage vorher angekündigt werden müſſe. Seine Nachfolger ſuchten gleichfalls den Landfrieden aufrecht zu erhalten. Aber die Kräfte dieſer Kaiſer verzehrten ſich zu ſehr in der allgemeinen Leitung der Dinge, in allgemeinen Reichshändeln, namentlich in Italien, als daß deren Einſchreiten von nachhaltigem Erfolge hätte ſein können. Schon in der erſten Hälfte des 13. Jahrhunderts fehlte es an Beſtrafung der außerordentlichen Frevel, und Fürſten, Biſchöfe und Grafen konnten (und mußten oft) nach Willkühr handeln. Als nun aber nach dem Sturze der Hohenſtaufen gar keine Reichsgewalt vorhanden war, da ſtürmte jener alte furor teutonicus, wie Kaiſer Friedrich I. dieſe Fehdeluſt nannte, ins Ungemeſſene hinaus. Da galt nur mehr das Recht der Fauſt, und wer ſein Beſitzthum retten wollte, der mußte ſich durch die Natur, durch Burgen auf hohen Felſen ſchützen. In dieſer Zeit war es denn auch, in der jene Tauſend und Tauſend von Burgen entſtanden, die wir jetzt größtentheils nur noch als Ruinen in allen Thälern Deutſchlands erblicken.

Außer dieſen Höhenburgen, die bei weitem die größere Zahl ausmachten, da es der Zweck der meiſten dieſer Feſtungen war, die umliegende Gegend zu beherrſchen, gab es auch Tiefburgen, Waſſerburgen, die jedoch größtentheils in der ſpätern Zeit des Mittelalters entſtanden und ſelten einige Bedeutung erlangt hatten. Die Hochburgen hatten entweder eine freie oder eine verborgene Lage, je nachdem es die Abſicht des Erbauers fordern mochte. An den freieſten und ſchönſten Orten befanden ſich diejenigen, welche auf den Trümmern der alten römiſchen Wartthürme und Kaſtelle erbaut waren, indem die Römer ſtets eine möglichſt weite Ausſicht zu gewinnen ſuchten. In Gebirgsgegenden behaupteten die Schlöſſer gewöhnlich ſolche Höhen, die etwas abgetrennt vom übrigen Gebirg, am Eingange eines Thales, oder bei der Vereinigung mehrerer Thäler lagen. Die verſteckten Burgen, die wie in Thüringen, im Fichtelgebirg, im Odenwald, in den Schluchten Steiermarks und Tirols, einſam im Walddunkel aus ſchauerlicher Waldnacht emporragten, waren meiſt Raubſchlöſſer, die von ihrem Rückhalt aus immer eine Heerſtraße oder einen gangbaren Weg beherrſchten.

Neben den eigentlichen Burgen gab es im ſpätern Mittelalter noch eine Menge anderer, welche ſich mehr oder weniger von dem urſprünglichen Begriffe entfernten. Denn entweder waren es bloße militäriſche Veſten, wie die Wartthürme, wie die befeſtigten Kirchhöfe und dergl., oder bloße burgliche Gebäude, wie die Edelhöfe in den Städten, die Stein- und Waſſerhäuſer auf dem Lande. Sie beſtanden gewöhnlich nur aus einem Thurme mit den nothwendigſten Angebäuden, einem Graben und einer Ziehbrücke, waren alſo eine Nachahmung der Burgen, da es einmal das damalige adelige Vorurtheil zu einem Vorrecht und Zeugniß rittermäßiger Herkunft geſtempelt hatte, in bethürmten und umgrabenen Häuſern zu wohnen.

Wie aber dieſe ſchlechten Veſten, Burg- oder Edelſitze unter dem Begriffe einer eigentlichen Burg ſtanden, ſo erhoben ſich die Landesburgen und Fürſtenſchlöſſer über denſelben. Bald war es ihre Lage, bald die Stellung ihrer Beſitzer, wodurch ſie zu einem öffentlichen Charakter und einer erhöhten Wichtigkeit gelangten. Denn entweder dienten ſie einem Regentenhauſe zur bleibenden Reſidenz, oder ſie ſchirmten als allgemeine Landesfeſtung ein fürſtliches Gebiet. Es war in der Regel, daß die Herzoge, die Pfalz-, Mark- und Landgrafen, die Biſchöfe und Fürſtäbte ſolche Land- und Reſidenzſchlöſſer beſaßen, wie auch viele Reichsburgen in dieſe Klaſſe gehörten. Auf ſolchen befanden ſich die Kaſſen und Kleinodien, die Kanzleien und Archive, die Rüſt- und Zeughäuſer und Landesgefängniſſe. Ihre Wichtigkeit in bürgerlich-politiſcher Beziehung wird hieraus klar genug, und in militäriſcher ergiebt ſich dieſelbe aus dem gemeinen Spruche der damaligen Zeit von dieſer oder jener, daß wenn der Herr ihre Brücke aufgezogen, er „Land und Leut' beſchloſſen habe."

Noch eine andere Art von Burgen ſind die ſogenannten Vorburgen. Bei vielen Schlöſſern nämlich, wo es die Lage zuließ, ſiedelten ſich verſchiedene Familien der Dienſtleute und Leibeigenen an und bildeten allmählig ein kleines Dorf, welches man des Schutzes wegen endlich ebenfalls mit Mauern und Gräben umgab. Sie waren von der eigentlichen Burg gewöhnlich durch einen Graben oder durch eine tiefere Lage getrennt. Ihre Bevölkerung wurde oft ſo zahlreich, daß man ihnen einen Schultheißen gab und einen Leutprieſter zuließ, wodurch ſie zu eigenen bürgerlichen und kirchlichen Gemeinden heranwuchſen. Man enthob ſie alsdann der Leibeigenſchaft, ertheilte ihnen verſchiedene Freiheiten und ſomit ein völliges Stadtrecht. Eine Menge unſerer Landſtädtchen iſt aus ſolchen Vorburgen

entſtanden, weßwegen man auch in alten Urkunden ſehr häufig den Ausdruck „Burg und Städtlein“ findet, worunter meiſtentheils ein Schloß mit ſeiner Vorburg gemeint war.

Seitdem die Deutſchen nach dem Vorbilde der Römer mit Steinen und Mörtel zu bauen angefangen hatten, wurden an die Stelle der frühern Schanzen und Blockhäuſer ſtarke, bald runde, bald viereckige Thürme angelegt und, wo es nöthig war, mit einem Graben umzogen. Sehr viele Burgen ſind aus ſolchen Thürmen entſtanden. Sie erſcheinen je älter, deſto maſſiver, ungeſchlachter und unzugänglicher. Oft beſtehen ſie aus ungeheuren Steinklötzen, die nur da behauen wurden, wo ſie miteinander verbunden ſind. Die Lage der Hohburgen mußte natürlich oft eine ſehr unregelmäßige Bauart veranlaſſen, da man ſich nach dem Hügel, nach der Felsſpitze oder Halde zu richten hatte, wo gebaut wurde. Hiedurch erhielten viele Burgen das Anſehen, als wären ihre Ringmauern, Thürme und Häuſer vom bloßen Zufall auf einen Haufen zuſammengeſtellt. Was aber dieſe Unregelmäßigkeit noch größer machte, war die allmählige Entſtehung der meiſten Burgen in ganz verſchiedenen Zeiten und unter ebenſo verſchiedenen Verhältniſſen. Man kann oftmals bei einer und derſelben an der Bauart ihrer einzelnen Theile alle Jahrhunderte, welche ſie erlebte, deutlich erkennen.

Die ungeſchlachte Bauart nahm während der Kreuzzüge allmählich ab. Die Feſtigkeit war damals ſchon nicht mehr der alleinige Zweck, man hatte auch angefangen, auf Bequemlichkeit und Geſchmack zu ſehen. Die Burgen aus dem hohenſtaufiſchen Jahrhundert erſcheinen in einer kühnen, gefälligen Geſtalt und unterſcheiden ſich hiedurch ſowohl von den frühern, als von den ſpätern, deren Bauart meiſt ins Abentheuerliche, Ueberladene und Kleinliche fiel, namentlich durch die

übertriebene Ziererei der falſchen Bruſtwehren, Zinnenzacken und Erkerthürmchen. — Eine völlige Umwandlung aber erlitten die Burgen durch die Einführung des Geſchützes; denn ſie mußten nicht nur zum Gebrauche, ſondern auch zur Ausdauer deſſelben errichtet werden, und dieſes machte die Außenwerke mit Baſteien, Rondeln und Streichwehren, wie im Innern die Kaſematten und dergleichen nöthig. So erhielten ſie denn mehr oder weniger die Bauart und Einrichtung der heutigen Feſtungen.

Wiewohl in ihrer Lage und durch den oft ſehr beſchränkten Raum verſchiedenartig angelegt, ſtimmt das Innere der Burgen bezüglich ihrer Hauptgebäude im Weſentlichen überein. Wo der alleinige Zugang möglich war, führte über einen tiefen Graben eine Zugbrücke durch das Burgthor vorerſt in einen Zwinger oder Vorhof und dann in den innern Burghof, wo nun und zwar meiſt in ſchiefer Richtung die Hauptgebäude entgegentraten. Wo der Raum es geſtattete, wurde nicht der Thurm zur Hauptwohnung benützt, ſondern ein beſonderes Wohngebäude neben ihm errichtet, an welches ſich gewöhnlich eine Burgkapelle anſchloß.

Zur Veranſchaulichung gebe ich einen Auszug aus einer Beſchreibung der Burgeinrichtung von Mülinen in der Schweiz, bei der der Thurm allein die Hauptwohnung des Burgherrn bildete. „Von der Höhe, auf deren Winkel Mülinen ſtand, war dieſe Burg durch einen in Fels gehauenen Graben getrennt. Der gevierte Thurm diente zur Wohnung des Burgherrn; es umgaben ihn der Burghof mit ſeiner feſten Ringmauer, mit den gewöhnlichen Vorrathskammern, den Stallungen, der Kapelle und Knechtwohnung. Er hatte vier Geſchoſſe. Das unterſte, ohne Eingang von Auſſen, enthielt Keller, Gefängniß und einen tiefen Sodbrunnen; das zweite den Eingang, die Küche und

weibliche Geſindekammer, deren Bettſtellen in großen Wandſchränken verborgen lagen. Von hier führte eine ſchmale Wendeltreppe in das dritte Geſchoß, das das Zimmer des Burgherrn einnahm. Zunächſt beim Eingange ſtand der große Ofen, daneben das doppelte Ehebett, von einem Geländer umgeben, unter einem kunſtreich verzierten Himmel mit ſchweren Vorhängen. Aehnliche Vorhänge bildeten in den entgegengeſetzten Ecken des Zimmers zwei Alkove für die Schlafſtellen der Söhne und Töchter. — Das Zimmer war mit Nußbaumholz ausgetäfelt, hatte überall Wandſchränke und Banktröge, worin die Wäſche, die Gewänder und Geräthſchaften aufbewahrt wurden. Die Kleinodien aber und Familienurkunden lagen in einem vergitterten Verſchluß tief in der Mauer aufbewahrt. Ueber den Wandſchränken lief ein Karnieß durch alle vier Seiten hin, wo das Zinn- und Silbergeſchirr, die Trinkkannen und Becher aufgeſtellt waren. An den Fenſtern gewann man durch die Dicke der Thurmmauer ziemlich geräumige Kabinette. In einem derſelben ſtand der runde Familientiſch mit eingelegter Schieferplatte, der allgemeinen Hauptſchreibtafel; in den übrigen befanden ſich die weiblichen Arbeitsſtellen mit Spinnrädern, Stickrahmen und dergleichen. — Vom Wohnzimmer führte die Wendeltreppe in den oberſten Stock, welchen der Ritterſaal oder das Beſuch- und Prunkzimmer einnahm. Er hatte ein großes Kamin, ein Himmelbett, einen Rundtiſch und an den Wänden hin Ruhebänke, über denen Waffen und Wappenſchilder hingen. Die zahlreichen Fenſter waren mit Glasgemälden geſchmückt, welche der Familie von ihren Sippen und Bekannten allmählich geſteuert worden und ſo gleichſam ein Stamm- und Freundſchaftsbuch darſtellten. Ober dem Ritterſaal endlich lag die Kammer des Wächters, welcher den Tag anblies und die Ankunft von Freund oder Feind verkündigte."

Wenn ſich der Thurm, der bei jeder Burg unerläßlich war, erweiterte, ſo geſchah dies gewöhnlich dadurch, daß man den nächſten Platz mit Mauer und Graben umſchloß, alsdann eine Kapelle, ein Wohn- und Oekonomiegebäude anbrachte und endlich durch die äußere Ringmauer und den äußern Graben noch einen Vorhof bildete.

Meiſt folgten dieſe drei Burgtheile teraſſenförmig hintereinander, wobei der Thurm die höchſte und feſteſte Stelle einnahm. Wo neben dem Thurme ein eigenes Wohnhaus war, nahm es wohl in der Regel die eine Seite des Burghofes ein und war ſowohl dem Gebrauche als dem Umfange nach das Hauptgebäude; auf fürſtlichen oder königlichen Burgen, welche fortwährend für Hunderte von Rittern Raum gewähren mußten, waren mehrere ſolcher Gebäude. Dieſes Wohngebäude, gewöhnlich Palas genannt, war in der Regel zweiſtöckig oder vielmehr ſo, daß der bewohnte Raum ein hohes oder halbes Parterre war. In dieſes führte von Außen eine Treppe und es beſtand vor Allem in einem großen Saale, der als der Hauptort des Palas in der Regel ſelbſt ſo genannt wird. Mit dem Palas in demſelben Stockwerke und mit ihm durch Thüren verbunden waren noch einige Kammern oder wie ſie damals hießen Kemenaten, ähnlich wie bei unſern Sälen die Spiel- oder ſonſtigen Seitenzimmer. Der Saal wurde mit Kaminen erwärmt, welche, wie es ſcheint, den Kemenaten fehlten. Da das Mauerwerk im Palas wie bei dem Thurme ſehr dick zu ſein pflegte, ſo entſtanden bei den Fenſtern große Mauervertiefungen, Fenſterniſchen, mit an der Seite angebrachten Sitzen. Dieſe Plätze in den Fenſtern waren der Ehrenplatz der Frauen, wenn ſie im Palas erſchienen, und wen ſie hoch ehren wollten, den ließen ſie in dieſen Fenſterſitzen Platz nehmen. Der Fußboden im Palas mag zuweilen gedielt geweſen ſein; oft wohl auch, wie es bei den Kemenaten

wohl immer der Fall war, mit Eſtrich ausgelegt. Auf den Boden des Palas und der Kemenaten ſtreute man in der Roſenzeit täglich friſche Roſen, bisweilen friſche Binſen und bei allen feierlichen Gelegenheiten wurde entweder der ganze Boden des Palas, oder doch überall die Räume, wo Tiſche und Bänke ſtanden, mit Teppichen belegt. Sollte die Ausſchmückung des Palas recht koſtbar ſein, ſo wurden auch die Wände mit Teppichen beſchlagen. Noch ſorgfältiger waren zuweilen die Kemenaten in der Nähe des Palas geſchmückt, mit herrlichen Teppichen, Canapeen, mit Betten und mit koſtbarem Eſtrich. Unter allen Kemenaten zeichnete ſich eine aus, die trotzdem, daß ſie aus mehreren Räumen beſtehen konnte, gleichwohl geradezu die Kemenate genannt wurde. Es war dieſe die Wohnung der Frauen, der Raum, der für das eigentliche Familienleben und für die Frauen näherhin das war, was der Palas für die Gäſte und für den Verkehr der Männer. Im Palas wurden die Mahlzeiten gehalten, nach deren Beendigung die Tiſche wieder bei Seite getragen wurden.

Außer den erwähnten Gebäuden, dem Palas mit ſeinen Kemenaten, dem Thurme und der Kapelle, ſtanden im Burghofe noch die Küche und die Vorrathskammern. Jene erſcheint da, wo ſie erwähnt wird, als ein beſonderer Raum, ein beſonderes Haus, das ſchon deßwegen geräumig ſein mußte, weil in ihm zugleich die für die Küche nöthige Dienerſchaft ſchlief. Die Vorrathshäuſer, Werkſtätten und Ställe, desgleichen die Wohnungen für die Dienerſchaft und das reiſige Volk richteten ſich nach der Größe der Burg und dem Reichthume des Burgherrn.

Natürlich war eine große Verſchiedenheit zwiſchen den unzähligen Burgen ärmerer Ritter und den gräflichen, fürſtlichen und herzoglichen Burgen, und dann denen, welche im 14. und 15.

Jahrhundert, wo bereits die Baukunſt weit fortgeſchritten war, entweder neu gebaut oder renovirt worden ſind. Im Ganzen aber ging die Bauart der Burgen ins Ungeheure. Eine kecke, kühne Lage, dicke, undurchbrechbare, hochaufragende Mauern auf ſteilen Felſen, von denen hinunter ein fürchterlicher Abgrund oft unmittelbar bis in die Tiefe eines Fluſſes oder eines See's gähnte, eine ängſtliche Sorgfalt, jeden Zugang unmöglich zu machen, im Innern meiſt nur enge, kleine Gemächer, durch wenige unregelmäßige Fenſter erhellt, die nach Außen hin durch die dicken Mauern immer kleiner wurden, an denen aber freilich heftige Winde und Stürme leicht vorüberbrauſen konnten, — ſo waren die meiſten jener Burgen beſchaffen, damals, als von ihnen aus die Herrſchaft über alles Land ging.

Eine jede Burg hatte natürlich auch äußern Beſitz, eine kleinere oder größere Anzahl von Feldern, Wieſen, Wäldern, Dörfern, Mühlen und dergl. Was nun unmittelbar zur Burg gehörte, wurde der Burgfrieden genannt. Nicht ſelten war eine Burg mit ihren Zugehörungen das gemeinſchaftliche Eigenthum einer größern, bereits in mehrere Linien getheilten Familie, oder es hatten ſich mehrere benachbarte und befreundete Familien zum gemeinſchaftlichen Beſitz einer Burg vereinigt, um in Zeiten der Gefahr einen gemeinſchaftlichen Stützpunkt gegen feindliche Angriffe zu haben; der deshalb geſchloſſene Vertrag wurde nun gleichfalls Burgfrieden, die Gemeinſchaft ſelbſt aber Ganerbſchaft genannt. So wohlthätig dieſe Ganerbſchaften auf die öffentlichen und Privatverhältniſſe der Fürſten, des Adels und Volkes in vielen Gegenden wirkten, ſo unterlagen ſie doch ſelbſt wieder dem Mißbrauche, welchem ſie ſteuern ſollten, und mußten durch wiederholte Geſetze oder durch Waffengewalt in die Schranken der Ordnung zurückgewieſen oder ſogar aufgehoben werden. Vom Burgfrieden verſchieden war die Burghut, wo-

runter zunächst die Burgwache, Pförtner, Thorwächter, Thürmer und die Burgknechte verstanden wurden, im weitern Begriff aber war sie der ganze Bezirk, der von einer Burg aus von einem Burggrafen oder Kastellan zu verwalten und zu beschützen war. So erstreckte sich die Burghut des Burggrafthums Nürnberg von Nördlingen bis nach Eger an der Grenze von Böhmen. — In jenen Zeiten der fortdauernden Unsicherheit hatte sich der Burgherr stets vorgesehen, bei eingetretener Gefahr zur Vertheidigung seiner Burg noch weitere Unterstützung zu haben. Zu diesem Zwecke hatte er eigene Dienstleute, Burgmannen genannt, die juristisch mit der Burg so zusammenhingen, daß sie bei etwaigem Verkauf oder Verpfändung der Burg stets an den neuen Besitzer übergingen. Verschieden von diesen Burgmannen waren diejenigen, welchen eine Burg in gefährlichen Zeiten zu einem Zufluchtsorte (Enthalt) dienen sollte, und die dafür ein Schutzgeld zu entrichten hatten. Dagegen hatte derjenige Fürst, unter dessen Schutz die Burg und derartige Schutz- und Friedensbündnisse standen, das sogenannte Oeffnungsrecht, d. h. er konnte in Kriegs- und Fehdezeit mit seiner bewaffneten Mannschaft in die Burg einziehen.

In höchster Blüthe stand die deutsche Burgenwelt zur Zeit der Hohenstaufen. Das deutsche Land war mit einer Unzahl solcher kleiner Festungen übersät, der Ausgang jedes Thales, der Zugang zu jeder Ebene, alle Pässe und Flüsse waren befestigt und gesperrt, so daß es damals einem fremden Volke wohl kaum gelungen wäre, das Land zu erobern. Besonders reich an Burgen waren die Schweiz, Schwaben, Franken, Thüringen und Sachsen, vor Allem aber die Ufer des Rheins. So zählte man in der Schweiz allein in der Grafschaft Kyburg über 100, in Unterwalden 32, in Graubünden 149, im Herzogthum Nassau 36 gräfliche Burgen, in Böhmen im 14. und 15. Jahr-

hundert 250 Hauptſchlöſſer. Mit der Anzahl der Burgen nahm aber auch ihr Mißbrauch zu.

Die Ausartung und Verwilderung des deutſchen Adels war ſchon unter Kaiſer Friedrich II. groß geworden, dann während des Interregnums auf's Höchſte geſtiegen, ſo daß Graf Eberhard von Würtemberg ſich den Wahlſpruch wählen konnte: „Gottes Freund und aller Menſchen Feind.“ So führten zunächſt Burgen gegen Burgen, Adel gegen Adel unter ſich ſelbſt einen Zerſtörungskrieg, in welchem ebenſo viele Burgen als adelige Geſchlechter zu Grunde gingen. Auf dieſe Weiſe waren viele ſeit langeher die Plage ihrer Umgegend, viele andere arteten in förmliche Raubſchlöſſer aus oder waren ſchon als ſolche erbaut worden. Häufig geſchah es damals, daß ein adeliger Herr die Mannſchaft ſeiner Burgen ſelbſt für ihren Unterhalt ſorgen ließ und eine Menge der Edlen lebte blos von Raub und Schatzung. Aus irgend einem feſten Thurme rannten ſie mit ihren Geſellen die Wanderer auf offener Straße an, warfen dieſelben nieder, beraubten ſie, oder führten ſie gefänglich hinweg, um ein Löſegeld von ihnen zu erpreſſen. — Um dieſem Unweſen zu ſteuern, erließen Könige und Fürſten wiederholte Verbote des willkürlichen Erbauens von Burgen und Schlöſſern. Da ſich aber der Adel wenig darum bekümmerte, ſo ergriffen ſie oft ſtrengere Maßregeln, als bloße Verbote, wie namentlich Rudolph von Habsburg mit unerbittlicher Strenge gegen den Raubadel und ſeine Schlupfwinkel verfuhr. So brach er 1290 66 Raubburgen in Thüringen, wie er dies ſchon 1282 mit vielen Burgen in Franken, Schwaben und am Rhein gethan hatte. Auch die nachfolgenden Kaiſer ſahen ſich genöthigt, immer aufs Neue einen wahren Zerſtörungskrieg gegen die Burgen zu führen. Kaiſer Ludwig ließ 1317 durch den Burggrafen von Nürnberg alle Burgen der dortigen Gegend zerſtören, welche

räuberiſchen Adeligen zum Aufenthalt dienten. Einen gleichen Auftrag ertheilte Karl IV. 1347 und 1553 in Franken, und 1355 in der Lauſitz.

Doch trotz aller Bemühungen waren Frechheit und Frevel immer höher geſtiegen, ſo daß ein italieniſcher Biſchof im 15. Jahrhundert Deutſchland eine Mördergrube nennen mußte und von dem Adel Deutſchlands ſagte, daß er die Raubgier für deſto ruhmreicher halte, je ausſchweifender ſie wäre. — Aber weder kaiſerliche noch fürſtliche Macht hätte dieſe Burgenwelt vernichten können, wenn nicht eine ſtärkere und höhere aufgeſtanden wäre. Dieſe Macht waren die Städte, denen es endlich gelang, ſie mit allen ihren Unbilden und Greueln in der Wurzel zu vernichten, vielfach zwar mit der Gewalt der Waffen, aber noch weit mehr auf dem Wege des Rechts und der Bildung. Schon um die Mitte des 13. Jahrhunderts hatte ſich ein Bund von mehr als 100 Städten gebildet, der ſich die Aufgabe ſtellte, einen allgemeinen Landesfrieden ſelbſt mit den Waffen aufrecht zu erhalten. Im 14. Jahrhunderte aber geſtaltete ſich der Kampf zu einem vollſtändigen Kriege zwiſchen den Städten und den Burgen, dem Bürgerthum und dem Adel. Vor Allen waren es die Schweizer, welche ihn mit gutem Glück eröffneten. In jenen Schlachten bei Morgarten, bei Sempach, bei Näfels, bei Granſon und Murten haben Schweizer Hirten, Bauern und Bürger Tauſende von gepanzerten Grafen und Rittern erſchlagen und darauf Hunderte von Burgen niedergeworfen. Da fiel die Blüthe des öſterreichiſchen, des lothringiſchen, des burgundiſchen und des Schweizer Adels. Kaiſer Max zählte am Ende des 15. Jahrhunderts, als auch er die Schweizer unterjochen wollte, 207 edle Schweizer Geſchlechter, deren Selbſtſtändigkeit und Burgen untergegangen waren. Unter ihm gingen noch die letzten Schweizerburgen in Flammen auf. Mit

gleichem Zorne, wenn auch mit weniger Glück, wurde in Schwaben, in Franken und am Rheine von den Städten gegen den Adel gekämpft; es entspann sich ein Städtekrieg, der in seiner vollen Kraft fast die ganze zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts und im Kleinen bis ans Ende des Mittelalters gedauert hat. — Den Bündnissen der Städte gegenüber bildeten sich Bündnisse des Adels, wie in Schwaben die der Schlegler, der Martinsvögel, die vom Schwert und der Krone. In Franken umfaßte der Sternenbund gegen 2000 Ritter und 350 Schlösser. Es war ein blutiger, gewaltiger Kampf. Einen mächtigen Bundesgenossen erhielten die Bürger gerade in der Mitte des Kampfes im Pulver. Nachdem das grobe Geschütz allgemeiner geworden war, hatten die Burgen ihre Bedeutung und Stärke vollends verloren; denn nur wenige hatten die gehörige Lage, um für dessen Gebrauch eingerichtet werden zu können, und nur die Fürsten waren in der Regel bemittelt genug, um eine solche Einrichtung vorzunehmen. Die allergrößte Macht, die zum völligen Siege über die Burgen verhalf, war jedoch die Macht der Bildung, die von den Städten ausgehend endlich auch zum Adel hindurchdrang und ihn zum Selbstbewußtsein brachte. So war es endlich möglich, im Jahre 1495 unter Kaiser Maximilian auf dem Reichstage zu Worms einen ewigen Landfrieden zu errichten. Dem deutschen Adel war damit das Recht der Selbsthülfe genommen. Wenige Jahre darauf erfolgte die Errichtung des Reichskammergerichts, das die neue Ordnung der Dinge vollendete. Aber nur langsam konnten die Wogen eines Sturmes, der Jahrhunderte lang alle Thäler Deutschlands durchbraust hatte, zur Ruhe gebracht werden; noch lange dauerten die einzelnen Straßenräubereien des Adels fort und noch im 16. Jahrhundert haben sich Ritter wie Franz von Sickingen, Götz von Ber-

lichingen und zuletzt noch der Ritter von Grumbach Selbsthülfe erhoben. —

So kam es denn schon gegen das Ende des 15. Jahrhunderts, daß mancher Ritter die Burg seiner Väter verließ und herniederstieg, um sich im fruchtbaren Thale ein bequemeres, stilleres Haus zu bauen oder sich in den Städten anzusiedeln, die ihm weit mehr Schutz zu gewähren vermochten.

Doch sollte das Mittelalter nicht völlig vorübergehen, ohne daß noch ein furchtbares Gericht über die Burgen erging, die so viel Böses über das Land gebracht hatten, und zwar durch dieselben Hände, von welchen jene Zwingmauern in unendlichem Jammer hatten aufgebaut werden müssen. Es war im Jahr 1525, als der Bauernkrieg ausbrach, in welchem die Bauern Hunderte von Burgen von den Ufern des Bodensee's durch ganz Schwaben und Franken bis tief nach Thüringen und Sachsen für immer in Schutt und Asche gelegt haben. Was noch übrig blieb, wurde größtentheils ein Opfer des dreißigjährigen Krieges.

Dies sind im Allgemeinen die Schicksale der deutschen Burgen im Mittelalter. Von ihrem ursprünglichen Zwecke des Schutzes von Familie, Land und Volk fielen sie mehr und mehr in die Hände des Mißbrauchs und wurden eine Hauptursache der traurigen Anarchie, welche Jahrhunderte lang das Herz der Nation zerfleischte. Hinwiederum erblicken wir in mancher derselben die Wiege wohlthätiger Geschlechter, den Sitz verdienter Männer, die Heimath unsterblicher Helden.

Noch erblicken wir ihre Trümmer hin und wieder auf Hügeln und Felsspitzen, an den Berghalden der Thäler oder an den Ufern der Flüsse, wo sie ein Schmuck der Landschaft

ſind. Natur, Wahrheit und Dichtung vereinigen ſich, um auf ſie einen unendlichen Zauber zu werfen. Aber noch ſchöner ſind die blühenden Fluren, die friedlich belebten Dörfer, die zu ihren Füßen liegen, die es aber eben erſt ſind, ſeitdem jene zu Ruinen geworden.

Das deutſche Volkslied

ſeinem Weſen nach geſchildert

von

J. L. Hoffmann.

Unter die freundlichſten Augenblicke des Lebens gehören diejenigen, in denen wir alten Jugendfreunden wieder einmal ins Auge ſehen. Freilich ſind jene alten Bekannten, die ich hier vorzuführen gedenke, nur Findelkinder und Vagabunden, welche meiſt kaum über ihre Heimath, geſchweige über ihren Geburtstag oder Vater Rede ſtehen können, und ſich lieber in Einöden und Dorfſchenken, in Wäldern und Bergen mit niedrigem Volke herumtreiben, als in eine wohlgeordnete Stadt und gute Geſellſchaft wagen, wo ſich jeder über Herkunft, Stand und Charakter auszuweiſen hat.

Inzwiſchen haben ſolche Landſtreicher doch mit uns allen einmal Bekanntſchaft gemacht, ſchon weil ſie durch Ammen und Mägde ins Haus kamen, und haben über unſere Herzen theils durch natürliche Fröhlichkeit, theils durch ungekünſtelten Ernſt und insgemein durch ein gar kindliches, einſchmeichelndes Weſen einen ſolchen Zauber geübt, daß ich es wohl wagen darf, die armen Heimathloſen im Kittel auf einige Minuten hereinzurufen.

Die geretteten Ueberreſte unſerer Kindheit laſſen ſich in eine ſehr kleine Urne zuſammenleſen; und was iſt es, das ſich aus jener Zeit nächſt der Erinnerung an einige lichte Begebenheiten noch am klarſten uns vor die Seele ſtellt? Ein Paar Liedchen, die man uns nicht vorgebetet oder zu lernen gegeben, ſondern etwa einigemale in unſerer Gegenwart geſungen hat. Es frage ſich ein jeder ſelbſt, ob er nicht von einem eigenthümlichen Heimweh nach jenen längſt verlaſſenen engbegrenzten Thälern gezogen wird, wenn er im flachen Lande des bürgerlichen Lebens ſolche Kuhreigen ſeiner frühern Jugend vernimmt? Woher das? Weil ſie ihn wie in einen Traum zurückverſetzen aus einem Zuſtande voll kleiner Rückſichten in die Tage harmloſer Freiheit, und weil die Stimme der Natur auf einmal ihn hinauslockt zu ihrer Moosbank und ſtrohgedeckten Hütte rings voll Vogelſang aus ſeinem wohlverſchloſſenen Haus in enger Straße, vor welchem nur Wagen raſſeln.

Es gibt eine Poeſie, die der Menſch nicht erſt durch Bildung oder Uebung ſich angeeignet, ſondern als unmittelbare Gabe Gottes empfangen hat, wie der Vogel ſeinen Geſang; der Sänger weiß nicht, daß er ſchön ſingt, ſo wenig wie die Nachtigall; er ſingt ſo, weil's ihn freut, weil's ihn treibt ſeinem Herzen eine Sprache zu geben, und ſein Lied gefällt nicht nur denen, welche ihm nahe ſtehen, ſondern auch denen, welche dieſer Unmittelbarkeit des Lebens bereits entrückt ſind. Und dieſe letztern haben an jenen unmittelbar empfundenen Liedern noch das pathologiſche Intereſſe, daß ſie wie Kranke nach ſolcher Fülle von Geſundheit ſehnſüchtig, wenn auch meiſt vergebens, zurückblicken. Denn in aller Kultur liegt ein zerſetzendes Element, welches die organiſchen Gebilde der Seele auflöſt und dem Menſchen die ihm natürliche Selbſtgenügſamkeit und das bewußtloſe Behagen am Leben raubt, welches der ſprudelnde

Born unmittelbarer Dichtung iſt. Die Kultur reißt uns unmündig aus den Armen der Mutter Natur, in denen wir in unbewußtem Glücke geſcherzt und geſpielt hatten, und indem ſie uns auf eine geiſtige Höhe zu ſtellen verſpricht, entzieht ſie uns mit dem lebendigen Glauben an eine Geiſterwelt, mit der geſunden Zufriedenheit mit unſern Verhältniſſen im Privat- und öffentlichen Leben Humor und Lebensluſt, Gemüthlichkeit und innere Herzensfreude und läßt in unſerer Seele nur den Stachel des Misbehagens mit einem Zuſtande, aus dem man immer heraus will, und ein Streben nach einem irdiſchen Himmel vor uns, weil wir das Paradies hinter uns verloren haben. Und doch muß jeder dieſen Weg betreten, jeder Menſch und jedes Volk; denn das Leben und die Weltgeſchichte iſt kein Bächlein, welches freundlich mit Wieſenblumen ſpielt, ſondern rauſcht, ein gemüthloſer Strom, unaufhaltſam dem Ziele ſeiner Beſtimmung zu. Kultur iſt Entwicklung. Wäre der Menſch wie der Vogel beſtimmt, nie den vorgezeichneten, engumſchriebenen Kreislauf ſeines Naturlebens zu verlaſſen, ſo würde auch er im Mai ſeiner Tage immer dieſelben Weiſen ſingen; aber ihm iſt ein freierer Spielraum gegönnt, ihm ein helles Bewußtſein und ein Streben nach Beſſerem zugeſellt, das ihn aus der Behaglichkeit ſeines Naturzuſtandes fortzieht und durch die Zerriſſenheit der Kulturperiode zu einer edlen Selbſtbeſtimmung und vernunftmäßigen Geſtaltung ſeines Daſeins hindurch zu führen verheißt. In ſolcher Kulturzeit aber wird der Menſch ernſt; die Arbeit des Lebens nimmt ſeine Seelenkräfte gefangen, und die heitern Lieder entquellen nimmer der gedrückten Bruſt des Laſtträgers. Das Volk hat Geſang und Spiel verloren, und wenn es auch noch theilnehmend von der gemüthlichen Laune ſeiner Vorfahren hört, wenn es auch ihre alten Lieder nachſingt und erneuert, ſo hat es doch die Kraft eingebüßt ſelbſt ſolche zu ſchaffen, und

tröſtet ſich für die ehemalige Productivität damit, daß es Verſe machen kann richtig in Maß und Klang, ſchön in Bild und Wort, untadelig, nur daß ſie nicht zum Herzen reden und das Herz nicht entzünden, wie das einfachſte Lied der Naturpoeſie.

Ich ſpreche hier nicht von den Gedichten hochbegabter Geiſter, welche ein tieferes Naturleben als Mitgabe erhalten haben beim Eintritt in unſern Kulturzuſtand, und jungen Vögeln gleich den Tönen der alten lauſchen; welche eben dieſe Unmittelbarkeit der poetiſchen Anſchauung noch in ſich tragen; welche mit ihrem vollen Schatze geiſtiger und gemüthlicher Begabung zugleich den Blick in die Geſetze der Schönheit verbinden, und das, was ſie erſt unbewußt empfunden, nachher ſelbſtändig und frei in entſprechende Formen bringen. Dies ſind die edelſten, ſchönſten Blüthen, welche der Baum der Dichtkunſt zu tragen fähig iſt, und wenn man ihre Poeſie als Kunſtpoeſie der Natur- oder Volkspoeſie entgegen ſetzt, ſo hat man inſofern ein Recht zu dieſem Namen, als ſie mit Wahl und Kunſt ihren Werken Geſtalt geben; nur muß man nicht glauben, daß ihre Dichtungen überhaupt Producte der Kunſt ſeien. Poeſie iſt kein freies Gedankenſpiel; dies haben die begabteſten Dichter ſelbſt eingeſtanden; und wird es nie werden, da es kein Mittel gibt, das uns Gedanken erfinden' lehrt. Nur wer auf Ideenjagd ausgeht und ſeine künſtlich gefangenen Gedanken in einem ſchönen Kleidchen ſehen läßt, iſt ein eigentlicher Kunſtpoet, weil ſeine Gedichte ganz Producte ſeiner Kunſt ſind.

Und ſolche Kunſtpoeſie iſt in unſerem Volke, wer wollte es leugnen? ſchon längſt an die Stelle der Naturpoeſie getreten. Wir haben keine Volkspoeſie mehr, ſondern nur einzelne erlauchte Dichter, deren Form wir übrigen nachahmen, ohne mehr das tiefpoetiſche Gemüth der Vorzeit zu beſitzen, welche Sagen ſchuf und aus ihnen inſtinktmäßig das Dichteriſche herausfand; welche

den niedrigſten Ständen der Geſellſchaft eine behagliche, gemüthliche Seite abgewann; welche bei allem religiöſen Glauben doch ſo viel Humor hatte, ohne Anſtoß zu geben oder zu nehmen, ſelbſt Gegenſtände der Verehrung mit harmloſem Scherze zu behandeln; welche die Sprache der Liebe beim Vollgenuſſe des Glückes wie im Schmerze der Trennung oder in dem verzehrenden Gefühle ungeſtillter Sehnſucht unnachahmlich zu reden verſtand und doch auch wieder in kindlicher Naivetät die neckiſche oder derbe Seite derſelben herausſagte, und dies alles mit ſolcher Wahrheit und Tiefe, daß man es mitfühlt.

Unſer Leben ſpinnt ſich meiſt einförmig ab, und wenn auch die Wiſſenſchaft und ihre Anwendung mit Rieſenſchritten vorwärts eilt und eine Erfindung die andere drängt, ſo ſind das doch lauter Thätigkeiten des rechnenden Verſtandes; das Gemüth des Volkes hat aufgehört productiv zu ſein. Darum kann unſere Zeit auch ſchwer eine gemeinſame Ergötzlichkeit für's Gemüth ſchaffen; alle unſere Volksfeſte ſind an ſich langweilige Vergnügungen, und die wenige Kurzweil, welche ſie bieten, haben ſie aus alten Gebräuchen herübergenommen. Da war es anders, als nach Verfall des Ritterthums die untern Stände, zur Wohlhabenheit gelangt, ſich zu fühlen begannen; als die Zünfte mit ihrem einſeitigen aber gemüthlichen Stolze ſich einander gegenüber ſtellten, und die hundert verſchiedenen Handwerksgebräuche entſtanden; als das Gelehrtenweſen in freien Univerſitäten ſich organiſirte; als die Schauſpielkunſt unter offenem Himmel betrieben ward; als eine allgemeine Wanderluſt trotz der ſchlechten Wege die Jugend ergriff; als der Bauernſtand ſich zuerſt mit der Reformation zum Bewußtſein ſeiner natürlichen Rechte hob. Damals, wo alle die Sitten ſich bildeten, mit deren Abſchaffung die Neuzeit ſchon viele Jahre ſich eine bedauernswerthe Mühe gibt, damals, im fünfzehnten, ſechzehn-

ten und zum Theil noch im siebenzehnten Jahrhunderte muß eine eigene Frische und Jugendkraft unsere Nation durchdrungen haben, von der wir jetzt kaum mehr eine Ahnung besitzen.

Damals blühte der Volksgesang unter der freien Jugend in der offenen Welt und unter den ehrsamen Alten in Städten der Meistergesang.

Da sieht man aber wieder, daß die Dichtkunst ein Anrecht der Jugend und Freiheit ist, wenn man diese beiden Brüder neben einander stellt. Der eine ist ernst, förmlich bis zur Pedanterie, philisterhaft, langweilig, meist religiösen Betrachtungen zugewandt, ohne Lebensfrische, mit Runzeln im Gesicht, einem abgearbeiteten gutmüthigen Fünfziger ähnlich, ergraut in der dumpfen Luft seiner halbdunklen Werkstätte zur ebenen Erde; der andere mit gesundem, kräftigem Aussehen, ohne alle Rücksichten, Regeln und Zwecke, auf den Bergen herumlaufend, in der Freie sich tummelnd, ein kecker Jüngling, der nach Mädchen hascht und mit Zechbrüdern schwärmt, dabei tieffühlenden Herzens, Leid und Freud mitempfindend, ein wahres Weltkind. Man sollte es nicht glauben, und doch sind's Brüder; aber der grämliche Städter blickt auch unzufrieden auf die Reden und Geberden des andern, die seinem nüchternen Treiben zuwider sind. Gleichwohl ist auch der Städter ehrenwerth, ein braver Charakter, wenn auch weniger liebenswürdig. Volkslied und Meistergesang stehen sich schroff gegenüber. Sie leben zu gleicher Zeit; der Meistergesang ist oft ungehalten auf jenes, das er ein Gassenlied schilt, und möchte es verdrängen, indeß das Volkslied unbekümmert seine Wege durch Deutschland macht. Aber die mühseligen Werke der Meistersänger sind vergessen, indeß die Volkslieder, seitdem man das Wesen der lyrischen Poesie theoretisch und praktisch tiefer erfaßt, erst recht zu Ehren ge-

kommen ſind. Wol hätte ſich kein Landsknecht oder Reitersmann, kein Bauernburſch oder Handwerksgeſelle, kein Jägersmann oder fahrender Scholaſt träumen laſſen, daß gelehrte Dichter nach Jahrhunderten ſein Lied und Componiſten ſeine ſchlichte Melodie benützen würden, die er in fröhlicher oder trauriger, in getroſter oder zagender Stimmung vielleicht im Kreiſe ſeiner Freunde geſungen hat; und doch iſt es nicht anders; die Namen der Verfaſſer blieben nur ihren Genoſſen bekannt: ihre Lieder wurden im Munde umhergetragen im Reiche, wurden vermehrt, verkürzt, verſtümmelt, in einander verſchoben, oft entſtellt bis zum Unſinn, da das Gedächtniß ihr einziger Aufbewahrungsort blieb. Die Melodien widerſtanden ſolchen Veränderungen noch glücklicher als die Worte, und noch pflegen neue Lieder am liebſten geſungen zu werden, wenn ihnen alte Volksmelodien zu Grunde liegen.

Alle lyriſche Dichtung muß für den Geſang berechnet ſein; die Dichter heißen ja Sänger und waren es damals im wahrſten Sinne des Wortes, weil ſie mit ihrem Liede gleich auch ſeine Melodie erfanden und daſſelbe nur ſingend vortrugen. Daher iſt die andere untrennbare Hälfte des Volksliedes die Melodie, welche eigentlich bei einer richtigen Würdigung deſſelben ein Hauptpunkt iſt, von mir aber übergangen werden muß. Was thut ein einfaches Alpenlied in den Bergen, was ein Jägerlied in den Wäldern, was ein Wanderlied auf dem Marſche geſungen für eine ganz andere Wirkung, als wenn man alle dieſe Sachen im Zimmer vom Papier abließt! Das Volkslied iſt eine wildwachſende Pflanze des deutſchen Bodens; ehemals, als das Land noch weniger angebaut war, wuchs ſie überall, jetzt findet man ſie faſt nur noch ſchön in Gebirgsgegenden. Und ſo muß ich denn, da wir an Ort und Stelle ſie aufzuſuchen nicht Zeit und Gelegenheit haben, mich leider damit

begnügen, eine bloße Beſchreibung davon zu geben und einige gepreßte Exemplare vorzuzeigen.

Das Volkslied hat vieles mit der Ritterpoeſie und insbeſondere dem Minneliede gemein, wenn man auf den Stoff oder ſelbſt auf die Lieblingsbilder und Ausdrücke ſieht, die eben aus der Ritterpoeſie im Volk Eingang gefunden hatten. In beiden ſpielen alte Sagen, in beiden die Liebe eine Hauptrolle. Aber die Abenteuer, welche dort zu endloſen Epopöen ausgeſponnen wurden, ſchrumpfen hier zu kleinen ergreifenden Balladen ein, und die Liebe kokettirt nicht mit überſchwänglichem Minnedienſt. Das Volk im bewegten Leben hatte nicht Zeit zu langen Romanen wie der Ritter auf einſamer Burg; was es der Sage oder Geſchichte entnahm, mußte kurz ſein und eine gemüthliche, ergreifende Seite haben; und ſo weit Liebe entfernt iſt von Galanterie, iſt die Liebe des Volksliedes verſchieden von ritterlicher Minne. Das Ritterthum hat in ſeiner Poeſie meiſt von Liebe überſpannte Begriffe, das Volkslied natürliche, oft bis zum andern Extrem. Beſonders aber iſt es der ganze innere Gang, die Gedankenverbindung, ſo wie die äußere Form, welche einen weſentlichen Unterſchied zwiſchen beiden Dichtungsweiſen begründet. Im Minneliede viel Reflexion über den Gegenſtand, im Volkslied unmittelbarer Ausdruck des Gefühles; dort ein Denken über ſeine Empfindungen, hier ein Ausſprechen derſelben; dort kunſtvolle Maße und ſtrenge Reime, hier ein höchſt einfacher, meiſt nur zweizeiliger Versbau und ſtatt des Reimes häufig bloße Aſſonanzen; dort ein klar gedachter Fortſchritt in dem, was geſagt wird, hier oft kein recht logiſcher Zuſammenhang der einzelnen Theile. Das Volkslied iſt ja der reine Abdruck vom bewegten Gefühle des Sängers; das Gefühl aber geht nicht auf geradem Wege langſam vorwärts, wie die Reflexion, ſondern macht Sprünge von einem Gedanken zum

andern ohne merklichen Uebergang. Gerade dieſes ſtoßweiſe Fortſchreiten, wobei man den Mittelgedanken erſt ſuchen muß, iſt der echten Lyrik, als einem poetiſchen Abdruck des erregten Gemüthes, eigenthümlich, während es bloß verſtandesmäßiger Betrachtung lückenhaft vorkommt.

Charakteriſtiſch ſind für das Volkslied auch die häufigen Wiederholungen derſelben Zeilen am Schluß der Verſe, welche für den einfallenden Chor berechnet waren, oder Einſchaltungen mehrerer oft nicht zum Gedanken des Liedes ſelbſt gehöriger Worte, die in jedem Verſe wiederkehren und gleichſam ein Zwiſchenſpiel bilden, die vielen eingeſtreuten Ausrufungen und Nachahmungen von Naturlauten, alles zur muſikaliſchen Seite des Liedes gehörig und für den Geſang anſprechend, während es nicht ſelten beim Leſen ermüdend erſcheinen muß. Aber man machte eben auch jene Lieder nicht, damit ſie in unſern vielbändigen Sammlungen ſtehen. Sie wollten nur hellklingende aber verhallende Stimmen und ein kräftig erſchallender Chor ſein im großen Concerte, zu dem ſich alle lebensfrohen Weſen auf Erden vereinigt haben.

In dieſer Art ſang das Volk ſeine Weiſen aus voller Bruſt, weil es nur ſang, was ihm im Herzen war. Es brachte ja kein gemachtes, ſondern ein empfundenes Gefühl mit; es erhielt ja kein Honorar für ſeine Gedichte und ſchrieb nicht für's gebildete Publikum. Und ſo beſang es alle die Geſchichten und Verhältniſſe, welche ihm eine gemüthliche Seite darboten. Vom deutſchen Reich hat es nicht geſungen und weder Lob noch Tadel der Fürſten; von Sclaverei und Tyrannei hat es nichts gewußt, überhaupt gar wenig von Unzufriedenheit mit den Standesverhältniſſen. Das deutſche Volk hat ſich von jeher — ſoll man's loben oder tadeln? wenig um Politik bekümmert, und hat viel zu viel Gemüth beſeſſen, als daß es hätte auf den

Gedanken kommen können, daß das ganze Streben des Menschen in der Idee des Staates sein Genüge finden könne. In den Erfahrungen des Herzens hat es von jeher den Stoff für seine Lieder gesucht. Mittelpunkt für das Gemüthsleben aber ist und bleibt die Familie. Hier entkeimt des Menschen edelste Pflanze, die Liebe, als Aeltern-, Kindes- und Geschwisterliebe, vor allem aber als Geschlechtsliebe. Wen machte die Liebe nicht zum Poeten? Und so behandeln denn bei weitem die meisten Volkslieder dieses alte und doch immer unerschöpfliche in tausend Variationen durchgeführte Thema der Liebe, die sich in jedem Verhältnisse wieder anders zeigt. Das einemal z. B. lieben sich zwei Herzen, aber ihren Wünschen steht ein bindendes Gelübde entgegen. Das Mädchen hat sich Christo verlobt, muß ins Kloster ziehen, und wie es ihr Ritter vernimmt, so grämt er sich zu Tode. Ein andermal wollen zwei Liebende sich heimlich sehen; der Jüngling schwimmt Nachts über das Wasser und kommt durch Tücke einer Nonne um, und seine Geliebte stürzt sich dann verzweifelnd gleichfalls in die Wellen. Oder ein König sitzt unverwandt am Sarge seiner Geliebten und zieht dann deren Ringe nach, und baut sich, als denselben der Bischof in den Rhein wirft, ein Schloß an dessen Ufer, um in der Nähe dieses Ringes zu sterben. Besonders häufig wurden solche Liebessagen behandelt, in welchen die Standesverschiedenheiten kühn übersprungen werden, wie denn auch im wirklichen Leben solche Dinge vorkamen, was die Geschichte der Agnes Bernauer beweist, die ebenfalls im Volkslied vorkommt. Bald wird ein armes Mädchen von einem Ritter entführt und geheirathet; bald heirathet eine Königstochter einen Stallknecht oder entflieht mit einem Wirth und wird erst nach Jahren von Vater oder Schwester oder Bruder wiedergefunden; bald eilt mit einer Königstochter ein armer Schelm in die Ein-

ſamkeit, und als die Enttäuſchte klagt, ermordet jener im Zorne erſt ſie und dann ſich ſelbſt; bald erwählt die Markgräfin einen Bettler oder einen Zimmer- oder Schuhmachergeſellen zu ihrem Trauten.

Mit großer Vorliebe werden gewaltſame Entführungen beſungen, die dann entweder mit Mord oder mit Heirath enden; ſo die Lieder der Blaubartſage und beſonders die vielen Jägerlieder, in denen der Jäger ſtatt des Wildes ein Mädchen erjagt. Auch die Geiſterwelt reicht herein ins Leben liebender Menſchen, theils ſchadend, theils genießend, theils ſegnend mit ſeltenen Gütern. Herr Oloff wird von der Elfe, deren Aufforderung zum Tanz er abgewieſen hat, durch ſchnelles Siechthum getödtet. Ein Jäger ſtürzt ſich in die Welle zu der ihm befreundeten Nixe, wie bei Göthe der Fiſcher; während ein andermal die Nixe ein Mann iſt und um die Königstochter wirbt und ſie endlich in den Fluß verſenkt. Der geſpenſtiſche Reiter will ſein Liebchen holen, ein Lied, das Bürger ſeiner Lenore zu Grunde gelegt hat. Der Graf von Lützelburg wird von einer Frau geliebt und zum Gemahl erkoren, die unten Fiſch iſt, und als er ſie als ſolche erkennt und ihr flucht, muß ſie ins Geiſterreich zurückkehren wie die Fee, die einen Ritter liebt und von ihm ſcheiden muß, als er ſich ihr mit einem Lichte genaht; indeß eine andere Fee den ihrigen vom Richtplatz rettet. So werden unter den Sagen diejenigen vorzugsweiſe behandelt, welche ſich auf die Liebe beziehen, und man könnte die hier gegebenen Beiſpiele mit hundert andern vermehren.

In gleicher Weiſe ſind von den eigentlichen Liedern die meiſten Liebeslieder, theils ſcherzſchaft und neckiſch, theils tief und innig. Bald trauert ein Liebhaber über die Untreue ſeiner Geliebten, bald ſchreckt ihn ein Traumbild, ſo daß er an Untreue denkt; bald bringt ein glücklich Liebender ihr ein Ständ-

chen, bald tröſtet ein anderer ſeine Geliebte, von der er ſcheiden ſoll; bald ruft ein Reiter, der ſich von ihr trennen mußte,

Ach Gott! wie weh thut Scheiden!
Hat mir mein Herz verwund;
So trab ich über die Heiden
Und traure zu aller Stund.

und der Entfernte ſagt:

Auf dieſer Welt hab ich kein Freud
Ich hab ein Schatz und der iſt weit.

Faſt alle Tirolerliedchen ſingen Liebesgefühle.

Viele ſolcher Lieder ſind voll gutmüthiger Schalkheit. So das Lied:

Das Maidlein will ein Freier haben,
Und ſollt' ſie ihn aus der Erde graben.

oder:

'S iſt mir aber auch gleich vil,
Wenn mich einer nehmen will,
Er ſei bucklig oder krumm,
Kröpfig oder taub und ſtumm,

oder das Lied, in welchem die Frau erſt heimgerufen wird, weil ihr Mann krank, dann weil er ſehr ſchlimm, endlich weil er todt ſei. Sie will aber immer erſt noch ein Tänzchen machen. Wie es jedoch zuletzt heißt:

Frau, du ſollſt zu Hauſe kommen:
Ein andrer Freier iſt wieder da,

da iſt ſie alsbald bereitwillig.

Wird auf dieſe Weiſe die Liebesſehnſucht neckiſch behandelt, ſo hört man auf der andern Seite wieder ſcherzhaftes Zurückverlangen in den ledigen Stand.

Was hilfet dem Vöglein ein wunderſchönes Haus,
Da es doch nimmer kann kommen heraus?

Der Mann, dem der Tod von Baſel auf ſein Verlangen ſeine alte Frau gehalt hat, möchte nun noch lieber auch der jungen los ſein, und der Beſitzer des „klana Häuſerls am Ra,“

der ſich ſo ſehr nach einer Mitbewohnerin geſehnt, meint doch am Ende; „I wollt', i wär' wieder alla!“

Doch iſt dies alles nicht die wirkliche Meinung des Volksliedes, und Recht behält der, welcher am Schluſſe ſang:

Drum was man ſagt, ich alls vernein;
Recht lieb zu haben bringt nicht Pein,
Wenn beide Herzen eines ſein.

Mit der Liebe Hand in Hand geht die Freude an der Natur, die ſich z. B. ſehr lebendig in den vielen ſchweizeriſchen Kuhreigen und in ſo manchen andern Frühlingsliedern theils im Vereine mit der Liebe, theils ſelbſtändig ausſpricht. Beſonders iſt es der Frühling, deſſen Ankunft ſeit alter Zeit auch mit fröhlichen Feſten begangen ward, welcher das Herz mit Freude und Jubel füllte.

Mit nicht minderer Theilnahme als die Liebe der Geſchlechter werden andere Situationen dargeſtellt, welche auf gegenſeitige Verhältniſſe von Familienliedern Bezug haben, ſo z. B. die alte Sage von Hildebrand, der auf Tod und Leben mit ſeinem Sohne kämpft, ohne daß beide ſich kennen; von einer Stiefmutter, die ihre Tochter mit dem Deckel einer Kiſte erſchlägt; von der Herzogin von Orlamünde, die dem Burggrafen zu Nürnberg zu Liebe ihre zwei Kinder tödten läßt; von einem Räuber, der drei Königstöchter tödtet, nachdem er ihren Vater ermordet hat. Erſt fleht die eine:

Ach blutiger Mann, wir bitten Dich hoch,
Laß leben uns Jungfräulein!

Nachdem er aber geſagt, daß er ihren Vater als den Mörder ſeines Weibes bereits getödtet, ruft ſie aus:

Haſt du den lieben Vater mein auch
Getödtet im hohligen Weg:
Ach Schweſterlein laß uns fröhlich ſein,
Wir ſterben ja wundergern.

Ueberhaupt zeigt sich die Kindesliebe in vielen Liedern auf eine höchst rührende Weise, und selbst jene Wittwe, welche ihr Vater einst in einem Fasse ins Wasser geworfen, rettet ihn durch Beten aus der Hölle, so daß ihn der Teufel auf dem Rücken wieder zurückbrachte. — Eines Markgrafen Tochter dient als Waise bei ihrer Schwester, und sie erkennen sich erst auf des Mädchens Todtenbette. So wurden nächst Liebesballaden am liebsten solche gesungen, in denen eine ergreifende Familiengeschichte vorkommt. Und wie innig und voll tiefen Gefühles sind die herrlichen Kinderlieder, besonders die Liedchen zum Einschläfern!

Reichen Stoff boten ferner dem Volksliede die Sagen und Zustände dar, welche auf das religiöse Leben Bezug haben. Das Volk geht in seinen Liedern ein auf die religiösen Sagen, aber bleibt, bei seinem gesunden Sinne, ein schonender Beurtheiler weltlicher Freuden und ein Gegner mönchischer Asceſe. Der Tannhäuser, welcher voll Reue über sein Heidenleben in der Frau Venus Berge den Pabst um Vergebung flehte, erhielt von diesem die schnöde Antwort, er werde sie bekommen, wenn der Stab grüne, den der Pabst gerade in der Hand hielt; verzweifelnd kehrt er wieder um zur Venus; aber siehe, in drei Tagen fängt der dürre Stab zu grünen an, und das Lied macht die Nutzanwendung:

Drum soll kein Pabst, kein Cardinal
Kein Sünder nie verdammen;
Der Sünder sei so groß er will,
Kann Gottes Gnad erlangen.
So nimmt auch Maria die arme Seel',
die alle Samstag Nacht
Ein Reigentänzlein mitgemacht,

trotz der vorherigen Abweisung durch Petrus, bei der Hand und führt sie in den Himmel. Darum steht auch das Klosterleben

dem Volksliede immer in einer Geſtalt da, in welcher es gar vielen armen Opfern der Verhältniſſe erſcheinen mochte, bei welchen mit dem Haare nicht auch die Stimme der Natur ſich abſchneiden ließ:

Gott geb' ihm ein verdorben Jahr,
Der mich gemacht zur Nonnen!

ruft eine Nonne in einem uralten Volksliede, und eine andere beginnt ihr Klagelied mit bitterer Ironie:

Kein ſchönre Luſt auf Erden iſt,
Als in ein Kloſter zu ziehen;
Ich hab mich drein ergeben,
Zu führen ein geiſtlich Leben;
O Liebe, was hab ich gethan!

Dieſer trauernde Ton wiederholt ſich nebſt unverhohlen ausgeſprochener Liebesſehnſucht in allen Nonnenliedern. Dagegen werden wirkliche Sünden und Verbrechen ſo ſtreng beurtheilt als von der Kirche. Der verzogene Knabe, der in ſeinen Sünden geſtorben iſt, ſtraft Nachts als ſchwarzes Geſpenſt mit feuriger Ruthe die thörichten Aeltern; die Handwerksleute, die der Ritter ſtatt des Lohns für Erbauung ſeines Schloſſes im Stalle verbrannt, rächen ſich als Geiſter, indem ſie ihn allnächtlich in ſeiner Ruhe ſtören; das treubrüchige Mädchen holt der Teufel in Geſtalt eines jungen Herrn vom Tanze weg zum Fenſter hinaus, wie in einem andern Liede die Kindesmörderin. Neben ſolchen religiös moraliſchen Sagen wurden auch eigentliche bibliſche Geſchichten und kirchliche Legenden gerne beſungen, und mitunter im Stile gutmüthiger Parodie behandelt. Es iſt das keine Profanirung der heiligen Geſchichte, ſondern ein Zeichen guter humoriſtiſcher Laune, welche recht wohl neben dem ſtrengen Glauben beſtehen kann. So iſt z. B. die Heilung von Malchus Ohre in ſcherzhafter Weiſe dargeſtellt in einem Lied, in

welchem Christus am Schlusse zu Petrus sagt, nachdem dieser sich über die Heilung aufgehalten:

Du bist halt ein grober Schroll;
Bist gwiß da bei Salzburg zu Haus?
Wenn ich kein Mirakel mehr thun soll,
So blas du den Hobel mir aus!

Sehr zart und tändelnd und dadurch oft von komischem Eindruck sind die Weihnachtslieder, wo die Hirten bedauern, daß die Mutter hier den Kindern keinen Brei kochen kann u. s. w. Im himmlischen Leben aber gehts sehr lustig her:

Der Wein kost kein Heller
Im himmlischen Keller.
Die Engel die backen das Brot
Und Brezeln auf jedes Gebot.

Die 11,000 Jungfrauen tanzen bis tief in die Nacht, und Cäcilie macht die herrlichste Musik dazu. Aber auch ernste Darstellungen finden sich neben solchen komischen in Menge, und besonders sind es kirchliche Legenden, welche mit vieler Vorliebe gesungen wurden. Die Legende hat ja schon der ritterlichen Poesie reichen Stoff dargeboten und war mit so vielen andern Sagen längst unter das Volk gedrungen. Zu des Sultans Töchterlein kommt Jesus als ihr Bräutigam bei Nacht und führt sie fort in seines Vaters Garten, wo sie Blumen warten kann, die sie am Tage so sehr bewundert hatte; und auch die Tochter des Commandanten von Großwardein schaut mit Entzücken noch vor ihrem Ende mit Christo die Herrlichkeiten des Himmels, und die Jahrhunderte, die sie dort zubringt, erscheinen ihr wie ein paar Stunden; aber gleichwol ist das Volk zu lebenslustig, als daß es über Phantasien von der jenseitigen Welt gerne die diesseitige vergäße. Das blumenpflückende Mägdlein wird schier

des grimmen Todes bei des Todes Anblick, wie er ſie zum Tanze fordert, und ein anderes Lied beginnt:

Sterben iſt 'ne harte Buß:
Weiß wol, daß ich ſterben muß.

Finden in den bisher beſprochenen Liedern die allgemein menſchlichen Verhältniſſe ihren Ausdruck, ſo geſellen ſich dieſen eine Menge anderer Geſänge bei, in denen jeder Stand und Beruf ſich ſelbſt darlegt. Nicht leicht zeigt ſich in dieſen Liedern eine Spur von Mismuth; ſelbſt Bettler und Landſtreicher wiſſen mit einer Art von Behagen das Leben anzuſchauen; der Zorn auf den Bettelvogt hat eine gar humoriſtiſche Beimiſchung, wenn es heißt:

Und wenn der Bettelvogt geſtorben erſt iſt,
Man ſoll ihn nicht begraben, wie einen andern Chriſt;
Lebendig ihn begraben, bei Waſſer und bei Brot,
Wie mich der alte Bettelvogt begraben ohne Noth.

Und der arme Schwartenhals mußte nach ſchlechter Herberg im Stalle ſeines Unglücks ſelber lachen. Ein anderer ſingt über ſeine Armuth beim Weine:

Wo ſoll ich mich hinkehren,
Ich dummes Brüderlein?
Wie ſoll ich mich ernähren?
Mein Gut iſt viel zu klein....
Es muß verſchlemmet ſein.

Ein anderer preiſt ſein Fäßlein, das beim Wirth im Keller liegt, als ſeinen liebſten Buhlen. Die Trinklieder ſind von gar glücklicher Sorgloſigkeit. Sie kümmern ſich nicht

ums römiſche Reich;
Es ſterb' heut oder morgen,
Es gilt ihm alles gleich.

Eine ebenſo heitere Luft weht in den Wanderliedern der Handwerksgeſellen, in denen die einzige trübe Wolke ein ſchmerz-

licher Abſchiedsgedanke an die Geliebte zu ſein pflegt, eine Trauer, die jedoch alsbald durch die Hoffnung auf einen neuen Schatz oder durch das Vertrauen auf gegenſeitige Treue verſcheucht wird. Alle Menſchen, welche viel in der freien Natur leben, haben ein leichtes, munteres Gemüth; darum tönen die Lieder der Soldaten im Felde ſo kräftig, wenn auch der Abſchied, bevor er ins Feld rückt, dem Krieger ſchwer wird, und wenn auch der arme Deſerteur, der erſchoſſen wird, die ergreifende Klage anhebt:

Zu Straßburg auf der Schanz
Da ging mein Trauern an.
Das Alphorn hört' ich drüben wol anſtimmen.
Ins Vaterland mußt' ich hinüberſchwimmen.
Das ging nicht an.

Darum ſind auch die vielen Jägerlieder ſo friſch und voll kräftigen Waldgeruchs:

Fahret hin, fahret hin,
Grillen geht mir aus dem Sinn!

oder:

Friſch auf zum fröhlichen Jagen! es iſt ſchon an der Zeit,
Es fängt ſchon an zu tagen, die Sonn iſt nicht mehr weit.
Auf, laßt die Faulen liegen in ihrer trägen Ruh!
Das Hündlein bellt uns fröhlich den guten Morgen zu.

u. ſ. w.

Selbſt Fuhrleute wiſſen an ihrem einförmigen Leben eine heitere Seite zu ſchildern.

Jedes Gewerk iſt für ſeine eigenen Vorzüge eingenommen und pflegt ſie ruhmredig über andere zu erheben; daher die Selbſtzufriedenheit auch in den Liedern, welche jede Zunft auf ſich ſelbſt gemacht hat. Dazu kommt dann der Muthwillen, mit welchem ſie ſich gegenſeitig etwas anzuhängen bemüht ſind:

Die Leineweber haben eine ſaubere Zunft:
Mitfaſten halten ſie Zuſammenkunft.

Die Leineweber ſchlachten alle Jahr zwei Schwein,
Das eine iſt geſtohlen, das andre iſt nicht ſein.
Die Leineweber nehmen keinen Lehrjungen an,
Der nicht ſechs Wochen lang hungern kann.

Vor allen aber ſind es, wer weiß es nicht? die armen Schneider, welche den bitterſten Spott über ſich ergehen laſſen müſſen.

In dieſen Kreiſen alſo bewegte ſich zumeiſt das deutſche Volkslied und blühte vom 15ten Jahrhundert an ſo lange, bis die Kunſtpoeſie der Gelehrten unter das Volk kam und die Dialecte durch die hochdeutſche Sprache in den Hintergrund gedrängt wurden. Am längſten dauerte das Kriegslied, weil unter Verhältniſſen, die das Gemüth heftig erregen, auch das urſprüngliche poetiſche Talent wieder reger wird. Von den Liedern der Schweizer aus den Zeiten ihrer Kriege mit Oeſtreich und Burgund an, durch den dreißigjährigen Krieg bis zum „Prinz Eugenius“, durch den ſiebenjährigen bis zum Sturze Napoleons zieht ſich eine ganze Reihe geſchichtlicher kriegeriſcher Volkslieder, welche zugleich großes hiſtoriſches Intereſſe tragen, als Zeichen der Volksanſicht über jene großen Begebenheiten.

Die gelehrten Dichter früherer Zeiten haben in redſeliger Geſchmackloſigkeit, geſtützt auf die Krücke der alten Griechen und Römer, vornehm auf jene Lieder herabgeblickt, oder vielmehr nicht einmal gedacht, daß ſie eine Beachtung verdienen; und die kritiſchen Päbſte hätten den als argen Ketzer verbrannt, der die Behauptung gewagt hätte, daß von Opitz bis Gleim kein Dichter ein Lied ſang, wie ſie zu Hunderten im Munde des Volkes lebten. Erſt die neue Zeit, und Herder zuerſt, hat dieſe köſtlichen zu Tage liegenden Goldſtufen geſehen, und ſeit er die Stimmen der Völker in Liedern vernehmen ließ, und ſeit Bürger und Göthe in derſelben Art ſangen, haben ſich Freunde

der Geſchichte und Poeſie wetteifernd bemüht, in den entlegenſten Gauen des Vaterlandes zu ſammeln, was ihnen vom Volksgeſange des Aufzeichnens würdig ſchien. Dieſelben Männer welche dem Minnelied ihre Aufmerkſamkeit ſchenkten und die Epopöen der Ritter dem Publikum nahe brachten, haben ſich das große Verdienſt erworben eine Menge ſchöner Volksgeſänge von dem Untergange zu retten, und haben zur gänzlichen Umgeſtaltung der neuen Lyrik das weſentlichſte beigetragen. Durch Rückſichtnahme auf jene Poeſie iſt unſere Lyrik von ihrer breiten Reflexion und ihrer gelehrten Pedanterie befreit worden: Uhland und Heine ſingen ganz andere Lieder als Anakreon Hagedorn.

Die deutschen Volksbücher

ihrem Wesen nach geschildert

von

J. L. Hoffmann.

Alle Erscheinungen, welchen der Begriff des Volksthümlichen inne wohnt, müssen für den Beschauer des Lebens und der Geschichte von hoher Bedeutung sein; denn eben dadurch, daß sie das Volk zur Theilnahme bewegt haben, geben sie die sicherste Bürgschaft, daß in ihnen ein kräftiges Leben walte. Volksreligionen können dem verständig nüchternen Beurtheiler als ein bloßes Gemisch von mancherlei Aberglauben, Volksgebräuche als eine rohe Masse sinnloser Formen, Volksmeinung und Volksstimme als ein grundloses Wähnen und Tappen einer blinden Menge erscheinen. Aber ein einseitiges Urtheil des Verstandes ist ein unverständiges Urtheil, so oft es sich nicht bloß um ein Hin- und Herwerfen von Begriffen, sondern um eine richtige Auffassung und billige Würdigung der Geschichte handelt. Das geistige Leben unseres Geschlechtes hat etwas eben so Geheimnißvolles als das Leben der Natur, und wie sich dieses den subtilsten Werkzeugen des Chemikers entzieht, und wie es dahin stirbt, wenn man es aus seinem Zusammenhang reißt, so widerstreben auch gar viele Thatsachen der Geschichte einer gewaltsamen Zergliederung und sind demjenigen abgeschmackt, der den Stolz eines Aufgeklärten und nicht die gläubige Hingabe an eine allgemeine, durch alle Zeiten vertheilte, unendlich man-

nigfach ſich äußernde Vernunft mitbringt. Nichts darf uns verächtlich ſein, was die Aufmerkſamkeit ganzer Zeiten in Anſpruch nahm; denn es iſt eine Offenbarung des Sinnes jener Geſchlechter, die eben ſo gut als wir, wenn auch in andern Formen, den Charakter der Menſchheit an ſich trugen. Bei ſolch achtender Anerkennung des Geweſenen drängt ſich uns aber unmittelbar das Bedürfniß auf zu unterſuchen, woher es wol gekommen ſein mag, daß man ſich gerade für dieſe Idee begeiſterte, gerade dieſe Meinungen bekämpfte, nach dieſen Gütern ſtrebte, vor dieſen Schreckniſſen fürchtete, dieſe Werke ſchuf, an dieſen Erzeugniſſen des Verſtandes und Witzes Gefallen fand. Und obwol die Gründe des Begehrens und Hoffens, des Behagens und Misbehagens dem Betheiligten ſelbſt meiſt nicht klar vor der Seele ſtehen, und eine unbewußt treibende Naturkraft gerade in dieſem Bereiche des Seelenlebens ſich am mächtigſten zeigt, ſo können doch dem Beſchauer aus der Ferne, der die Gegenſtände der Zuneigung oder Abneigung mit dem Charakter der Menſchen vergleichen kann, die Urſachen ſolches Anziehens und Abſtoßens einigermaßen erklärlich werden.

Es ſei mir gegenwärtig verſtattet, ſolch ein Gebiet der Geſchichte zu durchwandern, und einen Theil unſerer Literatur hervorzuheben, der ehedem bei der großen Maſſe unſerer Nation im höchſten Anſehen ſtand, jetzt aber, wo der Geſchmack ſich ſo weſentlich geändert, mehr nur ein hiſtoriſches Intereſſe hat, ich meine die deutſchen Volksbücher; und dabei beſonders auf die Frage das Augenmerk zu richten, woher wohl gerade ſolche Stoffe zu Volksbüchern geworden ſind.

Der Strom dieſer Literatur hat eine doppelte Quelle: die eine ſprudelt am Berge des Ritterthums hervor, die andere mitten in der Ebene des bürgerlichen Lebens.

Als nämlich im 15. Jahrhundert die untern Stände ſich zu

größerer Bildung erhoben; als nach Erfindung der Buchdruckerkunst das Bedürfniß des Leſens nicht mehr allein bei Geiſtlichen und Rittern, ſondern noch mehr bei Bürgern und Bauern ſich ankündigte; als eine allgemeine Wißbegierde das Volk durch die verſchiedenen Gaue des Vaterlandes und in weite Länder der Fremde hinaustrieb, und alle Zeichen der Zeit auf die Ankunft einer neuen Geſchichtsperiode deuteten: entſtand zugleich mit dem Volksliede auch eine Literatur fürs Volk, die Volksbücher. Dem gemeinen Manne war es nicht mehr genug, zu eſſen, zu ſchlafen und zu arbeiten; er wollte nun auch etwas hören von andern Ländern, Zeiten und Verhältniſſen. Seine Phantaſie mochte nicht mehr an der Scholle kleben, die ihm das Brot ſchon als Knaben gegeben; er ſchlug die Augen auf nach dem langen Schlafe des Mittelalters und ſchaute um ſich mit dem gläubigen Sinn eines Menſchen, der eben aus einem Traum erwacht. Aber die Welt um ihn her war nicht mehr von geſtern; Jahrhunderte waren vorüber gegangen, in denen er ein ſtummer Zuſchauer in der Weltgeſchichte geweſen, nicht thatlos, aber ruhmlos, des Ritters Knecht, deſſen Leben und Tod völlig gleichgültig war. Aber auch dem Ritterthume ſchlug ſeine Stunde und nahte ſein wohlverdienter Untergang; denn nicht auf langen Ahnen weilt der ſegnende Blick der Geſchichte, ſondern auf den Geſchlechtern der Menſchen, in welchen ſich ein reges Streben nach Verbeſſerung und ein Trieb zum Weiterſchreiten bekundet.

Nicht die Waffen, wol aber der Geiſt der Ritter war ſtumpf geworden; die Kultur, die ſich erſt hinter Kloſtermauern geborgen und dann im Lichte der Höfe geſonnt hatte, ſetzte ihren Weg weiter und unter die Menge des Volkes; der Adel kehrte ihr den Rücken, der Bürger hieß ſie willkommen, und die Volksbücher waren der erſte Schritt, mit welchem ſich unſere Literatur

von der Protection der Großen zu befreien anfing. So beſchreibt das Schriftweſen der Deutſchen immer weitere Kreiſe, vom Mönch zum Ritter, vom Ritter zum Bürger und Bauern; und in jeder nachfolgenden Periode treten die frühern Inhaber geiſtiger Schätze in den Hintergrund, der Ritter- hinter den Bürgerſtand, und hinter beide die Mönche, die ſeitdem entweder in körperlicher Behaglichkeit ihr Genüge finden oder doch an echter Kunſt und Wiſſenſchaft nur kümmerlichen Antheil haben. Und ſo iſt die neue deutſche Literatur entſtanden, die nicht um hohen Ehrenſold buhlt, ſondern im Kampfe mit Rittern und Mönchen jeder Art ſich beiden zum Trotze zu ſelbſtändiger Größe emporgearbeitet hat, und ohne irgend welche Privilegien anzuerkennen, deren Beſitzer nur dann an ihre reich beſetzte Tafel ladet, wenn ſie auf ausſchließliche Vorrechte verzichten und ſich freuen wollen Menſchen unter Menſchen zu ſein.

Was bot ſich nun dem Volke zunächſt dar? Woran belebte ſich ſeine Phantaſie? Was ſchuf ſie ſelbſt für Geſtalten? Der Geiſt entwickelt ſich immer an etwas Gegebenem, und jede ſpätere Epoche zieht Nahrung aus der vorhergehenden. Das ganze große Buch mittelalterlicher Dichtung lag jenen Geſchlechtern aufgeſchlagen, mit all ſeinen Engeln und Teufeln, Feen und Kobolden, Rieſen und Zwergen, mit ſeinen Zaubern und Wundern, mit ſeinen tapfern Rittern, die nach Ehre und That ausreiten und mit Gottes Hülfe glückliche Abenteuer beſtehen gegen den Uebermuth ungeſchlachter Ungeheuer wie gegen den Stolz trotziger Heiden; die in ſchmuckem Harniſch um Liebe turniren und heldenmüthig für die gekränkte Unſchuld kämpfen. Und unter der buntſchimmernden Menge ragten einzelne große Geſtalten der Vergangenheit hervor, gewaltige Könige und Herren, um welche die bildende Sage Leben geſchaffen und Gruppen handelnder Perſonen vereinigt hatte. Ueber allem dem Kämpfen

und Lieben aber und über allem glänzenden Treiben der Menſchen wölbte ſich, ein weit ausgeſpannter Himmel, die Kirche mit ihrer Macht über die Geiſter der Finſterniß und Gewalten der Erde, mit ihrer Gnade für büßende Sünder, ihrem Segen für fromme Streiter, ihrer Seligkeit für entſagende Heilige. Dieſer mittelalterliche Dom, gegen welchen der Hammer des ſich mündig fühlenden Volksverſtandes ſchon bedenkliche Schläge wagte, wußte gleichwol die Phantaſie noch Jahrhunderte lang zu entzücken und nöthigt uns noch heute in ſeinen Ruinen eine geheime Ehrfurcht ab. Was Wunder, daß ihn das Volk im Bild anſtaunte und gerade deshalb bewunderte, weil er gegen ſeine eigenen beſcheidenen Wohnungen ſo groß und herrlich war? Der Mond warf ſein phantaſtiſch dämmeriges Licht noch einmal in die kleinen Fenſterſcheiben des bürgerlichen Lebens, bis er vor dem Morgenſtrahle der Sonne vollends erblich. So wurden denn faſt alle die großen Ritterdichtungen, in einfache Proſa überſetzt, die liebſte Lectüre der untern Stände: die Haimonskinder, Wigalois, Herzog Ernſt, Triſtram und Iſolde, der gehörnte Siegfried u. v. a.; denn ſie feſſelten das Gemüth durch die Größe der Perſonen, durch das Abenteuerliche und Wunderſame der Thaten, durch das Phantaſtiſche der Geſtalten, mit welchen die Menſchenwelt in Berührung kam, durch den religiöſen Schimmer, der ſich oft über das ganze Gemälde ergoß. Weilt doch des Menſchen Blick immer mit großem Intereſſe auf dem, was ihm ſelbſt abgeht und gleichwol begehrungswürdig dünkt; verſenkt doch ſelbſt der Erwachſene, dem längſt der Kinderglaube abhanden gekommen, ſich noch in Märchen, um ſich für Augenblicke wenigſtens in einen Traum zu wiegen, der ihm ein anderes als bloß materielles Treiben und eine geſchäftig um ihn webende Geiſterwelt ſehen läßt. Unſere Seele kann ſich in einer nach ſtarren Geſetzen wirkenden Natur für die Dauer

nicht heimiſch fühlen, darum flieht ſie aus dem phyſikaliſchen Mechanismus und will ſich die Geiſter nicht rauben laſſen; denn ſie ahnt gar wol, daß auch die todt ſcheinende Welt von geiſtigem Leben durchdrungen ſein muß, und ſpielt daher gern mit den Zaubern, welche der Kindergeiſt einer ſinnigen Vorzeit in ſie hineintrug. Um wie viel mehr mußten ehemals dieſe Wundergeſchichten feſſeln, wo der Glaube nicht bloß an Engel und Teufel, ſondern auch an alle die untergeordneten dämoniſchen Weſen in Berg und Wald, in Fluß und Meer noch tief im Volke wurzelte, wo man von Verzauberungen und Löſung des Bannes wie von ganz gewöhnlichen und ausgemachten Dingen ſprach, und jede irgend auffallende Gegend mit einer Menge Geiſtergeſchichten in Verbindung brachte! Die meiſten Dichtungen der Ritterzeit enthalten eine Menge ſolcher Zaubergeſchichten und waren daher auch dem Volke willkommen, weil ſie ein allgemein menſchliches Bedürfniß, die Natur zu vergeiſtigen, in kindlicher Weiſe zufrieden ſtellen.

Ueber die Macht der Geiſter aber, der böſen und guten, geht die Macht des chriſtlichen Glaubens. Die Geiſterwelt kann dem frommen Chriſten nichts anhaben. Mit Gottes Hülfe beſiegt der Ritter Rieſen und Drachen, und wenn er inbrünſtig betet, wird ſeine Kraft gar wunderbar geſtärkt. Dem edlen Siegfried, der die gefangene Florigunde befreit, ſchadet weder der Rieſe noch der feuerſchnaubende Drache ſelbſt, vor deſſen glühendem Odem ſogar ſeine Hornhaut weich wird; vor ihm wird die Gewalt der Hölle zu Schanden. Die meiſten Sagen, welche in Volksbüchern behandelt worden ſind, haben eine religiöſe Richtung, und ſtellen in einem recht augenfälligen Beiſpiele den Satz dar, daß Gott den Ausgang der Dinge auch gegen alle Wahrſcheinlichkeit zum endlichen Siege gottergebener Tugend führt. Dieſer in der chriſtlichen Religion begründete und zum Volks-

bewußtſein gewordene Gedanke hat beſonders für den unſchuldig Leidenden eine ſo erquickliche Kraft, daß wir uns nicht wundern dürfen, wenn dergleichen Erzählungen Lieblingsbücher des Volkes geworden und lange Zeit geblieben ſind, um ſo mehr, als ſie gewöhnlich nicht wie ſo viele andere Ritterbücher eine Reihe planlos aneinander hängender Abenteuer, ſondern eine Kette einfacher Familienſcenen darſtellten, welche gleichwol eines beſtechenden Glanzes nicht entbehrten, da ſie dem Stande der Fürſten und Herren entnommen waren. Denn es liegt einmal im Volke, ſich vom äußern Schimmer blenden zu laſſen und das, was großen Herren begegnet, weit wichtiger und anziehender zu finden, als was der Sphäre ſeines eigenen Lebens entnommen iſt.

Hieher gehört z. B. die Geſchichte der heiligen Genoveva, die von ihrem Gemahle Siegfried auf die Verleumdungen des Hofmeiſters Golo, deſſen Antrag ſie kein Gehör geſchenkt, zur Hinrichtung verurtheilt, von den beiden Dienern aber, welche ſie tödten ſollten, im Walde gelaſſen, ſich mit ihrem Kinde ſieben Jahre lang von Wurzeln nährt, bis ihr Gemahl die nackte, abgezehrte Dulderin findet und ihre Unſchuld durch Hinrichtung des ſchändlichen Golo rächt. Hieher gehört Hirlanda, die Gemahlin des Herzogs von Bretagne, welche von dem Bruder ihres Gatten verleumdet, aus Furcht entflieht und ſieben Jahre als Viehmagd bei einer Edelfrau dient, und wie ſie dann nach erkannter Unſchuld wieder eine Zeit lang mit ihrem Manne gelebt, abermals fälſchlich verklagt und zum Feuertode verurtheilt wird, wenn nicht ein Ritter mit ihrem Ankläger für ihre Unſchuld kämpfen wolle. Keiner wagt den Strauß mit dem tapfern Böſewicht; da erſcheint auf Gottes Geheiß der fromme Abt mit ihrem eigenen Sohne, den er erzogen, und der Jüngling befreit ſiegreich aus der Gefahr die Mutter. Der falſche Ger-

hard aber, des Herzogs Bruder, der dies Alles angestiftet, muß mit abgehauenen Händen und Füßen in dem Kerker verschmachten, in welchem die unschuldige Herzogin gesessen hatte.

Weit einfacher noch ist dieser Gedanke vom endlichen Siege der Tugend durchgeführt in der Geschichte der Griseldis. Hier wird als Haupttugend des Weibes der Gehorsam gegen ihren Mann betrachtet. Griseldis, des Bauern Janicula Tochter, wird vom Markgrafen Walther von Saluzzo geheirathet. Dieser aber, eifersüchtig auf sein Herrscherrecht im Hause, stellt ihren Gehorsam auf die härtesten Proben: er läßt ihr neugeborenes Töchterlein wegnehmen und angeblich tödten; sie erträgt es; er läßt im nächsten Jahr ihr kleines Söhnlein ihr wegreißen; sie duldet standhaft; er schickt sie arm zurück zu ihrem Vater; sie hält geduldig auch solche Demüthigung aus; er gibt vor, er habe sich eine neue seines Standes würdige Braut erkoren, und läßt sie holen, damit sie bei deren Empfang als Magd diene; und auch diesen härtesten Dienst weigert sie nicht. Aber siehe da, die angebliche Braut ist ihre eigene Tochter, die er nebst dem Knaben bei seiner Schwester in Bologna hatte erziehen lassen. Er gibt beide Kinder der edlen Griseldis zurück und verkündet der Ueberglücklichen, daß er ihren Gehorsam mit dem allen nur prüfen wollen, und von nun an ist sie zum Jubel des Landes wieder seine durchlauchtige Gemahlin.

So stellen denn viele Volksbücher moralische Geschichten dar, in welchen die Tugend belohnt, das Laster bestraft wird. Dergleichen Erzählungen sind bei uns allerdings als hausbacken aus der Mode gekommen, weil man der Hausmannskost satt ist und nach pikantern Speisen Verlangen trägt. Aber wir müssen bedenken, daß das die erste Lectüre und gleichsam die Kinderschriften des Volkes waren, daß aber ursprünglich dergleichen Stoffe ansprechend sind für alle, weil sie das ungeduldige Ver-

langen des menſchlichen Herzens nach einer recht handgreiflichen göttlichen Gerechtigkeit befriedigen und zwiſchen Tugend und Glück, Laſter und Uebel auch eine äußere Harmonie herſtellen.

Wer bei dem natürlichen Verlaufe des Lebens ſtets ſich befriedigt, beweiſt, daß er entweder ein ſtumpfes Phlegma oder ein ausgemachter Philoſoph oder ein vollkommener Chriſt iſt. Die meiſten fühlen zuweilen ein Misbehagen mit ihrem Zuſtande: wir möchten unſere Stärke vermehrt, unſere Bewegung beſchleunigt, unſere Arbeit vermindert, überhaupt die Schranken und Bedingungen des Lebens beſeitigt und uns als wahre Herren der Natur mit etwas Schöpferkraft begabt wiſſen, womit wir uns mühelos verſchafften, wornach uns gelüſtete. In jedem von uns ſteckt ein kleiner Fauſt, der in gewiſſen Stimmungen für ſchrankenloſe Freiheit im Genuß wohl dem Teufel einen Wechſel auf ſeine Seele ſchriebe; darum zog dieſes Volksbuch eben ſo ſehr an als es ſchreckte, während der ewige Jude Ahasverus nur als warnendes Beiſpiel mit ſeinen Schauern wirkte; und wenn vollends ein ſo gutmüthiger Menſch wie Fortunat in den Beſitz eines unerſchöpflichen Goldſäckels kommt, mit deſſen nach ſeiner Willkühr ſich erneuerndem Inhalt er ſchalten und walten kann herrlicher denn ein König, und wenn er dann gar noch ein Wünſchhütlein ſich zu eigen macht, deſſen Kraft ihn immer mit der Schnelligkeit des Gedankens an den Ort verſetzt, nach welchem er gerade hinkommen möchte: da würde jeder mit dem echten Sohne des Glückes tauſchen, dem alle Herrlichkeiten der Welt zu Gebote ſtehen; ja er würde ſogar die harte Bedingung zu erfüllen ſich überwinden, wenn er den unſichtbar machenden Däumling, oder den goldenen Pfennig oder das Tüchlein der drei Rolandsknappen erwerben könnte, das ſich von ſelbſt mit allen Speiſen beſetzt, wenn man es ausbreitet. Die in jeder Menſchenbruſt ſchlummernden

Wünſche nach erweitertem Lebensgenuß ſind daher ebenfalls eine Haupturſache, welche derartigen Büchern ihre große Popularität ſicherte. Was mit unſern Anſichten übereinſtimmt, gefällt uns, und wenn dies nicht individuelle, ſondern allgemein menſchliche Empfindungen ſind, ſo wird auch das Intereſſe allgemein und dauernd ſein. Daher wurden beſonders auch jene Erzählungen theils aus der Ritterperiode, theils aus dem Alterthum erneuert, theils aus der aufblühenden italieniſchen Literatur ins Deutſche übertragen und mit anhaltendem Beifall geleſen, welche das Thema der Liebe in Kampf und Sieg, in Genuß uud Entſagung in manchfacher Weiſe durchführten, und von denen viele in dem Buche der Liebe vereinigt erſchienen, wie die Geſchichte vom Kaiſer Octavian, der ſchönen Magelona, Triſtram und Iſolde, der ſchönen Meluſina, Flor und Blancflor, Theagenes und Cheriklea, Camillus und Emilia u. a. dgl.

So bekamen dieſe ernſtern Stoffe, welche man vorfand, in der Volksliteratur weitere Verbreitung und ein dauernderes Leben nicht durch Zufall, ſondern durch ihre eigne Natur. Denn ſie erhielten der Nation die Erinnerung an eine großartige für immer ſcheidende Vergangenheit und knüpften dieſe an die religiöſen und ſittlichen Bedürfniſſe des Herzens ebenſowohl wie an die gleich unvertilgbaren Wünſche an, die uns bei Empfindung unſerer Schwäche und Hülfsbedürftigkeit heute eben ſo gut wie vor dreihundert Jahren aufzuſteigen pflegen. Sie hielten dem Volk einen Spiegel hin, zu ſchauen, wie Liebe und Treue ſich lohne, wie tapferer Sinn und Frömmigkeit ſiege, wie alle weltliche Herrlichkeit im Tode ſchwinde und die ſchönſten Gaben des Glücks nur durch vorſichtigen Gebrauch Beſtand erhalten. Die irdiſche Macht des weltberühmten Doctor Fauſt zerfließt in ein ſchales Nichts bei ſeinem ſchrecklichen Ende, und Fortunats beneidenswerther Säckel und Hut bereitet ſeinen

Söhnen ein ſorgen- und wechſelvolles Leben und einen traurigen Untergang.

Jedoch das Schauſpiel iſt nicht bloß Tragödie und das Leben nicht bloß Ernſt; zwiſchen Philoſophen und Narren gilt keine unvertilgbare Feindſchaft, und die Thorheit wurde von jeher als die Schweſter der Weisheit betrachtet. Ja dieſe letztere, hat man oft geſagt, müſſe ſich ins Gewand der Narrheit kleiden, um ungehinderten Zutritt in die Geſellſchaft der Menſchen zu finden. Jede Erſcheinung hat ihren unmittelbaren Gegenſatz bei ſich, und es iſt ein Zeichen eines guten Naturells und geſunden Zuſtandes der Seele, wenn Ernſtes und Heiteres neben und mit einander gedeiht.

Leider ſind wir Deutſche im komiſchen Fache zurückgeblieben, ſeit unſere Literatur ſich zu höherem Kunſtwerth empor arbeitete. Wir hatten mehr verſprochen, als wir geleiſtet haben; denn unſer Volk beſitzt ſehr glücklichen Humor und hat ſich verhältnißmäßig in frühern Zeiten in dieſer Gattung weit mehr hervorgethan. War's Zufall, daß in unſerer klaſſiſchen Periode unter unſern beſten Köpfen weniger Humoriſten waren, oder hat der Ernſt und Druck des Lebens ein luſtiges Spiel der Phantaſie nicht aufkommen laſſen? Wahrſcheinlich wird dieſes Misverhältniß im Laufe der Zeit noch weit greller werden, da die durch alle Stände ſich verbreitende Kultur den Volkswitz vollends zu erſticken droht, und wir im allgemeinen viel zu unzufrieden mit unſern Zuſtänden ſind, als daß wir eine komiſche Literatur fortbilden könnten. Da hat man ehemals das Leben leichter genommen, und das Volk hat den Muth gehabt, ſeine eigenen Helden zu ſchaffen und ſie den ernſten Helden des Ritterthums entgegen zu ſetzen. Till Eulenſpiegel iſt auch ein Held, berühmter noch als Herr Gawein. Wie ſich der Teufel der Ordnung im Himmelreich widerſetzt, ſo dieſe komi-

schen Figuren des Volksspasses der Sitte auf Erden; sie wissen nichts von bürgerlicher Convenienz und kennen keine Bedürfnisse als körperliche; ihr Ideal ist eine gute Mahlzeit, und wollen sie jemanden einen Streich spielen, so thun sie dies meist auch auf die nemliche nicht eben feine und manierliche Weise. Sie lassen vom Menschen nichts übrig als die nackte Natur, da die Ritterpoesie fast alle seine niedrigen Triebe verdeckt hatte. Sie gehen geflissentlich darauf aus, den Satz durchzuführen, daß der Mensch aus Gemeinem gemacht sei. Ist's doch gerade, als hätte sich das Volk durch seine selbst geschaffenen Figuren an der entgegengesetzten Unnatur des Ritterthums entschädigen wollen, und die muthwillige Laune sich Luft gemacht, um im allgemeinen zu verspotten, was ihr im einzelnen ehrwürdig sein mußte.

Nicht in Büchern allein florirte die Narrenwelt, auch im Leben spielte sie ihre Rolle, von der die Bücher das bloße Conterfei waren. Die Träger des Volksspaßes waren meist wirkliche Personen, auf welche nur die Sage zugleich gehäuft hat, was auch sonst Ergötzliches vorkam, um die jeweilige Geschichte durch einen großen Namen interessanter zu machen. Alle Zauberschwänke kamen auf Rechnung des Doktor Faust, alle Wortverdrehungen auf die Till Eulenspiegels, wie auch bei uns eine witzige Anekdote viel geistreicher erscheint, wenn sie den alten Fritz zur Quelle hat. Es gab im Leben der Narren in Menge, nicht blödsinnige Narren, sondern kluge, die nur die Schellenkappe trugen, um entweder an Höfen den Fürsten unter dem Scheine der Thorheit die Wahrheit zu sagen, oder in der Mönchskutte die Albernheiten der Menschen durch Spott zu heilen, oder auch bürgerlichen Festen einen Stempel der Heiterkeit aufzudrücken. Hofnarren, Hanswurste und unter welchem Titel sich diese spaßhaften Leute noch sonst präsentirt haben, sind der

lachende Humor, der aus der Zwangsjacke der Lebensverhältniſſe herausgeſchlüpft iſt und nun vergnüglich daſteht und zuſchaut, was andere Leute für tolles Zeug treiben. Die weiſen auf ihn mit Fingern und ſagen: der Narr, der Narr! und ſind doch ſelbſt die Gefoppten. Es muß ein hübſches Amt geweſen ſein für einen witzigen Kopf, ein Hofnarr zu ſein und ein Privilegium der Grobheit zu beſitzen; längſt haben die Fürſten ſie zu ertragen verlernt, müſſen aber dafür die Wahrheit oft gar theuer bezahlen, die ihnen ehedem der luſtige Rath umſonſt gab. Wo man den Menſchen in einen Zuſtand hineinforcirt, ſucht er ſich anderweitig zu entſchädigen: vor den Leiden und Entſagungen der Faſtenwochen war er ſehr erfindungsreich, um noch einige Tage ſich im tollſten Unfug zu tummeln. Wenn auf den Brettern ein ernſtes Spiel ſeinen Gefühlen zu Leibe ging, ſchob er geſchwind den Hanswurſt ein, der dem gerührten Herzen einen neckiſchen Seitenſtoß gab und es daran erinnerte, daß das Lachen auch mit zum Leben gehöre.

Die humoriſtiſchen Volksbücher ſind dem Volke nicht von außen zugekommen wie die ernſten, ſondern Kinder von ſeinem eigenen Fleiſch und Blute. Darum ſind auch die Helden nicht große Könige noch gewaltige Ritter, die nach Thaten reiten, ſondern Landſtreicher, die die Welt durchziehen, und höchſtens Bürgermeiſter eines ſpießbürgerlichen Städtleins. Die Lanzen, die ſie mit andern brechen, ſind Witzworte nnd Schalksſtreiche, und ihre Abenteuer heißen Schwänke, in deren Erfindung das Volk wahrhaft unerſchöpflich war. Der Ritter konnte nicht ſchön und ſtattlich genug ſein; der Held des Schwankes wurde karrikaturartig ins Häßliche gemalt. Die Perſon Markolfs war „kurz und dick und hatte ein groß Haupt und eine breite rothe und gerunzelte Stirn, haarige bis auf die Mitte der Kinnbacken herabhängende Ohren, große fließende Augen, die

Unterlefze kürzer gleich einer Pferdelefze, einen ſchmutzigen und ſtinkenden Bart als ein Bock, bucklige Hände, kurze und dicke Finger und klotzige Füße, eine fleiſchige höckerige Naſe, große und dicke Lefzen, ein eſeliſch Angeſicht, Haare als die Stacheln eines Igels, große bäuriſche Schuhe und ein Schwert um ſich gegürtet mit einer zerriſſenen Scheiden; ſeine Kappe war von Haar geflochten und geziert mit einem Hirſchgehörn; ſein Kleid hatte eine ſchnöde Farbe und war von ſchmutzigem Tuch; ſein Rock ging ihm nur bis auf die Schenkel, und zerriſſene Hoſen." Aeſop, deſſen ins Deutſche übertragene Fabeln ſehr gern geleſen wurden, macht in der langen dieſen Fabeln vorausgeſchickten erdichteten Lebensbeſchreibung ebenfalls einen klugen Hof- und Volksnarren oder komiſchen Philoſophen, und von ſeiner Perſon heißt es, „daß er eher einer Misgeburt als einem rechten Menſchen mag gleichgeſehen haben; denn er hatte einen zugeſpitzten Kopf, eine eingedrückte Naſe, einen dicken und kurzen Hals, große Lefzen, und war von ſchwarzgelber Farbe. Ueberdieſes hatte er auch einen entſetzlich dicken Wanſt, war krumm und bucklicht, und was das Schlimmſte iſt, ſo hatte er auch eine ſchwere Zunge und heiſere Sprache, daß man ihn im Reden kaum verſtehen konnte." Auch Eulenſpiegel ſah „nicht wenig hinten und vorne einem geſtutzten Affen gleich."

Indem nun dieſe abenteuerlichen Menſchen in die Welt hinausziehen, führen ſie ein unſtetes Leben und verſuchen ſich in jeder Berufsart. Eulenſpiegel wird erſt Knecht bei einem Junker, dann bei einem Pfarrer, darauf Meßner, dann ſpielt er den Arzt, wird Bäcker, Thurmwächter, gibt ſich für einen Maler aus, disputirt in beliebter Manier zu Prag mit den Gelehrten und löſt ihnen wie Aeſop allerlei verfängliche Fragen, zieht als fahrender Prieſter, angeblich für eine Kirche ſammelnd,

mit einem Todtenkopf im Land umher, arbeitet als Schmied, als Schuhmacher, Bierbrauer, Schneider, Wollenweber, Kürſchner, Gerber, Schreiner, Brillenmacher, Koch, Barbier, immer ſo lange, bis er entweder ſeinen Gewinn gemacht, oder nach einem gelieferten Schalksſtreich davon gejagt wird. Er iſt überall der gute fromme Knecht, welcher thut, was man ihm befiehlt, und damit ſchlechten Dank erntet, weil er's abſichtlich nicht nach dem Sinn, ſondern nach dem Buchſtaben thut; der als Bäcker Eulen und Meerkatzen bäckt, als Schneider die Aermel die ganze Nacht über in das Armloch zu werfen verſucht, als Schuhmacher Groß und Klein zuſchneidet, wie's der Hirt zum Thor hinaustreibt, Kühe und Kälber, als Schmied alles Eiſen zuſammenſchmiedet, was er hatte, Hämmer, Zange und Feuerhaken. Kurz Eulenſpiegel iſt ein Silbenſtecher, deſſen meiſte Witze ſich an den Wortlaut hängen, ein Muſterbild der Krähwinkliaden, allgemein ergötzlich, weil kein Witz leichter faßlich iſt als der Wortwitz. Vieles iſt auch aus frühern Schriften, wie aus dem Pfaffen Amis, in ſein Leben erſt hineingetragen worden, als er einmal zum Helden des Volkes geworden war. Er bleibt ſeinem Charakter getreu bis an ſein Ende, ſpielt in gewohnter unfeiner Weiſe noch dem Apotheker einen Streich, der ihm Arznei gibt, beichtet der Nonne, wie leid es ihm thue, daß er gewiſſe Schalksſtreiche nicht noch habe begehen können, betrügt auf dem Sterbebette den Pfaffen und im Teſtament ſeine Freunde, den Rath und den Pfarrer zu Möllen, unter die er ſein Vermögen in drei gleiche Theile getheilt wiſſen wollte. Es war aber in der ſchweren Kiſte nichts als Steine. Und wie er bei ſeinem Eintritt ins Leben dreimal getauft ward, erſt in der Kirche, dann in der Pfütze, in die ihn die trunkene Hebamme warf, und zuletzt im warmen Waſſer, als man den Schmutz ihm wieder abwuſch, ſo ſpielte der Zu-

fall ihm noch wunderſam mit nach ſeinem Tode; denn „als er auf der Bahre lag, und ihm die Pfaffen die Vigilie zu ſingen anhuben, da kam des Spitals Sau mit ihren Ferkeln; die lieſen unter die Bahre und begannen ſich zu jucken, daß Eulenſpiegel von der Bahre taumelte; und wie er in das Grab geſenkt werden ſollte, da riß das Seil entzwei, das bei den Füßen war, und der Sarg ſchoß in das Grab, alſo daß Eulenſpiegel auf die Füße zu ſtehen kam. Da ſprachen ſie alle: Laſſet ihn ſtehen; denn er iſt wunderlich geweſen in ſeinem Leben, wunderlich will er auch in ſeinem Tode ſein. Alſo warfen ſie das Grab zu und ließen ihn auf ſolche Art ſtehen, legten einen Stein oben auf das Grab und hieben auf den halben Theil einen Spiegel, den eine Eule mit den Klauen hält, und ſchrieben oben auf den Stein:

Dieſen Stein ſoll Niemand erhaben;
Eulenſpiegel ſteht hier aufrecht begraben.

Und dieſe Inſchrift ſteht zu Möllen auf ſeinem Grabe mit der Jahreszahl 1350“. Eulenſpiegel iſt unter allen luſtigen Volksmännern am populärſten und nicht allein durch Deutſchland, ſondern in allen Ländern Europas bekannt geworden, zum Beweis, daß die Lachluſt allgemein und die Volkskultur ſo ziemlich auf der nemlichen Stufe war; wurde er doch nicht bloß ins Franzöſiſche, Engliſche, Holländiſche und Polniſche, ſondern ſogar ins Lateiniſche übertragen, und ſeine Streiche ſind auch in der That eine Sammlung von allen möglichen Schwänken, welche einem vergnügten und anſpruchsloſen Publikum vor ein paar hundert Jahren ergötzlich ſein konnten.

Solche Volksnarren kommen in allen Ständen vor, beſonders aber, da gerade der höchſte Ernſt auch ſeine Kehrſeite haben muß, im geiſtlichen Stande. Wenn wir bedenken, daß gar

viele Diener Gottes waren um der Pfründe willen, und daß der Eintritt in ein geistliches Amt außerordentlich leicht war, so darf es uns nicht wundern, daß auch eine Menge Schälke mit unterliefen. Der Pfaffe von Kahlenberg bei Wien macht bei Otto dem Fröhlichen eine Art Hofnarren; seine tollen Streiche werden ihm weder vom Herzog noch von der Herzogin übel gedeutet; er bleibt ungestört Pfarrer bis an sein Ende, und sein Geistesverwandter Peter Leu von Hall, auch der zweite Kahlenberger genannt, erst Blockträger, dann Gerber, dann Büchsenmeister bei den Armagnacs, der erst mit 30 Jahren zur Schule ging, treibt es als Priester beinahe so arg wie Eulenspiegel. Wenn er die zwei Maidlein mit frischen weißen Hemden in den Kachelofen schlüpfen und durch das Loch desselben, das zufällig ins Zimmer geht, beichten läßt; wenn er den unter dem Altartuch liegenden Fladen warm vor der Gemeinde verzehrt und vorgibt, er bekäme täglich wegen seines frommen Wandels ein Himmelsbrot; wenn er den stinkenden Herbstnebel von einem Loch herleitet, das die Hölle bekommen habe, und von seinen Gemeindegliedern eine Menge Tuch einkassirt, um es zuzustopfen, so sind das freilich ebensowenig Ehrfurcht erweckende Handlungen, als wenn der Kahlenberger, weil er weder Fahne noch Kreuz hat, bei der Prozession ein Paar Hosen an einer Stange vorantragen läßt oder auf dem Mistwagen zum Herzog fährt.

Sind nun gleich die beiden nicht berühmt geworden als Pfarrherren, so wurden sie es doch als Volksnarren, wie denn auch der bekannte Pater Abraham mehr Zuhörer belustigt als erbaut haben wird. Zu predigen wie dieser fand niemand anstößig, Hunderte thaten es, nur nicht mit gleichem Witze; auf die geistreiche Art, in welcher er seine Manier durchführte, gründete sich sein Ruhm, nicht auf die Manier selbst, die besonders

unter den Ordenspredigern ſehr gewöhnlich war. Weisheit, unter dem Scheine der Thorheit gelehrt, galt für eindringlicher, als in ihrer eigenen ernſten Geſtalt, daher auch die vielen Bücher, welche wie Sebaſtian Brandts Narrenſchiff oder die Schriften von Murner und von Fiſchart die Narrheit des menſchlichen Treibens in den verſchiedenſten Formen ſcherzhaft oder ſatiriſch aufzudecken ſuchten, und des Erasmus köſtliches Buch: das Lob der Thorheit. Jede Lehre kann man in komiſcher Weiſe ausſprechen, und es fragt ſich ſehr, ob die Weisheitsſprüche Salomos oder die derben Antworten, mit welchen ihn ſein Narr Markolf bedient, lehrreicher ſind; wenigſtens iſt es minder lebendig und bündig, wenn z. B. Salomo ſpricht: Eine fromme und ſchöne Frau iſt eine Zier ihres Mannes", als wenn Markolf erwiedert: „Einen Hafen voll guter Milch ſoll man wohl bewahren vor den Katzen." In gleichem Sinne werden die berühmten Schildbürger abgeleitet von den ſieben weiſen Meiſtern, eine Abſtammung, in welcher der Sinn liegt, daß Thorheit und Weisheit gar nahe verwandt, und daß erſtere oft nur eine Maske ſei, hinter welcher ſich letztere verberge.

Dieſe Schildbürger ſind unter den Volksbüchern unſtreitig eines der intereſſanteſten, nicht bloß dem Stoff, ſondern auch der Darſtellung nach. Sie dienen nicht allein der Lachluſt zu einem höchſt willkommenen Gegenſtand, ſondern ſtellen zugleich eine ſehr ergötzliche Satire auf gegen alles kleinſtädtiſche Weſen, gegen den dummen Stolz, welcher unter der bevorzugten Klaſſe an ſolchen Orten zu herrſchen pflegt, gegen die verkehrten Maßregeln, welche oft ihre hohe Obrigkeit bei Leitung der öffentlichen Angelegenheiten ergreift. Die Schildbürger ſind keine vorübergehende Erſcheinung, ſondern leider von unſterblicher Dauer; jede Gegend und jede Zeit hat ihr eigenes Schilda, weshalb auch dieſelben Geſchichten von den Bürgern der ver-

ſchiedenſten Orte erzählt werden. Beſonders eigenthümlich iſt die Einkleidung dieſer Schrift dadurch, daß die Schildbürger als Abkömmlinge der ſieben weiſen Meiſter zuerſt außerordentlich verſtändig geweſen ſein ſollen; weil ſie nun aber um ihres klugen Rathes willen in aller Fürſten Lande geladen und dadurch ihr eigenes Hausweſen zerrüttet wurde, ſo probirten ſie es, von ihren Frauen zurückberufen, mit der Thorheit, damit hinfort niemand mehr ihrer Weisheit begehre. Aber dieſe Narrheit wird ihnen allmählich ſo zur Natur, daß man gar nicht mehr ſieht, was ſie aus Verſtellung und was aus Gewöhnung gethan. Dieſer Zug iſt in dem Buche ſehr charakteriſtiſch und bewährt ſich im Leben, wie ja auch der Gewohnheitslügner nach und nach an ſeine eigenen Erdichtungen glaubt. Es kann auch zu den einzelnen Erzählungen in den Schildbürgern jeder aus ſeiner Erinnerung genug Parallelen finden. Wol baut man nicht leicht ein dreieckiges Rathhaus ohne Fenſter und Ofen und ſchlägt am Ende nach mancherlei Verſuchen an beliebigen Orten Löcher hinein und ſetzt den Ofen hinaus vors Fenſter; aber man baut doch manchmal anderes, worüber einem jener Kunſtbau einfällt; wohl ſäen wir keine Brenneſſeln auf den Acker als Salzkraut, aber wir verſuchen doch auch ſo manche andere ſchöne Erfindung. Manches Städtchen bewillkommt ſeinen Fürſten nicht viel paſſender als den utopiſchen Kaiſer die Schildaer mit ihrem Vorſtande, der als einem Sauhirten zum Bürgermeiſter wegen ſeiner Poeſie avancirt iſt, und Frau Bürgermeiſterin von N. N. macht es dabei wie unſere Frau Schultheißin. Nach aufgehobener Tafel, bei welcher es ſehr ſeltſam herging, fragten ſie den Kaiſer, ob er ihre Bürgerluſt nicht ſehen wolle. Dieſelbe beſtand darin, daß ſie einem Hund eine Blaſe mit Erbſen angehängt hatten und denſelben dem Kaiſer zu Ehren im Flecken herumlaufen ließen. Dies alles

paſſirt mit einiger Veränderung auch anderswo. Wie ſie aber den Ochſen mit einem Seil um den Hals emporziehen, damit er das Gras von der Mauer freſſe; wie ſie die Glocke in Kriegszeiten in den See verſenken, und der Schultheiß mit dem Degen einen Kerb in das Schiff ſchneidet, damit ſie ſie wieder finden; wie ſie einen Krebs erſt für einen Schneider halten und dann als Mörder ins Waſſer werfen; endlich wie ſie eine Katze als Maushund kaufen, ſich aber ſo vor ihr fürchten, daß ſie, um ſie zu tödten, das Schloß, wohin ſie ſich geflüchtet, anzünden, und der ganze Flecken in Flammen aufgeht: da hat die angelernte Narrheit von dem innerſten Kern ihres Lebens Beſitz genommen, und ihr ſpaßhaftes Ende hat doch den ernſthaften Sinn, daß die Narrheit eine dämoniſche Macht ſei. Nach Untergang ihres Ortes, ſagt die Geſchichte, zerſtreuten ſie ſich nach allen Seiten; darum iſt ſeitdem die ganze Welt der Thorheit voll.

Die Volksbücher nahmen alſo eine doppelte Richtung, von oben herab und von unten hinauf, ernſt und ſcherzend, oder waren aus Ernſtem und Komiſchem gemiſcht wie Dr. Fauſt.

Sie gaben der Phantaſie des gemeinen Mannes neben den geiſtlichen Büchern mehrere hundert Jahre ihre hauptſächliche Nahrung, und als ihre Lectüre verſchwand, hielten ſie ſich doch durch Tradition in den Köpfen und pflanzten durch Erzählung ſich fort in den Kinderſtuben. Unſere ſpeculativen Herausgeber und Verbreiter aller menſchlichen Gedanken ſorgen nun auch dafür, daß ſie der Nachwelt erhalten bleiben; die neuen Ausgaben werden viel gekauft, wenn auch nicht immer geleſen. Und obſchon ich hiemit nicht eben zu ihrer Lectüre auffordern will, da ich wohl weiß, daß wir gar viel wichtigere Dinge zu leſen haben, ſo ſteht doch folgendes in meinem Bewußtſeiu feſt:

Es war eine glückliche Zeit, die Zeit der Volksbücher: glücklich für die Autoren, deren Büchlein ohne misliebige Kritik vergnüglich genossen wurden; glücklich für die Buchhändler, die keine frische Titel drucken zu lassen brauchten, um eine zweite Auflage zu bekommen, weil das meiste „gedruckt in diesem Jahr“ erschien; glücklich endlich für das Publikum, das sich noch durch keine neun Bände zu winden hatte, um durch eine Geschichte zu kommen.

Die Liebe der Herzogin Hadwig und des Mönchs Ekkehard

nach Scheffel.

Von

Dr. E. Löſch.

Verehrteſte!

Ueber Scheffel's Ekkehard möchte ich einige Worte zu Ihnen ſprechen. Es iſt nicht auf eine Kritik dieſes Werkes, auch nicht auf ein Reſumé ſeines ganzen Inhaltes abgeſehen. Nur einen einzigen Gegenſtand möchte ich herausheben, die Liebe zwiſchen der Fürſtin und dem jungen Mönche von St. Gallen. Ueber dieſe Liebe ſind viele ungünſtige Urtheile gefallen und mehrere haben das Buch um dieſer Liebe willen minder geſchätzt, als es geſchätzt zu werden verdient.

Ich ſtelle Scheffel's Ekkehard neben das Ausgezeichnetſte, was die deutſche Literatur auf dem Gebiete des Romans aufzuweiſen hat und gebe Dutzende von Romanen und epiſchen Dichtungen der Neuzeit oder einer früheren Vergangenheit gerne für denſelben dahin. Wenigſtens bietet uns nur ſelten ein Dichter ein ſolch gründliches Studium der Geſchichte, eine ſolche lebensvolle Schilderung ſeiner Zeit, eine ſo treffliche und wahre Durchführung der Charaktere, eine ſolche durchſichtige Klarheit der Darſtellung, eine ſolche Freiheit von allem Unnatürlichen, Verzerrten oder Gezwungenen, wie unſer Dichter, und dabei

verſteht er die einzelnen Scenen mit ſo viel Geiſt, ſo viel Heiterkeit, ſo viel Laune und Humor darzuſtellen, wie es nur einzelnen Auserwählten gegeben iſt. Ein Hauptgegenſtand in dieſem Roman iſt die Liebe der Herzogin Hadwig von Schwaben und des Mönches Ekkehard. Der Dichter hat ſich die Aufgabe geſtellt, eine völlig hoffnungsloſe Liebe zur Darſtellung zu bringen, er weiß ſie aus dem Charakter der beiden Hauptperſonen in ihren höchſt verſchiedenen Erſcheinungen und Geſtaltungen zu entwickeln, die feine Grenzlinie zwiſchen Schuld und Unſchuld mit ſeltener Kunſt feſtzuhalten und nach dem Maße derſelben jedem ſein Theil von Strafe und Unſeligkeit zuzuweiſen; und er hat die höchſte Meiſterſchaft darin gezeigt, daß er die Schwergeprüften die mißlichen Verſuchungen glücklich überwinden und ſie durch Schmerz geläutert, aus denſelben geheilt hervorgehen läſſet. Es war gewiß ein weit ſchwierigeres, und von Seiten der Leſewelt weit nicht ſo dankbar aufgenommenes Thema, als wenn uns der Dichter eine von den tauſendmal ſchon geſchilderten Liebesgeſchichten gegeben hätte, wo die Neigung zwar durch mannigfaltige Hinderniſſe und Kämpfe hindurchdringen muß, aber zuletzt doch das glückliche Ziel erreicht. Das Gewöhnliche und Alltägliche, das ſchon mehr als 1000 und einmal Geleſene hätten wir empfangen; das Tiefere, Schwierigere, mit ganz anderem Ernſte Durchzuführende, das Außerordentliche hat er uns geboten und dabei eine Seelenkenntniß entwickelt, die die höchſte Bewunderung verdient. Hadwig, Herzogin von Schwaben, hatte den Mönch Ekkehard vom Kloſter St. Gallen an ihren Hof nach Hohentwiel genommen, um ſich von ihm in der lateiniſchen Sprache unterrichten zu laſſen, und gemeinſchaftlich mit ihm den Virgil zu leſen. Hier entſpann ſich die Liebesgeſchichte, von der wir ſprechen. Für den ſchuldigeren Theil wird bei flüchtiger Prüfung der Sache insgemein die Herzogin

gehalten, weil sie der aggressivere Theil gewesen ist; man darf jedoch ihre gebieterische Stellung, ihre Gewohnheit zu herrschen und auch ihre Launen als Gesetz für ihre Umgebungen zu betrachten, nicht außer Berechnung lassen. Bedenkt man dagegen, daß Ekkehard in seiner Stellung ein viel kräftigeres Schutzmittel fand und daß dennoch bei ihm die Liebe zur vollen Leidenschaft umschlug; so werden wir in unserem Urtheil etwas behutsamer werden, wir werden das größere Maß der Schuld bei dem einen wie bei dem andern Theil dahin gestellt sein lassen. Aus dem Charakter beider werden wir die Erscheinungen zu deuten haben und sie in der inneren Nothwendigkeit begründet finden. Ebenso mißt sich auch die Strafe und die Sühnung nach dem Charakter beider; die leichter Erregbare und früher Geheilte gehet mit viel leichterer Strafe aus, der Tiefere, Ernstere, der ganzen Gewalt der Leidenschaft Verfallene muß durch ein viel schwereres und brennenderes Läuterungsfeuer hindurchgehen, bis er von dem blendenden Wahne, der ihn umnebelt hatte, geheilt ward.

Wir haben das Liebesverhältniß als ein hoffnungs- und trostloses bezeichnet. Aber die Neigung quillt aus dem Herzen zur rechten Zeit, wie zur Unzeit, am rechten Orte, wie am falschen Orte; und läßt nicht so leichthin über sich gebieten und sich abweisen. Daß eine Neigung sich entspann, darüber werfe doch ja keiner einen Stein, weder auf die Fürstin, noch auf den armen Mönch. Die Herzogin hatte eigentlich noch nicht geliebt, sie war mit einem alten, rauhen Rittersmann verheirathet, nicht nach der Wahl des Herzens, sondern nach Convenienz; sie pflegte ihren Gatten gewissenhaft, aber sein Tod schlug ihrem Herzen keine allzutiefe Wunde und ihre Trauer beschränkte sich auf die äußerlichen Zeremonien. Ihr waren die Erbgüter des Hauses zugefallen und der Kaiser ernannte sie zur Reichsver-

weſerin in Schwaben, ſo lange der Wittwenſtuhl unverrückt blieb. Sie übte die unbeſchränkte Herrſchaft und verſtand es, ſie mit männlicher Feſtigkeit, Weisheit und Würde zu führen. Sie lernte gebieten und erwartete Gehorſam; ſelbſt ihre Launen und Einfälle galten einer geſchmeidigen Umgebung und Dienerſchaft als Geſetz. Meine Herrin hat bei allem recht, was ſie thut — erwiedert ihr die gewandte Griechin Praxedis. Dieſes launenhafte und gebieteriſche Weſen wird uns vom Dichter in keiner Weiſe verſchwiegen, vielmehr in ſo vielen Zügen vor Augen gehalten, daß es uns nicht mehr befremden ſollte, wenn es auch in Dingen der Liebe ſich geltend macht. Selbſt in ihrer Phyſiognomie weiſet der Dichter es nach. Die junge Wittwe, ſagt er, war von adeligem Gemüth und nicht gewöhnlicher Schönheit. Aber die Naſe brach unvermerkt kurz und ſtumpflich im Antlitz ab und der holdſelige Mund war ein weniges aufgeworfen und das Kinn ſprang mit kühner Form vor, alſo, daß das anmuthige Grüblein, ſo den Frauen ſo minnig anſteht, bei ihr nicht zu finden war. Und weſſen Antlitz ſo geſchaffen, der trägt bei ſcharfem Geiſt ein rauhes Herz im Buſen und ſein Weſen neigt zur Strenge.

Der fürſtlichen Autokratie hielt damals (der Roman ſpielt um das Jahr 1000) eine andere Macht das Gleichgewicht, das war die geiſtliche. Aber wenn auch letztere oft durch ihre Zähigkeit den Sieg davon trug, ſo erlaubte ſich dagegen die weltliche manch dreiſten Eingriff in die geiſtliche Gewalt und die äußere Verehrung, die man ihr zollte, war mit manchem ſtillen Hohn, mit manchem kühnen Uebermuthe untermiſcht. Es kam nur darauf an, wie viel ein Fürſt wagen wollte. Ja ſogar für die Uebertretung der heiligſten, ſowohl göttlichen als menſchlichen, Geſetze gab es im äußerſten und ſchlimmſten Falle in Rom einen Binde- und Löſeſchlüſſel, der mit Gold in Thätigkeit

geſetzt werden konnte. Unſere mannliche Herzogin Hadwig beweiſet durch den ganzen Roman hindurch, daß ſie eben nicht allzu demüthig vor der geiſtlichen Gewalt ſich beugte. Auch in ihrer Herzensangelegenheit machen ihr die Hinderniſſe, die von daher drohen, die geringſte Sorge. Sie hält offenbar die Verbindung mit Ekkehard für nichts Unmögliches und rechnet in der Ferne der Zukunft auf den Binde- und Löſeſchlüſſel in Rom. Ihre ganze Sorge gehet nur darauf hin, den ſtillen Geliebten auf weltlichere Bahnen zu führen. Wäret ihr ein Reitersmann geworden, es wäre vieles beſſer! hatte ſie nicht bloß geſagt, ſie meinte es ſogar noch ſo lenken zu können. Deßhalb liegt ihr ſo viel daran, daß er mit in die Hunnenſchlacht ziehe und mit dem Schwert ihres Gatten in der Hand und dem Talisman deſſelben auf der Bruſt ſich in ritterlicher That auszeichne, mit einem Wort, daß er der herzoglichen Hand, die ſie ihm gerne reichen möchte, ſich würdig beweiſe. Unſittliches finde ich nichts in ihrem Benehmen; ihr ans Herrſchen gewöhnter Sinn täuſcht ſie, daß ſie die Schwierigkeiten zu leicht überſieht. Aus der Laune iſt ihre Liebe geboren; an der Laune gehet ſie unter. Das Schickſal half ihr über die gefährlichen Verſuchungen und über die allzu kühnen Hoffnungen leicht hinüber. Ihre Leidenſchaft erloſch in ihrem erſten Aufkeimen, an der Unbehilflichkeit ihres Geliebten.

Ganz anders bei Ekkehard. Mönch durch Wahl und Geſchick, kannte er ſein Gelübde und die Pflichten, die es ihm auferlegte. Eine Verbindung mit der Herzogin für möglich zu halten, kam ihm nie, weder wachend, noch träumend in den Sinn. Er verehrte die Herzogin, aber als Gebieterin, nicht als Frau; ja als Neigung und Liebe bereits in ihm erwacht war, war er ſich ihrer noch völlig unbewußt. Daher benahm er ſich den Aeußerungen der Zuneigung der Fürſtin gegenüber ſo

linkiſch, ſo trocken, ſo kühl, daß das ſtolze Herz der zärtlichen Frau im Innerſten ſich empört fühlte und ihre Liebe, verſchmäht, wie ſie glaubte, in Haß umſchlug und ſchnell geheilt war. In der That, wenn ſie dort auf dem hohen Krähen für ihr zärtliches Entgegenkommen Strafe verdiente; empfindlicher konnte dieſe Strafe nicht ausfallen, als ſie ausfiel. Da ſtehen ſie beide auf einem Bergvorſprung und überſehen die reiche, herrliche Landſchaft, einen Theil des Gebiets der Herzogin, da ſtützt ſie ſich mit ihrem Arm auf Ekkehard und ſpricht voll weicher und warmer Empfindung: Was denkt mein Freund? Sie hatte ein zärtliches Wort erwartet, aber unſeliger Weiſe hatte der Freund an die Bibelſtelle gedacht: Hernach führte ihn der Teufel auf einen ſehr hohen Berg und zeigte ihm alle Reiche der Welt und ihre Pracht und ſprach zu ihm: Dies alles will ich dir geben, wenn du nieder fällſt und mich anbeteſt. Er aber antwortete und ſprach: Weg von mir Satan! denn es ſtehet geſchrieben; Du ſollſt den Herrn deinen Gott anbeten und ihm allein dienen; und dieſe Bibelſtelle ſpricht denn auch unſer Schwabe treuherzig und ſorglos vor der Fürſtin aus. Wie als wäre ſie mit einem Eimer kalten Waſſers übergoſſen, mußte es ihr zu Muthe ſein. Starr trat ſie zurück, das Feuer ihres Auges wandelte ſich, als hätte ſie den Mönch hinabſtoßen mögen in den Abgrund. Sie wandte ſich und ſtieg ſchnellen, unmuthigen Ganges hinab. Sie ritt allein zur Feſte Twiel zurück, ſaußend im Galopp; kaum mochte der Diener folgen. Nach mehreren unmuthigen Tagen glich die Mißſtimmung ſich wieder aus. Die Weihnachtsbeſcheerungen bringen die Herzen wieder näher und als der Krieg mit den Hunnen beginnt, da tritt die Liebe der Fürſtin unverholen ans Licht, ſo unverholen und offen, daß ſie zum erſtenmal auch in Ekkehard's Herzen zündet. Sie tritt des Morgens vor der Schlacht in

ſein Zimmer, ſie verſichert ſich ſeines ritterlichen Entſchluſſes, mit in den Kampf zu ziehen, ſie überreicht ihm das Schwert ihres verſtorbenen Gatten, das ihm ſeiner trefflichen Eigenſchaften wegen von allen ſeinen Waffenſtücken das liebſte war, ja ſie hängt ihm ein Amulet um, einen Kryſtall, der ein Stück vom heiligen Kreuz umſchloß und gegen Gefahren ſchützte. Ein Zug von Wehmuth und Milde lag über ihrem ſtrengen Antlitz und aus ihren Augen leuchtete die Ermunterung: Wirf ab die Scheu; dem Kühnen gehört die Welt. Sie erwartete ein Wort aus der Tiefe ſeines Herzens, ſie erwartete wohl, daß er ihr in die Arme ſinke. Aber aufkeimende Neigung braucht Zeit, über ſich ſelber klar zu werden; in Dingen der Liebe hatte Ekkehard nicht rechnen und abzählen gelernt, wie in den Versmaßen des Virgils. Der Sturm der Leidenſchaft wollte ihn wirklich übermannen. — Aber da denkt er an die Heerpredigt, die er nach wenigen Augenblicken halten ſoll, da fällt ſein Auge auf das dunkle Kreuz von Ebenholz, das einſt Vinzentius in ſeiner Zelle aufgehangen; die Erinnerung an ſeine Pflicht ſchlägt Alles darnieder. Blöde und zaghaft, wie früher, findet er kein Wort, als das matte; Wie ſoll ich meiner Herrin danken? — Dieſe Kälte bricht in Hadwigs Herzen alle warmen Gefühle ab. Mit ihrer Liebe iſt's aus; ſie lenkt vielmehr in Haß hinüber. Durchbohrend ſchaut ſie ihn an; der weiche Zug war vom Antlitz entflohen, die alte Strenge lagerte auf der Stirn, als wollte ſie antworten: Wenn ihr's nicht wißt, ich werde es euch nicht verkünden. Sie ſcheidet mit Hohn von ihm und ſteigt gekränkt die Stufen der Wendeltreppe herab. Wo ein hochfahrendes Gemüth ſich verſchmäht glaubt, da ſind böſe Tage im Anzug. Dieſe blieben auch nicht aus. Ekkehard iſt ihr gleichgültig geworden, ſie ſetzt ihn abſichtlich zurück; ſein kühnes Verhalten in der Schlacht bleibt von ihr unbemerkt; ihm wird kein Zeichen

von Gunſt mehr. Sogar die niedrige Schmähſchrift des gelehrten Klopffechters Gunzo regt einige Schadenfreude in ihr auf. Virgil ruht lange Zeit und als er endlich wieder hervorgeholt wurde, mißglückt der erſte Verſuch und er wird bei Seite geſchoben wie ſein gelehrter Erklärer.

Der Liebesroman hat bei der Herzogin offenbar ausgeſpielt, aber leider jetzt beginnt er erſt bei Ekkehard, langſam und ſpät, aber nur um ſo gewaltiger, wie das ernſteren und kräftigeren Seelen eigen iſt. Endlich hat doch auch er im Buch der Liebe buchſtabiren und ſcandiren gelernt. Der ſtille Bücherfriede der Mönchsklauſe war von ihm gewichen, Kampf und Hunnennoth hatten ſein Denken geweitet, der Herzogin Zeichen von Huld ſein Herz entzweit. Im Gang des Tages, im Traum der Nacht verfolgte ihn das Bild, wie ſie ihm Reliquie und Schwert des Gatten umgehangen und in böſen Stunden zogen Vorwürfe nebelgleich durch ſeine Seele, daß er's ſo ſchweigend hingenommen. Aus dem Lärm der Fröhlichen ziehet er ſich, wie bei Kappans Hochzeit zurück und träumt einſam und in Gram verſunken. Seine Leidenſchaft glühet im Stillen und Verborgenen, ſtumm und ohne Worte, dafür entzündet ſie ſich immer gewaltiger an innerer Glut; er wird immer ſchweigſamer, immer ernſter, immer unmuthiger, mit ſich ſelbſt zerfallener. Er geräth hinter das hohe Lied Salomo's, das bei allen Deutungen auf's Religiöſe, die er wohl kennt, keine Linderung für ſein Liebeswehe gibt, es vielmehr noch mehr entzündet. So verliert er ſich ſelbſt und alle Beſinnung und wandelt im Fiebertraum, bis zu dem unglücklichen Abend, da die Herzogin auf den Einfall geräth, mit Sagen und Mähren aus der chriſtlichen Zeit ſich zu vergnügen. Alles hat ſich in der dazu beſtimmten Laube verſammelt. Er aber hat kein Ohr für die Erzählungen, nur ein Auge für die Herzogin, die im gewählten Ge-

wande, mit goldenem Stirnband und einer frischen Rose im Stirnband ihm gegenüber sitzt. Nachdem Spazzo und Praxedis ihre Erzählungen beendigt, fällt das Loos auf ihn. Er ist so träumerisch, daß er gar nicht begreift, was geschehen soll. Wiederholt muß die Herzogin ihn auffordern zu erzählen und endlich, sich und seine Stellung und seine Zuhörerschaft gänzlich vergessend, beginnt er wie im Traume seine unselige Parabel mit klangloser Stimme: Es war einmal ein Licht, das leuchtete hell und leuchtete von einem Berg hernieder und leuchtete in Regenbogenfarben und trug eine Rose im Stirnband . . . Und es war einmal ein dunkler Nachtfalter, der flog zum Berg hinauf und flog um das Licht und wußte, daß er verbrennen müsse, wenn er hineinfliege, und flog doch hinein und das Licht verbrannte den Nachtfalter, da ward er zur Asche und vergaß des Fliegens. Amen. Welchen Eindruck diese plumpe Allegorie machen mußte, ist klar. Frau Hadwig sprang unwillig auf. Ist das eure ganze Geschichte? fragte sie. Meine ganze Geschichte! sprach er mit unveränderter Stimme. Es ist Zeit, daß wir hinaufgehen, sagte Frau Hadwig stolz. Die Nachtluft schafft Fieber. Sie schritt mit einem verächtlichen Blick an Ekkehard vorüber. Er stand unbeweglich. Die Lichter verlöschen, er sitzt noch lange in der Laube, da treibt ihn der Wahnsinn ins weite Feld, auf den hohen Krähen, er bringt die Nacht in Fieberträumen, einen Theil des andern Tages schlafend auf dem kalten Boden zu, und kommt Abends verstört auf den Hohentwiel zurück. Sein Unstern treibt ihn in die Burgkapelle — er betet, er redet irre, sein Denken war zerrüttet. Zufällig treibt's Hadwig zur stillen Andacht an ihres Gatten, in der Kapelle befindliches, Grab. Hier bricht Schmerz, Verzweiflung, Liebe über ihn mit aller Gewalt herein, bis er in der Raserei des Wahnsinns ihr in die Arme stürzt, sie an sich

preßt, mit Küssen überschüttet. Alles bäumte und bäumte sich in ihr von gekränktem Stolze, sie sucht ihn zurückzustoßen — — da will's das Unglück, daß sein geschworner Feind, Rudimann, der Kellermeister von Reichenau, mit zahlreicher Begleitung hereintritt und Zeuge des zärtlichen, rasenden Auftrittes ist. Ekkehard's Loos ist entschieden: Rückkehr ins Kloster, Gefangenschaft, herbe Züchtigungen, Demüthigungen und Kirchenbußen jeder Art warten seiner. Die Herzogin — ich wüßte auch in der That nicht, was sie anderes hätte thun können — überläßt ihn seinem Schicksal. Er ist zusammengebrochen, vernichtet, er will Alles über sich ergehen lassen. Da nimmt Praxedis sich schwesterlich seiner an, führt ihn wider Willen aus seinem Kerker und verhilft ihm zur Flucht. Der getreue Möngal weißt ihn in die Bergeseinsamkeit des hohen Säntis, als Läutpriester ins verlassene Wildkirchlein, wo die majestätische Gebirgswelt ihn umgibt, Bergesluft und Bergeseinsamkeit den müden Leib stärkt, weniger Sennen biedere Treuherzigkeit ihn schützt, allmählich auch Geist und Herz gesunden kann. Noch muß er manchen herben Kampf bestehen, noch erfaßt ihn mehrmals der Wahnsinn. In einer solchen Anwandlung treibt's ihn einmal des Nachts in die Bergesschlünde hinaus, ja sogar mitten in den kalten Alpsee hinein, wodurch er sich ein so heftiges Fieber zuzieht, daß er mit Tod und Leben kämpft. Aber eines solchen entscheidenden Sturmes brauchte die zerrüttete Natur, um zu genesen. Er ist dem Leben wieder geschenkt; und was die große Gebirgswelt, was die Felseneinsamkeit, was die religiösen Uebungen im Wildkirchlein, was die erschütternde Krankheit nicht ganz vermocht hat, — das wirkt endlich noch die schaffende Dichtkunst. Er entwirft das Waltarilied und unter den poetischen Beschäftigungen heilt seine Seele von ihrem tiefen Wehe. Sein Lied weiß er auf den Hohentwiel zu bringen;

er ſelbſt aber tritt vom Schauplatz ab. Mit weiſer Zurückhaltung läßt der Dichter unentſchieden, welcher von den berühmten Männern jener Zeit, die ſeinen Namen tragen — unſer hohentwieler Ekkehard war. Den Kern der Geſchichte legt der Dichter ihm in ſeinem Abſchiedsgruß an den hohen Säntis in den Mund:

Fahr wohl, du hoher Säntis, der treu um mich gewacht,
Fahr wohl, du grüne Alpe, die mich geſund gemacht.
Hab Dank für deine Spenden, du heil'ge Einſamkeit!
Vorbei der alte Kummer — vorbei das alte Leid.
Geläutert war das Herze und Blumen wuchſen drin:
Zu neuem Kampf geluſtig ſteht nach der Welt mein Sinn.
Der Jüngling lag in Träumen, dann kam die dunkle Nacht;
In ſcharfer Luft der Berge iſt jetzt — der Mann erwacht.

Auch der Herzogin Hadwig blieb ſein Kampf und Sieg nicht verholen. Auf der Abſchrift des Waltariliedes, das er über die Mauern des Hohentwiels zu ſenden wußte, ſtand von ſeiner, ihr wohl bekannten Hand geſchrieben: der Herzogin von Schwaben, ein Abſchiedsgruß, und dabei der Spruch des Apoſtel Jakobus: Selig der Mann, der die Prüfung beſtanden. In ihrer Gegenwart durfte von Ekkehard nicht geſprochen werden, aber das Waltarilied ward von ihr fleißig geleſen und war ihre ſtete Tröſteinſamkeit; ja nach einer unverbürgten Ausſage der Mönche von Reichenau ſoll ſie es ſogar faſt ganz auswendig gewußt haben. Sie vermählte ſich nicht wieder, erreichte in frommem Wittwenſtand ein hohes Alter und bewahrte in ſtiller Verborgenheit des Herzens das Andenken an den unglücklichen Freund. Welch ein wahrer und tiefer Zug von dem Dichter! Ekkehard trotz ſeiner leidenſchaftlichen Raſerei hatte in ſeinem Herzen die Liebe völliger überwunden, als die in der zweiten Hälfte des Romans ſcheinbar ſo ſtolze und kalte Fürſtin! Das war's, weil dort die Sühne eine viel größere und ernſtere geweſen.

Unſer Dichter hat ein ſchwieriges Thema ſich gewählt; aber man beſchaue die Ausführung von welcher Seite man will, er hat mit großer Meiſterſchaft, mit tiefer Seelenkenntniß, mit hohem ſittlichem Ernſte es durchgeführt. Daß die Schwierigkeit ſeiner Aufgabe, daß die unübertreffliche Meiſterſchaft, mit welcher er ſie zu löſen verſtanden hat, allgemein anerkannt werde, das war mein Wunſch, als ich zu meinem kurzen Vortrag die Feder anſetzte. Möge es mir gelungen ſein, Sie, Verehrte, davon zu überzeugen.

Einiges
über und von Charitas Pirkheimer.

Von

C. C. J. Lützelberger.

In Folge der Wiederherstellung der einstmaligen Klosterkirche zur heiligen Klara für den christlichen und zwar katholischen Gottesdienst ist ein Name wieder mehrmals öffentlich genannt worden, der für Nürnberg einen guten Klang hat, ich meine den der Charitas Pirkheimer, und dies hat in mir den Gedanken erweckt, es möchte vielleicht dieser verehrten Versammlung nicht unlieb sein, wenn Etwas von dieser einst so gepriesenen wie geschmähten Frau hier zum Vortrag käme. Ich beabsichtige jedoch nicht, eine ausführliche Beschreibung des Lebens derselben zu geben, wie dies C. Münch in seinem Schriftchen über dieselbe gethan hat, sondern nur an sie zu erinnern durch Mittheilung einiger ihrer Briefe an ihre gelehrten Freunde und Verehrer, aus denen ein treueres und lebendigeres Bild der betreffenden Persönlichkeiten hervorgehen wird, als es irgend eine Beschreibung zu geben vermöchte.

Um jedoch diese Briefe richtig zu würdigen, müssen wir die Zeit wohl beachten, in welcher sie geschrieben sind, weil das Leben der Charitas besonders dadurch ein so hohes Interesse gewinnt, daß es in eine Zeit fällt, in welcher sowohl durch das neue Aufleben der Wissenschaften als auch durch die kirchlichen

Kämpfe und die mächtigen religiösen Bewegungen das Leben der europäischen Menschheit, und zwar hauptsächlich in Deutschland, eine gänzliche Umgestaltung erfuhr, wobei es natürlich nicht fehlen konnte, daß auch Charitas von den Strömungen des neuen Geistes berührt wurde, und wobei es nun anziehend ist zu sehen, wie sie sich gegen die beiden neuen auf sie eindringenden Geistesrichtungen verhält. Sie erscheint nämlich dabei als eine höchst selbstständige, das einmal mit voller Seele Erfaßte und Erkannte unveränderlich festhaltende und mit gutem Verstande vertheidigende Frau, welche gegen die eine Seite der Bewegung sich freundlich zwar, aber doch bedenklich zeigt, nämlich gegen die heidnisch-weltliche, gegen die andere aber im Tiefsten abgeneigt und höchst feindlich und kämpfend, nämlich gegen die religiöse. Die Reformation war ihrem frommen, klösterlich gewohnten Gemüthe ein Greuel, und wir müssen uns deshalb ganz in ihre Verhältnisse hinein versetzen, um sie nicht ungerecht zu beurtheilen. Thun wir dies aber, so wird sie auch dem Protestanten als eine kräftige und geistreiche Gegnerin seines Glaubens höchst achtbar und bewundernswerth bleiben.

Diejenige Geistesbewegung des erwachenden neuen Lebens jener Zeit, welche, als die erste, Charitas auch im Kloster aufsuchte und berührte, war die heidnisch-weltliche. Unsere Nonne, das älteste Kind jenes gebildeten und hochgeehrten Rechtsgelehrten Johann Pirkheimer, in dessen Besitz sich der Herzog Albrecht von Bayern und der Erzherzog Sigmund von Oestreich halbjährig theilten, um seines Rathes und Beistandes zu genießen, war nämlich geboren am Benediktstage des Jahres 1466. Dies ist aber jene merkwürdige Zeit, in welcher, nach Erwachen der Wissenschaften in Italien, viele jugendlich frische und kecke Männer sich mit Eifer dem Studium der Griechen und Römer hingaben, und, von deren Geiste entzündet, begannen als Kometen störend

damals Haupterforderniß aller Bildung war, gut unterrichtet wurde: so kam auch Celtes im Jahre 1487 zum ersten Mal nach Nürnberg mit dem Churfürsten Friedrich von Sachsen, um vom Kaiser Friedrich III. zum Dichter gekrönt zu werden. Er hielt sich nur kurze Zeit auf, und da Wilibald Pirkheimer damals erst ein Jüngling von 17 Jahren war, so ist es sehr unwahrscheinlich, daß Celtes in dieser Zeit schon mit ihm in nähere Verbindung getreten sein sollte, wodurch allein dann auch eine Bekanntschaft mit der 21jährigen Charitas möglich gewesen wäre. An ein Unterrichten der Töchter des Wilibald von Seite des Celtes in irgend einer Zeit zu denken, wie Will in seinem Gelehrtenlexikon angibt, ist aber schon deshalb unmöglich, weil Wilibald erst im Jahre 1497 heirathete und Celtes schon 1508 in Wien starb.

Also erst im Jahre 1491, wo Celtes, nachdem er Italien, Ungarn, Polen und Preußen durchzogen hatte, wieder nach Nürnberg kam, und zwar um sich daselbst auf längere Zeit niederzulassen, wird es geschehen sein, daß er mit dem angesehenen Pirkheimer'schen Hause Bekanntschaft und Freundschaft knüpfte, und mit Charitas etwa mittelst ihres Bruders verkehrte; denn auch damals kann eine persönliche Bekanntschaft nicht stattgefunden haben, weil im Jahre 1502 noch Charitas ihren Bruder bittet, sie vorher davon in Kenntniß zu setzen, wenn er seinen Celtes in das Sprachzimmer bringe, um sie zu unterrichten, wie sie mit einem so großen Philosophen reden müsse. Offenbar also ist dieß die erste Bekanntschaft von Angesicht zu Angesicht. Aus seinen Schriften jedoch und mittelst ihres Bruders kannte und ehrte sie Celtes, wie den Erasmus, schon länger und konnte ihn deßhalb auch ihren Lehrer nennen, wie Celtes gegentheils sie kannte und verehrte durch ihren Bruder. Dieser war mit Celtes durch die wärmste Verehrung und Freundschaft verbunden, war Mit-

und aufregend zwiſchen den bisher gewohnten Bahnen der ruhig um die kirchliche Sonne kreiſenden Planeten hindurchzulaufen und neue das hergebrachte Syſtem ſchneidende und überſchreitende Bahnen einzuſchlagen. Sie waren die Verkünder einer neuen Zeit. Statt der bisher herrſchenden Scholaſtik trieben dieſe jungen Geiſter mit dem Feuer einer jungen Liebe Poeſie und Philoſophie, und wanderten meiſt ruhelos allenthalben umher, um ſowohl ſich ſelbſt untereinander kennen zu lernen, als auch um zu lehren und das Studium, das ſie begeiſterte, weiter auszubreiten. Verwundert hörte die Welt die neue Botſchaft von der heidniſchen Weisheit und Tugend, und vorzüglich die Schönheit und Wahrheit der griechiſchen Schriftſteller erfaßte die Seelen der Menſchen mit tiefer Gewalt, da das Studium derſelben lange Zeit faſt gänzlich vernachläſſigt worden war. Auch in Nürnberg widmeten ſich nicht wenig Männer den Wiſſenſchaften, unter ihnen beſonders Wilibald, der um vier Jahre jüngere Bruder der Charitas; und auch jenen unruhigen Kometengeiſt, der zu den erſten und bedeutendſten Beförderern heidniſcher Wiſſenſchaft und Poeſie gehört, Conrad Celtes, 1459 in Wipfeld bei Schweinfurt geboren, berührte auf ſeinen unaufhörlichen Zügen in aller Welt Nürnberg öfters, wo denn auch Charitas in ſeinem Lichte ſich erfreute. Wenn man jedoch angegeben findet, daß Celtes nicht nur die Charitas und ihre Schweſter Clara, ſondern auch ſogar die Töchter Wilibald Pirkheimers im Latein informirt habe, ſo iſt darin viel offenbarer Irrthum. Denn nicht allein, daß Charitas ſchon im zwölften Jahre im Klarakloſter doch wohl zur Erziehung ſich befindet und als eine Tochter jener Familie, in der von jeher Bildung und Wiſſenſchaft viel galt, in der ihre Großmuhme Katharine bereits durch ihre Kenntniſſe geehrt und berühmt war, gewiß ſchon von frühe an in der Kenntniß Deſſen, was

damals Haupterforderniß aller Bildung war, gut unterrichtet wurde: ſo kam auch Celtes im Jahre 1487 zum erſten Mal nach Nürnberg mit dem Churfürſten Friedrich von Sachſen, um vom Kaiſer Friedrich III. zum Dichter gekrönt zu werden. Er hielt ſich nur kurze Zeit auf, und da Wilibald Pirkheimer damals erſt ein Jüngling von 17 Jahren war, ſo iſt es ſehr unwahrſcheinlich, daß Celtes in dieſer Zeit ſchon mit ihm in nähere Verbindung getreten ſein ſollte, wodurch allein dann auch eine Bekanntſchaft mit der 21jährigen Charitas möglich geweſen wäre. An ein Unterrichten der Töchter des Wilibald von Seite des Celtes in irgend einer Zeit zu denken, wie Will in ſeinem Gelehrtenlexikon angibt, iſt aber ſchon deshalb unmöglich, weil Wilibald erſt im Jahre 1497 heirathete und Celtes ſchon 1508 in Wien ſtarb.

Alſo erſt im Jahre 1491, wo Celtes, nachdem er Italien, Ungarn, Polen und Preußen durchzogen hatte, wieder nach Nürnberg kam, und zwar um ſich daſelbſt auf längere Zeit niederzulaſſen, wird es geſchehen ſein, daß er mit dem angeſehenen Pirkheimer'ſchen Hauſe Bekanntſchaft und Freundſchaft knüpfte, und mit Charitas etwa mittelſt ihres Bruders verkehrte; denn auch damals kann eine perſönliche Bekanntſchaft nicht ſtattgefunden haben, weil im Jahre 1502 noch Charitas ihren Bruder bittet, ſie vorher davon in Kenntniß zu ſetzen, wenn er ſeinen Celtes in das Sprachzimmer bringe, um ſie zu unterrichten, wie ſie mit einem ſo großen Philoſophen reden müſſe. Offenbar alſo iſt dieß die erſte Bekanntſchaft von Angeſicht zu Angeſicht. Aus ſeinen Schriften jedoch und mittelſt ihres Bruders kannte und ehrte ſie Celtes, wie den Erasmus, ſchon länger und konnte ihn deßhalb auch ihren Lehrer nennen, wie Celtes gegentheils ſie kannte und verehrte durch ihren Bruder. Dieſer war mit Celtes durch die wärmſte Verehrung und Freundſchaft verbunden, war Mit-

glied der von Celtes 1493 geſtifteten berühmten rheiniſchen Gelehrtengeſellſchaft, deren Vorſtand der ausgezeichnete Biſchoff Dalberg von Mainz und deren Mitglieder die gelehrteſten Männer jener Zeit waren, und wurde bald auch das Haupt der Familie, weil der Vater Johann ins Kloſter ging und 1501 ſtarb. Bei Wilibald fand daher Celtes ſtets die wärmſte Aufnahme und Gaſtfreundſchaft bei ſeinem immerwährenden Herumziehen, und es war folglich eine Gabe der Freundſchaft gegen den Bruder, wie ein Zeichen der Verehrung gegen die Schweſter, von deren Bildung und eifrigen Beſchäftigung mit wiſſenſchaftlichen Dingen er durch den Bruder wußte, wenn Celtes die Werke der Rosvitha, die er im Kloſter St. Emmeran in Regensburg gefunden hatte und hier in Nürnberg zum erſten Mal drucken ließ, wenn er, ſage ich, dieſe Werke eines Weibes der gebildeten Schweſter ſeines theuren Freundes mit einem artigen Briefe voll Lobeserhebungen und mit der Nachricht von der ihm betroffenen Beraubung zuſandte. Was konnte Paſſenderes er ihr widmen? Das geſchah im Jahre 1502 und dadurch erſt trat Celtes in engere freundſchaftliche Verbindung mit Charitas, und verſchafft uns das Vergnügen, von Charitas ſelbſt Briefe zu leſen. Denn des Celtes Brief iſt verloren, aber der Brief, welchen Charitas an Celtes auf vieles Andringen ihres Bruders ſchrieb und der der erſte war, welchen ſie an einen Gelehrten zu ſchreiben wagte, iſt uns erhalten und ihn will ich nun in Ueberſetzung mittheilen:

Herrn Conrad Celtes, dem Philoſophen und Dichter, ihrem hochachtbaren Lehrer, die unbedeutende Schülerin Schweſter Charitas vom Orden der heiligen Clara, ihren Gruß in Dem, der das Heil Aller iſt.

Vortrefflicher Lehrer! Ich empfing Euer Schreiben, das duftend von Weihrauch in wunderſamer Herablaſſung und

unerwartetem Wohlwollen gegen mich ausschweift, und habe es mit nicht geringem Erstaunen und mit Verwunderung gelesen. Denn mit erstaunlicher Verwunderung erfüllt es meine Seele, wenn ich die Geistesgröße Eurer Herrlichkeit mit meiner Ungebildetheit, Unwissenheit und geistigen Beschränktheit vergleiche, und ich kann mich nicht genug darüber wundern, daß ein so ausgezeichneter, berühmter Gelehrter und Philosoph mich, ein ungelehrtes und unwissendes Weib, bei dem weder Wissenschaft, noch Beredsamkeit, noch irgend etwas Rühmenswerthes zu finden ist, durch seinen köstlichen Brief zu begrüßen würdigt. Ich erkenne jedoch, daß Ihr gehandelt habt nach der Ermahnung jenes Weisen, der da sagt: Je größer du bist, desto mehr demüthige dich. Außerdem gestehe ich auch, daß ich vom Schwert des Mitleids durchbohrt ward, als ich aus demselben Schreiben ersah, wie Ihr so schonungslos von blutdürstigen Räubern beraubt und grausam geschlagen worden seid, obgleich ich nicht zweifle, daß Eure Vortrefflichkeit Einer aus der Zahl jener wahren Philosophen sei, die alles Mißgeschick mit Gleichmuth zu tragen wissen, und, wenn alles Irdische und Vergängliche ihnen genommen wird, nur den theuern Schatz der wahren Wissenschaft und Weisheit als köstlicher denn alle Reichthümer bewahren, weßhalb sie im Ungemach mehr Trost haben als sie von angethanem Unrecht in Trauer versetzt werden; daß Ihr wohl wisset, wie den solches Erduldenden dieß mehr nütze als schade. Denn was haben Euch die Räuber für Schaden gethan, als daß sie Euch der Sorge für das Zeitliche enthoben? Und was fügten sie Euch durch Schläge zu, als daß sie Euch Gelegenheit zur Ausübung der Tugend gaben? und besonders jener heiligen Weisheit, welche, nach dem Ausspruch des Apostels, ein vollkommenes Werk hat, weil, wie auch der heilige Jacobus bestätigt, selig der Mann ist, der die Anfechtung erduldet.

Ebenſo bin ich gewiß, daß Eure Herrlichkeit nicht nur ein ausgezeichneter Philoſoph, ſondern auch ein vortrefflicher Theolog, ja was noch mehr, ein Schüler Chriſti ſei, der Leiden nicht nur gleichmüthig, ſondern ſogar freudig trägt und hinblickt auf unſern Erlöſer, der nicht ungern ſondern freiwillig erduldete Schimpf, Schmach, Schläge, Geißelung, Beraubung und den bitterſten Tod. Dieß zu bedenken, ſagte der heilige Bernhard, ſei die höchſte Philoſophie, deren ſich auch der Lehrer der Völker, das erwählte Rüſtzeug rühmte vor Königen und Völkern, vor Griechen und Lateinern und andern Weiſen, nämlich Nichts zu wiſſen, als Chriſtum und zwar den Gekreuzigten. Deßhalb glaube ich, daß nicht zufällig ſondern durch göttliche Zulaſſung Euch dieſe Betrübung überkommen, gerade in dieſer heiligſten Zeit, wo wir des Herrn Leiden feiern, ſo daß Er, der Größeres für Erlöſung der Menſchen trug, Euch Gelegenheit gab, nicht nur ſein heiligſtes Leiden zu bedenken, ſondern auch zu erfahren.

Uebrigens erhielt ich vor einigen Tagen die lieblichen Schriften der gelehrten Jungfrau Rosvitha, von Eurer Herrlichkeit meiner Wenigkeit ohne all' mein Verdienſt gewidmet, wofür ich Euch unvergänglichen Dank erſtatte und bewahre. Denn ich freue mich, daß der Spender des Geiſtes nicht allein den Rechtsgelehrten und Studirten tiefe Weisheit mittheilt, ſondern auch dem ſchwachen Geſchlechte und dem zurückgeſetzten Weſen einige Broſamen nicht verſagt, die von dem Tiſche der Gelehrten fallen. Wahr geworden iſt an jener klugen Jungfrau das Apoſtoliſche: „Das Schwache der Welt erwählt Gott, daß er das Starke verwirre.“ Und zu preiſen iſt in der That die Gnade des höchſten Geiſtes, daß er dieſes jungfräuliche Genie mit ſolchem Glanz der Wiſſenſchaft und des Fleißes ſchmückte und verherrlichte. Zu erheben und zu loben iſt aber

auch Eure herablaſſende Sorgfalt, mit der Ihr geſtrebt habt, die Schriften und Lieder eines Weibes ans Licht zu bringen und drucken zu laſſen ohne Verachtung des gebrechlichen Geſchlechts und des geringen Standes der armen Nonne. Wahrlich, ich muß bekennen, Ihr habt das gegen die Gewohnheit vieler Gelehrten oder vielmehr Hochmüthigen gethan, die ungerechterweiſe ſich bemühen, alle Worte, Thaten und Ausſprüche der Frauen ſo gering zu ſchätzen, als wenn das andere Geſchlecht nicht einen und denſelben Erlöſer und Seligmacher hätte, und ohne zu beachten, daß die Hand des höchſten Künſtlers noch nicht verkürzt iſt. Er hat den Schlüſſel der Weisheit und theilt mit, wem er will; Er ſieht die Perſon nicht an. Trefflich habt Ihr, Weiſer der Weiſeſten, nachgeahmt dem heiligen Hieronimus, der auch keineswegs unſer Geſchlecht verachtete noch es verſchmähte, gottgeweihten Jungfrauen die heiligen Schriften zu lehren und zwar auf ihr Bitten, weil träge und müſſige Männer ſie darin zu unterrichten unterließen. Verzeihet meine Kühnheit, Eure Herrlichkeit mit meinem mädchenhaften und ungelehrten Geſchreibſel zu beläſtigen. In der That, Schaam und Verwirrung bedeckt mein Angeſicht, während ich dieſen unvollkommnen und unzuſammenhängenden Brief ſchreibe, aber es geſchieht aus Liebe zu meinem geliebten Bruder, der Euch ausnehmend zugethan iſt, und die er liebt, liebe billig auch ich. Jene Charitas, welche Alles trägt, möge die Fehler mit dem guten Willen entſchuldigen. Lebt wohl.

Niemand wohl, glaube ich, wird leugnen, daß dieſer Erſtlingsverſuch eines Briefes an einen berühmten Gelehrten nicht übel ausgefallen iſt, und den Beweis liefert, daß Charitas wirklich ein Weib nicht nur von Bildung, ſondern auch von Geiſt war. Er gefiel deshalb auch Celtes ſowohl, daß er alsbald darauf ſeine Schriften über Nürnberg und über das Leben des heiligen

Sebald ihr zuſendete und dieſe Sendung mit einer ſapphiſchen Ode begleitete, deren Uebertragung in einigermaßen gleicher metriſcher Form ich mit gebührender Nachſicht zu beurtheilen bitte. Sie lautet:

Jungfrau, wohlgeübt in der Römer Sprache,
Aller Frauen ſeltener Stern und Krone,
Nimm, ſo bitt ich, heiteren Sinns von mir dieß
kleine Geſchenke,

Das dir zeigt das Lob und den Preis der Heimath,
Auch, wie einſtmals mächtiger Glanz umſtrahlte
Jenes wunderthätigen frommen Sebald's
heiliges Leben.

Schweſter, unſrer ſchönſten und beſten Lieder
Würdig, mir auf Ewig in Lieb verbunden,
Charitas, mir glänzende Worte weihend
römiſcher Sprache,

Seltne Zier biſt Du in den deutſchen Gauen,
Biſt, o Jungfrau, ähnlich den Römer-Töchtern
Wie ſie Frankreich einſtens beſaß und Spanien
ſtill in den Klöſtern.

Hochgelehrt folgſt Du dem gelehrten Vater,
Der, die Satzung gleich wie das Recht verſtehend,
Theuer war den Häuptern, und unſern Fürſten
oft ein Beſchützer.

Hochgelehrt folgſt Du dem gelehrten Bruder,
Doch in Demuth, hier in der Noris Mauern,
Ihm der klar, geiſtreich in der Römer Sprache
Griechen uns deutet.

Jüngſt ach! fiel Dein Freund in die Hand der Räuber,
Gold und Silber nahmen ſie weg mir Armen,
Gaben Schlag auf Schlag, wilde Wuth im Antlitz,
blutendem Rücken.

Sieh, da kam dein Briefchen, verehrte Jungfrau,
Voll von Tröſtung, Mittel der Heilung bringend,
Die mir ſchnell austilgten der Seele Trauer,
heftige Schmerzen.

Dafür zollt mein Geiſt den verdienten Dank Dir,
Jungfrau, größte Zierde der deutſchen Erde,
Charitas, mir immer von Herzen theure,
herrliche Jungfrau.

Von der Zeit dieſes ſchriftlichen Verkehrs zwiſchen Celtes und Charitas an ſcheint ſich das Anſehen der letzteren bei den Gelehrten damaliger Zeit ſehr gehoben zu haben, und da ſie zugleich im Jahre 1503 einſtimmig zur Aebtiſſin erwählt ward und den Ruhm gewann, ihr Kloſter in Sitte und Zucht hervorleuchtend gemacht zu haben, ſo mag das der Grund geweſen ſein, warum Sixtus Tucher, Probſt zu Lorenzen, an Charitas und an Apollonia Tucher, ſeine Schweſter, nach und nach 40 Briefe ſchrieb, von denen ich leider nichts mittheilen kann, weil ich derſelben nicht habhaft werden konnte. Daher möge ein anderer Brief aus Italien, der durch die Tucher'ſchen hervorgerufen wurde, uns zeigen, welch' ungemein hohen Ruf Charitas bis in die Zeit des Jahres 1506 ſchon gewonnen hatte. Es iſt dies der Brief des ſpäter ſo berühmten Chriſtoph Scheurl, welcher damals noch in Bologna den Studien oblag.

Brief

des Chriſtoph Scheurl, Syndikus des Studiums zu Bologna, an die ehrwürdige und gelehrte Mutter Charitas Pirkheimer in Nürnberg.

Sixtus Tucher, ein Mann beſonnenen Urtheils und ein ſehr ſcharfſinniger Ausleger der Rechte, ſoll oft geäußert haben, ehrwürdige Mutter, daß er in ſeinem Leben nur zwei Männer geſehen habe, die durch Ruhm der Abſtammung und Glanz der Wiſſenſchaft zugleich geſtrahlt, auf denen die Gaben der Natur und die Güter des Glücks ſich in Fülle vereinten, nämlich Johannes Picus v. Mirandola und Johannes, Kämmerer v. Dalberg, Biſchof zu Worms, dieſer ein Deutſcher, jener ein Italiener. Und in der That, er hat recht darin, wie in allem Andern. Denn gute Geiſtesbeſchaffenheit und gutes Glück, wonach die berühmteſten Gründer der Philoſophie menſchliche Glückſeligkeit

meſſen, verbinden ſich in unſern Tagen ſo ſelten, als Veilchen aus dem Eiſe wachſen, Roſen aus dem Schnee, und Lilien aus dem Reif. Ich aber, der ich mir vorgeſetzt, dem gelehrten Sixtus nachzuahmen, und ſeine Fußſtapfen verehre, wage zu behaupten, daß ich bis jetzt nur zwei Frauen kennen gelernt habe, welche man, da ſie mit Geiſt und Glück ausgeſtattet, durch Wiſſenſchaft und Reichthum glänzend, mit Züchtigkeit und Schönheit — Eigenſchaften, die anderwärts ſo ſehr im Streite liegen — geſchmückt ſind, leicht mit den Töchtern des Lälius und Hortenſius und mit Kornelia, der Grachen Mutter, vergleichen könnte, nämlich die fromme Kaſſandra in Venedig, und Charitas Pirkheimer in Nürnberg. Denn von jener zu ſchweigen, die durch ihre eigenen wie der Gelehrten Denkmale übergenug verherrlicht iſt, Du biſt entſproſſen aus dem Geſchlecht der Pirkheimer, einer alten berühmten Patrizierfamilie in Nürnberg, in welcher vor 50 Jahren Thomas lebte, jener Licentiat des päpſtlichen Rechtes, welchen Aeneas Silvius dem Papſte Nicolaus als einen hochgeachteten, dem Kaiſer Friedrich und ſeinen Mitbürgern werthen Mann empfehlen zu müſſen glaubte. In ihr blühte nachher Catharina, Deine Großmuhme, bei der ich zweifle, ob je unſere Vaterſtadt etwas ſo Gelehrtes, Gebildetes und Vollkommenes geſehen hat, als ſie. Dann Dein Großvater und Vater Johannes, galten nicht beide für die gelehrteſten Kenner göttlichen und menſchlichen Rechtes? Jetzt aber ragt hervor und glänzt wie der Mond unter den Sternen Dein edler Bruder Wilibaldus, der kaiſerliche Rath, gleichkundig des Rechts wie mächtig gelehrt in Latein und Griechiſch, berühmt in Krieg und Frieden, der beſte Redner, der beſte Rathsherr, der beſte Feldherr, Er, der uns den Plutarch römiſch zu reden gelehrt, der Lucian und Xenophon in ſo reines Latein überſetzt hat, alſo daß, wenn Du im ganzen Reich nach manch-

faltiger Gelehrtheit und Wohlredenheit, Klugheit, Ahnenruhm, Reichthum und ausnehmender Geſtalt ſuchſt, Niemand ihm vorgehen, Wenige ihm gleichen werden, ihm, deſſen Tugend durch kein Lob größer, durch keinen Tadel kleiner wird. Alle Pirkheimer waren brave Männer, hochachtbar, Feinde alles Schlechten und berühmte Rechtskenner. Du jedoch, mit dem Glanze der Familie keineswegs zufrieden, da Du ſahſt, daß Schönheit mit der Zeit vergeht oder durch Krankheit ſchwindet, daß die irdiſche Luſt Lockſpeiſe des Uebels, die Macht Dienerin der Leidenſchaften, der Reichthum mehr Mittel der Schlechtigkeit als der Rechtſchaffenheit, und überhaupt, daß alle äußern Güter hinfällig, vergänglich und für die Beſitzenden wie ein Würfel ſeien, der von einer Hand in die andere wandert — Du haſt Dich überzeugt, daß nur die Tugend im Leben und im Tode bleibt als ein ſicheres Beſitzthum, alles Uebrige aber, was nicht Dienſt Gottes, nur Eitelkeit, ja Eitelkeit der Eitelkeiten iſt. Du verlegteſt Dich daher nach dem Beiſpiel Deiner Vorfahren auf die edlen Wiſſenſchaften, zogſt der Wolle das Buch, der Kunkel die Feder, der Nadel den Griffel vor, bis Du über das Maß weiblichen Geiſtes hinaus zu ſo hoher wiſſenſchaftlichen Bildung gelangteſt, daß Du Briefe ſchreibſt, Reden verfaſſeſt, fein, zierlich, ächt lateiniſch, gelehrt und wiewohl durch eine gewiſſe jungfräuliche Grazie höchſt lieblich, doch auch tiefer Gedanken voll. Uebrigens, da Gelehrtheit und Frömmigkeit unter ſich durch das ſchönſte Band verknüpft und vermählt ſind und ſo gut zuſammen paſſen, wie ſchön der Edelſtein das Gold umſchließt, die Roſe den Lilien ſich verwebt: ſo haſt Du von Kindheit an der heiligen Klara Dich geweiht, in deren Kloſter Du, nachdem der Beweis Deiner Untadelhaftigkeit, Gelehrtheit und Tugend lange Zeit hindurch gegeben war, mit Beiſtimmung Aller zur Aebtiſſin gewählt wurdeſt, eine Würde, die Du ſo ver-

walteſt, daß die übrigen Religioſen nach Deiner Vorſchrift ihre Lebensweiſe ändern. Deßhalb und weil ich gehört habe, daß mein Patron, der Probſt Sixtus, an Dich und an meine ſüßeſte Muhme Apollonia Tucher eben ſolche Briefe zuweilen ſchreibe, wie einſt der heilige Hieronimus an die Paula und Euſtochia: begann ich längſt darüber nachzudenken, was ich Dir ſchreiben könnte, das Deiner Frömmigkeit und meiner Perſon würdig wäre, um mich Deiner Freundſchaft mehr und mehr zu empfehlen und Dir zu danken für Deine edlen Geſinnungen gegen, und Deine großmüthigen Aeußerungen über mich. Es fielen mir einige Briefe in die Hand, nicht von Cicero, ſondern die ſich auf das Leben Chriſti beziehen. Zugleich ſammelte ich bei den Kirchenſchriftſtellern Ausſprüche über den großen Gewinn, den wir aus Anhören der Meſſe und aus dem Gebet für die Verſtorbenen erlangen, was ich Alles in ein Buch gebracht habe; und damit dieſes einige Größe erhalte, ſind auch noch andere dem Zwecke nicht fernliegende Sachen angefügt. Ich bitte Dich, dieß einer kurzen Durchſicht zu würdigen und mir zum Beſten zu deuten.

Bologna, 1. Sept, 1506.

Wie dieſer Brief des Scheurl uns zeigt, war es in dieſer Zeit, wenigſtens für die Nürnberger gelehrten Männer, ſchon eine Art von Ehrenpunkt geworden, an die Aebtiſſin Charitas Briefe zu ſchreiben und Bücher ihr zu widmen, und wenn es auch in der Mode der Zeit lag, in ſolchen Briefen den Mund etwas voll zu nehmen, ſo beweiſt doch auch die innige Verehrung, welche Willibald ſeiner Schweſter bezeigt, daß ſie des Lobes und der Verehrung werth war. Nicht lange daher nach dieſer Zeit widmete auch Pirkheimer ein Werkchen, nämlich eine Ueberſetzung aus dem Plutarch, ſeiner Schweſter, und

begleitete die Zusendung mit einem Briefe als Vorrede, nicht weniger von Lobeserhebungen voll, wie der des Scheurl. Er lautet:

Der verehrungswürdigen Mutter Charitas Pirkheimer, Aebtissin des Jungfrauenklosters strengerer Regel der heiligen Clara in Nürnberg.

Nicht allein deshalb bist Du mir theuer, theuerste Charitas, weil Du meine leibliche Schwester, von denselben Eltern entsprossen, durch die stärksten Bande der Natur und des Blutes mir verbunden bist, sondern weil Du, gegen die Gewohnheit des Lebens, Dich mit Deiner Bildung beschäftigst und ein besonderes Verlangen nach schönen Wissenschaften trägst. Unserer Familie ist außer den Ehren und Reichthümern, deren sie schon längst genoß, durch göttliche Gnade das schöne, rühmliche Loos geworden, in einer langen Reihe geschmückt zu sein nicht nur mit den gelehrtesten, geistlicher Frömmigkeit streng zugethanen Männern, sondern auch geziert zu sein mit frommen und ausnehmend gelehrten Frauen. Denn um den Ruhm der Männer und des Aeltern zu übergehen — Was sah diese Stadt Gebildeteres, Gelehrteres und Vollkommeneres als unsere Großmuhme, welche Du durch Deine glückliche Natur so trefflich wiedergibst, daß deutlich an der Schülerin das Bild der Meisterin erkannt werden kann? Ja, theilweis überragst Du sie, was jedoch mehr ihr zum Lob als Dir zu gereichen scheint. Es sind dies aber die Güter wahrer Tugend, vorzüglicher als alle vergänglichen Titel, nicht in Marmor oder Erz, sondern in die Denkmale ewiger Herrlichkeit gegraben, besser als alle Schätze der Welt, glänzender als alle Ehren und werthvoller als jeder Adel des Geschlechts, fester, dauerhafter und bleibender als alle äußerlichen, verrauschenden und verschwindenden Dinge, also daß

ſie nicht nur die Menſchen, welche in dieſer Welt irrend umherſchiffen, ſicher und unverzagt zum Hafen der höchſten Glückſeligkeit und der Unſterblichkeit bringen können, ſondern auch die menſchlichen Mißgeſchicke und Schäden zu heilen vermögen. Weiſe behaupten daher die Stoiker: es ſei Gottes Werk, daß wir leben, der Philoſophie aber, daß wir gut leben. Was wäre auch dem Menſchen Größeres und Vorzüglicheres gegeben denn ſie? — Nicht von jener betrügeriſchen, ſophiſtiſchen rede ich, die nichts oder wenig zum gut und glücklich leben beiträgt, ſondern von jener, welche, wie Cicero ſagt, die Seelen heilt, die nichtigen Sorgen hinwegnimmt, von den Begierden befreit und alle Furcht austreibt. Mit ihr alſo, ſüße Schweſter, ausgerüſtet und bewaffnet wollen wir alles Ungemach, Schmerzen, Schaden und Mühen ſtandhaft tragen, am meiſten aber die Unbilden der Schlechten dulden — Du wirſt wohl verſtehen, was ich meine — inſofern die Gottloſen dem Gericht Gottes weder im Leben noch im Tode zu entfliehen vermögen. Denn Jupiter, ſagen die Dichter, erwacht endlich und gleicht das ſpäte Gericht durch Strenge aus. Darum iſt es unmöglich, daß ein meineidiger und lügenhafter Mann feſte und dauernde Macht gewinne, ſondern, wenn er auch eines kurzen Glücks ſich erfreut, wird es doch, wie Demoſthenes ſagt, ſeiner Zeit zergehen. — Damit Du aber erkennen lernſt, was von der ſpäten Rache der Gottheit und von der zögernden Beſtrafung ruchloſer Menſchen auch jene Menſchen, in denen nicht der Geiſt, ſondern das Fleiſch die Herrſchaft führte, aufgezeichnet haben, habe ich dieſes Werk Plutarchs, des bedeutendſten und gelehrteſten Mannes, aus dem Griechiſchen in das Lateiniſche ſo gut es möglich übertragen und deinem berühmten Namen widmen wollen. Denn für Wen ſollte mein Geiſt ſich lieber mühen? Nimm alſo dieſes papierne Geſchenk gütig auf, das, wenn ich richtig ver-

muthe, Dir nicht gänzlich unlieb ſein wird, und durchblättere ſorgfältig die Schriften eines heidniſchen Mannes. Wenn Du das thuſt, wirſt Du ſicher erkennnen, daß die alten Philoſophen nicht weit vom Wege des Lebens abgeirrt ſind. Lebe wohl, vortrefflichſte Schweſter, und ſtehe unſerer gemeinſamen Schweſter Clara in ihren wiſſenſchaftlichen Bemühungen gütig bei. Denn nichtig und eitel iſt alles irdiſche Gut,

Aber die Tugend, ſie bleibet für immer und ewige Zeiten.

Nochmals lebe wohl. In unſerm Haus den 1. Jun. des Heils 1513.

Verſtändig und beſcheiden antwortet Charitas alſo:

Charitas, Aebtiſſin zu St. Clara, an Wilibald Pirkheimer, ihren Bruder.

Friede nur und Freude ſei ſtets mit Dir, mein geliebter Vater und Bruder. Mit freudigem Antlitz und höchſter Bewunderung erhielt ich neulich einen unvergleichlichen Schatz, ſechsfach nämlich das Büchlein Plutarchs, des berühmten Mannes, das Du mir zu Liebe nicht ohne große Mühe, wie ich glaube, aus dem Griechiſchen ins Latein übertragen haſt, eine Sache, die mir ebenſo dankenswerth ſein muß als ſie mir höchſt erwünſcht iſt. Beſonders aber bringe ich dem allmächtigen Schöpfer meinen Dank, der nach ſeiner gewohnten Gnade deinen ſcharfen Geiſt mit höchſter Weisheit erleuchtet und Dir die Gunſt erwieſen hat, dieſe koſtbare Perle zu finden, welche ſo lange im Acker der griechiſchen Schriften verborgen gelegen. Mögen Andere nach Gold und Silber graben und es hervorholen aus den verborgenen Adern, Du aber haſt aus dem Dunkel gezogen und ans Licht gebracht, haſt gekauft einen herrlichen Edelſtein, theurer und werther als Gold und Silber, nicht allein, wie ich hoffe,

zu meinem Heil und Nutzen, sondern auch, daß ich so sage, zum Gewinn der ganzen Christenheit. Denn Alle, sagt der Apostel, die leben wollen, müssen Anfechtung erdulden. Geduld also ist uns noth, und zu dieser Geduld fordern auf und ermahnen die Lehren jenes geduldigen Plutarchs, dessen Beweise wie Feuer sind und das Innerste des Herzens durchdringen. Denn er schreibt nicht wie ein unglaubiger Heide, sondern wie der trefflichste Gottesgelehrte und Jünger evangelischer Vollkommenheit. Eine wunderbare Sache, die mir Freude zugleich und Staunen erregt. Ich verstehe seine Worte, als hätte sie nicht ein Heide, sondern ein ausgezeichneter Lehrer geschrieben; ich meine zu hören und zu lesen einen zweiten Hiob; denn wie oft er auch versucht wird, dennoch bleibt er unerschütterten Gemüthes. Ich sehe ein, es ist nicht geringere Klugheit, von einem wilden Dorne eine Blume zu pflücken, als Frucht von veredeltem Baume zu essen. Ei, sehr wohl hast Du gethan, mein süßester Bruder, daß Du Dein Dir von Gott vertrautes Pfand nicht vergraben hast. In den göttlichen Büchern wird Jeder als Schuldner eingeschrieben, wie Augustinus sagt, der nicht umsonst zu geben strebt, was er umsonst empfing. Denn was der Kirche Gottes zum Nutzen war, das hat er ihr entzogen, indem er nicht Allen mittheilen wollte, was er zum Vergraben nicht erhalten hatte. Einen sehr angenehmen Dienst hast Du mir erwiesen, und jedenfalls bist Du ein Nachfolger des heiligen Hieronimus geworden, der auch auf Andringen von Frauen den größern Theil der heiligen Schrift aus dem Hebräischen ins Latein übertrug. Verbergen aber kann ich Dir nicht, daß ich mehr verwirrt als erstaunt war beim Lesen der Vorrede des köstlichen Büchleins, in der Du lobst, was bei mir keineswegs zu finden ist. Mit Bestürzung überzog mein Antlitz die Furcht, Du möchtest mehr von mir halten, als an mir ist. Denn, wie Du

ſelbſt weißt, bin ich ja nicht eine Gelehrte, ſondern nur eine Freundin der Gelehrten; ich bin keine Schriftſtellerin, ſondern freue mich nur zu hören und zu leſen die Reden der Schriftſteller. Deshalb achte ich mich unwürdig eines ſo koſtbaren Geſchenks, wiewohl, die Wahrheit zu ſagen, Du gut und recht gethan haſt, ein ſo ausgezeichnetes Werk dem Namen der Charitas zu widmen. Denn die Charitas iſt ja die mittheilende Tugend, die alle Güter gemeinſam macht. Jene Charitas alſo, welche der heilige Geiſt ſelbſt iſt, die erſtatte Dir unvergänglichen Dank jezt und in Zukunft, wo guten Thaten herrlicher Lohn ſein wird. — Es grüßt Dich unſere Schweſter, und ſie freut ſich ſehr, daß Du ſie ebenfalls in der Vorrede ſo geehrt haſt, auch ſollſt Du wiſſen, daß Deine Tochter nicht allein mir, ſondern allen Schweſtern ſehr lieb iſt, ſowohl wegen ihres zarten Geiſtes, als auch wegen der Strenge ihrer Sitten. Der ganze Convent freut ſich, ein Mädchen ſolchen Charakters zu beſitzen. Wir ſehen an ihr viele ſchöne Anlagen, die, wie wir hoffen, die Verkünder künftiges Guten ſind. Lebe wohl, einziger Bruder, Du die Hälfte meiner Seele. Entſchuldige dieſe unvollkommenen und unzuſammenhängenden Zeilen, denn durch viele Beſchäftigung gehindert, habe ich weder Zeit noch Geiſt zum ſchreiben. Nochmals lebe wohl, lebe ewig nnd darüber wohl.

Im Jahre 1519 widmete ihr Wilibald wieder ſeine Ausgaben der Lieder des heiligen Fulgentius, von welchen er eine Handſchrift glücklicherweiſe unter dem Nachlaſſe des berühmten Abtes Johannes Tritheim von Sponheim gefunden hatte. Die dabei gewechſelten Schreiben ſind aber zu lange, als daß ich ſie mittheilen könnte und ſie würden auch Charitas nicht von einer neuen Seite zeigen. Uebrigens waren jezt die Zeiten eines

ruhigen wissenschaftlichen Strebens vorüber. Die Bewegungen der Reformation hatten begonnen und da Charitas von ihren bisherigen Ansichten und Ueberzeugungen nicht lassen konnte, so begann nun eine Zeit harten Kampfes und großer Leiden für sie. Der Rath von Nürnberg hatte sich der Reformation zugewendet und begann daher im Jahre 1524 an die Aufhebung der Klöster zu gehen. Während aber alle andern sich mehr oder weniger gerne fügten, trat Charitas mit ihrem ganzen Convent kühn und unbeweglich allen Aenderungen entgegen. Mündlich und schriftlich kämpfte sie gegen alle Anmuthungen und alle Versuche der Bekehrung, und wenn man auch anderer Meinung ist, so muß man doch ihre ernste Gesinnung, den Verstand und die Klugheit, die Geduld, welche sie dabei beweist, ehren und bewundern. Es würde uns aber jedenfalls zu weit führen, wollten wir näher auf diese Periode des Lebens der Charitas eingehen, und ich will nur noch darauf aufmerksam machen, daß Professor Höfler in Prag im Jahre 1852 „Denkwürdigkeiten der Charitas Pirkheimer aus dem Reformationszeitalter" herausgegeben hat, d. h. Aufzeichnungen von ihr selbst über alle Verhandlungen und Begebenheiten mit allen Briefen von ihr und an sie, mit den geführten Unterredungen, kurz, höchst interessante Memoiren über die Geschichte des Clarakloſters in der Reformationszeit. Höfler fand das Manuscript unter den Acten des Clarakloſters in Bamberg, wo sie gänzlich vergessen lagen. Sie waren von hier nach Bamberg mit den Acten des hiesigen Clarakloſters gekommen, als sie von hier dorthin vor der Aufhebung geflüchtet wurden, was jedoch erst nach Charitas Tode geschah. Sie starb im Jahre 1532. Von ihren Nonnen wurde ihr folgender Nachruf gewidmet:

Nach der Geburt Christi 1532 in der Festwoche der heiligen Clara starb am Ambt unsere getreue, nützliche, würdige, liebe

Mutter Charitas Pirkheimerin, Abbatiſſa, die bis in das 29te Jahr unſere getreue, würdige, liebe Mutter geweſen iſt, eine Liebhaberin des göttlichen Dienſtes und Handhaberin aller Geiſtlichkeit und Obſervanz, die ritterlich und ſtandhaftiglich für ſich und uns geſtritten hat in den allerbetrübteſten, beengſtigten lutheriſchen Jahren, da ſie allerbeſtändiglichſt verharret hat bis ans Ende. Gott belohne ihr ewiglich alle Angſt und Noth, Mühe und Arbeit, die Sie durch unſertwillen gehabt hat. Sie iſt in heiligen Orden geweſt in das 54te Jahr, ihres Alters 66 Jahr. Sie ruhe in den Armen ihres Bräutigames, des Herrn Jeſu.

Ueber Albrecht Dürer.

Von

J. Maar.

Unter den großen Männern der deutschen Vergangenheit ist wohl Keiner, welcher verhältnißmäßig einen so kleinen Kreis von wahren Verehrern hat, als Dürer. Wie Wenige haben auch nur selbst den geringsten Theil seiner Werke gesehen — viel weniger genossen und studirt. Er lebt daher mehr in der Tradition als im Bewußtsein. Diesem Mangel an Ueberzeugung und der daraus hervorgehenden Unsicherheit des Urtheils mag es auch theilweise zuzuschreiben sein, warum eine ausführliche und erschöpfende Geschichte dieses so bedeutenden Mannes bis jetzt nicht vorhanden ist. Fragen wir, warum denn noch mehrere deutsche Schriftsteller ihre Begeisterung den italienischen Meistern zugewendet haben, so kommen wir zu dem Schluß, daß nur deutsche Gesinnung und das deutsche Wesen so abhanden gekommen sind, daß unser guter Landsmann nachgerade fremd und unverständlich erscheint. Die so beliebte Unparteilichkeit, die Begünstigung der Ausländischen sind Schwächen, die leider bei uns noch starke Wurzeln haben, und obgleich die Zeit des 17. und 18. Jahrhunderts hinter uns liegt, wo man in Deutschland vor lauter abstrakter Gelehrsamkeit verlernt hatte, deutsch zu reden, obgleich immer wieder die Besten und Edelsten unserer Völker als Reformatoren in Zeiten der

höchsten Noth auftraten, und mit der That bewiesen, daß das wahre Heil in der Kunst für uns nur in der Anknüpfung an das Nationale zu suchen sei: trotzdem und alledem scheint es zuweilen, als hätten Lessing und Göthe, Carstens und Cornelius umsonst sich bemüht, als hätte man bei uns mit dem deutschen Rock auch — den deutschen Menschen ausgezogen. Es ist noch nicht so lange her, daß z. B. ein gelehrter Studienrektor, ein deutscher Erzieher, unser herrliches Nationalepos, das Nibelungenlied als barbarisch und daher für die Geschmackbildung der Jugend ungeeignet erklärte. Und in der That, wenn es mit der innern Entwickelung unseres nationalen Geisteslebens nicht wirklich noch kümmerlich aussähe, so müßte Dürer der Liebling seiner Nation sein. Freilich, die moderne Blasirtheit, der Alles bekannt scheint und die — doch nichts kennt, die Alles überwunden zu haben meint, hat auch Dürer überwunden. Er bietet auch eine zu gesunde und kräftige Speise für dieses Geschlecht. Nachstehendes wird daher nur bei denen einen Widerhall finden, welche noch ein warmes Herz für deutsche Art haben und überhaupt sich für den deutschen Meister interessiren. — Es ist allerdings nicht so leicht, von der Bedeutung dieses merkwürdigen Geistes eine Anschauung zu bekommen, weil er nicht im Einzelnen, sondern im Ganzen aufgefaßt werden muß. Seine wenigen Malereien sind in ganz Europa verstreut, wovon auch wieder nur Einige seine Vollendung als Maler aussprechen; denn ihm wurde nie das Glück eines großen monumentalen Auftrags zu Theil, wie den Künstlern des Vatikans. Seine zahlreichen Kupferstiche und Holzschnitte dagegen, in welchem die Fruchtbarkeit und der Reichthum seines Genius wohl am schlagendsten zu erkennen ist, sind in Sammlungen verborgen und noch Wenigen bekannt, weil sie nur der zu Gesichte bekommt, welcher bereits so viel Interesse hat,

um dieſelben aufzuſuchen. Vor Allem aber müſſen wir bedenken, daß die Dürer'ſche Kunſt nicht gemacht iſt, um den Sinnen zu ſchmeicheln und natürlich der ſich getäuſcht findet, welcher die ſüße Grazie der Form als eine Hauptbedingung für einen Kunſtgenuß fordert. Man kann dadurch ſich leicht zu ungerechten Vergleichen zwiſchen ihm und ſeinen berühmten Zeitgenoſſen Raphael verleiten laſſen, und die deutſche Beſcheidenheit unterſtützt nur zu gerne dieſe fehlerhafte Anſchauung. Das von Göthe im negativen Sinne ausgeſprochene Wort: „nur daß die Kunſt gefällig ſei" welches das Feldgeſchrei der modernen Kunſtkritiker geworden iſt, kannte man zu Dürers Zeit noch nicht. Dürer will mit dem Geiſte begriffen und genoſſen ſein; und nur der kann es, der zu ſeiner reinen Höhe ſich emporſchwingen kann. Es iſt die Kraft und Wahrheit des Ausdrucks, die Großartigkeit und Unmittelbarkeit der Empfindung, welche uns in dieſem urkräftigen Geiſte entgegentritt, daß ſich Keiner weder vor noch nach ihm mit ihm vergleichen läßt. Das Göttlichſte in der Kunſt iſt die Kraft, und eine ſo ſeltene Eigenſchaft, daß ſie viele Fehler vergeſſen läßt, auch die Ermangelung der das Auge beſtechenden Grazie. Geſchmack und Grazie können bei einiger Anlage ausgebildet, angelernt werden, die Kraft iſt nur den Herrlichſten verliehen. Darum müſſen auch Dürers Werke in ihrem ganzen urdeutſchen Charakter von uns erfaßt werden, um die wahre Größe ſeines Genius würdigen zu können. Durch die nationale Ueberlegenheit ſteht Dürer da, ein Zeus, unter den großen Malern, angethan mit der Majeſtät deutſcher ſittlicher Würde und Kraft, unerreicht von ſeinen Zeitgenoſſen. Seine Chriſtusbilder haben einen wahrhaft göttlichen Ausdruck und ſtehen einzig da in der ganzen chriſtlichen Kunſt. Im Feuer der Einbildungskraft und in der Originalität der Gedanken ſteht ihm ſelbſt der gewaltige Buona-

rotti nach, denn ein Werk wie die Compoſitionen zur Offenbarung St. Johannis hat die italieniſche Kunſt nicht aufzuweiſen. Seine Bildniſſe und Männergeſtalten, denen deutſche Kraft und deutſches Mark innewohnt, ſind Helden des gewaltigen 16. Jahrhunderts, wie ſie die Italiener nie geſchaffen haben. Aber auch ſeine Frauenbilder und Marien haben eine ſeltene Hoheit und Anmuth, wenn ſie auch dem Salongeſchmack unſerer Tage nicht entſprechen ſollten. Der Freiher von Rettberg, welcher wohl das Beſte bisher über Dürer geſchrieben, ſpricht ſich in einer Stelle ſeines „Nürnberger Kunſtleben" folgendermaßen aus: „namentlich iſt Dürer's eigenthümliche Auffaſſungsweiſe von der Würde der Frauen hervorzuheben, ganz ſittlich, ganz deutſch. Das ſchönſte Weib iſt ihm nicht ſowohl die Jungfrau als vielmehr die Mutter, und alle ſeine Marien ſind keine ſinnlich ſchönen Jungfrauen, ſondern echte deutſche Mütter. Wir finden darin eine hohe ſittliche Würde, denn der höchſte Beruf des Weibes und ſeine höchſte Würde iſt — Mutter zu ſein. Dürer faßte dieſen Punkt höchſt bewußt, fein und richtig auf und war ferne davon zu glauben, daß die Mutterſchaft etwas Unedles und die Jungfräulichkeit allein die Spitze weiblicher Sittlichkeit ſei. Die ſittliche Mutter iſt ihm vielmehr eine reiche und vollblühende Roſe, während die ſittliche Jungfrau nur eine Knospe iſt." Selbſt der Franzoſe de Piles ſpricht mit großer Achtung von „der beſondern Schönheit der heiligen Jungfrauen Dürer's", wie er ihn überhaupt als das begabteſte und fruchtbarſte Genie unter allen Künſtlern anerkennt. — Daß der edle Raphael und viele andere der berühmten Maler jener Zeit den deutſchen Künſtler beſſer zu ſchätzen wußten, als ſeine cosmopolitiſchen Landsleute, dafür haben wir mehr als einen Beweis. Der Urbinate hielt ein gewaltiges Stück auf Dürer, ſendete ihm ſein Bildniß und Handzeichnun-

gen, und bei einigen seiner schönsten Compositionen ist Dürer's Einfluß nicht zu verkennen. „Dürero bene volo ex animo, cum tali polleat arte, ut Parcarum effugere mereatur rigorem", sagt er in einem seiner Briefe von Dürer. Christoph Scheurl erzählt als Augenzeuge: „Den Albrecht Dürer nenne ich vorzugsweise den deutschen Apelles und daß ich ihn mit Recht so nenne, bezeugen, mehreren nicht zu gedenken, die Maler zu Bologna, welche ihm, in seiner Gegenwart, öffentlich und in meinem Beisein den Vorzug in der Malerei vor Allen in der Welt gaben, und versicherten, sie wollten jetzt freudiger sterben, nachdem sie ihrer so lange gehegten heißen Wünschen, Albrecht Dürern zu sehen, theilhaftig geworden wären." Er selbst trug sein göttliches Wesen mit stiller Bescheidenheit, ferne davon, sich jemals zu überheben. Ueber seine Strenge gegen sich selbst mag dienen, was einer seiner Freunde, Phil. Melanchthon, von ihm schreibt: „Ich erinnere mich's, daß der vortreffliche Maler, Albrecht Dürer, zu sagen pflegte: er habe in seiner Jugend die bunten und schäckigten Gemälde geliebt, und als Bewunderer seiner Werke sich sehr gefreut, als er diese Manier in einem seiner Gemälde wahrgenommen hätte. Als er aber älter geworden, habe er angefangen, die Natur zu betrachten und seine Blicke auf ihre Schönheiten zu heften, welches ihn dann belehret hätte, daß die Simplicität die höchste Zierde der Kunst sei. Da er sie aber nicht ganz erreichen konnte, so sei er nicht mehr der Bewunderer seiner Werke, der er sonst gewesen, sondern seufze oft, wenn er sie ansähe, und erinnere sich seiner Schwachheit." Als ein Zug seines Edelmuthes mag hier folgendes Erwähnung finden. Der Italiener Marc Anton stach die kleine Passion von Dürer in Kupfer nach und um den Betrug zu verbergen, versah er seinen Nachdruck mit Dürer's Zeichen, hatte sogar die Unverschämtheit, diesen geistigen Dieb-

ſtahl unter dem Nürnberger Rathhauſe verkaufen zu laſſen. Als auf die ſtattgehabte Klage der Italiener in eine ſchwere Strafe verfallen ſollte, bat der deutſche Meiſter für ihn, indem er ſich begnügte, ein ſcharfes Verbot gegen das Kopiren ſeiner Arbeiten ausgewirkt zu haben. — Iſt die auſſerordentliche Produktivität unſers Meiſters als Künſtler, bei einem verhältnißmäßig kurzem Leben, bewundernswürdig, denn auſſer ſeinen Malerwerken ſind nahe an 200 Kupferſtiche ſeiner Hand und über 100 Holzſchnitte vorhanden, ferner noch viele plaſtiſche Arbeiten, als Münzen, Schnitzereien in Holz und Speckſtein ꝛc. ꝛc., ſo iſt es im höchſten Grade erſtaunlich, wie dieſer Mann Zeit und Kräfte fand, auch in anderen der Kunſt ferner liegenden Gebieten mit nicht geringerem Erfolge ſich zu bewegen, um als Schriftſteller und Erfinder neue Bahnen zu eröffnen. Dieſe ſo wichtige Seite ſeines Wirkens iſt in den Kunſtgeſchichten ſelten oder gar nicht berührt und von den Männern der Wiſſenſchaft gleichfalls wenig beachtet worden. — In der Kupferſtecherkunſt gebührt Dürern der Name des zweiten Erfinders. Sie war vor ihm noch in der Kindheit und von ihm zu einer bis jetzt noch unübertroffenen Höhe gebracht. Auch die Kunſt des Aetzens oder die Radirung rührt von ihm her. Ebenſo, die Holzſchnitte in zweierlei Farben zu drucken. Er war ferner der Erſte, welcher die Linienperſpektive nach den Regeln der Mathematik in Deutſchland lehrte. Im Jahre 1527 erſcheint von ihm die erſte Schrift über Feſtungsbau unter dem Titel: „Unterricht von Befeſtigung der Stette, Schloß und Flecken ans Licht geſtellt“. Dann ſpäter: „Unterweiſung der meſſung, mit dem Zirkel un richtſcheit, in Linien, ebenen und ganzen corporen“, eine Proportion des menſchlichen Körpers, und noch ein Werk: „Proportion und Stellungen der Pferde“, welches letztere aber verloren gegangen iſt. — Die ſo originellen Thorthürme der

Stadt Nürnberg, in der Form von umgestürzten Kanonenläufen, sind nach Dürer's Zeichnungen gefertigt. — So sahen wir diesen universellen Geist, neben dem Maler und Kupferstecher noch als Forscher, als Geometer, Architekt, Mechaniker und Kriegsbaumeister. — Wir haben Heroen erster Größe gehabt, die zwar auch vielseitig sich bewegten, aber doch in Fächern, die ihrer eigentlichen Sphäre zu fremd gewesen, Dilettantenmäßiges geleistet haben, was sich denn auch bald überlebte. Nicht so bei Dürer. Wo er auftrat, war er der Erste — ein geborner Herrscher! Sein Geist lebt auch hier noch lebendig, wenn auch in der Stille und den Meisten unbekannt, bescheiden wie in seinem Leben, fort.

Napoleon sagt in seinem Werke über Artillerie, daß der größte Artillerist der deutsche Maler Albrecht Dürer, sei und anderweitig rühmt er die so zweckmäßige Erfindung der Flankenvertheidigung von demselben. Sie werden erstaunen, wenn ich Ihnen sage, daß die neue bayerische Festung Ingolstadt ganz in der Hauptsache nach dem Dürer'schen System construirt ist. Die berühmtesten Ingenieure der Neuzeit: Carnot Montalembert 2c. 2c. haben Dürer zum Vorbild genommen.*) So sehen wir diesen merkwürdigen Mann jedem Felde, auf dem er sich bewegte, nach Jahrhunderten noch unbesiegt und unbezwungen. Das kraftvolle 16. Jahrhundert hat große Sterne am deutschen Himmel gesehen, einen glänzendern und prächtigern als Albrecht Dürer nicht. Die Tiefe und Kraft des deutschen Geistes waren bei ihm in kolossalem Maßstabe vereinigt und jedem echten Deutschen muß das Herz vor Freude schwellen bei dieser stolzen Erscheinung! — und fürwahr — auch die Natur hat seine göttliche Abkunft seiner äußern Erscheinung aufgeprägt! Verschwenderisch, wie bei Göthe, hat

*) Siehe R. v. Zastrow, Befestigungskunst, Berlin. Laun 1828.

ſie ihn mit innerer und äußerer Schönheit zugleich geſchmückt. Wer kennt nicht die ſtattliche Geſtalt mit dem Götterhaupte, deſſen ſich der olympiſche Zeus nicht hätte zu ſchämen gebraucht. Die Natur hatte alles für ihn gethan und er für die Natur, für die Kunſt und ſein Vaterland! —

Bis jetzt haben wir von dem glänzenden Standpunkte der Geſchichte unſeres Dürer geſprochen. Minder befriedigend iſt, ja betrübend, was — ſein Vaterland für ihn, den Deutſcheſten der deutſchen Künſtler, gethan. Die äußeren Bedingungen zur Entfaltung einer großen Wirkſamkeit, wie ſie die welſchen Künſtler hatten, fehlten bei Dürer ganz. Ihm war es nicht gegönnt, in einer Reihe von Schöpfungen als Maler ſich voll und rein auszuſprechen. Für ihn gab es keinen Vatikan, keinen Julius II. und keinen Leo X. Keine der Ermuthigungen, durch welche ſonſt der Genius zu den höchſten Leiſtungen geſteigert wird, wurde ihm zu Theil. Werden wir dadurch einerſeits zu erneuter Bewunderung hingeriſſen, über die ungewöhnliche Kraft dieſes Geiſtes, ſo kommt doch anderſeits die Frage: was hätte unſer Meiſter unter andern Verhältniſſen bieten können? Denken wir uns Raphael in ſeiner Villa, mit fürſtlicher Pracht, mit Bildung und Schönheit umgeben — und unſern Dürer in dem engen düſtren Hauſe an der Ecke der Zifſelgaſſe — Raphael, überſchüttet mit Gunſt und Reichthum und großartigen Aufträgen — Dürer hinter ſeinen Kupferplatten, eine mühſelige Technik treibend, weil ſein Auskommen dadurch geſicherter war! — Man könnte nun leicht in Verſuchung kommen, zu dieſen Gegenſätzen, ſchon der Conſequenz und eines ſehr billigen Vergleiches halber, auch die ſchöne Fornarina, die Geliebte Raphaels, der ſogenannten böſen Frau Agnes entgegenzuſtellen, welche im deutſchen Publikum zum Theil bekannter iſt — als Dürer und ſeine Werke, und als eine zweite Xantippe einen traurigen Ruhm

erlangt hat. Und wie man dem Socrates zu Liebe, um seine Tugend desto strahlender zu machen, seine Frau zum schwarzen Hintergrund gab, so faßte die Mythe auch bei Dürer, die ganze Ungunst der Umstände, welche ihn durch sein Leben begleiteten, in der Gestalt seiner Frau gleichsam symbolisch zusammen. Ein Irrthum und ein Unrecht ist es aber, dieser Tradition eine geschichtliche Wahrheit unterlegen zu wollen, wie das oft bisher geschehen ist, da Belege dafür nicht zu finden sind. Der Pirkhaimer'schen Bemerkung in seinem Briefe an Johann Tscherte ist nicht zu trauen, weil er der persönliche Feind von Dürer's Frau war. — Pirkhaimer war einer von den Männern, in deren Gesellschaft etwas eifersüchtige Ehefrauen nur ungern ihre Männer sehen, ohne daß sie gerade böse zu sein brauchen. Auch sagt er selbst im weitern Verlaufe seines Briefes, daß er nicht leugnen wolle, „Agnes sei eine ehrbare, fromme und gottesfürchtige Frau." Fassen wir diese Prädikate für den Charakter der Agnes in ihrem vollen Werthe auf, so ist mit Grund anzunehmen, daß die gegenüberstehenden Bemerkungen Pirkhaimer's persönlichen Motiven entsprungen sind. Eine historische Thatsache aber, welche Melanchton erzählt, ist, daß sie, weil ihre Ehe kinderlos war, ein Legat nach Wittenberg für Studirende gemacht hat. Die Hauptsache bleibt endlich, daß Dürer selbst in seinen Schriften niemals über seine Frau sich beklagt, denn nur einmal heißt er sie im Scherze seine Rechenmeisterin, wodurch natürlich nichts bewiesen werden kann. — Sehr oft dagegen und wie ein rother Faden zieht sich die Klage durch seine Schriften: über mangelnden Absatz seiner Werke, über schlechte oder gar keine Bezahlung. „O wie wird's mich nach der Sonne frieren (schreibt er aus Venedig), dahier bin ich ein Herr, daheim bin ich ein Schmarozer!" Aus seinem Reisejournal lesen wir: „ich machte viele Sachen den

Leuten zu gefallen; aber das Wenigste wurde mir bezahlt. — Ich habe mit allen meinen Arbeiten, Verkäufen und andern Handlungen Nachtheil gehabt in Niederlanden, bei hohen und geringen Ständen und sonderlich hat mir Frau Margaretha, die Statthalterin in den Niederlanden, welcher ich viel geschenkt und gemacht habe, nichts gegeben," u. s. w. — Dürer fand in seiner Zeit und seinem Vaterlande nicht den geeigneten Boden für die Kunst. Das Kunstleben konnte sich in Deutschland überhaupt nicht zu dem Abschluß gestalten wie in Italien. Der unausgebaute Kölner Dom und viele andere nicht fertig gewordene Denkmale der Kunst sind Zeugen davon. Die Kunst mußte damals andern Interessen weichen. Die große Kunstidee, die Kraftseite und der leitende Gedanke des Mittelalters war verblaßt, die alte Zeit bereits an ihrer Grenze angelangt und eine neue gab sich ahnungsvoll kund. Während man über den Alpen noch, am päpstlichen Hofe Rom's, in den feinen Lebensformen antiker Bildung schwelgte, und wie einst in Griechenland, das Schöne zum Cultus erhob, die Priester der Kunst sich frei und fröhlich unter dem Schutze ihrer mächtigen Mäcene aufbauen konnten; hatte in Deutschland schon jener weltgeschichtliche Ideensturm begonnen, welcher bald alle Kräfte für sich in Anspruch nahm. Der germanische Geist, welcher einst die römische Herrschaft vom deutschen Boden mit tapferer Hand vertilgte, war es, der sich zum zweitenmale anschickte, das ihm so verhaßte Römerthum, das, nachdem es materiell hinausgeworfen, geistig unter dem Schutze des Klerus sich wieder eingeschlichen hatte, mit den Waffen des Geistes anzugreifen und zu vertreiben. Die Freimachung von dem Joche Rom's, welches die ritterlichen Hohenstaufen selbst nicht zu brechen vermocht hatten, war dem Wittenberger Doktor und seinen Geistesgenossen vorbehalten. — Es erklärt sich von selbst, daß aus einer solchen

Zeit der Gährung und Bewegung, in welcher Nürnberg in vorderſter Reihe ſtand, das meiſte Mißgeſchick in Dürer's Leben herzuleiten iſt. Was half es ihm, daß der wohlwollende Kaiſer Maximilian ſein Freund und Gönner war, daß er den Titel Caesareae Majestatis Minister führen durfte? Der Künſtler braucht Aufträge, und ihm ſolche zu geben war Maximilian zu arm. Ein Beweis, wie oft dieſer Kaiſer in Geldverlegenheit geweſen ſein mag, iſt folgender: Als er einſt aus ſeinem lieben Nürnberg zum Frauenthor hinausreiten wollte, fielen ihm die Platner (Harniſchmacher) in den Zügel mit den Worten: „Wir laſſen Euch nicht weiter reiten o Herr, Ihr bezahlt uns denn erſt.“ Alles was er für Dürer thun konnte, war ein Leibgedinge (Jahrgehalt) von hundert Gulden, deſſen Beſtätigung er 1520 von Karl V. nur „mit großer Müh' und Arbeit“, wie er ſelbſt ſagt, erhielt. Fehlten Maximilian die materiellen Mittel zur Förderung des Dürer'ſchen Genius, ſo fehlte ſeinem Nachfolger Karl V. ein deutſches Herz und der Sinn für die Sache der Kunſt. Sein mönchiſcher Geiſt verſtand weder ſeine Zeit noch den reformatoriſchen Dürer! Er ernannte ihn formell zu ſeinem Hofmaler und damit hatte es ſein Bewenden. Auch die Stadt Nürnberg bedachte ihn ſtiefmütterlich. Die Patriziergeſchlechter, welche ehedem ſo ſtolze Denkmale der Kunſt gefördert, hatten ihre Intereſſen andern Dingen zugewendet. So war er ſtets auf ſich angewieſen und auf das Publikum. Wir ſehen, daß die Klagen Dürers wohl gerechtfertigt ſind und daß gar keine böſe Frau nothwendig war, um ſeine Künſtlerlaufbahn dornenvoll und gerade nicht beneidenswerth nennen zu können. — Die Anhänglichkeit des Volkes an ſeine Heroen liebt es, den frühen Tod derſelben aus ungewöhnlichen Urſachen herzuleiten und die erfinderiſche Fama hat auch die beiden größten Künſtler charakteriſtiſch bedacht:

Raphael muß ſterben aus Liebe für ein Weib — und Dürer aus Trübſal für ein Weib! — Für uns aber hat ihr Tod einen und denſelben Urſprung. Sie waren an dem Ziele, das ihnen vorgezeichnet war — angelangt, und ein gütiges Geſchick wollte, daß ſie, nachdem ſie ihre göttliche Sendung vollbracht hatten, in ihrer vollen und ungeſchwächten Kraft dahingegangen ſind. — Dürer hat daher auch nur Vorzügliches hinterlaſſen, ſeine letzten Arbeiten ſind die Vollendetſten. Seine Kupferſtiche werden nun mit Gold aufgewogen und auch vom Ausland hoch geſchätzt. In England wurde Dürer in neueſter Zeit ein ſchönes und ehrendes Denkmal geſetzt; man hat eine neue Auflage der kleinen Paſſion (wovon die Holzſtöcke in London ſich befinden) veranſtaltet, und zwar beiſpiellos billig, um das herrliche Werk dem Volke zugänglich zu machen. Das iſt ſchön und verdient Nachahmung! Dürer gehört in das Volk, aus dem und für das er ſeine Werke ſchuf. — Wir brauchen nicht patriotiſch, ſondern nur gerecht zu ſein, um ihn als den größten chriſtlichen Maler, als das univerſellſte Genie, das Deutſchland je geſehen, und — als den beſten Menſchen zu bezeichnen. Seine titanenhafte Größe iſt die eines Shakſpeare, die Erhabenheit ſeiner Phantaſie die eines Dante! — So lange die ewigen Geſetze der Kunſt gelten, wird er daſtehen als ein leuchtender Stern. Als ein echt nationaler Künſtler aber iſt ſein Verdienſt nicht hoch genug anzuſchlagen, weil es ja eine ſo ſeltene Tugend geworden, daß der Deutſche deutſch iſt. Die Sprache des Künſtlers iſt die Form, er hat in herrlichſter freieſter Sprache zu uns geſprochen und wenn die Typen der kernigen deutſchen Art in der Wirklichkeit ſich einſt verwiſchen ſollten, ſo bleiben ſie doch in Dürers Werken treu und wahr der Nachwelt erhalten.

Wir Nürnberger aber können mit Recht ſtolz darauf ſein, dieſen Auserwählten unſern Landsmann im engern Sinne heißen zu dürfen. Sein Ruhm iſt unſer Ruhm. Möge die Dankbarkeit für ihn in unſern Herzen nie erlöſchen. Denn der traditionelle Ruf Nürnbergs, als eine kunſt- und erfindungsreichen Stadt rührt aus jener Zeit, deren ſchönſtes Meteor eben Dürer war.

Rundschau über die neueren holländischen Dichter.

Von

G. Arnold.

Man ist in Deutschland am wenigsten geneigt, sich für die holländische Sprache und Literatur zu interessiren, weil man häufig in dem Wahne lebt, diese Sprache sei eigentlich nur ein verdorbenes Deutsch und weil man sich von den zuweilen absonderlich klingenden Wörtern, ob man sie nun höre oder lese, besonders dann, wenn man die Bedeutung derselben nicht kennt, nur zu leicht verführen läßt, das ganze Idiom lächerlich zu finden. Wir können nicht ganz in Abrede stellen, daß diese Anschauung etwas für sich hat, daß es wirklich komisch für ein deutsches Ohr klingt, wenn man hört: Vorst der Verschrikking, für Schreckensfürst, mijn zoete meisje, für mein süßes Mädchen, een lustig geboomte, ein anmuthiges Gehölz, men hoerde een verward gedommel in de vergadering, man hörte ein verwirrtes Getöse in der Versammlung. Ebenso fällt es uns auf, daß Wörter, die uns ganz deutsch anmuthen und die wir zu verstehen glauben, eine ganz andere Bedeutung haben, wie z. B. bellen klingeln, ijlen irre reden, gasthuis Spital, geschikt fittsam, grijs grau, laster Verleumdung, verrukt entzückt, vervelen lange Weile haben, verspreken sich versprechen, verstellen auslassen. Vollends zum Lachen reizt es, wenn wir überall unser gemüthliches Du vermissen und Bellamy z. B. den

Frühling mit Sie anredet und ganz ergebenst fragt, warum Fräulein Lenz (denn der Frühling ist generis feminini) so lange ausgeblieben sind, oder wenn man uns sagt: Ik heb het boek gekocht, dat gij mij aangeprezen hebt. Ich habe das Buch gekauft, das Sie mir empfohlen haben.

Aber man würde dieser Sprache großes Unrecht anthun, wollte man sie nach einem solchen Maßstab beurtheilen. Nur wer tiefer in eine Sprache eingeht, nur wer sie versteht und ihren Geist erfaßt hat, kann sie beurtheilen. Ein solcher findet aber auch im Holländischen so viel Schönes und Eigenthümliches, so viel folgerichtige Entwicklung und Fortbildung, daß er bald genug von der irrigen Meinung zurück kommt, es sei nicht viel besser als eine Dialektform des Deutschen und wenn man endlich in diesem Idiom ebenso edle und erhabene als liebliche und witzige Schilderungen liest, so ist es kein Wunder, daß man sich in dasselbe hineinlebt und Hochachtung, ja selbst Begeisterung dafür empfindet.

Es ist hier nicht der Ort, diese Sprache kritisch zu würdigen, wir möchten auch dazu bei unserer nur oberflächlichen Kenntniß derselben kaum befähigt sein, wohl aber dürfen wir darauf hinweisen, daß in dieser Sprache sehr tüchtige Männer geschrieben und gedichtet haben und zwar schon zu einer Zeit, wo wir Deutsche noch recht arm an eigentlichen Dichtern waren. Damals lebte in Holland ein Vondel, dessen lyrische Gedichte alles übertreffen, was bei uns gleichzeitig die schlesische Dichterperiode lieferte und dessen Tragödien weit über die eines Gottsched und seiner Nachfolger hinausragen. So war Jacob Cats, der schon 1660 gestorben ist, einer der fruchtbarsten und geistvollsten Dichter, den man bald mit Ovid, bald mit Lafontaine vergleicht, so waren es damals Männer, wie Hooft und Jan Antonisz, die ihre Sprache rasch auf eine hohe Stufe der Voll-

kommenheit brachten, indem sie sie vom alten Sauerteig reinigten und antike Werke in ihr nachbildeten. In der spätern Zeit folgten eine Reihe bedeutender Capacitäten, die wir später näher ins Auge fassen werden. Man war außer tüchtigen eigenen Produktionen bemüht, die Meisterwerke anderer Nationen sich eigen zu machen und hat dies meist mit großem Glück gethan. Wir erinnern hier nur an Hooft's treffliche Uebersetzung des Tacitus, an Vondel's Uebertragung des Ovid und Virgil, an Grönevelds Nachbildung des Klopstock'schen Messias, wie bessere kein anderes Volk aufzuweisen hat und an Bilderdijks Gesänge des Ossian. An guten alten Volksliedern ist Holland sehr reich, wie uns Hoffmann v. Fallersleben in seinen horae belgicae nachgewiesen hat, und daß dieser tüchtige Kenner alter und mittelhochdeutscher Sprache sich durch die anmuthige Schlichtheit und den Wohllaut des Niederländischen angeregt gefühlt hat, während seines Aufenthalts in Leyden selbst einige altniederländische Volkslieder zu dichten, die sogar ein Bilderdijk für echt hielt und die ins Deutsche übersetzt in Talvi's und Wolff's Sammlungen als Perlen niederländischer Volkspoesie strahlen — liefert den Beweis, wie sehr ihm die Sprache zugesagt haben muß. Auch die Prosa ist durch wissenschaftliche Schriften aller Art sehr verbessert und zeichnet sich durch einfache Klarheit und bewältigende Kraft aus. Mit einem Wort, die holländische Sprache hat ihre Berechtigung so gut wie jede andere und die in ihr geschriebenen Werke machen Anspruch auf die Beachtung aller Völker, wie viel mehr auf die des Brudervolkes, der Deutschen.

Es soll übrigens auch durchaus nicht verlangt werden, daß die verehrlichen Zuhörer uns zu Liebe holländisch lernen, ja selbst nicht einmal, daß sie die alten Herren Vondel, Cats ꝛc. in Uebersetzungen lesen. Diese Männer haben für ihre

Frühling mit Sie anredet und ganz ergebenst fragt, warum Fräulein Lenz (denn der Frühling ist generis feminini) so lange ausgeblieben sind, oder wenn man uns sagt: Ik heb het boek gekocht, dat gij mij aangeprezen hebt. Ich habe das Buch gekauft, das Sie mir empfohlen haben.

Aber man würde dieser Sprache großes Unrecht anthun, wollte man sie nach einem solchen Maßstab beurtheilen. Nur wer tiefer in eine Sprache eingeht, nur wer sie versteht und ihren Geist erfaßt hat, kann sie beurtheilen. Ein solcher findet aber auch im Holländischen so viel Schönes und Eigenthümliches, so viel folgerichtige Entwicklung und Fortbildung, daß er bald genug von der irrigen Meinung zurück kommt, es sei nicht viel besser als eine Dialektform des Deutschen und wenn man endlich in diesem Idiom ebenso edle und erhabene als liebliche und witzige Schilderungen liest, so ist es kein Wunder, daß man sich in dasselbe hineinlebt und Hochachtung, ja selbst Begeisterung dafür empfindet.

Es ist hier nicht der Ort, diese Sprache kritisch zu würdigen, wir möchten auch dazu bei unserer nur oberflächlichen Kenntniß derselben kaum befähigt sein, wohl aber dürfen wir darauf hinweisen, daß in dieser Sprache sehr tüchtige Männer geschrieben und gedichtet haben und zwar schon zu einer Zeit, wo wir Deutsche noch recht arm an eigentlichen Dichtern waren. Damals lebte in Holland ein Vondel, dessen lyrische Gedichte alles übertreffen, was bei uns gleichzeitig die schlesische Dichterperiode lieferte und dessen Tragödien weit über die eines Gottsched und seiner Nachfolger hinausragen. So war Jacob Cats, der schon 1660 gestorben ist, einer der fruchtbarsten und geistvollsten Dichter, den man bald mit Ovid, bald mit Lafontaine vergleicht, so waren es damals Männer, wie Hooft und Jan Antonisz, die ihre Sprache rasch auf eine hohe Stufe der Voll-

kommenheit brachten, indem sie sie vom alten Sauerteig reinigten und antike Werke in ihr nachbildeten. In der spätern Zeit folgten eine Reihe bedeutender Capacitäten, die wir später näher ins Auge fassen werden. Man war außer tüchtigen eigenen Produktionen bemüht, die Meisterwerke anderer Nationen sich eigen zu machen und hat dies meist mit großem Glück gethan. Wir erinnern hier nur an Hooft's treffliche Uebersetzung des Tacitus, an Vondel's Uebertragung des Ovid und Virgil, an Grönevelds Nachbildung des Klopstock'schen Messias, wie bessere kein anderes Volk aufzuweisen hat und an Bilderdijks Gesänge des Ossian. An guten alten Volksliedern ist Holland sehr reich, wie uns Hoffmann v. Fallersleben in seinen horae belgicae nachgewiesen hat, und daß dieser tüchtige Kenner alter und mittelhochdeutscher Sprache sich durch die anmuthige Schlichtheit und den Wohllaut des Niederländischen angeregt gefühlt hat, während seines Aufenthalts in Leyden selbst einige altniederländische Volkslieder zu dichten, die sogar ein Bilderdijk für echt hielt und die ins Deutsche übersetzt in Talvi's und Wolff's Sammlungen als Perlen niederländischer Volkspoesie strahlen — liefert den Beweis, wie sehr ihm die Sprache zugesagt haben muß. Auch die Prosa ist durch wissenschaftliche Schriften aller Art sehr verbessert und zeichnet sich durch einfache Klarheit und bewältigende Kraft aus. Mit einem Wort, die holländische Sprache hat ihre Berechtigung so gut wie jede andere und die in ihr geschriebenen Werke machen Anspruch auf die Beachtung aller Völker, wie viel mehr auf die des Brudervolkes, der Deutschen.

Es soll übrigens auch durchaus nicht verlangt werden, daß die verehrlichen Zuhörer uns zu Liebe holländisch lernen, ja selbst nicht einmal, daß sie die alten Herren Vondel, Cats ꝛc. in Uebersetzungen lesen. Diese Männer haben für ihre

Zeit und für ihre Nation viel gewirkt, für die unsrige paßt nur noch weniges und dies müßte unserem verfeinerten Geschmack in einer andern Form aufgetischt werden, wenn es uns ansprechen sollte. Es ergeht uns ja nicht besser mit unseren eigenen Heroen einer frühern Periode. Wer liest jetzt wol noch unsers Opitz poetische Wälder und wie gefällt den verehrlichen Damen wohl die 53ste Nummer von dessen sogenannten „Ueberschriften", welche also lautet:

Ueber Strobels Abbildung eines Frauenzimmers;

Wem seh ich, oder wer sieht mir vom Bilde zu?
Hat's die Natur gemacht, Herr Strobel oder du?
O Bild! o nicht ein Bild! dies lieblich Seh'n, dies Lachen,
Den Hals, dies Haar, den Mund, kann dies der Pinsel machen?
Wo bleibet denn der Geist? das Antlitz ist allhier:
Der Geist sei wo er will, das Mensch steht doch bei mir:
Es lebet oder muß je etwas in ihm leben,
Bist du Bild oder Mensch? Wilt du nicht Antwort geben?

„Das Mensch" ist kein Druckfehler, sondern kommt öfter vor; so redet er einen Meuchelmörder an:

O du unmenschliches Mensch, was Leidens Sein und Schmerzen
Gleicht deiner bösen That!

Und doch wird dieser Mann, der die erste schlesische Dichterschule gestiftet hat, der Vater und Wiederhersteller der neuern deutschen Dichtkunst genannt, seine Zeit betete ihn an, die fruchtbringende Gesellschaft zu Weimar gab ihm den Beinamen „der Gekrönte" und seine Jünger hießen ihn den deutschen Orpheus und Apoll, obschon dies Paul Flemming vielleicht mit mehr Recht verdient hätte, der jedenfalls, wenn auch nicht so belesen und gelehrt als Opitz, doch eine kräftigere lebensfrischere Natur und ein bei Weitem genialerer Geist war.

Opitz hat mit Cats, der 1577 geboren wurde und wichtigen Staatsämtern vorstand, große Aehnlichkeit und wie keine

deutſche Literaturgeſchichte geſchrieben werden kann, ohne Opitz einen Hauptplatz darin einzuräumen, ſo müßten wir, wollten wir die geſammte poetiſche Literatur der Niederlande abhandeln, dem großen Cats ein ganzes Kapitel widmen. Da wir aber nur einen flüchtigen Blick auf die neueren Dichter werfen wollen, ſo ſind wir glücklicher Weiſe von dieſer Verpflichtung entbunden. Welches Intereſſe könnte es auch für uns haben, das in langweiligen Alexandrinern geſchriebene Gedicht „Trauring und Probirſtein“ durchzugehen, welches mit der Hochzeit des erſten Menſchenpaares beginnend, alle Heirathen der jüdiſchen Stammväter, der Römer und Griechen beſchreibt und endlich eine Menge abſonderlicher Fälle bis ins kleinſte Detail zum Nutz und Frommen jedes Heirathkandidaten mit einer ſalbungsreichen Geſchwätzigkeit erzählt. Dieſes auf 882 Seiten verarbeitete Opus iſt der berühmten Cölnerin Anna Maria v. Schurmann zugeeignet und heißt auch „der Welt Anfang, Mittel und Ende“. Nicht weniger weitſchweifig iſt ein anderes Gedicht „die Heirath“, wo das Weib durch alle Stadien der Entwicklung und des Lebens als Kind, Mädchen, Jungfrau, Braut, Frau, Mutter, Wittwe und Greiſin ſo ſcharf betrachtet wird, daß auch nicht ein Fleckchen an ihr unbeſchrieben bleibt und wir genau wiſſen, was ſie von ihrer Geburt bis zu ihrem Tode in jeder Stunde des Tags oder des Nachts thut oder zu thun hat. Es ſind darin höchſt treffliche Lehren gegeben, wie man eine gute Amme dingt, wie man das Küchengeſchirr blank erhält, wie man eine Kinderſtube einrichtet und die Wäſche ausbeſſert, kurz es gibt für jedes Vorkommniß im bürgerlichen Leben einen höchſt ſoliden Rath, es iſt ein großes Rezeptlexicon der Haushaltung in allen ihren Formen. Das Heirathen und der eheliche Stand iſt nun einmal ein Lieblingsthema unſeres Cats und ſo behandelt er es denn zum drittenmale in

einem Poem, betitelt „Abbildung der Heirath in einer Fiſchreuſe.“

Dazu iſt in der Amſterdamer Prachtausgabe von 1700 ein großer Kupferſtich gegeben, wo die Fiſchreuſe ihren rieſigen Rachen aufſperrt, dem viele Paare von allen Seiten zueilen. Die Reuſe iſt mit einem Strick an einen Pfahl gebunden, woran Meiſter Tod mit einem großen Fleiſchbeil ſteht, um das Tau durchzuhauen, wenn das eheliche Glück ein Ende haben ſoll,

Der ſchließt allein das Werk, der kappt die Banden ab
Die Ruhe die man ſucht, findt man zuerſt im Grab,

ſagt die Explikation des Bildes.

Erlauben Sie, daß ich Sie noch auf ſeine „klagenden Jungfrauen“ aufmerkſam mache. Es iſt eine intereſſante Geſellſchaft, dieſe Hagar, Themar, Dina (Tochter des Erzvaters Jakob) Jephta, Suſanna, die Tochter des Herodias, Lucille, Tochter Mark Aurels, und die fünf thörichten Jungfrauen dazu, die uns alle ihren Jammer in herzbrechenden Tiraden vorweinen; zu ihnen geſellt ſich auch noch eine Verliebte, eine am Ohr Verwundete, eine unſchuldig Verleumdete, ein Jüngling, der am Auge verletzt iſt, ein Alter, der kein Geld hat. Ich hielte es für eine Sünde, Ihnen etwas daraus vorzuleſen. Einem anderen Gedicht, in dem er das menſchliche Leben mit den verſchiedenſten Gegenſtänden vergleicht, gibt er den ſonderbaren Titel: „die Todtenkiſte für die Lebendigen“. Er weiß überhaupt alle Vorkommniſſe zu Gedichten auszubeuten. In ſeinen „zufälligen Gedanken“ liefern ihm die abſonderlichſten Dinge Stoff zu poetiſchen Expektorazionen ſ. z. B. das Fühlen des Nagels an der Zehe, der ihm ins Fleiſch wächſt, das rheumatiſche Vorgefühl im Körper, wenn ſich das Wetter ändern will, das Ausreißen eines Zahnes, das Billigerwerden der Fiſche auf dem Markte, das Raufen der Straßenjungen u. ſ. w.

Uebermäßig prosaisch und ganz in der Manier des weiland höflichen Schülers und Magister Graf gedichtet, sind die Mittel zur Erhaltung der Gesundheit, worin er unter andern über das Bier den höchst geistreichen Sinnspruch abgibt:

Hast du ein Bier im Faß, so schon beginnt zu sauern,
Schau nach ein Bessres aus, das lange pflegt zu dauern,
Dieweil ein saures Bier dem Magen weiblich schadt,
Doch wenn es klar und frisch, sehr guten Nutzen hat.

und vom Käse heißt es mit echt holländischer Begeisterung:

Ich sind auch einige, so von dem Käse schreiben,
Daß sie vom wahren Ziel noch weit entfernet bleiben,
Es schreiben ihrer viel zum Nachtheil von dem Käs,
Doch ist das meiste Zeug kaum werth, daß man es les.

Mit diesem Ausspruch können wir uns bezüglich dieser Reimereien und der „80jährigen Betrachtungen", worinnen alle Lebensmittel und Getränke, alle menschlichen Verrichtungen und Zustände besonders der Frauen poetisch verarbeitet sind, vollkommen einverstanden erklären.

Nachdem Cats noch „Gedanken über schlaflose Nächte" verfaßt hat, die freilich an den hohen Schwung von Young's Nachtgedanken nicht reichen, aber doch viel Gutes enthalten, beschreibt er endlich sein „82jähriges Leben" an seine 14 Kindeskinder zur Nachricht in so und so viel Versen auf 100 Seiten und wird dann auf seinem schönen Gute „Sorgflieht" (eine Art von Sanssouci) im Jahr 1660 zu seinen Vätern versammelt.

So viel des Breiten, Trivialen und Hausbackenen und doch war dieser Mann ein Heros der niederländischen Dichtkunst! — Er ist eigentlich ihr Schöpfer, er brachte die holländische Sprache auf eine Höhe, die sie eingereiht hat in die erste Linie der übrigen europäischen Sprachen. Neben seiner großen Gelehrsamkeit und Sprachenkunde, die ihn befähigte, die besten Geistesprodukte des Auslandes zu lesen und theilweise zu übertragen,

war es sein heilsames Bestreben, Volks- und Sittendichter zu sein. Die Absicht, dem großen Publikum verständlich zu werden, es durch seine Schriften zu belehren, zu bessern und zu erheben, ließ ihn nicht selten zu platten Ausdrücken, gemeinen Bildern und Wendungen greifen. Der Dichter mußte zuweilen langweilig und monoton sein, der Volkscharakter selbst verlangte praktische Ausführungen und materielle Grundlagen mehr als abstrakte Ideen, er wollte sich selbst lesen und sein schlichtes Bürger- und Bauerleben und es durfte daher eine gewisse derbe Kleinmalerei nicht fehlen. Dafür ist aber auch ein Jahrhundert lang nach seinem Tode „das Buch vom Vater Cats" bei ehrbaren Bürgern aus dem Mittelstande das erste Buch nach der Bibel geblieben und als kein Wunder erscheint es demnach, daß so viele Prachtausgaben von seinen Werken veranstaltet werden konnten.

Sein Zeitgenosse Vondel, 1587 zu Cöln geboren, der Sohn einer aus Brabant geflohenen Mennonitenfamilie und frühzeitig nach Amsterdam zurückgeführt, theilt sich mit ihm in das Verdienst, eine Glanzperiode in der Niederländischen Literatur hervorgerufen zu haben, nur ist das von ihm angebaute Feld ein ganz anderes. Er ist der Schöpfer der Satire bei den Holländern, er schrieb jene politischen und Heldengedichte, die zündend in die Herzen der Nation fielen, und ihn zu ihrem Liebling machten. Barneveldt's Schafott begeisterte ihn zu seinem „Palamedes" einer politischen Polemik, die ihm viele Verfolgungen zuzog, welcher rasch nach einander ähnliche Meisterwerke wie: die Städtekrone Friedrich Heinrichs, Waffenstillstand zwischen Polen und Schweden, die Eroberung von Grol ꝛc. ꝛc. folgten. Von nun an wandte sich Vondel zur dramatischen Poesie, worinnen er so Gewaltiges leistete, daß man sagen darf, er sei vielleicht nur von Shakespeare übertroffen, von

Racine und Schiller nur erreicht worden. Hier sind zu nennen sein Meisterwerk Gijsbrecht von Amstel, mit welchem 1637 das neue Schauspielhaus in Amsterdam eingeweiht wurde und die späteren nach seinem Uebertritt zur katholischen Kirche geschriebenen Dramen: Maria Stuart, Luzifer, Jephta, das zerstörte Jerusalem 2c. 2c., in welchen Stücken er mit außerordentlichem Glück den Chor der Alten wieder einführte. Wir bedauern es lebhaft, daß es uns bei dem Zwecke unseres Vortrags nicht vergönnt ist, Proben aus diesen Chören einzuschalten, die im Gijsbrecht, im Luzifer, in Jephta in herzerschütternder Weise auftreten und in Holland heute noch gekannt und bewundert werden. Wenn Vondel auch als Lyriker sein außerordentliches Talent beurkundete, so war er doch eigentlich, wie ein holländischer Kritiker sich ausdrückt: ein Dichter für Könige und Helden. Er starb 1679 und mit ihm und Pieter Corneliszon Hooft 1627—1647 ward, wie Gräße in seinem Handbuch der Literärgeschichte treffend sagt, die alte klassische Schule nach griechischen Meistern zu Grabe getragen.

Die verehrlichen Zuhörer wollen mir verzeihen, wenn ich über diese beiden Dichter mich etwas weitläufiger ausgelassen habe, als es eigentlich hieher gehört; aber es schien mir nothwendig, den Standpunkt näher zu erörtern, auf den eine frühe Zeit schon die holländische Poesie gehoben hatte. Es ist diese Periode ihr sogenanntes goldenes Zeitalter, worauf leider ein bleiernes folgte, in welchem zwar die Wissenschaften, besonders Philologie und Arzeneikunde große Fortschritte machten, dagegen die Dichtkunst ziemlich in Verfall gerieth, so daß kein hervorstechender Name angeführt werden kann.*) Erst um die Mitte

*) außer etwa Hubert Poot, welcher von 1689—1733 lebte und Hollands bester Naturdichter war, dessen mythologische Erzählungen von echtem Humor sprudeln.

des 18. Jahrhunderts fing man an, ſich wieder von der Nachäfferei der Franzoſen frei zu machen und wie ähnlich in Deutſchland, gab man ſich Mühe von Neuem zum Nationalbewußtſein zu gelangen. Hier ſtoßen wir auf Rhijnvis Feith, geboren 1753 zu Zwoll, ein ebenſo religiöſer als für das Vaterland begeiſterter Sänger und Jan Frederik Helmers, Kaufmann zu Amſterdam, der 1813 geſtorben iſt, glühend für Freiheit nnd Vaterland, ein muthiger Streiter in geharniſchten Oden gegen die franzöſiſche Zwingherrſchaft, den nur der Tod von der ihm drohenden Gefangennehmung befreite. Seine 1799 veröffentlichte Ode an Napoleon iſt eines der erhabenſten Erzeugniſſe der niederländiſchen Poeſie voll Feuer und Leben. Mit dieſen Männern und deren Zeitgenoſſen Bellamy, Bilderdijk, Tollens, denen ſich ſpäter Simons, Spandaw, Loots, Immerzeel, da Coſta und viele andere anreihen, wurde es auf dem holländiſchen Parnaſſe in erfreulicher Weiſe lebendig. Man begegnet da ſo trefflichen Erzeugniſſen der Muſe, daß ich dem Drange nicht widerſtehen konnte, in dieſem Kreiſe darauf aufmerkſam zu machen, um ſo mehr als davon ſo ſelten und ſo wenig ins Deutſche übertragen worden iſt. Immerhin habe ich aber, bei den Proben, die ich mittheilen will, in gedoppelter Hinſicht um Nachſicht zu bitten. Einmal konnte die Wahl derſelben nicht immer ſo geſchehen, daß damit die Eigenthümlichkeit und die Vorzüge des resp. Verfaſſers am Schlagendſten nachgewieſen werde, denn in den meiſten Fällen ſtanden nur vereinzelte Nummern zu Gebote, und manche, die ich gerne gebracht hätte, mußten ihrer Länge wegen zurückbleiben; zweitens habe ich alles, was ich gebe, ſelbſt überſetzt und wenn ich auch, ſo weit möglich, bemüht war, das Gedicht mit ſtrengerm Feſthalten an das Versmaß des Originals wort- und ſinngetreu wiederzugeben, ſo weiß ich doch ſelbſt zu gut, was

dazu gehört, als daß ich nicht fühlen ſollte, wie ſehr ich der ſchonenden Beurtheilung darin bedürfe. Folgen Sie mir nun in den Dichtergarten der Niederlande, ich zweifle nicht, es wird manch liebliche Blüthe ſich vor Ihnen entfalten. Den Reigen eröffne

Jacobus Bellamy, geboren 1757, geſtorben im jugendlichen Alter von 29 Jahren. Ihm wurde es nicht an der Wege geſungen, daß er zum Dichter emporblühen würde und elbſt als Bäckerjunge verdarb er zwar nicht ſelten das Brod, indem er phantaſtiſchen Träumen nachhing, ſchuf aber wenig mehr als Stylübungen und Verſuche im Reimen, die ſein Gönner Pfarrer Fe. Water corrigirte. Weil aber dieſer brave Mann erkannte, daß in dem jungen Brodkünſtler ein gewaltiger Eifer für die Wiſſenſchaften brannte, warb er noch einige Menſchenfreunde zur Unterſtützung deſſelben und ſo gelang es, den jungen Mann 1779 aus der Backſtube zu nehmen und 1782 anf die Univerſität Utrecht zu ſenden. Da dieſe Stadt ſich damals in einer politiſchen Gährung befand und unſer Bellamy zufällig einen bekannten und beliebten Volksführer zum Hausgenoſſen hatte, konnte es nicht fehlen, daß der brauſende Jüngling bald ſeine Leier in patriotiſchen Geſängen ertönen ließ, die dem Geiſt der Zeit angemeſſen waren und ſehr viel Beifall fanden. Dieſe ſo wie eine Auswahl ſeiner Jugendgedichte ließ er anonym erſcheinen, erſt ſpäter gab er unter ſeinem Namen „Geſänge“ heraus, in welchen beſonders die „Klage einer unglücklichen Geliebten“ beliebt und mehr oder weniger zum Volkslied wurde. Er ſchrieb es wohl mit ſeinem eigenen Herzblute, denn eine glühende Liebe zu einem Mädchen, die, über ihm ſtehend, durch eine weite Kluft von ihm geſchieden war und deren Beſitz er erfolglos anſtrebte, hatte ſein ganzes Sein erfaßt und dieſem verzehrendem Feuer erlag

der jugendliche Dichter, bereits der Ruhm seines Vaterlandes, im Jahr 1786. Sein geliebtes Mädchen verherrlichte er unter dem Namen „Phyllis“ in vielen seiner Lieder und ein solches hören Sie jetzt mit der Ueberschrift:

Mein Geburtstag.

Von Bellamy.

Einstmals an meinem Geburtstag,
Als ich kleiner Knirps in der Wiege lag,
Kam tanzend und lachend mit Pfeil und Bogen
Schalk Amor zu mir in die Stube geflogen;
Und überlaut rief er von ferne schon:
Heil dir du kleiner junger Patron!
Du wirst — und damit kam er heran
Und schaute mich freundlich im Bettchen an,
Du wirst, sollt' ich mich nicht gänzlich betrügen
Als treuer Vasall zur Frau Venus dich fügen,
Die schönste Perle in ihrer Kron,
Das zeigt sich auf deinem Gesicht'chen schon.
Der Zug der Liebe ist nicht zu verkennen,
Ich darf mich darin wohl Kenner nennen! . . . .

Man sagt, daß ich schnell aufgewacht
Als er das letzte Wort gesagt
Und gleich als könnte ich's verstehen
Ihn lächelnd habe angesehen.
Seht, ruft Cupido und küßte mich
Hält meine Prophezeihung Stich?
Das Kind es lacht mir freundlich zu!
Mit Recht mein süßer Knab bist du
Ob meines Hierseins hoch erfreut:
Was nur das Leben Schönes beut,
Durch mich sollst du es einst genießen,
Dir sollen tausend Blumen sprießen,
Für dich muß unter jedem Mieder
Es pochen . . . . Seht, da lacht er wieder!
Ja Junge, werde nur bald groß,
Dann kommt ein hübscher Spielgenoß,

Ein Mädchen wunderſchön und zart
Mit Sanftmuth holder Scherz gepaart . . . .
Du lachſt und kennſt die Kränze nicht,
Die Liebe ihren Jüngern flicht.
Komm her, ein Küßchen ſei noch mein,
Dann ſchlummre fröhlich wieder ein.

So ſprach Gott Amor — und war fort.
Der Schäker hielt mir redlich Wort.
Kaum zog ich aus die Kinderſchuh,
So war er mit mir Du und Du.
Oft führt er mich ins Waldesgrün
Und zog auf's weiche Moos mich hin,
Da hörten ringsum wir erſchallen
Das ſanfte Lied der Nachtigallen.
Ich will dir, ſprach der loſe Wicht,
Auch lehren wie man im Gedicht
Erhebt des Herzens ſtille Luſt
Und rühret ſo der Schönen Bruſt.
Da ſchenkte er aus Elfenbein
Mir eine Leier zart und fein
Und lehrte mich zu Freud und Klagen
Die Silberſaiten kunſtvoll ſchlagen.
Doch ob's mir ziemlich auch gelungen
Und manches Liedlein ich geſungen,
Erſt dann lernt' ich die zartern Weiſen
Und würdig erſt die Minne preiſen,
Als er mir meine Phyllis gab.
Nun ſing und ſpiel ich bis ans Grab
Nichts anders als die ſüßen Freuden,
Die ihre Augen mir bereiten.
Und drückt mich auch des Alters Reif,
Sind einſt die Finger krumm und ſteif,
Sind Kraft und Jugend längſt entfloh'n,
Der Liebe gilt der letzte Ton! —

Gott hatte es anders mit ihm vor, des Alters Reif legte ſich nicht auf ſein Haupt, aber einen Lorbeerkranz hat die Nation darum gewunden, der nie verwelken wird. Bellamy

ist viel mit Gleim und Hölty verglichen werden. Er ist gleich liebenswürdig in seinen fröhlichen, tändelnden Liedern, die von Jugendfrische strotzen, als in seinen Vaterländischen Gesängen und ernsteren reflektirenden Elegien und Oden und was hauptsächlich erwähnt werden muß, er war der erste, der neben van Alphen, nur mit mehr Glück als dieser, sich des Reimes entäußerte, der bis dahin den Niederländer Dichtern unerläßlich schien. Sein Meisterwerk „Röschen" ist ein würdiger Vorläufer der Voß'schen Luise, eine Zeländische Idylle voll prächtiger Natur-Charakter- und Sittenschilderungen und doch wieder so einfach und wahr, daß die Niederländer noch heute mit Recht stolz darauf sind. Seine Predigten, er studierte Theologie, zeichnen sich durch tiefes Gefühl und durch gewaltige Kraft der Sprache und ein für seine Zeit bedeutungsvolles Fernhalten vom starren Dogma aus; seine Verehrer auf diesem Felde nennen ihn den holländischen Sterne.

Ein unter ähnlichen Verhältnissen herangereifter, aber ungleich größerer Dichter ist Cornelis zoon Tollens, geboren 1780 zu Rotterdam. Ursprünglich zur Kaufmannschaft bestimmt, erhielt er keine gelehrte Bildung, aber natürliche Anlage sowohl als die politische Bewegung jener Zeit drängten das jugendliche Gemüth zu poetischen Versuchen, die sehr beifällig aufgenommen wurden und seinen Namen bald in weiteren Kreisen bekannt machten. Trotz des Widerstrebens seines Vaters, der durchaus einen Geschäftsmann aus ihm machen wollte, verließ er mit 17 Jahren das Comptoir und studierte unter der Anleitung des gelehrten und selbst dichtenden Buchhändlers Uylenbroek zu Amsterdam die Wissenschaften. Seine ersten Veröffentlichungen waren Uebersetzungen französischer Trauerspiele, denen eine Blumenlese aus französischen Dichtern folgte. Für die französische Literatur war er überhaupt sehr eingenommen und es ist nicht

zu verkennen, daß dieſe auf ſeinen Bildungsgang von bedeutendem Einfluß geweſen iſt. Bald darauf trat er indeſſen mit Originaldichtungen in ſeinen „Neuen Geſängen“ und „Idyllen“ auf und ſchrieb auch mehrere Stücke für die Bühne. Im Jahre 1806 gewann er durch ſein Gedicht auf den Tod Egmont's und Hoorne's die goldene Medaille der Akademie und von nun an erſchienen in faſt ununterbrochener Folge von ihm Werke auf Werke, die ihm mehr und mehr Anerkennung verſchafften und ihn bald zum Liebling der Nation machten. So ſchön einzelne dieſer Geſänge ſind, ich bezeichne zunächſt als unübertrefflich ſein „Lied an ein gefallenes Mädchen“, ſo finde ich doch beſonders die vaterländiſchen mit einer gewiſſen behaglichen Breite ausgemalt und in die Länge geſtreckt, die wenigſtens uns als Nichtholländer nicht überall anſprechen kann. Das oben erwähnte Preisgedicht hat ſechsundvierzig zehnſtrophige Verſe, die Schilderung der viertägigen Seeeſchlacht, zweiundfünfzig, Wilhelm I. ſogar ſechzig. Die Romanze von „Hermann de Ruiter“, jenem kühnen Ochſenhändler, der 1570 das Schloß Löwenſtein durch einen Ueberfall einnahm und dann, von den Spaniern belagert, ſich in die Luft ſprengte, hätte ich gerne übertragen, wenn ſie nicht ebenfalls zu lang und der Stoff von unſerer deutſchen Dichterin Luiſe v. Plönnies viel kürzer und anmuthiger behandelt worden wäre. So theile ich Ihnen daher nur zwei kleine lyriſche Gedichte mit:

Das gepflückte Blümlein.

Von Tollens.

Blümchen ſag: wohin die Blüthe?
Wer war ſo der Reize müde,
Daß er grauſam dich zerriſſen
Bettet auf der Steine Kiſſen?

Schnell entflieht der Schönheit Wahn
Liebes Lieschen, denk daran.

Gestern sah man ros'ge Strahlen
Sich auf deinen Blättern malen,
Armes Blümchen! Heute kühlet
Seinen Zorn der Sturm und wühlet
In dem dürren Kelch herum.
Liebes Lieschen, merk dir's drum.

Welkes Spiel von rauhen Lüften!
Gestern konnt'st mit Balsamdüften
Und mit Farbenschmelz uns grüßen,
Heute tritt man dich mit Füßen
Und kein Zephir weint dir nach:
Höre Lieschen, was ich sprach.

Armes Blümchen, liegst im Staube
Einer rohen Hand zum Raube,
Thöricht Pflücken, muß ich sagen,
Schlimme Frucht hat es getragen.
Blumen sind gar rasch zerstört,
Lieschen, merk was du gehört.

Thränen.

Von Tollens.

Lastet euch das Elend schwer
Auf dem bangen Herzen,
Krümmt die Seele ängstlich sich
Unter ihren Schmerzen;

Trauernde, nicht unerhört
Seufzet ihr hienieden,
Seht, ein güt'ger Himmel hat
Thränen euch beschieden.

Iſt es euer hartes Loos:
Dulden und entbehren,
Selbſt das Bitterſte wird ſüß,
Habt ihr doch die Zähren.

Laßt ſie fließen ungeſcheut,
Wenn zu hart die Plagen,
Gab ſie doch der liebe Gott
Um das Leid zu tragen.

O, ich kenne wohl den Troſt
Der aus Thränen ſprießet,
Und mich jammert jenes Aug,
Dem kein Tropfen fließet;

Fühl's, wie Thränen unvermerkt
Uns den Buſen weiten,
Ach, ſie ſind ein kühler Thau
Auf den dürren Heiden.

Für das Weh gibt's keinen Arzt,
Für den Gram kein Mittel;
Aber weinen kann der Fürſt
Wie der Knecht im Kittel.

Brüder, Muth! O, wollet nicht
Euch verlaſſen wähnen,
Laßt der Freude ihre Luſt,
Dankt dem Herrn für Thränen!

Tollens iſt nicht frei von dem Vorwurf, den man im Allgemeinen den niederländiſchen Dichtern ſeit Cats machen kann, einer ſelbſtgefälligen Geſchwätzigkeit über häufig ziemlich unpoetiſche Themate, einer Gelegenheitsdichterei, die unter dem Schwall von hohlen Phraſen nur ſelten die Perle eines neuen und erhebenden Gedankens zum Vorſchein bringt. Reimereien wie: „An meine jüngſtgeborne Tochter", „Beim Tod meiner zweijährigen Tochter", „Auf die Augen meiner jüngſten Tochter", „Auf die

Geburt meines jüngſten Kindes", „Auf den Tod meiner 6jährigen Tochter", dann die vielen Geburtstagsgedichte hätten wenigſtens nicht gedruckt werden müſſen. Dafür hat er ſeine vaterländiſche Literatur mit einem Kranz von Juwelen geſchmückt, unter welchen als Prachtſteine „die Schlittſchuhfahrt", „die Hirſchjagd", „Dirck Willemsz", „die ſpaniſchen Gebrüder vor Haarlem" und vor Allem das 1819 abermals mit der goldnen Medaille gekrönte Meiſterſtück „die Holländer auf Nova-Zembla" (deutſch von Duttenhofer) hervorglänzen. Tollens iſt Kenner und Freund der deutſchen Literatur und hat viel von Schiller überſetzt. Er iſt in ſeinem Lande hochgeehrt, mit Orden geſchmückt und mit Auszeichnungen überhäuft. Ein Denkmal, das ihm ſeine Vaterſtadt errichten wollte, unterblieb durch ſeine Beſcheidenheit. Ihm iſt vor allen anderen eine reiche poetiſche Diktion und eine hohe Gewandtheit in der Sprache eigen, die ihn befähigt weniger gebräuchliche, ſonſt triviale Ausdrücke, ſelbſt techniſche Ausdrücke in ſeine Dichtungen einzuflechten und ihnen durch die Art wie er dies verſtanden hat, den Stempel höherer Weihe aufzudrücken.

Viel Aehnlichkeit mit Tollens aber nicht ſeine Bedeutung hat Hazo Albert Spandaw, ein Predigerſohn aus dem Dörfchen Vries, geboren 1775. Ein angebornes Talent ließ ihn frühzeitig die Leier ergreifen und mit Erfolg debütirte er in den von Uylenbroek herausgegebenen „kleinen poetiſchen Schriften". Er ſtudierte die Rechte und ward 1899 Advokat in Gröningen, ohne daß ihn jedoch die Muſen verlaſſen hätten, denn, außer zwei Dramen, erſchienen von ihm in verſchiedenen Zeiträumen Sammlungen zahlreicher ſchöner Geſänge, worunter „das Lob der Frauen" bei dem ſchönen Geſchlechte wie billig große Theilnahme für ihn erweckte. Aber auch die Männerwelt fühlte ſich mächtig ergriffen von ſeinen 1817 herausgegebenen

„Vaterländiſchen Poeſien und Liedern“ und mit ihnen trat er in die erſte Reihe der Sänger des Landes. Hören wir von ihm eines der beſten Stücke dieſer Sammlung:

Die Niederlande

von H. A. Spandaw.

Niederland! Niederland! Erb unſrer Väter!
Niederland! Theuerſter Fleck uns auf Erden!
Heilige Mutter, dir klinge dies Loblied,
Das deine dankbaren Söhne dir weihen.

Heilige Mutter, o laß dich verehren,
Sieh, wie voll Andacht wir ſchaun auf die Helden,
Die von der Glorie der Größe umſtrahlet,
Höheren Stolz in dem Buſen uns wecken.

Fremdling, ſag an mir das Volk, das im Streite
Mit der Natur und des mächtigſten Fürſten
Furchtbarem Zorn und des gläubigen Wahnes
Raſendem Wüthen doch Sieger geblieben.

Fremdling, ſag an mir das Volk, das erhaben
Hielt einſt die Waage Europas in Händen
Und dann gewaltig beim Sinken der Schaale
Feſt in der Gleiche gewahrt hat die Zunge.

Kennſt du, o Fremder, das Land, das die Fama
Wahrhaft dir ſchildert, ein Wunder faſt ſcheint es:
Schau auf die Karte, ein winziges Fleckchen,
Winzig fürwahr auch — es iſt unſer Holland.

Das Land, ſo Natur nicht aus reichem Füllhorn
Mit dem Segen der Liebe beglückt hat,
Eigene Schöpfung iſt es und Muth und Geduld
Haben den Wogen es kühn abgerungen.

Freiheit, o Freiheit! Du Tochter des Himmels,
Glänzend, o Göttliche, ſtiegſt du hernieder

Und dir wurden hier Tempel errichtet,
Da noch Europa in Ketten sich krümmte.

Freiheit und Handel! Hier wirktet zuerst ihr
Euere Wunder die staunend die Welt sah,
Und der Verbrüd'rung beseelende Bande
Schlang't ihr von hier um des Erdballes Völker.

Zeuge sei du, o Kastilien, dem Volke,
Vor dem dein heuchelnder König gezittert,
Gallien auch du und du mächtiges Albion,
Zeugniß auch geb uns dein brennendes Chattam.

Fremdling, dies Stückchen, das ist unser Holland;
Klein ist es zwar, doch mehr als Europa kann
Bieten es dennoch dir Weise und Helden,
Dichter auch mehr, die die Edlen besingen.

Wer kann sie nennen all, zahllose Namen!
Nassau und Evertsen, Tromp und die Ruyters;
Hoofden und Vondels und Groots, sie ewiglich
Leben im Herzen uns und im Gesange.

Diese glühende Begeisterung für sein Vaterland, dieser kühne Ausdruck eines tief gewurzelten Nationalbewußtseins charakterisirt den Holländer; diese stolzen Verse sind seinem Volke aus dem Herzen gesprochen und haben ihn zu dessen gefeierten Liebling gemacht. Lassen Sie uns nicht lächeln ob dieser Selbstschätzung, nennen wir sie weder hochtrabend noch übermäßig! Wollte Gott, es käme auch für uns die Zeit, wo wir heraustreten könnten aus unserer angebornen Bescheidenheit, die anderen Nationen sich stets freiwillig unterordnet und aus lauter Höflichkeit vergißt, daß sie, wenn nicht mehr, doch eben so viel Berechtigung hat als jene. Spandaw hat herrliche, gefühlvolle Lieder gedichtet, in denen er das häusliche Glück, das ihm blüht, die Familie, die Natur mit lebendigen Farben aus der Tiefe

eines fühlenden Herzens malt. Die „Seligſte Lebensſtunde“ welche die Wonne des Vaters mit ergreifenden Zügen ſchildert, wird als ſein beſtes Produkt in dieſem Genre bezeichnet.

Es liegt nahe, daß wir von dieſem Sänger übergehen zu Cornelius Loots, geboren 1764, der ebenfalls zur Handlung beſtimmt war, aber ſchon in ſeinem 14ten Jahre ſich mit dramatiſchen Verſuchen beſchäftigte und nach ſeiner Bekanntſchaft mit Uylenbroek und Helmers, (er heirathete des Letzteren Schweſter) ſich hauptſächlich durch ſeine patriotiſchen Lieder auszeichnend. Während der Napoleoniſchen Zwingherrſchaft ſchlug dieſer ächte Barde mit innerem Grimme in die tönenden Saiten und wurde nicht müde, ſein Volk aufzurufen und wach zu erhalten in der ſchweren Bedränguiß, obwohl er dadurch den Zorn des mächtigen Gebieters auf ſich lud und nur durch die energiſche Verwendung des Königs Louis Napoleon der bereits beſchloſſenen Verhaftung entging. Ich theile von ihm mit

Volkslied

von C. Loots.

Wilhelmus von Oranien,
So klang der Väter Sang,
Trotz ſei dir finſtres Spanien
Und Alba's eiſern'm Zwang!
Ein Volk, ſo fromm als kräftig,
Pflanzt auf den Speer und Hut:
Wilhelmus von Naſſauen!
Das war der Name gut.

Ein ruhiges Gewiſſen
Und feſten Muth in Gott,
Das hat die Schmach zerriſſen,
Verjagt die Henkersrott!
Wilhelmus von Oranien!
Schpll's donnernd einſt bei Briel,

Und drauf in wilder Seeſchlacht
Der Adler Spaniens fiel.

Auf Nieuports dürren Feldern
Stockt' Albert's Siegeslauf,
Da ſtieg aus blut'gen Wunden
Dies Lied von Helden auf.
O Sang, uns neu geſchenket,
Friſch über freien Sand:
Wilhelmus von Naſſauen!
Ertöne du durchs Land.

Dies Lied, wir wollen's ſingen
Und klirren hell dabei
Mit Lanzen und mit Schwertern
Zum Hohn der Sklaverei.
Das: Wilhelm von Naſſauen!
Erkling auf jeder Wacht
Und ſcheuch dem müden Krieger
Hinweg des Schlafes Nacht.

Es flattern unſre Fahnen,
Das Meer iſt aufgethan,
Stolz furchen unſre Schiffe
Die weite Wellenbahn;
Und wo man Anker windet
Und in die Fremde zieht,
Da: Wilhelm von Naſſauen!
Iſt Seemanns Scheidelied.

Und wenn zum Heimathſtrande
Der Kiel einſt kehrt zurück,
Gefüllt mit Cröſus' Schätzen
Und ausgießt Heil und Glück:
Dann jauchzt es auf der Rhede
Und durch den Hafen fort:
Wilhelmus von Naſſauen,
Willkommen in dem Port! —

Es scheint dies eine Umdichtung jenes berühmten Volksliedes zu sein: „Wilhelm von Nassauen bin ich von deutschem Blut“, das uns Hoffmann von Fallersleben in seinem horae belgicae II. Theil mittheilt und als dessen Verfasser Philipp Marnix, Herr v. Aldegonde, der treue Freund Wilhelms und Vertheidiger Antwerpens genannt wird. Es verdankt seinen Ursprung jener traurigen Hinopferung der Grafen Egmont und von Hoorne 1568 und bemüht sich, die Schuldlosigkeit Wilhelms von Oranien zu betheuern, wie denn der letzte Vers also schließt:

Vor Gott will ich bekunden und seiner großen Macht,
Daß ich zu keinen Stunden den König hab' veracht.

Wenn dieses alte Lied eine lange Zeit im Munde des Volkes sich erhalten hat, so ist dem des Loots mit vollem Recht ein gleiches Schicksal zu prophezeihen, da es mit dichterischem Feuer den Charakter jener großartigen Bewegung schildert, die der Holländer niemals vergessen wird. Bereits wird auch das Lied von Loots überall in Holland gesungen und gespielt. Als Mitbewerber von Tollens erhielt unser Dichter 1804 von der Gesellschaft für Sprache und Dichtkunde den I. Preis für sein „Lob des Hugo Grotius“ und später war es hauptsächlich das größere Gedicht „Lob des Bürgerstandes“, wodurch er einen großen Ruf erlangte. Er starb im Jahr 1834. Unter den Sängern für Freiheit und Vaterland nimmt Loots eine hervorragende Stellung ein — furchtlos und treu war seine Devise, er ist der Körner seines Volkes, das ihn als stets wachen Verfechter erkannt und lieben gelernt hat.

Ein durch und durch poetisches Talent ist endlich Adam Simons, der im Jahre 1805 zuerst theils Uebersetzungen aus dem Deutschen, theils Originaldichtungen veröffentlichte und später in seinen „Zerstreuten Gedichten“ die anerkennungswertheften Fortschritte zeigte. Der französische Druck ließ ihn die Noth

des bedrängten Vaterlandes mit ſeinem weichen Herzen doppelt fühlen und ſeiner beklemmten Bruſt entquoll jenes bittere, gramvolle Klagelied: „Vergeßt eure Abkunft, o Batavier!“ das ihm die Liebe ſeiner Landsleute im hohen Grade gewann. Im Jahre 1815 erhielt er die Profeſſur der holländiſchen Literatur zu Utrecht und hat ſich durch ſeine Abhandlung „Erinnerung an das Jahrhundert Friedrich Heinrichs von Naſſau,“ mit welchem die ruhmreiche Periode großartigen Aufſchwunges und kühner Thaten endete, auch als vortrefflicher Proſaiker gezeigt. Er kann in mancher Beziehung mit unſerem Chamiſſo verglichen werden, obwohl im Ganzen ſeine Gedichte jenes höheren Schwunges ſich nicht rühmen können, wie er uns z. B. in des Leztern Salas y Gomez vor die Seele tritt. Ich habe von ihm eine kleine aber charakteriſtiſche Poeſie überſetzt.

Der arme Mann.

Von A. Simons.

O, wie lang ſoll ich noch irren,
Hörſt du, Gott, mein Flehen nicht?
Könnt' ich doch den Tag erbitten,
Der das müde Aug mir bricht!

Will mir Keiner Hülfe bringen,
Am Verhungern bin ich ſchier,
Goldne Früchte an den Bäumen,
Reicher Herbſt, was nützſt du mir?!

Ha! Sie flehn um Himmelsſegen
Und das Korn füllt Scheu'r und Haus.
Bettl' ich, komm ich ungelegen,
Mich jagt man zum Dorf hinaus.

Seht da, eine Staatskaroſſe!
Und die Pferde glatt und fein:

Glaubſt wohl, Alter, ſie wird halten?
Da kannſt heiſer du dich ſchrei'n.

Arme Kinder — meine Kleinen
Die zerlumpt und bloß ihr geht,
O ich ſeh euch knirſchend zittern
Von dem kalten Wind umweht:

Schrecklich iſt's, euch leiden ſehen,
Ach, vergebens fleht ihr Brot,
Wärt ihr doch — verzeih die Sünde
Herr im Himmel, mit mir todt!

Will ſich Keiner denn erbarmen,
Sind wir Arme nicht wie Ihr
Menſchen auch und Eure Brüder,
Sind wir gleichen Rechts nicht hier?

Gebt uns was Ihr gebt den Hunden,
Gebt was Ihr nicht eſſen könnt,
Habt es niemals wohl empfunden
Wie des Hungers Flamme brennt!

O wie lang ſoll ich noch irren,
Hörſt du, Gott. mein Flehen nicht?
Könnt ich doch den Tag erbitten,
Der das müde Aug mir bricht!

Simons iſt ein gefühlvoller, leicht erregbarer Menſch, in deſſen Herzen jeder Eindruck ſich wie von ſelbſt zum klang- und ſangreichen Liede geſtaltet. Wenn ihm das Erhabene und Großartige weniger gelingt, ſo iſt dagegen Zartheit, Zärtlichkeit und Lieblichkeit ſein rechtes Element. Seine Poeſien ſind keine Feuerſäulen, die ſtrahlend, in gewaltiger Kühnheit, aus dem vulkaniſchen Boden brechen, aber ſie ſind ein friſcher, klarer Quell, der lebendig und befruchtend durch blumige Auen dahin rauſchet. Möchten wir von ihm, der jetzt auch ſchon am Abend

ſeines Lebens ſteht, noch manches gemüthliche Liedchen hören!

Auch die komiſche und ironiſche Poeſie iſt von den Holländern nicht unangebaut geblieben und ſeit Focquenbroch, geſtorben 1695, der die Aeneis noch ein wenig ärger als unſer Blumauer traveſtirte und Decker, geſtorben 1668, deſſen „Lob der Geldſucht" von vielem geſunden Witze zeigt, iſt in dieſem Genre viel Gutes geleiſtet worden, und müſſen wir hier neben dem ſchon erwähnten Poot auch des Lucas Rotgans, geſtorben 1710, gedenken, deſſen „Bauernkirmiß" ſehr ergötzliche Momente hat. In der neueren Zeit haben Eliſabeth Wolff und vor Allem Bilderdijk dafür ein ſchönes Talent an den Tag gelegt. Um dieſe Gattung nicht unrepräſentirt zu laſſen, theile ich Ihnen von van Oosterwijk Bruijn mit:

Der Thurmbrand.

Von J. van Osterwijk Bruijn.

Es brennt! rief einſt um Mitternacht
Der Wächter überlaut.
Es brennt! gellt's durch die Gaſſen fort,
Und allen Schläfern graut.
Feu'r, Bürger, Feuer, dran und drauf,
In Flammen geht der Kirchthurm auf!
Und Trommelſchall und Glockenklang
Trägt ſchnell die Mähr die Stadt entlang.

Es ſprang ein Jeder aus dem Bett
Riß auf ſein Fenſterlein:
Wo brennt's denn, Leute, ſaget an,
Wo mag das Feuer ſein?
Der Kirchthurm brennet lichterloh,
Ein Feuer iſt's wie Pech und Stroh,
Herbei die Spritzen! Waſſer her!
Sonſt retten wir die Stadt nicht mehr.

'ſ iſt weit von hier', der Eine ſprach,
Kroch in ſein Bett, der Wicht,
Ein Andrer meint: was geht's mich an,
Ich hab die Feuerwacht nicht.
Von mir aus brenn es wie es will,
Ein Dritter ſagts, ich bleibe ſtill;
Das Haus, auf dem ich Gelder hab,
Iſt hoch verſichert, brennt's auch ab.

Im andern Viertel aber, traun,
Ging's durcheinander bunt,
Wer in der Nähe Freunde hat
Der rennet fort zur Stund;
Und hätt' er in der Gegend doch
Vermiethet nur ein Kellerloch,
So eilt zum Löſchen er mit Fleiß
Und Gaffer kommen haufenweis.

Und Löſchgeräth bei Fackelſchein,
Und Spritzen voll und leer,
Und Schläuch' mit Löchern und auch dicht,
Und Leitern, rieſig ſchwer;
Und Feuerhaken, lang und roth,
Um einzureißen, wenn es Noth:
Was irgend nur zu finden war,
Das ſchleppte zu der Helfer Schar.

Die Nacht war in der guten Stadt
Verwandelt ſchier in Tag,
Da ſah man Menſchen allerlei
Von ganz kurioſem Schlag:
Den Pudermantel trug ein Zopf,
Das Sacktuch um den Hals ein Tropf,
Der trägt die Schlafmütz ſtatt des Huts
Und der Pantoffeln guten Muths.

Da war nicht Regel mehr noch Scham;
Gelehrte ſah, o Graus,
Perrückenlos man, die Aktrice
Ging ungeſchminkt vom Haus;

Dem Stutzer war die Brill' abhand,
Studenten ſah man ohne Band,
Ein junger Lieutenant lief fürwahr
Mit Papilloten in dem Haar.

Und immer höher ſtieg der Lärm,
Er tönt wie Sturmgebraus,
Man räumte flugs mit Ungeſtüm
Ringsum die Häuſer aus;
Denn jeder, der beim Thurme wohnt,
Glaubt ſich vom Feuer nicht verſchont
Und was nicht niet- und nagelfeſt,
Man nimmer an der Stelle läßt.

Der Schwarm kam endlich athemlos
Mit Spritzen voll von Naß
In wilder Haſt, ein toller Hauf,
Daher die Kirchenſtraß'....
Da war kein Rauch, und nirgends ſchlug
Die Lohe aus im Windeszug,
Nur tief im ſchwarzen Mauerſchrein
War hell zu ſehn ein Feuerſchein.

Halloh, ſchrie Alles, Männer, drauf!
Haut ein das große Thor,
Noch iſt das Feuer nicht ſo weit,
Wir kommen ihm noch vor.
Und Krach ſchlugs an die Eichenthür,
Krach fiel des Thurmes ſchöne Zier...,
Doch da vom Feuer keine Spur,
War Alles ſchwarz und finſter nur.

Nur nicht gefackelt, hier iſt nichts,
Hinauf, nur raſch hinauf!
Das Feuer züngelt unterm Dach,
Hinan im vollem Lauf!
Mit Leitern nun als wie der Blitz
Klomm man empor zur Thurmesſpitz,
Doch wie man ſteigt, vergebens ſpürt
Man rings, kein Fünklein exiſtirt.

Nichts ſah man, als den lieben Mond,
Der in ein Fenſter ſcheint,
Der hat den ganzen Lärm gemacht,
Es war nicht bös gemeint.
Er ſtrahlte durch das Mauergrau
Als ob im Feu'r der alte Bau,
Und offnen Maules, ſtill und leis,
Zog ſich zurück der Löſcher Kreis.

Am nächſten Morgen las man drauf
Am Stadthaus dieſes Wort:
Ein hoher Rath hat wohlbedacht
Verordnet ſo hinfort:
Von nun an ſoll bei Mondenſchein
Allhier bei uns kein Brand mehr ſein,
Und wer nicht fügt ſich dem Beſchluß,
Sogleich die Stadt verlaſſen muß.

Zur Faſtenzeit, wo Scherz und Luſt
Auf allen Gaſſen lacht,
Hat in der Nachbarſtadt ein Schalk
Des Vorfalls noch gedacht.
Man führt den Mond von Straß' zu Straß'
Und ſpritzt ihn voll ganz tropfend naß,
Und brummt ein Liedchen in den Bart:
Wie einſt der Mond gelöſchet ward.

Ein gleich ergötzliches Gedicht von demſelben Verfaſſer iſt mir noch zur Hand, es iſt betitelt: „der Sterngucker" und ſchildert einen Gelehrten, der ſich in die Betrachtung des Himmels ſo verſenkt hat, daß er einen Beſuch ganz und gar vergißt, der ſich unterdeſſen gemeldet und den er in ſein Speiſezimmer führen und dort hat warten laſſen. Endlich wird daſelbſt die Tafel gedeckt und eine gebratene Ente auf Kohlen aufgeſetzt, die ſo lieblich roch, daß der Beſuch, dem unterdeſſen vor lauter langer Weile ein bellender Hunger angekommen war, ſich nicht enthalten konnte, den Braten zuerſt zu belecken

und zuletzt, da der Astronom noch immer nicht erschien, zu verspeisen, worauf er im Gefühl seiner Unthat das Weite suchte. Aber, o Schrecken, als er schon an der Treppe war, kam der Professor von seinem Observatorium herabgestiegen, entschuldigte sich tausendmal ob seines langen Ausbleibens und nöthigte den Fremden mit in das Zimmer zurück, um sein Mahl mit ihm zu theilen. Voller Angst ließ sich dieser endlich auch dahin schleppen und meinte schier in die Erde zu sinken, als der gute Mann den Deckel von der Pfanne hob und die abgenagten Knochen sich dem erstaunten Sternkundigen in ihrer traurigen Nacktheit präsentirten. Aber, schließt das Gedicht:

Der steht verblüfft, traut kaum den Sinnen,
Doch wird's ihm schwer, sich zu besinnen,
Und sieht sich selbst als schuldig an:

Verzeiht, spricht er, ich bin vergessen.
Ich dachte traun, ich müßt' noch essen,
Und hab's doch allbereits gethan!

Der Verfasser, einer alten holländischen Familie angehörend, ist Kaufmann in Amsterdam, ein schon bejahrter aber noch sehr rüstiger Mann, allgemein geachtet und beliebt. Als anspruchsloser und heiterer Gesellschafter ist er in den ihm befreundeten Kreisen sehr gerne gesehen.

Ich gelange nun zu dem bedeutendsten Dichter, welchen die Niederlande in neuerer Zeit aufzuweisen haben, er heißt Willem Bilderdijk und wurde geboren zu Amsterdam 1756. Er studirte die Rechte zu Leyden und errichtete eine Advokatur in seiner Vaterstadt. Zuerst bekannt wurde er durch seine Beantwortung der vom Leydener Dichterverein aufgestellten Frage; „Welchen Einfluß hat die Dichtkunst auf die Staatsregierung", die er in einer ausgezeichneten Weise löste. Später gab er seine

Ueberſetzungen des Sophokles „König Oedip und Oedipus zu Colona“ heraus, die ihm großen Ruhm erwarben. Als Politiker zur Partei Oranien gehörend und dem Prinzen mit Leidenſchaft anhängend, verließ er 1795 mit ihm das Vaterland und trieb ſich als Verbannter in England und Deutſchland herum. Zu Braunſchweig mußte er ſich vom Privatunterricht ernähren. Dieſe ſeine unwürdige Stellung und die Lage ſeines Vaterlandes machten ihn bald mißmuthig und legten den Grund zu jener Hypochondrie, die ihn in ſpäteren Jahren ſo ſehr quälte und ihn in ſeinen Urtheilen nicht ſelten ungerecht erſcheinen ließ. Zu Anfang des Jahres 1806 unter Schimmelpenninck kehrte er zurück und gleichſam als hauche der heimiſche Boden dem Dichter neues Leben ein, erſchienen von nun an außer der Bearbeitung des Oſſian, ſeine Trauerſpiele, die ſehr freie Ueberſetzung des Essay on man von Pope, eines Theils der Ilias und der Odyſſee, zuſammen mit vielen eigenen herrlichen Schöpfungen. König Louis Napoleon, dem er ſich nach dem Tode Wilhelm V. zugewendet hatte, ſchätzte unſern Dichter ſehr und ernannte ihn zum Präſidenten des von ihm geſtifteten Inſtitutes der Künſte und Wiſſenſchaften. Obgleich mit einer ſchönen und geiſtreichen Frau vermählt, die, ſelbſt eine geſchätzte Dichterin, ihren Gatten bei ſeinen literariſchen Arbeiten trefflich unterſtützte, konnte Bilderdijk ſich doch einer immer mehr überhand nehmenden Melancholie nicht erwehren und ſchickte ſich an, in ſeinen Gedichten ſchon ihren Titeln nach von dem Publikum Abſchied zu nehmen, da er ſie als „Herbſtblätter, Winterblumen und Grabesblumen“ in die Oeffentlichkeit ſandte. Aber im Jahr 1817 flammte der in ihm lebende Götterfunken von Neuem auf in jenem meiſterhaften Heldengedicht „Untergang der Welt“, welches die Zeit vor der Sündfluth behandelt und womit er Hollands Milton geworden iſt. Noch manche tüchtige Arbeit erſchien von ihm

nach ſeiner Ueberſiedlung nach Leyden, beſonders auch in der Philologie, bis er im Dezember 1831 ſeinem inneren Leiden durch einen ſanften Tod entrückt wurde. Vernehmen Sie von ihm zuerſt

Das Glück auf Erden.

Von Bilderdijk.

Das Glück iſt nur ein eitler Schein
Wornach man fruchtlos jagt,
Bald ſieht man es, bald wieder nicht,
Ein Thor, der darnach fragt.

Es iſt dem ſcheuen Irrlicht gleich.
Das flackert und verflog,
Das plötzlich uns vor Augen ſtrahlt
Und hebt die Bruſt uns hoch;

Doch iſt das Ding zu greifen nie,
Kein Wahn hat je Beſtand,
So oft du meinſt, du haſt es feſt,
Iſt leer ſtets deine Hand.

Dies Trugbild flieh und hüte dich,
Daß es dich nicht bethör':
Die Hoffnung hat das Glück noch nicht,
Genuß hat es nicht mehr.

Der Lorbeer.

Von Bilderdijk.

Der Gott und Großfürſt der Poeten
Sah Peneus Kind,
Wie ſie im weichen Gras des Eden
Ein Kränzchen bind't.

Er ging ſie liebreich zu begrüßen
Und ſprach ſie an,
Doch ſie mit Flügeln an den Füßen
Ihm ſchnell entrann.

Scheu flog ſie über Berg und Fluren,
Apoll ihr nach;
Schon war er hart auf ihren Spuren
Und zu ihr ſprach

Er ſanft: Erhöre doch mein Flehen,
Sei nicht von Stein,
Ich liebe dich, ſo bleibe ſtehen
Und warte mein!

Doch ſie enteilt mit flücht'gem Tritte
Dem Fluſſe zu,
Der Vater ihr, und ihre Schritte
Hemmt er im Nu.

Ihn fleht ſie an ihr beizuſtehen
Das arme Kind,
Der Stromgott lauſcht der Daphne Flehen
Und hilft geſchwind.

Doch wie entrückt das holde Weſen
Er ihrer Pein?
Die Füßchen, die ſo flink geweſen,
Sie wurzeln ein,

Die Arme, die ſie ausgebreitet,
Der Locken Zier,
Mit Laub und Rinde hat bekleidet
Der Vater ihr.

So ſchließt Apoll ſie in die Arme
In hoher Luſt,
Noch unterm Baſt fühlt er die warme
Gequälte Bruſt.

Ein Baum iſt ſie, man ſingt ihm Lieder
Der Lorbeerbaum,
Und noch iſt ihm die Gluth zuwider:
Er brennet kaum.

Die Romanze vom Grafen Floris.

Von Bilderdijk.

Trompeten und Schalmeyen
Durchklangen Burg und Land,
Da hat manch tapferer Ritter
Dem Schall ſich zugewandt.

Von Clermont's hohem Saale
Am Fenſter mit Bedacht
Sah nieder die ſchöne Blanka
Auf die ſtrahlende Waffenpracht.

Da ſtund ſie an dem Fenſter,
Das reich mit Sammt behängt,
Umgeben von ihren Frauen,
Die adliges Geld umfängt.

Da ſtund ſie an dem Fenſter
Im himmelblauen Gewand,
Wie draußen im reifen Kornfeld
Eine prächt'ge Cyane ſtand.

Sie trug eine goldne Kette
Mit diamantenem Schloß,
Die hing ihr von den Schultern,
Fiel glänzend in ihren Schooß.

Es wogt ihr voller Buſen.
Ihr forſchend Auge ſtrahlt,
Den Mund umſpielt ein Lächeln,
Die Wang iſt mit Purpur gemalt;

Sie ſchauet die ſtolzen Ritter
In Gold und in Seide all',
Sie ſchaut auf die ſtolzen Roſſe,
Die tanzen beim Paukenſchall.

Die ſtolzen Roſſe ſah ſie
So köſtlich angeſchirrt,
Behängt mit purpurnen Decken,
Von Franzen und Troddeln umſchwirrt.

Sie ſah die kühnen Ritter
Auf rieſiger Hengſte Bug,
Auf blankem Helm ein jeder
Die Straußenfeder trug;

Sie ſah die Wappenſchilder,
Die Banner in ſtolzer Reih
Von Grafen und Königſöhnen,
Die trug man prangend vorbei.

Ihr Auge thät erglänzen
In namenloſer Luſt,
Ihr Blick durcheilt die Menge,
Erwartung hebt die Bruſt,

„Kann Niemand, flüſtert leiſe
„Sie raſch zu der Frau'n Verein,
„Mir künden, wer von dieſen
„Der Graf von Holland mag ſein?"

Ihr Gatte hört die Frage
Und ſchaut ſie forſchend an
Da wird ſie bleich zum Tode,
Herrgott! Was hab ich gethan!

Sie ſchlägt die Augen nieder
Die Wang' glüht brennend heiß,
Die Kniee fühlt ſie ſchlottern,
Die Glieder kalt wie Eis.

Sie will — sie kann nicht sprechen:
Die Sinne sind umflort,
Sie sucht seinen Blick zu meiden.
Der durch das Herz ihr bohrt.

„Dort, sprach er, grimmig lachend,
„Das goldne Wappenschild
„Umgeben von den Mannen,
„Das ist dein Buhle mild.

„Das ist der Graf von Holland
„So blühend und so schön:
„Beschau ihn recht, du möchtest
Nicht lange mehr ihn seh'n."

So spricht er und verläßt sie,
Er steigt hinab zum Plan
Und eine stumme Thräne
Ihr von der Wange rann.

Da weicht sie von dem Fenster
Zurück ins Kämmerlein
Sie will den Tag nicht schauen,
Nicht Fest noch Waffenschein.

Da bricht die goldne Kette
Entzwei mit schrillem Klang
Der Edelstein erblasset:
Das macht sie zum Sterben bang.

In kühner Recken Mitte,
Da pranget hoch zu Roß
Herr Floris jung und muthig
Mit stattlichem Dienertroß.

Den Leibknapp an der Seite,
Der trug ihm die Wappenzier:
Ein Helm mit weißem Busche
Und offenem Visier.

In voller Mannesſchöne
Strahlt ihm das Angeſicht,
Umſpielt von Rabenlocken —
Der wankt und weichet nicht!

Der Blick ſo ſanft und gütig
So tapfer und ſo ſtark,
Er deutet Lammesmilde,
Vereint mit Heldenmark.

Inmitten von den Recken,
Da ragt er ſtolz empor,
Gleich einer prächt'gen Lilie
Aus niedrer Blumen Flor.

Inmitten von den Recken
Zujauchz't ihm jede Bruſt
Es war als ſei ſich jeder
Des Minderwerths bewußt.

Nun ritten ſie zur Pforte,
Wo ſie noch eben thront',
Im Kranze ihrer Damen,
Das hätt' ihm ſüß gelohnt.

Er hebt den Blick zum Fenſter,
Sein Auge ſucht nur ſie,
Da trifft ihn Clermont's Lanze
Und wirft ihn in die Knie:

Da ſtrömet hin in Bächen
Des Helden rothes Blut,
Das Auge bricht und fraget:
Wer iſt mein Rächer gut?

Ein Schrei bricht aus zum Himmel,
Ein Wüthen rings erwacht.
Doch was zu thun hat kühnlich
Schon Ritter Cleef bedacht.

Der greift zu seinem Schwerte —
Graf Floris' Freundschaftspfand —
Das hat dem falschen Mörder
Er stracks in den Leib gerannt.

Und Blanka hört's mit Schaudern
Die That und ihre Sühn',
Es starrt die Arme sprachlos
Auf beide Leichen hin.

Sieht all ihr Glück vernichtet
Durch böser Thaten Graus!
Da fällt sie stumm zu Boden
Und haucht ihr Leben aus.*)

Bilderdijk war der geistreichste und gelehrteste Dichter Hollands. Nicht allein, daß er außer seinem eigentlichen Fache noch Theologie und Medizin studirt hatte, er besaß auch umfassende Kenntnisse in den Naturwissenschaften, in der Geschichte, Philosophie und Alterthumskunde und verstund außer den alten Sprachen, fast alle bekannten neuen. In seinen Werken manifestirt sich ein gewaltiger, alles durchdringender und beherrschender Geist, er erhob seine Muttersprache hauptsächlich zu der Stufe, die sie jetzt in der Reihe der europäischen Sprachen einnimmt, indem er sie durch seine grammatikalischen Arbeiten zu reinigen und festzustellen suchte und durch die Genialität seines poetischen Schaffens mit neuen Ausdrücken und kühnen Wendungen bereicherte. Holland darf mit Recht stolz sein auf diesen begabtesten seiner Söhne und wenn er auch kein Freund von Deutschland war, wollen wir doch nicht anstehen, ihm das

*) Einen ganz ähnlichen Stoff behandelt die schottische Ballade Young Waters in den Relics von Percy, welche Herder unter dem Titel „der eifersüchtige König" in seinen Stimmen der Völker gegeben hat.

Lob und die Anerkennung zu zollen, die er ſo glänzend verdient.

Hiemit nun glaube ich die Aufgabe gelöſt zu haben, die ich mir geſtellt hatte und wie ſie in dem kleinen Rahmen möglich war, den ich dafür benützen konnte. Wenn Sie einigermaßen die Ueberzeugung gewonnen haben, daß es der Mühe werth iſt, die Dichter einer Nation kennen zu lernen, die man häufig nur als ein Volk von Krämern und Käſemachern betrachtet, ſo bin ich hinlänglich für meine Arbeit belohnt und, da ich manche wackere Männer der neueſten Zeit habe übergehen müſſen, um nicht zu weitläufig zu werden, ſo finde ich vielleicht ſpäter einmal Gelegenheit darauf zurückzukommen. Bereits iſt ein neues Geſtirn an jenem Himmel aufgegangen in Iſaak da Coſta, der vielleicht ſeinen Lehrer Bilderdijk in mancher Hinſicht noch übertreffen wird und jemehr ſolche Geiſter erſcheinen, deſto reicher und ſchöner wird ihre Sprache ſich geſtalten, eine Sprache übrigens, in welcher ſchon im 16. Jahrhundert mit weit entfernten Ländern geredet und wilden Völkerſtämmen fremder Welttheile Geſetze gegeben wurde! —

Aus dem Leben.

Von

L. Marx.

Ja, wer den Schleier lüften dürfte, der die Zukunft dem Auge des Sterblichen verbirgt, wer den Vorhang heben könnte, hinter dem die Geschicke der Menschen sich abrollen — o dann würde Vieles nicht geschehen sein, was jetzt tief und schwer die Brust belastet, und Mancher, der nun den nagenden Wurm im Herzen trägt, würde rein und ohne Fehl durch's Leben gehen. —

So sprechen sie, so entschuldigen sie sich alle, wenn sie sich vergangen gegen göttliche und menschliche Gesetze, und nun die Strafe über sie hereinbricht und die nagende Reue sich einstellt, zu spät wie immer.

Wahr ist's, noch hat keine sterbliche Hand den Schleier gehoben, kein irdisches Auge hinter jenen Vorhang geschaut, und der reiche Mann ist nicht wieder gekehrt aus dem Orte der Pein, um seine Qualen warnend den Freunden zu künden, aber sie hatten Mosen und die Propheten, und eines vor allem kann der vernünftige mit freiem Willen begabte Mensch: er kann der innern Stimme folgen, die ihn warnt vor dem ersten leichten Schritt, dem ohnfehlbar die schweren folgen zum ewigen Verderben! Klein und unscheinbar ist die Quelle dort, wo sie aus dem Felsen springt — ein reißender Strom stürzt sie in das alles verschlingende Meer!

Gott ſei Dank', bin ich doch nicht wie dieſer Zöllner, hört man ſie ſagen, iſt doch mein Vergehen nur klein, bin ich doch kein Dieb, kein Mörder! Ihr Thoren irret euch nicht, Gott läßt ſich nicht ſpotten, gedenkt der Worte unſeres frommen Gellert:

Wer ein Geſetz der Tugend übertritt,
Entheiligt in dem einen Falle
Im Herzen auch die andern mit. —
Verletze nur mit Vorſatz eine Pflicht,
So haſt du ſchon das ſchreckliche Vermögen
Wodurch dein Herz die andern bricht. —
Es gibt nicht mehr als eine Tugend,
Und als ein Laſter neben ihr!

Eines iſt, vor dem ſich ſelbſt Fürſten beugen, einen geharniſchten Rieſen nennt es der Dichter — es heißt Geſetz. Mit eherner Kette umſchlingt es das Menſchengeſchlecht, drückend und fürchterlich nur dem, der ſie zerreißen oder freventlich überſpringen will, freundlich und ſchützend aber für alle, welche gemeſſene Grenzen achten und ehren. Nicht leicht entgeht ihm einer, denn der Arm des Rieſen reicht weit, und mit ſtarker Eiſenfauſt erfaßt und vernichtet er den ihm widerſtrebenden Frevler. Gewährt es allen gleichen Schutz und gleiche Rechte, ſo fordert es auch gleiche Achtung, gleiche Ehrfurcht vor dem rechtsgültig Beſtehenden. Denn wo wollte es hinaus mit aller Ordnung, allem Heile der Geſellſchaft, wenn jeder beliebig die Feſſel abſtreifen könnte, weil ſie ihm im Augenblick unbequem erſcheint, indeß er es vielleicht ganz in der Ordnung findet, daß ſeinem Nachbar damit die Hände gebunden ſind. Es iſt eine böſe Zeit, in der die Menge glaubt, jetzt ſey's zu Ende mit aller Ordnung und jeder könne thun nach Belieben; dann greift auch natürlich jeder nach dem zuerſt, wo er ſich zuvor am gehemmteſten glaubte; — welch' ſonderbare Anmaßungen, welche

traurige Verirrungen treten in solchen Zeiten an den Tag hervor.

Ich war in dem Bureau eines Freundes, in einer kleinen Stadt, da kam Einer herein, der von der Gemeinde Geld wollte zur Auswanderung nach Amerika, und mein Freund sollte sein Gesuch unterstützen. Mit viel Emphase machte er seinen guten Leumund geltend, und hob namentlich hervor, wie er noch nie gerichtlich bestraft worden sei. Mit Schonung erinnerte ihn mein Freund daran, daß er doch schon verschiedene Male wegen Wald- und Holzfrevels Strafe erlitten hätte. Darauf erwiderte er keck, es sei eben unrecht, daß man die Leute deßwegen strafe und was ihm dafür geschehen, sei gar nicht zu rechnen, das Holz läßt unser Herrgott draußen im Wald wachsen für alle Leute, da muß jeder frei hinaus dürfen, und holen können so viel er braucht.

Und noch ein Bischen drüber, fiel ihm der Beamte ins Wort, nicht wahr, denn man muß doch auch etwas haben für seine Mühe und die Versäumniß zu Haus, und zu Biergeld für den Abend.

Der Andere widersprach nicht, und schien ihm achselzuckend Recht zu geben.

Wie mit dem Holz, so auch mit der Jagd: das war eine Freude und eine schöne Zeit, als der Bauer auch hinaus konnte und durfte in Wald und Feld wie der gnädige Herr, ohne gehindert zu sein durch Gensdarmen, Jagdkarten und wie die Schikanirungen alle heißen mögen, mit denen die Regierung den armen Unterthanen allen Spaß verdirbt, alle Freude verbittert. Manch armer Hase mag damals elend verschmachtet, oder noch bei lebendigem Leibe die Beute eines Raubvogels geworden sein, wenn er angeschossen, dem unkundigen Schützen dennoch entkam. Das war nun eben einmal nicht zu ändern,

der Bauer kann nicht gleich ein guter Schütze sein, alles muß man lernen auf der Welt, es wird schon gehen mit der Zeit.

Und wenn man ihnen sagte, die Jagd sei doch immerhin ein kostspieliges Vergnügen, namentlich müsse man auch die Versäumniß in Anschlag bringen, — was war die Antwort? —

Kostspielig? warum nicht gar! was kostet denn das Bischen Pulver und Blei, und das Geld für das Gewehr ist ja nicht zum Fenster hinausgeworfen, man hat ja etwas dafür und kanns einmal wieder verkaufen, wenn es überflüssig wird; und der Braten in die Küche, ist denn der für nichts zu rechnen? — und wegen der Versäumniß — ja — es wäre freilich manchmal besser, man bliebe zu Hause und sähe nach Haus, Hof und Stall — aber man ist doch auch ein Mensch, der nicht immer hinter dem Ofen sitzen kann, sondern zuweilen ein Vergnügen haben muß, und für was hat denn der Bauer seine Leute, wenn er sich um jede Kleinigkeit bekümmern, für jeden Bettel selbst sorgen soll.

So etwa mögen die Gedanken der Söhne des Kürbisbauern auch gewesen sein.

Ohngefähr vier Stunden von der großen Stadt R. liegt das Städtchen Neudorf. Wenn man von da aus nach Hirschbruck hinüber will, zieht sich der Weg zuerst einen Berg hinauf, und geht dann längere Zeit auf einer Hochebene fort. Am Anfang derselben liegt ein Dorf, es ist nur klein, aber ein Wirthshaus hat es doch. Ein paar Büchsenschüsse davon breitet sich ein großer Bauernhof aus, der Kürbishof genannt, und der Besitzer ist ein steinreicher Mann.

Es war an einem Sonntage im Spätherbst so gegen das Ende des Monats Oktober. Trüb und grau blickte der Himmel herunter auf die stille Erde, Nebel stiegen auf, und der Herbstwind rasselte unheimlich durch die gelben Blätter der fa-

entlaubten Bäume. Es war einer von den Tagen, an denen man ſchon früh ganz gewiß weiß, daß kein freundlicher Sonnenblick die düſtern Wolken durchbrechen werde; Tage, die man für verloren erachten müßte, und die auch für den verloren ſind, der nur am Aeußerlichen hängend, nicht nach innen in ſich ſelbſt zu ſchauen vermag, um die Heiterkeit zu finden, die ihm von Außen verſagt iſt.

Es war noch früh, die Sonne war wohl ſchon da, aber man ſah ſie nicht hinter dem trüben Wolkenſchleier, im Dorf und auf dem Hofe ſchien noch alles zu ſchlafen, nichts Lebendiges regte ſich weit und breit. Nur ein einziger Mann kam aus dem Dorfe heraus und ſchritt auf den Hof zu. Was mag der wollen ſchon ſo früh? Vielleicht will er Jemand aus dem Hofe zur Kirche abholen, es iſt freilich noch früh am Tag, nach Oberhauſen aber iſt auch eine gute Stunde. Nun wir werden ſehen.

Der Mann ging nicht auf den Eingang des Hofes zu, er bog um eine Ecke des Hauſes, und blieb an einem Fenſter ſtehen, deſſen Laden nicht geſchloſſen war. Dort ſchaute er hinein und horchte eine kleine Weile. Als alles ſtill blieb, klopfte er leiſe und vorſichtig an das Fenſter.

Wer iſt draußen? rief eine Stimme von innen.

Haſt endlich ausgeſchlafen, du fauler Strick, lachte der Klopfende hinein, kannſt nicht heraus aus den Federn, biſt eben wieder ſpät zu Bett gegangen am Samſtag Nachts, du Schlingel du nichtsnutziger.

Du biſt's, Kupferſchmied, ſagte der innen, iſt es denn ſchon Zeit?

Freilich iſt's die höchſte Zeit, antwortete jener, hab ich euch doch geſagt, daß wir draußen ſein müſſen, ehe die Gensdarmen kommen, mögen ſie dann knallen hören, wenn ſie uns nur nicht

geſehen haben, dann können ſie brav nachlaufen, ich hab aber ſelber ein wenig verſchlafen, und wenn wir uns nicht tummeln, laufen wir ihnen vielleicht gerade in die Hände.

Schon gut, ſagte der andere, wart nur einen Augenblick, wir kommen gleich.

Ungeduldig ging der Kupferſchmied am Hauſe auf und nieder. Kupferſchmied, das war nur ſein Spitzname, wegen der rothen Naſe, die in ſeinem durchfurchten Angeſichte ſtand. Er war einer von den Leuten, bei denen man nicht recht weiß, von was ſie eigentlich leben, ſie arbeiten nichts und ſitzen doch den lieben langen Tag im Wirthshaus. Daheim ſieht es freilich übel aus, um Frau und Kinder kümmert man ſich nichts, die mögen ſehen wie ſie zurecht kommen, Gott und gute Leute werden ſchon helfen. So geht das bischen Hab und Gut zu Ende, das Häuschen, der Acker wird verkauft, und die paar Gulden, die etwa noch übrig geblieben, ſind auch bald durch die Gurgel gejagt. Jetzt wird ein Unterhändler, ein Schmuſer gemacht, dort verkauft einer ein Pferd, hier eine Kuh, da iſt man überall bei der Hand, und verdient ſchon die wenigen Kreuzer, die man für ſich ſelber braucht; die Kinder können ſich an die Landſtraße ſetzen und betteln.

Aus dem geöffneten Hofthore heraus kamen zwei kräftige junge Burſche, die Söhne des Kürbisbauern, Görg und Hans. Die Gewehre auf den Schultern zeigten deutlich, auf welche Weiſe ſie den Sonntag Vormittag zuzubringen gedachten. An dieſem Tage hatte der alte Bauer nichts dagegen, an einem Werktage hätte er es freilich nicht geduldet, da mußte gearbeitet werden. Auch war der Sonntag beſſer, man war ungeſtörter und hatte weniger Verrath zu fürchten.

Meine Büchſe hab ich draußen verſteckt, ſagte der Kupferſchmied, und ſo gingen ſie alle drei die Hecke hinab, und auf

das nahegelegene Wäldchen zu. Wie sie von der Hecke weg so recht ins Freie traten, schaute sich der Kupferschmied noch einmal um.

Sakerment, jetzt haben wir den Teufel, und gesehen haben sie uns auch schon, rief er ärgerlich aus, nur schnell mit den Gewehren von der Achsel herunter, tragt sie so, daß man von weitem glaubt, ihr hättet einen Stecken in der Hand. Die beiden Burschе folgten schnell dem Wink des erfahrnen Kameraden und blickten dann ebenfalls zurück; in dem Augenblick, als sie in das freie Feld hinausgetreten waren, kamen die beiden Gensdarmen auf ihrer täglichen Runde von Neudorf her den Berg herauf, und gingen, nachdem sie unsere Leute aufmerksam betrachtet hatten, langsam in das Dorf hinein.

Jetzt ist die Freud vorbei, sagte der Kupferschmied.

Glaubst du denn sie haben uns erkannt? fragte Görg, es ist doch weit weg.

Die haben Augen wie ein Luchs, entgegnete der andere, ihr dürft nimmer trauen.

So schlag doch das Donnerwetter drein, sagte Görg ingrimmig, wenn so ein Kerl einmal in meine Hände fällt, ich laß meinen Zorn an ihm aus.

Ich auch, fällt ihm Hannes ins Wort, aber am Ende kommen sie uns nach, wir wollen die Gewehre im Wald verstecken, und uns Prügel abschneiden, damit wir etwas in der Hand haben, wenn sie uns begegnen.

Warum sind die drei nicht nach Hause gegangen, als, wie sie sagten, die Freude einmal verdorben war? dachten sie schon an Ausführung ihrer Rachegedanken? hofften, wünschten sie vielleicht, daß die Störer ihres Vergnügens wirklich in ihre Hände fallen möchten? Ja diese Gedanken wurden rege in ihrem In-

nern und trieben sie fort und fort bis zur Vollführung der Freveltat.

Im Walde trafen sie schon Gesellschaft. Gottfried und Michel, die Söhne des Hasenbauern, dessen Hof eine Stunde weiter hinauf auf Oberhausen zu liegt, mit noch zwei guten Freunden waren bereits schon da, und natürlich in derselben Absicht wie die drei andern.

Getreulich stimmten diese in die Flüche und rohen Ausbrüche des Zorns mit ein, als sie die Nähe der Gensdarmen erfuhren.

Uns haben sie nicht gesehen, sagte der Gottfried, drum können wir immer noch thun was wir wollen.

Meinst? fragte der Kupferschmied höhnisch, auf wen rathen sie denn anders als auf uns, wenn sie knallen hören? glaubt ihr denn wir lassen uns einsperren und strafen wegen euch? das könnt ihr doch nicht verlangen, wenn wir auch sonst gute Freundschaft miteinander halten.

Das leuchtete denn den andern freilich ein, und unwillig und grimmig stampften sie mit ihren Gewehren den Boden.

Seitwärts vom Walde hütete der Schäfer seine Schaafe; er wußte wohl, daß Bekannte in den Gebüschen sich herumtreiben, hatte er doch alle von beiden Seiten hineinschleichen sehen. Drum kam er jetzt gelaufen, und war sehr erfreut sie alle beisammen zu finden — sie möchten auf ihrer Hut sein, rief er ihnen zu, die Gensdarmen kämen.

Jetzt waren es ihrer achte, jeder schaute den andern an, als wollte er sagen: Hilfst mit, wenn's los geht? jeder hatte die Gedanken des andern errathen, und es war dies nicht schwer, dachten doch alle in diesem Augenblick das nämliche. Einige Minuten herrschte Stillschweigen, dann gab der Kupferschmied den unheimlichen Gedanken Worte.

Aber jeder muß zuſchlagen, ſagte er leiſe, indem er ſein Auge im Kreis herumgehen ließ, dann kann keiner den andern verrathen, und ſie haben keine Zeugen.

Keiner gab ihm eine laute Antwort, aber keine Antwort iſt auch eine. Die von Haſenbauernhof verſteckten ebenfalls ihre Gewehre im Gebüſche, und bald hatte auch jeder von ihnen einen gewichtigen Prügel in der Hand.

Ein Theil hielt ſich verſteckt, der Görg aber und der eine Haſenbauer gingen in den Wald hinein, und ſtießen bald auf die beiden Gensdarmen.

Auch ſchon ſo früh im Wald, redete ſie der eine Gendarme an, was ſchafft ihr denn da?

Es haben ſich uns ein paar Schafe verlaufen, antwortete Görg, wir ſuchen ſchon lange nach ihnen; ihr könntet uns wohl ſuchen helfen, am Ende ſind ſie gar geſtohlen und wir kriegen vielleicht die Diebe.

S'iſt recht, ſagte der andere Gensdarm, geht nur voraus, wir ſuchen mit.

So führten denn der Görg und der Haſenbauern Michel die beiden Soldaten auf den Platz zu, wo die andern ſich verſteckt hielten. Dort angekommen, bleibt der Görg ſtehen und ſagt: ich höre etwas raſcheln im Gebüſch.

Ich höre es auch, ſagte der eine Gensdarm, bückt ſich ein wenig nach vorwärts und theilt mit dem Bajonett das Geſträuche.

Auf einen ſolchen Augenblick hatte Görg gewartet, hoch auf hebt er den wuchtigen Prügel und krachend ſchmettert er nieder auf den Hinterkopf des Soldaten, daß der Tſchako weit weg fliegt, und der Arme ſinn- und bewußtlos zu Boden ſtürzt.

Im Nu ist auch der andere von den Uebrigen gepackt, entwaffnet und zu Boden geworfen, und alle treten auf ihm herum und schlagen zu gottsjämmerlich.

Endlich ist der auch stille geworden wie sein Kamerad, und beide lagen auf der Erde bewußtlos und ohne Leben.

Ein heller Klang erscholl in diesem Augenblick durch die trübe Luft, in Oberhausen wurde zur Kirche geläutet und der Wind trug den friedlichen Glockenton weit herüber durch den stillen Wald.

Denkt daran, wie Kaiser Albrecht erschlagen worden ist auf freiem Felde, am hellen lichten Tag, von seinem eignen Vetter, dem Herzog Hans von Schwaben und seinen Helfershelfern. Als der Kaiser mit durchstoßener Kehle und zerschmettertem Haupt am Boden lag, sind die Mörder auseinandergesprengt, der eine hierhin, der andere dorthin, ruhelos und elend sind sie alle verkommen traurig in der Fremde, bis auf einen, der fiel der gerechten Strafe anheim; und sie ist grausam an ihm vollzogen worden, er wurde auf dem Mordplatze gerädert von unten auf.

Solch panischer Schrecken kam auch über die rohen Burschen nach ihrer Freveltat.

Als die Gensdarmen wie todt am Boden lagen und kein Lebenszeichen mehr von sich gaben, da stoben sie auseinander, als wenn eine Bombenkugel mitten unter sie hineingefallen wäre; keiner sah sich mehr nach dem andern um. Es ist nicht herausgekommen, wohin die vom Hasenbauernhof unmittelbar nach der That geflohen sind, die vom Kürbis liefen eilig nach Hause, zogen sich aus, und legten sich wieder zu Bette, der Schäfer eilte zu seiner Heerde zurück, einer ist nach Oberhausen in die Kirche; er war darin ein seltener Gast, und die Gemeinde, sowie der Pfarrer, dem er eine alte Schuld abzahlte,

wunderten ſich ſehr, ihn wieder einmal in der Kirche zu ſehen. Der Kupferſchmied iſt in vollem Laufe bis nach Leimberg vor; es ſind faſt zwei Stunden, er hatte kaum eine dazu gebraucht. Dort ſetzte er ſich in das Wirthshaus, Niemand kannte ihn, er ſprach bald dies, bald jenes, confuſes Zeug, alles durcheinander, der Wirth konnte nicht recht klug aus ihm werden, und wußte durchaus nicht, was er denn eigentlich wolle. So ſagte dieſer ſpäter aus in der öffentlichen Sitzung, denn der Kupferſchmied hatte ſich auf ihn berufen, und dadurch ſein Alibi nachweiſen wollen.

So iſt es denn auf einmal ſtille geworden auf dem Platz, wo die armen Opfer brutaler Roheit blutend in dem gelben Graſe lagen, nichts wurde mehr gehört, als der Herbſtwind, der klagend durch die dürren Blätter zog, und von weitem die Glocken vom Kirchthurme in Oberhauſen.

Es muß ein mörderiſcher Hieb geweſen ſein, den Görg nach dem Haupt ſeines erkornen Schlachtopfers geführt hatte, denn der Soldat, den die andern mißhandelt hatten, kam viel früher wieder zum Bewußtſein als jener. Mehr kriechend als gehend ſchleppte er ſich mühſam in das Dorf hinein, wo alles erſchrack über den Anblick des Blutenden. Der Gemeindevorſteher wurde herbeigerufen, und der andere Gendarm auf einer Tragbahre ebenfalls hereingeſchafft; unter ſorglicher Pflege gab auch er bald wieder Zeichen des Lebens. Der Wald wurde durchſucht nach allen Seiten, aber natürlich nichts Verdächtiges mehr aufgefunden. Der Schäfer allein ſagte, er habe Niemand in den Wald hineingehen ſehen als die Gendarmen, unvorſichtig ſetzte er hinzu, vielleicht haben ſie ſich's untereinander ſelbſt gethan. Dieſe Aeußerung hat ihm ſpäter den Hals gebrochen.

Am Abend wurden die beiden Unglücklichen unter unſäglichen Schmerzen nach Neudorf hineingefahren, jeder war ein Paar

Monate völlig bettlägerig und in Lebensgefahr; der, den Görg's Hieb getroffen, blieb ſchwach und dienſtesunfähig für ſein ganzes Leben.

Eine Unterſuchung wurde eingeleitet, führte aber zu keinem Reſultate, zwar wurden die Gensdarmen vernommen, ſobald es ihr Zuſtand erlaubte, aber beide waren erſt kurze Zeit in der Gegend, und hatten keinen von den Thätern gekannt. Die Leute munkelten freilich bald dies, bald das, aber feſte Anhaltspunkte fanden ſich nicht, der Kürbisbauer iſt ein reicher angeſehener Mann, ſchadet man dem, kann er leicht wieder ſchaden.

Die Burſche hielten ſich in der erſten Zeit ruhig, und ließen ſich ſelten ſehen, als aber die Gensdarmen geneſen waren, der eine in Penſion geſetzt, der andere in eine entfernte Station verſetzt worden war, da traten ſie ſchon freier auf, das alte Leben begann, und bei einer Rauferei in einem Wirthshauſe zu Neudorf ſchlägt der Görge ſchon wieder einem ein Loch in den Kopf. Hier aber wurde er ergriffen, und zu dreimal vierundzwanzig Stunden Arreſt verurtheilt.

In der Keuche, in welcher er ſeine Strafzeit abſitzen ſollte, ſaß ſchon einer, ein berüchtigtes Subjekt, ſchon öfters wegen Exzeſſe und Diebſtahl abgeſtraft; die Schmarre hießen ihn die Leute, wegen ſeines zerfetzten Geſichtes. Er wäre ſchon ſo auf die Welt gekommen, erzählte er unſchuldig und harmlos, dem war aber nicht ſo, bei einem Fleiſcher war er eingeſtiegen um zu ſtehlen, der Dieb aber wurde verſcheucht und fiel auf der Flucht in ein ſcharfes Beil. Dergleichen Leute ſind eben nicht die beſten Geſellſchafter für einen Neuling in einſamer Zelle. Auch diesmal ſaß er wieder eines Diebſtahls wegen, obgleich er, ſeinen Ausſagen nach, unſchuldig war wie ein neugebornes Kind.

Stumm ſaßen die Beiden ſich anfangs gegenüber, aber die Schmarre war nicht der Mann lange zu ſchweigen, ein Wort

gab das andre, und ſo kam denn das Geſpräch auch auf die Geſchichte mit den Gensd'armen; vorſichtig bohrte die Schmarre den Burſchen an, der anfangs nicht recht mit der Sprache heraus wollte, aber der andre iſt ein ſchlauer Kopf, und bald hatte er die ganze Geſchichte aus ſeinem unvorſichtigen Genoſſen herausgelockt.

Schau mir darfſt alles ſagen, ſo hatte er ihn treuherzig gemacht, ich kann dir manchen guten Rath geben, weil ich weiß wie's bei dergleichen Gelegenheiten und bei Gericht zugeht; ich bin oft ſchon dabei geweſen, freilich allemal unſchuldig, frag nur mich, ich ſag dir ſchon was du thun ſollſt, wennſt in was n'ein kommſt.

In was ſoll ich hinein kommen, fragte der Görg, es kennt mich ja keiner, und Zeugen haben ſie auch nicht.

Es iſt aber doch beſſer, antwortete ihm die Schmarre, wenn du ein wenig vorſichtig biſt, und den Gerichtsleuten aus dem Wege gehſt, man kann nicht wiſſen, wie oft der Teufel ſein Spiel hat. Schau, es iſt nicht mehr wie ſonſt, da iſt man verhört worden in einer Stube allein mit dem Herrn Aſſeſſor, mit dem hat man denn vernünftig reden können, ein gutes Wort findet ein gutes Ort, man hat erzählt, wie ſich die Sache verhalten habe, denn man muß ja doch Alles ſelber am Beſten wiſſen, der Herr Aſſeſſor hat bald eingeſehen, daß er einen ganz Unſchuldigen vor ſich hat, und hat einen wieder los gegeben. Jetzt iſt die Sach ganz anders, ich hab's einmal erfahren, weißt wie dem Wirth in eurem Ort die zwei Schaafe geſtohlen worden ſind, da haben ſie auch geſagt ich hätt's gethan, und da bin ich hineingekommen nach R. vor die öffentliche Sitzung. Bruder, das iſt dir eine Teufelsgeſchichte. Da ſitzen die Herren mit geſtickten Krägen auf dem Rock, und die Degen an der Seite um einen Tiſch herum in einem großen Saal, auf

der einen Seite ſitzt der Herr Staats-Anwalt und macht ein Geſicht auf dich herunter als wollte er ſagen, wart, dich krieg ich heut auch noch beim Krips; du ſitzt nun ganz allein, hinter dir ein paar Gensd'arm, auf der andern Seite die Zeugen, und im Saal ſelbſt noch eine Menge Leute, die gar nicht zweifeln, daß du recht ordentlich wirſt verurtheilt werden, und in Straf kommen mußt, für was biſt denn ſonſt da. Nun werden die Zeugen verhört, die wiſſen alles anders und beſſer als du, und dies iſt eben der Teufel, die Herrn Richter glauben denen und dir ſelber nicht; du magſt ſagen was du willſt. Wie bei meiner Geſchichte damals von wegen der Schaafe; es iſt Hausſuchung bei mir gehalten worden, was finden's unter andern? Einen Topf mit Fleiſch; ich hab's ihnen geſagt, dies ſei Rehfleiſch, und ich hätt's gefunden draußen im Wald beim Holzen, wie ich da zufällig einen Stein aufhebe, ſteht der Topf darunter, wer weiß, wer ihn dort hingeſtellt hat; ich hab ihn doch nicht ſtehen laſſen ſollen? ich hab ihn halt mit heimgenommen. Meinſt ſie haben mir geglaubt? proſt Mahlzeit, das Fleiſch hat mit Gewalt Schaaffleiſch ſein müſſen, und ich hab neun Monate Einſperrung kriegt, daß puſſt hat. Hilft dich alles nichts, wenn du keine Zeugen haſt, die für dich ausreden und zu deinem Beſten, kommſt hinein in die Patſche, magſt machen was du willſt, und wenn auch dein Herr Vertheidiger ſeine Sach noch ſo gut macht, hilft auch nicht allemal.

Nachdenklich ſaß der andre dem Schwätzer gegenüber.

Höre, Schmarre, ſagte er endlich, wenn was aufkommt, könnteſt du ja einen Zeugen für mich abgeben, es ſollte mir auf ein paar Kronenthaler nicht ankommen.

Alles was du willſt, nur dieſes nicht, antwortete jener, ſchau man könnts noch thun, wenn nur eins nicht wäre, aber das Schwören, der Eid, das iſt die Sache, da wird man ernſt-

lich ermahnt die Wahrheit zu ſagen, und dann redens vom Gewiſſen, von Gott und Ewigkeit — ich glaub an keine Geſpenſter und fürchte mich vor dem Teufel nicht, aber an die Geſchichten haſt ſchon lang nimmer gedacht, du meinſt ſie ſeien ſchon lange vergeſſen, nun wirſt du auf einmal daran erinnert — und dann hinterdrein die Ausſicht auf vier bis acht Jahr Arbeitshaus. Dies iſt doch was anders, als wenn man hie und da einmal einige Wochen brummen muß. — Bruder da wird es einem ganz ſonderbar zu Muthe, und wenn ſie mich im Augenblicke auch hätten ſchwören laſſen — ich glaube, ich hätte alles eingeſtanden, wenn ich nämlich was gehabt hätte zum Eingeſtehen.

Görg wurde immer einſylbiger und ſtiller, ſein unermüdlicher Kamerad aber fuhr fort: Sieh, Du kennſt Dich in den Dingen noch gar nicht recht aus, weißt Du denn, was Du ſo eben gethan haſt? Du haſt mir ein außergerichtliches Geſtändniß abgelegt, und wenn ich jetzt hingehe und dies anzeige, dann kommſt gleich in Unterſuchung.

Wild fuhr Görg in die Höhe, ballte beide Fäuſte, und einen Augenblick ſchien es, als wollte er ſich auf ſeinen ſchmächtigen Gegner ſtürzen. Der aber winkte ihm zu, und ſagte: Na, ſei nur gut, ich ſag ja nur ſo, ich thu's ja nicht, wie kannſt Du denn denken, daß ich Dich verrathe als guter Freund; haſt ja vorhin ſelbſt geſagt, bei einem Freundſchaftsdienſt kommt es Dir auf ein paar Kronenthaler nicht an; gelt du hilfſt mir ſchon manchmal aus, wenn ich in Noth bin, eine Freundſchaft iſt der andern werth.

Gebrochen ſank Görg auf ſeinen harten Sitz zurück, und redete von da ab kein Wort mehr mit ſeinem Nachbar, ſo redſelig dieſer ſich auch zeigte. Und als ſie nun beide ihre Freiheit wieder erlangt hatten, und der erſte Gang der Schmarre nach dem Kürbishof war um Geld, und als ſich dies in kurzer Zeit

öfters wiederholte, und bei einer etwaigen Weigerung Drohungen laut wurden, da fühlte der Geängſtete ganz das Drückende ſeiner Lage, wie unvorſichtig er ſich in die Hände eines Elenden gegeben habe, und es war gut, daß ſich die Beiden an keinem einſamen Orte begegneten, wer weiß, welch' Unheil noch geſchehen wäre.

Dieſer qualvolle Zuſtand aber ſollte bald ſich ändern, freilich nicht zum Heile des Bedrängten, und der eigene Vater war es, der unbewußt das Gericht über die Häupter ſeiner Söhne brachte.

Am Kürbishofe, gleich neben dem Stalle, ſtand ein kleines Häuschen, darin wohnte der alte Stephan mit ſeiner Frau ſchon faſt ein halbes Jahrhundert; er hatte den Vater des Kürbisbauern noch gekannt. Aus dieſem Häuschen nun ſollte das betagte Ehepaar heraus; der Bauer wollte ſeinen Stall vergrößern, das Häuschen ſtand dem Bau hindernd im Wege. Traurig ſaßen die beiden Alten ſich gegenüber, als ſie von dem Vorhaben des Kürbisbauern hörten, einen Ort ſollten ſie verlaſſen, der alle ihre Leiden und Freuden auf dieſer Welt geſehn, in dem der alte Stephan trotz ſeiner ſchon ſchwach gewordenen Augen ſich in jedem Winkelchen zurecht finden konnte; war es ihnen doch, als ſollten ſie aus dem Leben ſelber ziehn.

Die Frau ging auch alſobald hinüber, und ſuchte den Hausherrn auf.

Simon, ſagte ſie zu ihm, was wollt ihr ein paar alte Leute aus ihrem Neſte treiben, die nirgends anders mehr eingewohnen können, als einmal unter der Erde? Laßt uns doch ruhig ſitzen, wie lang werden wir's noch treiben ich und der Alte, dann tragen ſie uns hinaus, und ihr könnt machen was ihr wollt.

Das kann ich ſchon jetzt, ſagte der Kürbisbauer rauh, macht

mir keine Umstände, ich brauch' einen größern Stall, und ihr müßt eben hinaus, ich kann euch nicht helfen.

Der Stall hat getaugt bis jetzt, meinte die Frau, er wirds die kurze Zeit auch noch thun.

Das muß ich besser wissen, herrschte ihr Simon zu, kümmert ihr euch um eure Sache, die meine mach ich schon selber.

Das hätte euer Vater nicht gethan, Simon, fuhr die Frau mit stillem Vorwurfe fort, der hätte es nicht übers Herz gebracht, armen Leuten so etwas abzuschlagen.

Was kümmerts mich, sagte der Bauer hierauf, was mein Vater gethan und nicht gethan hat, ich weiß schon, daß er zu gut war gegen die Leute, darum ist er auch oft genug von ihnen gemißbraucht worden, so thöricht bin ich nicht, jeder muß wissen wie er sein Haus am Besten bestellt, und damit Punktum, auf Laurenzi zieht ihr aus.

Simon, so sauer es uns auch ankommt, wir wollen euch einen Gulden mehr geben das Jahr.

Potz Sackerment, fuhr der Bauer zornig auf, meint ihr denn ich merk auf euren lumpigen Gulden, das wär mir just das Rechte, schaut euch wo anders um, es bleibt bei dem was ich gesagt habe.

Die Frau trat näher zu ihm, und sagte bedächtig:

Simon, ich muß euch noch etwas sagen.

Ich will nichts mehr wissen von dir, du alte Hexe, schrie sie der Andre an, du verdirbst mir nur das Wetter mit deinem Geschwätz.

Damit wandte er den Rücken der Alten zu und ließ sie stehen. Diese sah ihm lange nach, dann aber murmelte sie zornig in sich hinein:

Bin ich eine alte Hexe, verderb ich dir das Wetter mit mei-

nem Geschwätz — wart ich will's sein, nnd will dir's ordentlich verderben, daß du dein Lebtage an mich denken sollst.

Alsbald schlich die Alte nach Hause, zog ihren Sonntagsstaat an, und ging stehenden Fußes hinunter nach Neudorf in das Landgericht. Dort vorgelassen begann sie:

Herr Assessor, ich habe etwas auf meinem Gewissen, das läßt mich nimmer ruhen, es muß herunter. An dem Sonntag früh vorigen Herbst, an dem die Gensd'armen so geschlagen worden sind, hab ich mich angezogen zur Kirche; wenn ich vor dem Spiegel stehe, kann ich gerade zum Fenster hinaussehn, da sind die zwei Söhne des Kürbisbauern mit ihren Gewehren vorbei und in den Wald hinein, der Kupferschmidt ist auch bei ihnen gewesen. Ich hab darauf nicht viel gegeben, denn es ist schon öfter vorgekommen. Bald nachher bin ich fort, denn ich kann nimmer geschwind gehen, und der Weg ist weit. Wie ich ein gutes Stück weit gegangen bin, überfällt mich auf einmal eine Müdigkeit, daß ich ein bischen ausruhen muß, und ich setze mich nieder in einen Graben; nicht lange sitz ich, so hör ich ein Laufen, wie von vielen Leuten; neugierig guck ich ein wenig über den Rand des Grabens, da seh ich sie laufen alle acht, ich hab's recht gut gekannt; die zwei Hasenbauern sind ins Feld hinein, die vom Kürbishof auf heim zu, einen hab ich nachher in Oberhausen in der Kirche gesehn, der Kupferschmidt ist um das Dorf hinum, den Hohlweg hinab auf Leimberg zu. Was müssen denn die haben so eilig, dachte ich, und bin über eine Weile fort in meine Kirch. Wie ich wieder heimgekommen bin, und hab die Geschicht gehört von wegen der Gensd'armen, da hab ich freilich gewußt was passirt ist, und ich hätte gleich Alles der Obrigkeit anzeigen sollen, dies ist mein Fehler, aber ich hab's halt nicht übers Herz bringen können, nun läßt's mir

aber keine Ruhe mehr, was Recht ist muß Recht bleiben; wahr ist alles, ich kann's beschwören.

Jetzt zog es auf wie ein schweres Gewitter nach dem Kürbishof hin, und Vater und Söhne zitterten, als das Gerücht von der Angabe der Alten bis zu ihnen in Kurzem gedrungen war, denn diese hatte schon auf dem Hinwege zum Landgericht nicht geschwiegen, und den ihr Begegnenden allerlei bedenkliche Mittheilungen gemacht. Die Söhne wollten fort, aber wohin? vor Angst kam man zu keinem festen Entschlusse, und mit Zittern wurde der Augenblick erwartet, in dem die Diener des Gerichtes auf dem Hofe erscheinen würden.

Da erinnerte sich Görg plötzlich des Gesprächs im Gefängniß mit der Schmarre, und wie ein Blitz fuhr ihm ein Hoffnungsstrahl durch den Kopf, wie, sagte er zu sich selber, wenn du einen Zeugen hättest, der für dich aussagte, aber es müßte einer sein, auf den du dich verlassen könntest; nicht lange dachte er nach, dann eilte er entschlossen nach dem Stall; dort rief er nach der kleinen Magd, einem hübschen Mädchen, die aber seit einiger Zeit schon still umherschlich, und alle jene harmlose Munterkeit verloren hatte, wegen der sie bei alt und jung im ganzen Hause beliebt gewesen war.

Margareth, sagte Görg leise zu ihr, mit mir ist's aus, du weißt, es ist aufgekommen von wegen der Schlägerei mit den Gensd'armen.

Freilich weiß ich's, antwortete sie bebend, und mir ist's auch himmelangst um dich.

Es darf dir auch Angst sein, fuhr Görg fort, alle Augenblicke können die Gerichtsdiener kommen und mich abholen, ich komm in's Zuchthaus, wer weiß wie lang.

Um Gotteswillen, schrie Margareth, in's Zuchthaus und auf lange Zeit, und schlug die Hände verzweiflungsvoll zusammen,

ach Gott, ach Gott, du mußt fort, und weißt doch, wie es mit mir steht, was soll denn aus mir werden, ich hab ja ohne dich kein Schutz und kein Schirm, der Alte jagt mich aus dem Hause, wenn du nicht mehr da bist; o hättest du mir nur gefolgt, wie oft hab ich dich gewarnt, und gebeten, du sollst ruhiger werden, und dies unnütze Zeug sein lassen, ich hab es mir immer gesagt, es nimmt noch ein schlechtes Ende.

Alle diese Reden, all dies Geschrei ist jetzt unnütz und kommt zu spät, entgegnete der Bursche finster, sieh es kommt nur auf dich an, ob nicht noch alles gut wird. Wenn ich vor das Schwurgericht komme, berufe ich mich auf dich, dann sagst du aus, ich sei an jenem Vormittage gar nicht aus dem Hause gekommen, und der Hannes auch, du weißt es ganz gewiß, und hast uns jeden Augenblick gesehen, dann hab ich einen Zeugen für mich und werde jedenfalls freigesprochen.

Um Gott, jammerte das Mädchen, muß man denn dort nicht schwören? Ich schwöre ja einen falschen Eid, wenn ich deinem Vorschlage folge.

Du thust es ja für keinen Fremden, tröstete sie Görg, du thust es für deinen künftigen Mann, denn der Vater hat gewiß nichts mehr dagegen, daß wir uns heirathen, wenn er erfährt, was du für mich gethan hast.

Unschlüssig stand Margareth da, und schluchzte laut. Da rief es plötzlich in den Hof hinein:

Görg, Görg, um Gotteswillen, die Gensd'armen kommen schon auf das Haus zu.

Da faßt der Bursche die Weinende hart an und schreit in halber Verzweiflung und Wuth:

Willst oder willst nicht?

Ja, ja, ich will, entgegnete sie matt, laß mich nur los, und sinkt kraftlos nieder auf die Erde.

Die Voruntersuchung war bald geendet, und die Sache in der öffentlichen Sitzung des Stadtgerichts zu N. verhandelt; halb Neudorf war im gedrängt vollen Saale, als die Söhne der reichen Bauern vom Kürbis- und vom Hasenhof auf der Anklagebank saßen.

Sie läugneten alle; aber schon die Voruntersuchung hatte gar viele Anhaltspunkte gefunden, nachdem nur einmal die Bahn gebrochen war, und die Verhandlung in der öffentlichen Sitzung selbst stellte die Schuld der Angeklagten außer allen Zweifel. Am unschuldigsten und scheinheiligsten geberdete sich der Kupferschmidt, er weinte sogar einigemale laut, als er seine Unschuld betheuerte, sein trügerisches Gebahren aber blieb ohne Erfolg.

Und die Margareth? Armes, irregeleitetes Mädchen! Die sagte aus, ihre Bauernsöhne seien an jenem Sonntage gar nicht aus dem Hause gekommen, sie wäre immer ab und zu gegangen, wenigstens jede Viertelstunde einmal in der Stube drinnen gewesen, und alle mal habe sie beide gesehn, hemdärmelig, barfuß in Pantoffeln.

Sie wurde vom Präsidenten auf die Unwahrheit ihrer Aussage, den andern Zeugen gegenüber, dringend aufmerksam gemacht, und ermahnt, sich wohl zu besinnen, es könne ja wohl ein anderer Sonntag gewesen sein, als der, den sie bei ihrer Aussage im Sinne habe, und ein Irrthum leicht möglich, es möge wohl auch länger als eine Viertelstunde gedauert haben, bis sie wieder einmal in die Stube gekommen sei, da sie gewiß nicht jedesmal nach der Uhr gesehen haben werde, und während ihrer Abwesenheit könnten ja doch die beiden Bursche einmal draußen gewesen und wieder heimgekehrt sein; sie wurde mit Ernst an ihren Eid und an die schweren Folgen des Meineids erinnert, nichts half, sie blieb auf ihrer Aussage.

Noch nicht genug an einer Unglücklichen hatte ihr der Alte die andre Magd hilfreich zur Seite gestellt, dieses dumme, stupide Wesen nickte immer mit dem Kopfe und sagte:

Ja es ist alles wahr, was die Margreth sagt, das Nämliche sag ich auch.

Görg wurde auf sieben Jahre verurtheilt, und jeder der andern bekam seinen gemessenen Antheil an der Strafe.

Die beiden Mägde wurden auf den Antrag des Staats-Anwaltes verhaftet, und eine Untersuchung wegen Meineids gegen sie eingeleitet. Wenige Wochen später standen auch sie vor Gericht, und jede wurde zu vier Jahren Arbeitshaus verurtheilt. Mit stumpfer Gleichgiltigkeit hörte die eine den Urtheilsspruch, Margareth aber zerfloß in tausend Thränen.

So ist sie denn wieder einmal aufgegangen und hat gewuchert die böse Saat, klein und unscheinbar war der erste Schritt, wie viele, und unter ihnen zwei an ihm Unschuldige hat er in den Strudel des Verderbens gezogen,. Darum

Erzittre vor dem ersten Schritte,
Du siehst das Ende nicht der Bahn!

Wenn nun Görg drei Jahre nach Margareths Befreiung ebenfalls seine Freiheit erlangt, wird er ihr sein gegebenes Wort halten, sein Versprechen lösen? Und wenn es geschieht, und wenn die reiche Bäuerin vom Kürbishof im größten Sonntagsstaate in der Kirche sitzt, mit silberner Kette am Halse, mit goldenen Ringen am Finger, und wenn nun der Geistliche unversehens den Spruch sagt:

Was hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewänne und nehme doch Schaden an seiner Seele, oder was kann der Mensch geben, damit er seine Seele wieder löse?

und wenn nun alles nach der Erröthenden hinſchaut, wird der glänzende Schmuck ihrem wunden Herzen Troſt und Beruhigung gewähren?

Der Menſch kann viel aushalten im Leben, die Zeit heilt manche Wunde, er kann viel vergeſſen — aber nicht Alles — ein krankes Gewiſſen nagt an ihm ſein Lebenlang!

Gedichte.

In den Ruinen der Asseburg bei Braunschweig.

Alter Zeiten dunkle Sagen
Wehen um dein graues Haupt
Ueber morschen Sarkophagen
Steht die Mauer Schutz beraubt,
Nicht mehr tönet deiner Rüden
Munteres Gebell im Forst,
Nicht mehr blinkt im vollen-Humpen
Wein vom Rhein auf deinem Horst.

Deine Schlachten sind geschlagen,
Deine Kämpfe sind gekämpft:
All dein Wetten und dein Wagen
Hat der Strom der Zeit gedämpft.
Sieh herab auf das Gelände,
Wo das Dampfroß brausend fliegt,
Sieh die vielen fleiß'gen Hände,
Die das Faustrecht still besiegt.

Nachts um deine öden Mauern,
Schaurig bleich vom Mond bestralt,
Mag der Chor der Braven trauern,
Die hier ihre Schuld bezalt.
Geisterhauch umsäuselt leise
Deine Buchen auf dem Plan;
Aber todt sind deine Schatten,
Bricht der lichte Morgen an.

Bleibe still in deinen Gräbern
Du verklungenes Geschlecht!
Deine Zeiten sind vorüber,
Nicht der Starke mehr hat Recht.

Andre Sitten, andre Thaten
Führt herauf die neue Zeit:
Friedlich reifen unſre Saaten
Und die Schnitter ſind bereit.

G. Arnold.

Klage.

Ich ſchau aus meinem Fenſter
In den gold'nen Sonnenſchein,
Die Sonne winkt mir freundlich:
Komm her, lieber Knabe fein!

Komm zu mir, in meinen Strahlen
Da ſpiele du munter und traut,
Ich will dir die Wangen malen,
Die blaß und mit Thränen bethaut;

Ich will dir das Herz erquicken,
Das Auge dir öffnen weit,
Will breiten vor deinen Blicken
Ein Meer voller Seligkeit.

Schau an meine Berg' in der Ferne,
Wie ſteigen ſie kühnlich empor;
Schau dieſe Wälder und Fluren
Und lauſche der Vögel Chor.

Komm heraus am hellen Morgen,
Komm heraus am Glühmittag,
Komm heraus am röthlichen Abend —
Komm Alles, was kommen mag!

Ich kann nicht zu dir liebe Sonne,
Zu keiner Zeit kann ich zu dir,
Muß ſitzen in dunklen Mauern,
Da möcht ich vergehen ſchier.

Bin leider allhie gefangen,
Doch währt's keine Ewigkeit;
Nur, wenn ich endlich entfeſſelt,
Dann biſt Du, wer weiß wie weit.

Ja, wenn's mir endlich vergönnet,
Des Lebens mich recht zu freu'n,
Dann iſt das Leben zu Ende —
Das ſollte mich bitter gereu'n.

G. Arnold.

Die Liebe und der Tod auf der Reiſe.

Eine Fabel aus dem Altſpaniſchen.

(Siehe Deppings Auswahl aus dem Romancero pag. 402.)

Einſtens trafen in der Schenke
Als der Tag ſich ſchon geneiget
Und die Dämmerung hereinbrach,
Meiſter Tod ſich und Kupido.

Nach Madrid wollt' dieſer wandern,
Und Kupido nach Sevilla,
Trug auch Jeder auf dem Rücken
Die bekannten Siebenſachen.

Scheint's doch, daß ſie Beide flohen
Der Juſtiz behende Krallen,
Denn die zwei, beim Licht betrachtet,
Leben doch nur von dem Morde.

Als ſie endlich Platz genommen,
Schaut den Tod ſich an Kupido
Und, ihn ziemlich häßlich findend,
Konnt' das Lachen er nicht laſſen;

Herr, ſprach er, was ſoll ich ſagen:
Reizt doch wahrlich Ihr zum Lachen,
Denn ſolch' klaſſiſch häßlich Weſen
Sah im Leben ich noch niemals.

Aufſpringt Meiſter Tod, dies hörend,
Legt den Pfeil auf ſeinen Bogen
Und — Kupido thut daſſelbe,
Rücklings flugs das Freie ſuchend.

Doch der Wirth legt ſich in's Mittel,
Stiftet mit der Lanze Frieden
Und ſie ſchließen Freundſchaft wieder,
Speiſen traulich dann zu Abend;

Legen bald ſich auch zur Ruhe
In der Küch' auf hartem Lager,
Denn es iſt im Haus kein Bette
Und der Wirth hat ſelber keines.

Ihre Bögen, Pfeil und Köcher
Gaben ſie zum Aufbewahren
Einem Mädchen, das die Gäſte
Dieſes Hauſes muß bedienen.

Aber ſchon beim Morgengrauen
Hebt Kupido ſich vom Lager,
Bittet dann um ſeine Waffen
Und bezahlt prompt ſeine Zeche.

Doch es trifft ſich, daß ſtatt ſeines
Man ihm reicht des Tod's Geräthe,
Das er auflädt unbefangen
Und damit nun fürbaß wandert.

Drauf iſt auch der Tod erwachet,
Müde noch und ſehr mißlaunig.
Dieſer nahm des Amor Sachen
Und zog traurig ſeine Straße.

Und von da an iſt's geſchehen,
Daß die jungen hübſchen Burſche,
Die noch keine fünf und zwanzig,
Hat Kupido hingerichtet.

Und die Alten, die ſonſt immer
Meiſter Tod zum Sterben brachte,
Wurden flugs in Lieb entzündet,
Schoß der ihnen ſeine Pfeile.

Alſo ſehen wir auf Erden,
Wo ſich alles rundum drehet,
Amor tödten ſtatt beleben
Und der Tod flößt Leben ein!

G. Arnold.

Der Einbeinige.

Nach dem Däniſchen des Paul Möller.

Pfui! ſchämt euch doch, ihr unartigen Knaben,
Und laßt den einbeinigen Alten in Ruh;
Ihr wißt nicht, wie lang euch der Herrgott läßt ſpringen
Auf euren zwei Beinen und ſpotten dazu.

Auch mir gab der Himmel die ſorgloſe Jugend:
Da hüpft' ich, wie ihr jetzt, von Stocke zu Stein;
Nicht immer hab' ich gehinkt an der Krücke,
Nicht immerdar hatt' ich ein hölzernes Bein.

Und ſpäter, im Arme des herzigſten Mädchens,
Saß oft ich im Haine, von Buchen umlaubt,
Sah lächelnd der Vögelein Spiel in den Zweigen,
Da hätt' ich an's hölzerne Bein nicht geglaubt.

Doch als endlich Wälder und Fluren ſchwiegen
Und Winterſchnee deckte das fallende Blatt,
Da war auch zerſtört mein heimliches Lieben,
Die Ungetreue, ſie war meiner ſatt.

Im Arm eines Andern! das ging zu Herzen,
Da raſ'te wie Feuer es mir durch's Gebein,
Ich wurde Soldat und zum fröhlichen Sterben
Warf blindlings ich mich in die feindlichen Reih'n.

Allein es ſcheuten ſich Schwerter und Kugeln,
Ich mordete wild, mir that's keiner wett,
Schon glaubt' ich mich feſt, da endlich, zum Teufel!
Da traf mich ein elendes Bajonnet.

Heut' ſah ich Marie, ich lehnte am Wege,
Sie weinte verſtolen, ſie kannte mich nicht,
Denn hätte ſie es, die Scham mußt' ihr kommen,
Es trieb ihr gewiß das Blut in's Geſicht.

Den Schilling da warf ſie in meine Mütze,
Der Lohn wohl für meine Liebe und Treu'!
Ich halte ihn feſt, ſo lange ich lebe,
Da denkt man ſo viel, ſo vieles dabei.

Pfui! ſchämt euch doch, ihr unartigen Knaben,
Und laßt den einbeinigen Alten in Ruh',
Ihr wißt nicht, wie lang euch der Herrgott läßt ſpringen
Auf euren zwei Beinen und ſpotten dazu.

O. Wenzel.

Die Schneekönigin.

Nach dem Däniſchen von H. C. Anderſen.

Schnee liegt auf den Feldern ſo hoch und dicht,
Von Ferne glänzet ein einſam Licht;
Da harret das Mädchen beim Lampenſchein
Auf den Buhlen ſein.

Die Mühle iſt ſtille, die Räder ſteh'n:
Der Burſche ſchmückt ſich, trotz Windes Weh'n,
Dann eilet er, flink wie ein munt'res Reh,
Ueber Eis und Schnee.

Mit dem Sturmwind er um die Wette ſang,
Der röthet ihm bald die bräunliche Wang',
Schneekönigin bleich auf der Wolke fährt
Ueber Meer und Erd'.

„Du ſchaueſt ſo hold bei des Schneelichts Schein;
„So küre ich dich zum Herzliebſten mein,
„Auf folge mir Trauter. zur lichten Höh'
„Ueber Berg und See!"

Von dicken Flocken es rings um ihn wallt —
„Mit Netzen von Blüthen umſchling ich dich bald,
„Da wo auf der Wieſe der Schnee ſich höht,
„Unſer Brautbett ſteht."

Erloſchen iſt jetzt das einſame Licht,
Es wirbelt der eiſige Schnee ſo dicht,
Dazwiſchen blitzet es hell und fein
Wie Sternſchnuppen-Schein. —

Es ſcheinet die Sonne auf Feld und Wieſ',
Im Brautbett ſchlummert der Jüngling ſüß,
Wohl bang ſein Mädchen zur Mühle geht:
Das Mellrad ſteht. —

G. Arnold.

Unterwegs.

Zum heil'gen Schatten gottgeweihter Eichen
Das friſche Morgenroth den Sänger zieht,
Die Harfe tönt und ihre Blätter ſchweigen
Und durch die Haine rauſcht ſein göttlich Lied.

Ach! auf dem dunklen Pfad zu Schmerz und Leiden
Trag' ich die kleine Lyra auf der Bruſt,
Und unterwegs in die verſtimmten Saiten
Greif' ich, des ſüßen Drangs mir kaum bewußt.

Wie hat dem Knaben, der die Heerde weidet
Und ſingend auf zum grünen Hügel zieht,
Wie hat den Waidmann oft mein Herz beneidet,
Grüßt die bereifte Flur ſein Morgenlied.

Mir lacht ſo freundlich nicht des Himmels Wille,
Kaum blickt ein Stern herab auf's Erdenweh,
Wenn einſam ich in mitternächt'ger Stille
Hin durch die menſchenleeren Straßen geh'.

Doch mancher Schatten aus der Kindheit Tagen
Tritt ein Gefährte dann zu mir heran
Und kürzt mit holden Bildern, lieben Sagen,
Ein Sieger über Zeit und Raum die Bahn.

Und kehr' ich heim, und ſchließt des Lichtes Pforten
Mit ihrem Friedenskuſſe Mutter Nacht,
Dann iſt es oft zum kleinen Lied geworden,
Was unterwegs im Buſen mir erwacht.

Ein Unterwegs iſt nur dies Erdenleben,
Ein kurzes Unterwegs durch Nacht zum Licht,
Die Strecke Sterblichkeit, dem Geiſt gegeben,
Zu forſchen nach des Daſeins höchſter Pflicht.

Und hat der müde Pilger ſie geendet
Früh oder ſpät die dornenvolle Bahn, —
Am Ziele ſteht der Gott, der ihn geſendet,
Und fragt: „Was haſt du unterwegs gethan?"

K. Ebersberger.

Ich hab ein Kirchlein mir gebaut.

Ich hab ein Kirchlein mir gebaut
An einem heimlich ſtillen Orte,
Da iſt's ſo feierlich und traut,
Da ſtrömen meiner Andacht Worte,
Von keines Menſchen Ohr gehört,
Da kann ich beten ungeſtört.

Wenn's in mir froh und feierlich,
Wenn Stürme durch die Seele jagen,
Dann ruft zur kleinen Kirche mich
Ein Glöcklein wohl mit lautem Schlagen,
Das ſchlägt oft hell, das ſchlägt oft bang,
Der Seele treuer Wiederklang.

Das Kirchlein, das ich mir gebaut,
Es ſteht im tiefſten Herzensgrunde,
Nur Gott im Himmel hat's geſchaut
In des Gebetes heil'ger Stunde, —
Wenn ich den letzten Kirchgang thu',
Herr! ſchließe Du die Thüren zu!

K. Oberöberger.

Abſchied von den Gräbern

Willſt du der Seele tiefſtes Leid
Hin zu den ſtillen Gräbern tragen,
So gehe nicht zur Frühlingszeit,
Geh' in des Herbſtes rauhen Tagen.

Geh', wenn die letzte Blume ſtirbt
Am gift'gen Hauch der kalten Lüfte,
Geh', wenn das letzte Blatt verdirbt,
Das koſend noch umſchlang die Grüfte.

Sieh! wie die Trauerweiden kahl
Aus dürren Wimpern Thränen weinen
Und ihre Blätter welk und fahl
Umher ſtreu'n auf den Leichenſteinen.

So ſteht der Menſch an Hoffnung leer,
Den Blick wie ſie gebeugt nach unten,
Das Aug' hat keine Thräne mehr,
Das Herz hat keinen Troſt gefunden.

Dort ſcheucht den dunklen Forſt entlang
Im trägen Flug auf von den Feldern
Ein Rabenheer und krächzet bang
Ihr Grablied den geſtorb'nen Wäldern.

So weit das Auge ſchauen will,
Entſchlummert ſchon die Mutter Erde,
In ihrem Arme lauſchen ſtill
Die Todten, ob es Abend werde.

Ob droben durch die graue Schicht
Der Wolken eilt im Windesfluge
Das Schifflein ſchon, zu weben dicht
Die Fäden zu dem Leichentuche,

Das ſich die Mutter hat beſtellt
Für ihrer Kinder Schlummerſtätte
Hier in dem weiten Todtenfeld —
Ja wer's ſchon überſtanden hätte! —

K. Eberöberger.

Mannesthräne.

Biſt du ein Mann, darfſt du nicht weinen,
Die Thräne iſt des Weibes Gut,
Biſt du ein Mann, laß dir's nicht ſcheinen,
Ob drinnen Ebbe oder Fluth.

Und fluthet's drinn gleich einem Meere
Und wogt's im Sturme bis an's Haupt, —
Dem Manne iſt nur Eine Zähre,
Nur eine Einzige erlaubt.

Die iſt's, die bei dem ſchwerſten Looſe
Mit keiner fremden du vereinſt,
Die Thräne iſt's, die ſelt'ne, große,
Die du zurück in's Herz dir weinſt.

K. Eberöberger.

Zwei Keller.

Zu Bremen im Dom-Bleikeller
Da liegt ein todter Student,
Braun, dürr und steif, eine Mumie,
Die Haut wie Pergament.

Am Arm die Todeswunde,
Das Haupt der Locken bar,
So ruht er schmachtend und dürstend
Schon hundert siebzig Jahr.

Tönt Mitternacht vom Dome,
Entsteigt er dem schwarzen Schrein
Und schlüpft nach Geisterweise
In den Rathhauskeller hinein.

Tritt keck zur Jungfer Rose,
Umschlingt sie frei und frank
Und schlürft von ihren Lippen
Erquickenden Wonnetrank.

Ein Faß zum Sitz erkiesend,
Läßt er sich nieder dort
Mit knickenden, knackenden Gliedern;
Frau Rose nimmt das Wort:

„Sag' an einmal, wer gerbte
So kläglich dir das Fell?
Wie wurdest du gar so trocken,
Du lederner Gesell?"

„„Daß ich so trocken und ledern,
Das macht die Kirchenluft,
Die Reden, die murmelnd dringen
Hinab in meine Gruft.

„„Des Pfarrers trockene Predigt,
Die lederne Floskelei,
Die machte so kläglich trocken,
So ledern mich dabei.

„„Das Schnarchen der Kirchenſchläfer,
Der Orgel mürriſch Gebrumm,
Die leirigen Chorgeſänge,
Die machten mich ſteif und dumm.

„„Du aber, Jungfer Roſe,
Hinwieder ſag' mir das:
Was machte ſo lieb dich und lauter,
So feurig und funkelnaß ?““

„Am Bergeshang geboren,
Von Winden lind gewiegt,
Umflattert von jedem Sänger,
Der durch die Lüfte fliegt;

„Geküßt vom Strahl der Sonne
Bis tief ins Mark hinein,
Umblauet vom Himmelsbogen,
Umgrünt von Forſt und Hain;

„Getränkt von Thau und Regen,
Durchrauſcht vom Sprudelquell, —
Ward ich ſo glüh und glitzernd,
So lieblich, klar und hell.

„Und weil ſo oft mich umbrauſet
Der Zecher lärmender Sang,
Der Becher Klirren und Klingen,
Bleib' ich heiter mein Lebenlang.“

E. Hektor.

Wolkenbilder.

Blaue Seen, Bergeszinnen,
Ach nach eurer ſchönen Pracht
Iſt im tiefſten Herzen drinnen
Mir die Sehnſucht aufgewacht.

Schmerzlich ſtarr' ich in das Weite,
Such' euch auf der kahlen Flur —
Und in troſtlos öder Breite
Dehnet ſich die Eb'ne nur.

Doch der Himmel voll Erbarmen,
Schöpfungsthätig, wundermild,
Zeigt des Abends oft mir Armen
Euer ſchwer entbehrtes Bild;

Ballt zuſammen Wolkenſchichten
An des Horizontes Rand,
Daß ſie ſtolze Berge dichten,
Eingehüllt in Schneegewand.

Blauer Aether muß verleihen
Alpenſees klaren Schein,
Wo die Wolken ſich zerſtreuen,
Drängt er fluthend ſich herein.

Krauſe Wölkchen bilden Schiffe,
Ziehen auf dem blauen See,
Wildgezackte Felſenriffe
Starren drohend in die Höh'.

Sonnenball im Niederfliehen
Ihren Rand mit Gold bemalt,
Daß ein prächtig Alpenglühen
Meine Zauberwelt umſtrahlt.

Und ich blicke wie verſunken
In der Firnen Silberſchein,
Und die Seele wähnt ſich trunken
Ach in dir, o Schweiz, zu ſein.

Doch es weichet von den Stirnen
Scheidend jetzt der Sonne Glanz;
Abgeſtreift iſt von den Firnen
Ihres Roſenſchimmers Kranz.

Nun die Sonne untergangen,
Wo iſt meiner Schöpfung Spur?
Rings am Abendhimmel hangen
Dunkle graue Wolken nur.

Sturm verſcheucht wie irre Herden
Ihren leichtgetragnen Flaum,
Und wie alles Glück auf Erden
Stirbt er hin, der ſchöne Traum.

Luiſe Hoffmann.

Fieſole.

Es ſtrömt das Volk zur Halle San Giovanni in Rom,
Des Hochamts Chöre ſchallen ſo feierlich im Dom,
Die Weihrauchwolken ziehen, Gewänder glänzen reich,
Es kniet vor dem Altare ein Jüngling ſchön und bleich.

Maria dir du Milde will er ſein Leben weih'n;
Er tritt in ſtrengen Orden der Dominikaner ein.
Schon tauſcht er die Gewande mit dunkler Kloſtertracht,
Schon ſinkt vom hohen Haupte der reichen Locken Pracht.

Noch einmal ſtreift ſein Auge — leb' wohl du Jugendtraum —
Noch einmal ſtreift ſein Auge der Kirche weiten Raum;
Und tauſend Thränen glänzen, es ſtrahlt der Andacht Licht:
Da feſſelt ſeine Blicke ein holdes Angeſicht.

Er kann das Aug' nicht wenden — die letzte Locke fällt —
Er kann das Aug' nicht wenden — leb' wohl du ſchöne Welt!
Es drückt wie Sargesdeckel das Mönchsgewand voll Schmerz
Sein erſt erblühter Liebe entgegenſchwellend Herz. —

Er ſchuf, ein treuer Bruder, fürs Kloſter Tag und Nacht
Viel wundervolle Bilder in reicher Farbenpracht;
Doch alle die Madonnen, ſo göttlich hehr und mild,
Sie ſpiegeln alle wieder nur ein geliebtes Bild.

So malt der ſtille Meiſter, Fieſole genannt;
Viel fromme Ruhmeskränze die Chriſtenheit ihm wand.
Es hauchen ſeine Bilder ihr Troſt des Himmels zu,
Doch fand im ſtillen Kloſter ſein armes Herz nicht Ruh.

Luiſe Hoffmann.

Trinklied.

Noch manche ſchöne Sommernacht
Verſchläft man unterm Raſen,
Wenn an des Himmels blauer Pracht
Die Wolkenſchäfchen graſen.
Drum ſei die ſüße Nacht geweiht
Der Lieb', dem Sang, der Fröhlichkeit.
Zu ſchlafen habt ihr lange Zeit
Wohl unterm grünen Raſen.

Es ſchäumt noch mancher edle Wein
Einſt in dem grünen Becher,
Es werden auch noch nach uns ſein
Viel wonnefrohe Zecher.
Doch da er heut uns würzig blüht,
Sein Feuer durch die Adern ſprüht,
Stoßt an, ſo lang die Jugend glüht,
Trinkt jubelnd aus die Becher!

„Was iſt des Deutſchen Vaterland?"
Ertöne im Vereine!
Und „Hoch das ſchwarz-roth-goldne Band!"
Und „Freiheit, die ich meine!"
Bis einſt erblüht auf deutſcher Flur
Ein Bundeslied, ſingt Brüder nur
Das »Gaudeamus igitur«
Im traulichen Vereine!

Was hilft es, wenn nach unſerm Tod
Erblüh'n die ſchönſten Frauen?
Wir ſchlummern ohne Morgenroth
In Grabes düſtrem Grauen.
Drum weil noch auf dem Erdenrund
Uns lacht manch ſüßer rother Mund,
Wir küſſen ihn von Herzensgrund
Und lieben ſchöne Frauen.

So halten wir vor allem werth,
Was einmal blüht im Leben.
Und ob auch alles wiederkehrt,
Die Mädchen, Lieder, Reben:
Die Jugendzeit kommt nie zurück,
Nie der Begeiſtrung Himmelsglück
Und nie der frohe Augenblick —
Stoßt an! die ſollen leben!

Luiſe Hoffmann.

Der Teufel und der Wucherer.

Es ging des Morgens aus dem Haus
Ein arger Wuchrer einſt heraus.
Der armer Wittwen Habe fraß,
Das Korn mit kleinem Metzen maß,
Mit Geld den Richter oft beſtach,
Daß Unrecht er für Recht ihm ſprach.
Da trat zu ihm ein langer Mann
Mit rothem Mantel angethan;
Des Kleides Schnitt, der Feder Zier,
Verkündete den Cavalier.
Nach Stand und Namen er ihn fragt,
Und als der Andre den nicht ſagt,
Iſt er ihm dringend ungelegen.
Da rief der Fremde: „Meinetwegen
Stell ich mich vor: „ich bin der Teufel“ —

Der Wuchrer hegte großen Zweifel —
„Und daß Ihr's glaubt, ſo geht mit mir!
Ich bin auf Schuldenfordern hier,
Und das, was man mir ernſtlich beut,
Fährt mit mir in die Hölle heut;
Drum wohl dem, des Gewiſſen rein!“
Der Wuchrer fällt mit Lachen ein:
„Gewiſſen hin, Gewiſſen her!
Gewiſſen drückt mich nimmermehr.“
Schnell an des Fremden Arm er hing
Und mit ihm nach dem Markte ging. —
Zuerſt ſie einen Ehmann ſchauen;
Der zankt mit ſeiner böſen Frauen:
„O wollteſt du zum Teufel geh'n!“
Da blieb der Wuchrer ſpottend ſteh'n:
„Magſt nicht die Alte mit dir nehmen?“
Der Teufel: „Müßte mich ja ſchämen,
Wär' mein Geſchmack ſo ſchlechter Art;
Auch fürcht' ich ihre Finger zart;
Zudem der Mann nicht ernſt es meint;
Wär' eine And're ihm vereint,
Ihm ſagen die geſunden Sinnen,
Er würde nichts beim Tauſch gewinnen;
Denn übers weite Erdenreich
Die Weiber ſind ſich alle gleich.“ —
Und weiter ſetzen ſie den Lauf;
Da hält ein groß Gedräng ſie auf:
Es kam aus eines Hauſes Thür
Viel Schelten und Geſchrei herfür,
Und eine helle Stimme rief:
„O wärſt du in der Hölle tief!“
Dann Klipp und Klapp und Kampfesdrang,
Bis draus ein armer Mann entſprang,
„Pack ihn!“ alſo der Wuchrer drängt.
„Auch dieſer iſt mir nicht geſchenkt!“
Der Teufel ſpricht's und ſeufzt dazu:
„Wie gerne gönnt' ich ihm die Ruh!
Jedoch ſein liebevolles Weib
Braucht Streit und Zank zum Zeitvertreib.“

Und fürbaß lenken sie die Schritte;
Da drängt sich in des Weges Mitte
Ein Bauersmann mit einem Schwein;
Der fluchte, tobte, schlug darein.
Je mehr er an den Stricken zog,
Je mehr das Schwein sich seitwärts bog.
Er stieß es vorwärts mit den Sohlen
Und brummt: „Dich soll der Teufel holen!“
Da hat der Wuchrer schnell gerathen:
„Auf, hole dir den fetten Braten!“
Jedoch der Teufel lachend spricht:
„Der Bauer ist so thöricht nicht;
Liebt er doch Rinder, Pferd' und Schwein'
Weit mehr oft als die Kinder sein.“ —
Jetzt in des Marktes ärgstem Drang
Ein Kind dem Mütterlein entsprang;
Die lockte, bat: „Komm her zu mir!
Den Silberpfennig schenk' ich dir:
Da magst du kaufen Leckerlein!“
„Nein,“ kreischt der Bube zornig, „Nein!“
Warf mit verwilderten Geberden
Den nächsten Eierkorb zur Erden;
Derweil die Bäurin Zeter rief,
Das Büblein spottend weiter lief.
Die Mutter soll den Schaden zahlen;
Da schrie sie wiederholter Malen:
„O hätt' der Teufel dich beim Kragen!“
Nun hub der Wuchrer an zu fragen:
„Was nimmst du immer nicht, was dein?“
Doch er: „Es ist ihr Herzblättlein;
Gäb's nicht für hundert Thaler hin,
Will's à la Pestalozzi zieh'n!“ —
Sieh da, ein armes Waisenkind,
Zerlumpten Kleids, die Thräne rinnt
Vom abgezehrten Angesicht,
Wirft vor den Wuchrer sich und spricht:
„O wollet, Herr, barmherzig sein!
Gebt uns zurück die Habe klein,
Das Kühlein, das Ihr uns geraubt!“

Worauf der Wuchrer zornig ſchnaubt:
„Hinweg, das ſoll dir nimmer werden!“
Stößt mit dem Fuße es zur Erden.
Da ſchreit es auf verzweifelnd hell:
„Hol' Euch der Teufel auf der Stell'!“
„Der Wunſch iſt aus dem Herzen kommen
Und wird von mir auch angenommen!“
Hohnlachend Meiſter Satan ſpricht,
Fährt in die Lüfte mit dem Wicht.
So ſah'n mit ſchreckgeſträubten Haaren
Mit Leib und Seel zur Hölle fahren
Den Wuchrer rings die Leut' umher. —
Beherzige die gute Lehr':
Der Krug zum Quell geht, bis er bricht,
Und mit dem Teufel ſpaße nicht!

Luiſe Hoffmann.

Auf der See.

I.

O! nicht um Gold tauſch' ich die ſchönen Nächte,
Die ſinnend mich auf dem Verdeck gefunden
Und meine reichſten Liederkränze flechte
Ich um Poſeidons brauſende Rotunden. —
War hier die Sonne flammend erſt verſunken,
Zog dort der Mond herauf mit mildem Prangen,
Was ich verlor an diamant'nen Funken,
War mir im Perlenglanze aufgegangen.
O Meer, wie auch die Schrecken mögen heißen,
Du weißt dem Muthigen es zu vergelten:
Und fortan mögen meine Sänge preiſen,
Was ſchon die alten Sagen ſtaunend melden.

II.

Rings tiefe Nacht in Sternenpracht,
Am Steuer leiſer Wellenſchlag;
Ein Schleier hüllte das Verdeck,
Das ſtill im Mondenſchimmer lag.
Hoch auf dem Maſt die Wache ſaß
Am Steuer lehnt ein Mann. Und Gott,
Das ew'ge Auge ſchaute mild,
Er hielt ja Kiel und Fahrzeug flott.

„Wohin, mein Geiſt?" Die Antwort war
Ein leiſer Druck der zarten Hand,
Dann ſchwebte er den Maſt empor,
Ich nach, bis Maſt und Segel ſchwand.
Und immer fort und immer fort
In Wolken ward ich eingehüllt —
Das Auge ſuchte einen Punkt:
Doch hat mich keine Furcht erfüllt.

Wir zogen lang, doch blitzesſchnell.
Tief lag das Meer und regungslos,
Es barg wohl manchen glüh'nden Wunſch,
Manch hoffend Aug in ſeinem Schooß;
Die kleinſte Welle ſpiegelte
Im Wiederſchein vom goldnen Strahl,
Der von des Engels Diadem
Gar zaubriſch ſchimmerte zumal.

Vorbei, vorbei; dort eine Brigg —
In der Kajüte lichter Tag
Von Kerzen, Sang und Saitenſpiel,
Von Würfelklang und Zechgelag.
Am Backbord ſteht mit trübem Muth
Ein Midſhipman, ein junger Fant,
Er birgt das Haupt und thränenklar
Quillt es hervor aus Lock und Hand.

Und wieder nichts, als Firmament
Und Meer, von Erz ein Rieſenſchild,

Drauf Gnomenhand mit Mond und Stern
Den dunkelblauen Stahl erfüllt —
Vorbei! — ſchau die Fregatte dort:
Es ſchrillt die Glocke hell am Mars
Und wieder hallt es von dem Top:
Die abgelöſte Wache war's.

Und fort im Flug! es jauchzt das Herz
Zur Wolkenfahrt, das Aug iſt klar,
Doch fern, am dunklen Horizont
Stellt Klippe ſich an Klippe dar.
Ja, es iſt Land! ſei mir gegrüßt
Europa! Dich vergeß ich nie —
Es taucht empor in milder Pracht
Der Felſengurt der Normandie.

Dort, Havre iſt's, ein kleiner Stern,
Dort Rouen, die geweihte Stadt
Durch einer Jungfrau Märtyrtod.
Die Seine nun, ſie ſchimmert matt;
Kein Segel zieht, kein Dampfer hin,
Schon drängt ſich Dorf an Dorf im Thal —
Sieh dort, die graue Notre-Dame
Und nun Paris mit einem Mal.

Noch treibt in lauten Reihen ſich
Die Menge in den Straſſen hin,
Noch flammt das Gas, noch prangt zur Schau
Der Luxus dem verwöhnten Sinn.
Das Laſter ſchwelgt, die Tugend darbt —
Vorbei, vorbei im Geiſterſchein,
Die Marne rauſcht und ſchwindet raſch
Und hier grüßt mich der traute Rhein.

Mein Vaterland, mein Heimathland!
Und nieder ſinkt der Feenflug;
Ich kniee an dem deutſchen Strand
Und weine einmal mich genug:

Hineilen mit beſchwingtem Schritt
Will ich, die fern mein Aug erſchaut,
Zur Vaterſtadt — horch »relevez!«
Vom Maſte ſchallt's: der Morgen graut.

So war's ein Traum und grauſam floh
Das lieblich ſchöne Schattenbild,
Es hat mit ſeines Zaubers Reiz
Voll Sehnen mir die Bruſt erfüllt.
Noch einmal ſchließe ich das Aug'
Um weiter, weiter es zu träumen,
Doch ach, vergebens läßt es mich
Auf weitem Meere einſam ſäumen.

III.

Hei! wie das Eichhorn blitzesſchnell
Hinan die hehre Eiche klimmet —
Wie blinkt vor Luſt das Aeuglein hell,
Wenn Duft und Aether es umſchwimmet.
Es hüpft und ſpringt von Aſt zu Aſt,
Es ſcheint zu ſchweben, ſcheint zu fliegen,
Jetzt ſchwankt der Zweig mit ſeiner Laſt: —
Das iſt ein Freuen, ein Vergnügen!

Wie oft ſchaut ihm der Knabe zu
Von raſcher That und derben Gliedern,
Der bitter haßt die träge Ruh
Und Alle, die ſich gern erniedern.
Sein Geiſt ſtrebt nach der Wipfel Raum,
In reiner Himmelsluft zu wiegen;
Die Größe iſt ſein liebſter Traum:
Das iſt ein Freuen, ein Vergnügen!

Drum auf! nicht länger müſſig ſteh'n
Will ich und gaffen, gleich den Kindern.

Zu Maſt! — Fregattenkapitän,
Ihr werdet meinen Wunſch nicht hindern?
Ihr liebt's ja ſelbſt, mit raſchem Griff
Der Segel Tücke zu betrügen:
Ihr lächelt! geht auch ſchwank das Schiff!
Das iſt ein Freuen, ein Vergnügen!

Die Leiter hin, die Leine her!
Es pfeift die Briſe! welch' ein Schwanken!
Die Segel dröhnen dumpf und ſchwer,
Wie ernſt gewichtige Gedanken.
Die Spieren klappern ſpottend drein;
Wie ſich die Wimpel bläh'n und ſchmiegen:
Der Maſtkorb ragt: — nun raſch hinein.
Das iſt ein Freuen, ein Vergnügen!

Allein auf hohem, ſchlanken Maſt,
Tief unter mir die dunklen Wogen,
Bin ich auf Neptuns Meerpalaſt
So ſtolz und kühn einhergezogen.
Am Maſte prangt Ihr Namenzug
Und meiner, die ſich traulich ſchmiegen —
So geht's dahin im Windesflug —
Das iſt ein Freuen, ein Vergnügen!

IV.

Klang es nicht Land? — Es ſchlug ſo freudig helle
Erſehntes Rufen an mein lauſchend Ohr;
Nah, näher trägt geſchäftig uns die Welle
Und bald zerreißt des Nebels dünner Flor.
Ja! purpurfarben und in Gold geſunken,
Ein ſtolzes Diadem, ſo liegt es da,
Und meine Pulſe ſchlagen wonnetrunken,
Als eine neue Welt ich vor mir ſah.

Ja, eine Neue, mir so fremdgestaltig,
Verwirrt und irr im brausenden Gewühl,
Tritt mir der Ferne Riesengeist gewaltig
Zum Herzen und sein Odem weht so kühl:
Herüber aus der Palmen schwankem Wipfel,
Hernieder von der Masten buntem Wald
Und drüber hin die unbebauten Gipfel,
Von deren Horst der Schrei des Geiers hallt.

Wie, noch gehöre ich Europas Borden,
Noch rührte nicht mein Fuß den heißen Sand,
Schlug mir das Herz auch bei den fremden Worten,
Noch schuldete ich nichts dem Wunderland.
Noch hab ich seine Blüthen nicht gebrochen,
Noch fiel die Dattel nicht dem durst'gen Mund,
Nicht seiner Viper Zahn hat mich gestochen,
Noch schloß ich weder Lieb- noch Gastesbund.

Was ficht mich an? hinein die schwanke Barke!
Du dunkler Charon, stoße schleunig ab;
Errichtet steht des Scheidens stumme Marke —
Ich warf getrost zurück den Wanderstab.
Jetzt will ich aufwärts schauend ohne Wanken,
Allein und auf mich selbst gegründet steh'n!
Vorbei, vorbei, ihr flüsternden Gedanken,
Naht, wenn der Abend lagert auf den Höh'n.

Ob ich noch gleiche einem biedern Jungen,
Wenn viele Monden zogen über mich —
Ob dieses Herz vor Wünschen nicht zersprungen,
Ob nicht der Jugend Reinheit ihm entwich? —
Ob er die deutschen Sitten nicht verlernte,
Die sonst sein Eigen, „Frisch, Fromm, Fröhlich, Frei!"
Ob düstrer Ernst den Frohsinn nicht entfernte,
Im Land des Goldes und der Sclaverei?

O nicht jetzt diese unheilvollen Fragen,
Nicht dieses Zaudern, wo vor Allem Muth,

Den Beſten, ich als Panzer um mich ſchlagen
Und wappnen will die Seele feſt und gut.
Gott deine Hand, und Heimath deine Liebe,
Zurück ihr Thränen, macht das Herz nicht ſchwer;
Und ob die Welt ſich wider mich erhübe;
Mit mir iſt Gott! wo iſt der Feinde Heer?

Fr. Knapp.

Merkantiliſche Diſticha.

Kaufmann.

Setze die Feder ich an, ſo regen ſich tauſend von Händen;
Denn ich bin König der Welt, hab ich Credit nur und Glück.

Buchhalter.

Ewiges Soll und Haben, mir wird es ſchwindlich zu Muthe,
Werd' ich zuletzt eine Zahl, wahrlich nichts kann ich dafür.

Commis voyageur.

Immer geſprächig und ſchmiegſam bin ich und ſchwer zu beleid'gen,
Wirft man mich vorne hinaus, komm' ich von hinten herein.

Lehrling.

Gott, fünf Jahre, ſie werden mir doch ſo peinlich und lange!
Sagt mir, was immer Ihr wollt, mir iſt das Leben kein Traum.

Offertbrief.

Keiner im Lande verſtehet Euch beſſer, als ich zu bedienen;
Wo iſt ſo billig der Preis, wo iſt die Waare ſo ſchön?

Drohbrief.

Wirſt du in einem Monde nicht voll und pünktlich mich zahlen;
Nenn ich dir mit dem Gericht Thüre und Angel hinein.

Wechſel.

Reiſend ſeh' ich die Welt, beſchaue mit Stolz mir die Lande,
Stets als willkommener Gaſt gehe von Hand ich zu Hand,
Komm ich endlich zum Ziel, ſo iſt mir die Freude zu Ende,
Weil dann ein mürriſch Geſicht ſchließet für immer mich ein.

Discontis.

Klimm' ich zur Höhe hinan, die Aussicht mir zu verschönern,
Tönt in die Ohren mir gleich möglichen Jammergeschrei;
Aber so ist mein Geschick, wenn alles zur Tiefe versinket,
Zeigt in der Börse der Cours meine Erhöhung euch an.

Falliment.

Donner und Teufel, die mächtige Firma N. hat falliret
Wenn es nicht anders denn geht, nun so fallire ich auch.

Assekuranz.

Habe und Gut hat jüngst das Feuer verschlungen dem Kaufmann
Und auch das liebliche Weib fand in den Flammen den Tod;
Aber das Unglück ist klein, die Güter sind ja versichert,
Nimmt er sich wieder ein Weib, wird nur sein Reichthum vermehrt.

Der Kaufmann stirbt.

Kinder mein ultimo kommt, nun will ich schnelle saldiren;
Denn der entsetzliche Tod kommt den Respiro nicht an.
Haltet das Erbe zu Rath, die Frucht vieljährigen Strebens,
Könnt ich es nehmen mit mir, wäre das Sterben mir leicht.
Himmel, es sinket der Cours, es heißet la baisse nun die Losung,
Prüfe, o Gott, nicht zu streng, nun mir den Conto corrent!

Georg Krauß.

Mein Loos.

I.

Die Sonne sinkt hinab mit ihrer Pracht,
Und durch der Abendröthe Purpurflimmer,
Gleich einem treuen Knecht auf stiller Wacht,
Erglänzt der Abendstern in mildem Schimmer.
Stolz ziehet ihm die Königin voran,
Als wollte sie den Strahlenweg ihm zeigen.
Er folgt ihr nach auf ewig gleicher Bahn,
Doch nie kann er die Herrliche erreichen.

Dem Abendſterne gleicht mein einfach Lied,
Wenn es mich drängt die Saiten anzuſchlagen,
Wenn er mir mächtig durch die Seele zieht,
Zur Sonne kühn, den Adlerflug zu wagen.
Ihr Sängerfürſten mit dem Strahlenſchein
Wohl winkt ihr mir von euren lichten Höhen,
Doch ach! wie iſt mein Lied ſo arm und klein,
In eurem Glanze muß es untergehen.

Noch iſt es Nacht, und an des Oſtens Thor
Erglänzt der Morgenſtern am dunklen Himmel.
Da tritt die Majeſtätiſche hervor
Mit ihrem wunderbaren Glanzgewimmel.
Du armer Stern mit deinem kleinen Licht,
Mit deinem Leuchten von nur wenig Stunden,
In jenem Glanz, der durch die Wolken bricht,
Biſt du verſunken ganz und bald verſchwunden.

Dein Loos iſt meines, wenn ich ernſt und ſtill
Die mir vertrauten Herzen überzähle
Und treu gelobe wie ich ſorgen will:
Daß mir am großen Tage keines fehle.
Doch wenn ſich einer aus der frohen Schaar
Den Lorbeer der Unſterblichkeit erworben,
Iſt der, der ihm ein treuer Führer war,
Vielleicht ſchon längſt vergeſſen und geſtorben.

Doch wenn die Sonne nicht am Himmel glänzt
Freut ſich das Auge an der Sterne Glühen,
Und wenn kein Lorbeer meine Stirn umkränzt;
Ein kleines Blümchen wird mir doch erblühen.
Nehmt ihr nur freundlich was der Freund euch beut,
Dann iſt ein hohes Loos mir ſchon gewonnen,
Dann ſtrahlt in glänzender Unſterblichkeit
Ihr ewig unerreichten Dichterſonnen.

Dann ſteig auch du empor du junger Schwan,
Entfalte kühn dein leuchtendes Gefieder —
Dem ich zum Lichte einſt gezeigt die Bahn —
Empor und ſinge deine ſtolzen Lieder! —

Doch von dem Kranze, der dein Haupt umflicht,
Von jenen Blüthen, die es reich umwallen,
Laß zur Erinn'rung ein Vergißmeinnicht
Noch auf des Heimgegangenen Hügel fallen!

II.

Einſt war ich jung, und froh mit kühnem Muth
Sprang ich ins Leben meiner Kraft vertrauend,
Mir mit phantaſtiſch kecker Jugendgluth
Viel luft'ge Schlöſſer glänzend auferbauend.
Sie ſtürzten ein, ich trauerte nicht ſehr,
Die leichte Kuppel konnte nichts zertrümmern,
Durch ſie ſah ich ſchon neue Sterne ſchimmern —
Ich hatte ja geliebt, — was wollt ich mehr! —

Ich ward ein Mann, doch mancher goldne Traum
Zog mit in jene ernſte Zeit hinüber,
Der eine ward erfüllt, oft ahnt ich's kaum,
Der Stern des andern bleichte trüb und trüber
Viel ſanken hin, — ich trauerte nicht ſehr,
Nicht alle Wünſche können ſich erfüllen,
Entſagung gab mir Kraft und feſten Willen —
Ich habe ja gelernt — was will ich mehr! —

Wird mir des Alters Loos — nun denn ſo ſei's,
Selbſt Roſen welken auf der alten Erde!
Nur möcht ich, daß wenn auch mein Haupt zu Eis,
In meinem Herzen es nicht Winter werde.
Dann will ich tragen, und ſie trägt ſich ſchwer,
Die kalte Zeit in der ſelbſt Wünſche ſchweigen.
Und wird mein Auge ſich zur Ruhe neigen —
Gelebt, gelernt, geliebt — was wollt ich mehr!

L. Marx.

Bleibe doch in meiner Näh'.

Bleib' doch in meiner Näh', ſo lang du kannſt;
Du weißt ja nicht, ob's oft noch wird geſchehen,
Nicht ſelten täuſcht, was hoffend du erſannſt,
Dem Scheiden folgt gar oft kein Wiederſehen.

Die Menſchen kommen, finden ſich und gehen;
Ein flüchtig Grüßen iſt's, das du gewannſt,
Mit wundem Herzen blickſt zurück im Stehen. —
Bleib doch in meiner Näh', ſo lang du kannſt!

Julius Merz.

Mahnung.

Fand'ſt einen Freund, der lieb und warm,
O halt ihn feſt mit allen Banden:
Nur ſelten wird ein Herz verſtanden
In dieſer Welt, ſo kalt und arm.

Julius Merz.

Schifferlied.

Brauſend in Lebenskraft,
Stürmend emporgerafft
Steigen die Wellen,
Frei von des Bodens Haft
Wiegt ſich des Maſtes Schaft,
Segel hochangeſtrafft
Himmelwärts ſchwellen.

Ferne lieb, Ferne hold
Lächelt im Abendgold
Ueber die Fluthen.
Wogen, rauſcht! Wogen, rollt!
Die ihr mich tragen ſollt
Hin, wo im Abendgold
Wolken verbluten.

Luſtig du friſcher Wind
Wall um die Bruſt mir lind,
Um die entblößte,
Die um das Leben rinnt,
Die nach der Ferne ſinnt,
Die, ſeit ſie Meer umſpinnt,
Bandenerlöſte.

Drüben an Meeresrand,
Wo ſich der Himmel ſpannt,
Küſſend die Feuchte,
Wölbt ſich heraufgebannt
Blühendes Feenland,
Deſſen verborgnen Strand
Keiner erreichte.

Mir auch, gewitzigt zwar,
Lachſt du ins Auge klar —
Folg' ich dem Wahne?
Ach eh' ich's ward gewahr
War ich bezaubert gar —
Hin zu dir, trotz Gefahr,
Fatamorgane!

Th. Oelsner.

Der Mensch.

O Mensch, du Gottestraum! beschau ich dich,
So hebt mein Herz zu Thrän' und Lachen sich.
Von Grab zu Grab, ein bunter Schatten, eilt
Dein seltsam Wesen, wundersam zertheilt,
Wie Traum ist, was im Grunde tiefster Brust
Sich dir bewegt in Dämmern, Wolk' und Duft.
Was heut empfindungwild dich quält und treibt,
Ist morgen — unbegreiflich! — ganz verstäubt.
Hier — starken Wagensturzes mächt'ger Fall,
Dort — auseinanderweh'nd im Nebelschwall!
Die Liebe, die dich gestern wundgeküßt,
Bestaunst du heut, weil dir so fremd sie ist.
Die bunte Hülle, die dich stolz gefreut,
Liegt heut am Boden, abgetrag'nes Kleid.
Nicht Schlangen häuten so sich für und für,
Wie deine Seele, Mensch, du „Schöpfungszier!"
Ein Andrer bist du heut'. und Die dich sehn,
Sehn morgen vor sich einen Andern stehn,
Und Den du gestern Herzensfreund genannt,
Wie ward sein Wesen heut dir unbekannt!

Wie märchenhaft das Herz geheimes Lied
Allmächtiger Gewalten stets durchzieht,
So zuckt in deinem Haupt ein starkes Licht —
Wo kommt es her? Dein eigen ist es nicht.
Aus Wolken springt der Blitz, der dich verklärt,
Du bist das Eisen, d'ran er niederfährt.
Gedankenmutter ist der stillen Nacht
Unheimlich Räthsel, die durch dich gedacht.
Und Was in Lettern rasch du festgefaßt,
Dünkt morgen dir ein wundersamer Gast;
Da sitzest du und suchst den Funken still,
Der nicht zurück in's Hirn dir springen will.
Was ist dein eigen? Bist du selber dein?
Du fühlst? Du denkst? — O, du bist selber — Schein.

Und nicht dein eigen iſt die feſte That!
„Hier, rufſt du, ſtreu' ich ſelber meine Saat!
„Entſchluß iſt mein, und Wille, Hand und Thun!
„Was wurde, meinen Stempel trägt es nun!“
Und unterdeß du kaum den Rücken kehrſt
Und deines Stolzes Ichgedanken nährſt,
Wuchs ſchon, was nimmer du gewollt, zur Höh':
Der Unkraut Menge üppig, giftig Weh'.
Und, krönt dein Werk der Aehre nährend Gold —
Ein Körnlein warfſt du hin — jetzt wogt und rollt
Das weite Feld. Ja, Andres, als gewollt,
Gehofft, gefürchtet, minder oder mehr,
Wird deines Strebens endliche Gewähr.

.... Biſt du nicht, ſelbſt verfliegend, wandelbar,
Ein Traum, den Gottesdauern ſich gebar?

Th. Oelsner.

Verſöhnung.

Herr Gott, ich muß dir ſingen
Du gabſt mir deine Kraft.
Der in Verzweiflungsſchlingen
Beſtrickt war todverſchlafft.

Ach, ich kann es ja nicht laſſen,
Was ſo hold und lieblich winkt;
Muß in Wonnen mir's erfaſſen,
Sonnigſtrahlend angeblinkt.

Blütenvolle Freudenbüſche
Neigen ſich und beugen ſich,
Grüne Ranken, lieblich friſche,
Um den Hals mir zweigen ſich.

Form und Farbe, bunt und prächtig,
Wiegen ſich in Blumenwelt,
Freudengötter, mild, doch mächtig,
Lagern unter'm blauen Zelt.

Stimmen, unausſprechlich ſüße,
Sind ſo fern und ſind ſo nah —
Wie ſich Ohr und Auge ſchließe,
Sind ſie doch der Seele da!

Und ſie ſpürt ein Jauchzen fröhlich
In ſich zittern, voll Genuß,
Und ſie jubelt wonnekehlig,
Weil ſie fühlt und weil ſie muß. —

Soll ſie ſich, du ernſter Weiſer,
Der du blaß am Baume lehnſt,
Wie der Schöpfung ſtiller Kaiſer,
Der du nimmer wachſt und wähnſt —

Der Genießen und Bedürfen
Und die Blumen dieſer Welt
Ueberwand, und Wonneſchlürfen
Nur im Formgelöſten hält —

Soll ſie Deſſen ſich enthalten,
Was geboren in der Zeit?
Opfert ſie den Luftgeſtalten
Ihrer Zukunft Seligkeit?

Rauſcht umſonſt in vollen Falten
Erdenpracht, dies reiche Kleid?
Zieht ſich ein entgöttlicht Walten
Durch die Welt, die ungeweiht?

Dumpfes Schweigen, wo die Lippe
Sich zu frohen Lauten drängt?
Ernſten Todes kalte Hippe
Wo das Leben glüht und ſengt?

Nein, o nein! Es ſteh' der Weiſe
Zürnend nicht und Feind-abſeit
Von des Erdenkindes Kreiſe,
Daß ſich ohne Weisheit freut!

Lernteſt du entſagen, — danke!
Denn du biſt mit Mind'rem reich.
Doch iſt deine Weisheit Schranke;
Denn — unendlich iſt das Reich.

Und es trägt ein weiſ' Gemüthe
Alles in Gemeſſenheit;
Ernſt und Güte, Herbſt und Blüthe.
Was entweiht nicht, iſt geweiht!

Tief durchſchüttert, angewittert
Von dem Ernſt der Göttlichkeit,
Der durch alle Sphären zittert
Werde fromm der Menſch der Zeit!

Aus dem Bronn vertiefter Seele
Ström' er ſeinen Gottesquell
Dann hinaus! Denn Grabeshöhle
Ziemt nicht ihm zur Lagerſtell'!

Friſches Regen und Bewegen
In der Sonne, an der Luft,
Auf den vielgekreuzten Wegen
Unter Sang und Blumenduft!

Nicht Entſagen wird ihn tragen
Zu Gewinn ſelbſteigner Saat;
Nur ein kräftig Flügelſchlagen
Fördert und gebiert die That.

Und wo That, da iſt die Freude —
Freude aus bewegter Bruſt.
Mit erſchmiedetem Geſchmeide
Schmücke deines Lebens Luſt!

Heiter hielt die Hellen-Höhne
Hellas' Himmel einſt umſpannt,
Und es floß der Strom, der ſchöne,
Selig durch ihr Vaterland.

Ihnen — war er nicht geboren
Noch, der ſchöne Gott, der heut.
Wär' das Schöne uns verloren,
Da das Göttliche befreit?

Keiner war ſo lieb und milde —
Keiner aus Olympos Höh',
Keiner gleich dem lichten Bilde,
Mondesgruß im Silberſee!

Hat er je die Frucht verboten,
Hat die Freude je verbannt?
Nur dem Leben, nicht den Todten
Wies er ſein gelobtes Land.

Daß in Gott die Luſt ſich färbe,
Daß die Erde ſei verklärt,
Daß Gemeines welk' und ſterbe,
Aber Edles — doppelt werth,

Wollt' er, und ein fröhlich Koſen,
Das wie Engel lächelnd ſpielt,
Ließ er uns, des Herzens Roſen,
Deren Dorn es nimmer fühlt.

Könnt ihr Das denn nie begreifen?
Iſt es doch ſo leicht und ſüß!
Himmliſch ſei des Herzens Reifen,
Und die Erde — Paradies!

Fromm und weiſe, hold und heilig,
Ernſt und lieblich, froh und ſchön
Soll, genießend und gedeihlich,
Unſre Fahrt durch Eden gehn.

Heilig und gedämpft im Triebe
Blüh' die Luft auf Gottes Feld,
Und dem Zauberrauſch der Liebe
Sei der Becher nicht vergällt!

Kein Vergehen, keine Reue!
Denn erlaubt iſt Was gefällt.
Sei verſöhnt die alt' und neue,
Sei's die ſchön' und ernſte Welt!

Th. Oelsner.

Scirocco.

So biſt du wieder aufgewacht
Und rauſcheſt übers Meer,
Wie Geiſter rollſt du in der Nacht
Die Wolken regenſchwer.

Stürz' donnernd von der Felſenwand
Lawinen in das Thal,
Als Frühlingsbote durch das Land
Flieg hell dein Feuerſtral.

Doch wenn du meinem Liebchen nahſt,
So ſäusle ſanft und mild,
Erzähl' ihr, wie du blühen ſahſt
Hesperiens Gefild.

Von Lorbeerhainen ſchattig kühl,
Wo bunt der Falter ſchwebt,
Wo auf des Raſens weichem Pfühl
Das junge Veilchen lebt.

Doch eines flüſtre leiſe nur,
Daß von des Lenzes Hauch
Allüberall auf Berg und Flur
Schon blüht der Myrthenſtrauch.

Ad. Pichler.

An die Sterne.

Seid willkommen allzumal
Ihr Sterne an dem Himmelssaal!
Lasset leuchten euren Schein:
Denn es naht der Liebste mein!

Lasset leuchten euren Schein,
Wandelt er im Wald allein,
Führt durch Noth ihn und Gefahr
Mit dem Himmelsglanze klar!

O du süßes, trautes Lieb,
Ich mußte schleichen wie ein Dieb,
Von Licht umflossen fern und nah
Lag das Gehege offen da.

So laßt erlöschen euer Licht
Und leuchtet mir ins Auge nicht,
Sonst müßt' ich werden roth wie Blut
Weil er an meinem Herzen ruht.

Ad. Pichler.

Am Grabe von M. Senn.

Sie haben dich zu Grab gelegt:
Die Glocken wurden nicht bewegt,
Es folgte dir im kurzen Zug
Nur wer wie du den Degen trug,
Und bei der Trommeln dumpfem Ton
Will leise ziscbeln noch der Hohn.

Es gibt kein Stein mit gold'nem Mund:
Hier liegt ein Dichter! prahlend kund.
Die Blumen sind schon lang verdorrt,
Die schmücken sollten diesen Ort,
Und jene Hand, die traurig heut
Vielleicht sie auf dein Grab gestreut,
Sie bietet aus der Engel Schaar
Zuerst sich dir zum Gruße dar.

Der Engel! — Ja! — Aus Nacht und Tod
Glänzt dir ein andres Morgenroth
In's düft're Aug, in das so lang
Kein Blick der Liebe lindernd drang.
Doch jener, dem das Weltall bebt,
Der dort die Richterwage hebt,
Er prüft das Herz und mißt die Schuld,
Und zieht die Schmerzen ab voll Huld,
Die sich, zum Dornenkranz verschränkt,
In deine Schläfe tief gesenkt.
Er sah die stumme Todesqual,
Als deines Genius Sonnenstral,
Von dir erblassend Abschied nahm
Und nichts dir blieb als öder Gram,
Als du gebunden aufwärts rangst,
Und nicht den finstern Dämon zwangst,
Verzweifelnd dich an Schatten hingst
Und lebend als ein Todter gingst.

Doch jetzt! Aus Aetherquellen fließt,
In ungetrübter Flut ergießt,
Um deine Stirn sich neues Licht,
Des Ew'gen ewig Lobgedicht.
Es hallt in's ungewohnte Ohr
Der alten Melodieen Chor,
Und wogend drauf und durch den Dom
Des Himmels rollt der Lieder Strom.

Noch einen Blick wirfst du herab,
Du lächelst auf dein herbstlich Grab:
Da flammt es hell am Ortelsspitz
Als zuckte aus Gewölk ein Blitz,
Ein rother Aar schwebt durch die Nacht:
Er hält an deinem Grabe Wacht
Und einen Lorbeer legt er hin —
Verstummen mag gemeiner Sinn! —

Ad. Pichler.

Meiner Frau zum Geburtstage.

(21. Oktober.)

Es blühte keine Blume mehr
Wo deine Wiege ſtand,
Vertrocknet flogen hin und her
Die Blätter über's Land;

Schwarz war die Nacht, um's Fenſter pfiff
Der Sturm den Schlummerſang:
Von Schiffen, die am Felſenriff
Der Wogenſchlund verſchlang.

Da kann den Frühling hold und warm
Die Liebe nur verleih'n,
Du fandeſt ihn im Mutterarm,
Und ſchliefeſt ruhig ein.

Der Winter reichte wechſelnd bald
Dem Lenz die rauhe Hand,
Die Lerche ſang, es ſchmückt den Wald
Das heitre Maigewand.

So in der Zeiten raſchem Lauf
Entflog dir Jahr um Jahr
Die Knoſpe blühte langſam auf
Zur Blume wunderbar.

Und wenn der Winter rauh und kalt
Durch unſre Gauen zieht:
Nie werden Lieb' und Treue alt,
Ob auch der Lenz entflieht.

Erſtarrt das Herz, das einſt ſo heiß
Gerungen Tag für Tag,
So ſchmücken ſie wie Edelweiß
Den dunkeln Sarkophag.

Adolph Pichler.

Mein Lieb.

Ich hab' ein Liebchen mir erleſen,
Das hat ein ſonderliches Weſen
Und einen unbeugſamen Sinn: —
Wie oft ſchon gab ich mich im Stillen
Ob ſeiner eigenſinn'gen Grillen
Tiefinnerlichem Schmerze hin.

Hätt' es mir ſeine Gunſt entzogen —
Glaubt' ich, es ſei mir nicht gewogen —
Dahin wär' alle Erdenluſt; —
Doch eben wenn ich ſchmerzlich klage,
An meinem Glücke faſt verzage
Zieht es mich tröſtend an die Bruſt,

Und legt mir Balſam auf die Wunden
Die ich empfing in böſen Stunden
Im Kampfe mit dem Mißgeſchick:
Doch immer geben ihm zur Seite
Zwei ſtrenge Hüter das Geleite,
Verkümmernd mir mein ſüßes Glück.

Ein ſchönes Weib mit ſtolzem Schritte,
Verſchloſſen jeder Schmeichlerbitte,
Ich ſtets zu ſeiner Rechten ſah,
Und immer war's als ob ſie trüge
Ganz meines ſüßen Liebchens Züge —
Die ſtrenge Frau Hiſtoria!

Links hüpft ein lustiger Geselle,
An Wamms und Hut die Narrenschelle
Zur Seite meines Liebchens hin,
Und wieder ist in seinen Mienen
Mir Liebchens Angesicht erschienen,
Verwirrend fast mir Herz und Sinn.

Da tönet schmerzlich meine Klage:
O laß, was ich im Herzen trage
Allein dir sagen, — ganz allein! —
Fort mit dem lästigen Geleite,
O zieh allein an meiner Seite
Durch Blumenau'n, durch Wald und Hain!

Da wendet lächelnd sich mein Liebchen,
Und in den beiden Wangengrübchen
Da saß der Schalk, der mich bethört,
Sie sprach: auf Wiesen, Wald und Fluren
Gehör ich anderen Naturen —
Genieß die Lust, die dir gehört! —

Nicht in der Wälder süßen Frieden
Bin ich, die Muse, dir beschieden —
Nicht auf der blumenreichen Flur, —
In Sturm und Drang, im Weltgewühle,
Bei ernstem und bei heiterm Spiele
Da findest du dein Liebchen nur.

Doch käm ich ohne mein Geleite,
Dahin wär deines Lebens Freude,
Mit unsrer Liebe wär's vorbei.
Nur mit dem Ernst, nur mit den Scherzen
Gehör ich dir von ganzem Herzen —
Du liebst in mir uns alle Drei! —

J. Prieß.

Der Schneidergeneral.

I.

Rüſtig durch den Sand von Pommern, mit dem Ränzlein auf dem Rücken
Schritt ein junger Handwerksburſche, friſchen Muth in ſeinen Blicken;
Als er an den Strand der Oder kam, ſah er ein Fahrzeug ſteh'n,
Und am andern Ufer drüben Schwedens bunte Fahnen weh'n.

„Ha, ich bin am Ziele! Fährmann, löſ den Nachen von der Kette,
Daß ich heute meine Glieder noch auf ſchwed'ſchem Boden bette!“
Und der Fährmann hält die Hand ihm, ſeinen Lohn verlangend, hin,
Und der Burſche zieht den Beutel, doch — kein Heller war darin.

„Ei, zum Henker!“ ſchalt der Fährmann, „ſteh' ich etwa hier zum Spaße
Manchen Tag in Sturm und Regen, harrend, wer da kommt die Straße?
Einen Stüber nur verlang ich, einen Stüber für den Kopf,
Haſt du keinen, ziehe heimwärts zu der Mutter, armer Tropf!“

Noch einmal durchſucht der Jüngling ſeine Taſchen, doch kein Stüber
Läßt ſich finden und es geh'n ihm faſt vor Scham die Augen über; —
Plötzlich wirbelt auf der Straße Staub in dichten Wolken auf,
Und drei Reuter bringt an's Ufer ihrer Roſſe ſchneller Lauf.

„Fährmann, bring uns ſchnell hinüber!“ ruft der Eine, „ſammt den Pferden“ —
„Hier für mich ein blanker Spezies, und noch zwei für die Gefährten“,
„Spute dich, wir haben Eile!“ — Ha, wie flog da raſch der Kahn
Von der Kette und der Fährmann zu dem Ruderſitz hinan. —

„Doch, wer biſt du? ſchmucker Junge!“ ſprach der eine Panzerreiter, —
„Mit Verlaub, ein guter Deutſcher, und ein ausgelernter Schneider!“
„„Will in's Schwedenland hinüber““ fiel der Schiffer lachend ein,
„„Doch der arme Teufel nennt nicht einmal einen Stüber ſein.““ —

„Pfui! Wie kann man auch ein Schneider ſein in dieſen ſchönen Tagen,
Wo es gilt, nur mit dem Schwerte tüchtig d'rein und d'rauf zu ſchlagen? —
Junge, mit den nerv'gen Armen und dem freien Mannesblick —
Fort mit Nadel und mit Scheere, nur im Schwerte liegt das Glück!“

In des Jünglings Seelz fielen, zündend wie der Blitz, die Worte,
Und es ist, als thät sich auf ihm seines Glückes goldne Pforte,
Und vom Rücken reißt sein Bündel er und wirft es in die Fluth,
„Fahre hin, du schnöde Habe, bist mir doch zu nichts mehr gut!“

„Nadel fahre hin und Schere! Keinen Stüber gilt der Schneider? —
Nun wohlan, so will ich werden gleich wie ihr ein luft'ger Reiter!“
Auf das Haupt dann drückt er kräftig sich den dargebotnen Hut,
Und sein Handschlag schwört der Fahne hinzugeben treu sein Blut.

„Nun gehörst du zu den Unsern! Nun ein Hoch dem edlen Grafen
Dem du folgen wirst zum Kampfe in den Reihen seiner Braven —
„Graf Matthias Thurn, er lebe!“ stimmte Derfflinger mit ein!
Jakob Derfflinger aus Oestreich, sonst ein armes Schneiderlein. —

Jetzt Rekrut der Reiterschaaren, die zu Wrangels Heere stießen,
Sah er frohen Muths der Oder Wellen hin zum Meere fließen,
Jauchzte fröhlich durch die Lüfte, als der Kahn in raschem Flug
Mit den neuen Kameraden ihn in's neue Leben trug! —

II.

Von Rathenow nach Fehrbellin
Da zog der große Kurfürst hin
Bis an den Strand des Meeres,
Der Reuter Schaar zog ihm voran,
Die führte gar ein wackrer Mann,
Der Schreck des schwed'schen Heeres.

Wer hätt's geahnt, — wer hätt's gedacht?
Der Sieger mancher heißen Schlacht,
Der Ritter ohne Tadel, —
Ihm sang ihr stolzes Ruhmgedicht
Frau Fama an der Wiege nicht, —
Er war ein Held der Nadel!

Die warf er auf der Oder Grund
Und wurde von derselben Stund
Ein mannlich wackrer Krieger,

Und that gar manchen guten Hieb
Für den, den er jetzt vor ſich trieb,
Gleich Hermann, Roms Beſieger!

Und als er an der Oſtſee Strand
Vor Stralſunds feſten Mauern ſtand,
Da brüllten die Karthaunen,
Die ſelbſt zu Friedlands Zeiten nie
In ſolchem Chore ſangen, wie
Des jüngſten Tags Poſaunen! —

Darob ergrimmt der Schwede ſich:
„Der Schneider macht ſich lächerlich,
Der kleine Ellenreiter:
Ihm trotzen Stralſunds Mauern doch,
Und hinter ihnen ſtehen noch
Dalekarliens wackre Streiter!“

Hoch über'm Wall der Feſtung ragt
Ein Thurm, der, als der Morgen tagt
In ſeltnem Schmucke prangte:
Dran hing ein todter Ziegenbock
An dem mit Scheer und Ellenſtock
Ein Bügeleiſen ſchwankte.

„Dünkt ihr ſo ſicher euch im Bau?
Ei, ei, ihr ſchlauen Füchſe! Schau
Eins habt ihr doch vergeſſen: —
Der Brandenburger Feldmarſchall
Wird euch, ihr guten Schweden all
Mit ſeiner Elle meſſen:“

So ſprach der Derfflinger im Groll,
Die Ader auf der Stirne ſchwoll,
Die Hand griff nach dem Schwerte:
„Mit dieſer Scheere ſchneid ich euch
Jetzt ab von meines Herren Reich
Und von der deutſchen Erde.!“

Drauf gab das Zeichen er zum Sturm,
Und ließ nach dem behängten Thurm
Die schweren Stücke spielen.
Hei, wie das krachte, wie das klang —
Als bald der Thurm in Stücke sprang,
Die stolzen Mauern fielen.

„So schick' ich euch mit jedem Schuß
Ihr Schweden, meines Handwerks Gruß,
Drob sollt ihr euch erboßen!
Nun Brandenburger! drauf und dran,
Heut wird die Schweden, Mann für Mann,
Der Bock des Schneiders stoßen! —"

Und eh' des Tages Sonne sinkt
Vom Wall die weiße Fahne winkt,
Der Schwede schlägt Chamade. —
„Prahlhänse, die ihr Alle seid,
Ich wußt' es ja, ihr bittet heut
Den Schneider noch um Gnade!"

Das ist das Lied vom Derfflinger,
Der trieb die Schweden vor sich her,
Darinnen liegt die Lehre:
Verhöhnt die wackern Schneider nicht,
Wer weiß wie ihre Nadel sticht
Gilt's Vaterland und Ehre!

J. Prieme.

Kapitän Carpfanger.

Das war ein ächter Nordlandsheld
Der Kapitän Carpfanger,
Er kämpfte auf der Ehre Feld,
Doch nicht auf grünem Anger;

Sein Schlachtfeld war das weite Meer
Mit seinen blauen Wogen,
D'rauf ist er hin die Kreuz und Quer
Mit seinem Schiff gezogen.

Ein Pfeil, der von der Sehne schnellt,
Durchfliegt es alle Meere,
An seinem Bord ist seine Welt,
Sein Schiff ist seine Ehre!
„Das Wappen der Stadt Hamburg" ist
Der Name, den es führte,
Es trotzte jeglicher Gefahr
Seit er es kommandirte.

Wie stand der alte Held so hehr —
Umhüllt vom Pulverdampfe —
Auf seines Schiffes Vorderdeck
Im blut'gen Seemannskampfe!
Wie leuchtete sein Auge kühn
Wenn Schiff an Schiff sich kettet
Und wenn sein Säbel rings um ihn
Die Feindesleichen bettet! —

Wie kalt und ruhig stand er da
In grausen Wetterstürmen,
Ihm bangt nicht wenn sein Auge sah
Sich hoch die Wogen thürmen,
Nicht, wenn es sah des Wetters Strahl
Den letzten Mast zersplittern, —
Nicht Sturmes Wuth, nicht Feindesstahl
Macht Carpfanger erzittern!

Heut galt's nicht Sturm, nicht Waffentanz,
Glatt war des Meeres Spiegel —
Schon leuchteten im Sonnenglanz
Des nahen Ufers Hügel.
Am Logbuch saß der greise Held
Und schrieb, gewohnter Weise
Den Kurs durch's weite Wasserfeld
Der letzten großen Reise!

Der letzten — ja, es war an Zeit
Des alten Leibs zu pflegen,
In ländlich ſtiller Einſamkeit
Zu ruhn von ſauren Wegen.
Das weiße Haus auf wald'ger Höh'
Im grünen Buchenhaine,
Am Strand der vielgeliebten See,
Es winkt ihm als das ſeine! —

Da plötzlich kommt vom Mitteldeck
Der Bootsmann aufgeſtiegen,
Vergebens ſucht er Angſt und Schreck
Zu bergen in den Zügen:
„Im Mittelraume, Kapitän,
Iſt Feuer ausgebrochen!“
Erſtarrt ſah man die Mannſchaft ſteh'n
Als er dies Wort geſprochen.

Das Feuer iſt des Seemanns Feind
Vor dem allein ihm grauſet,
Der, wenn er ihn vernichtet meint
Verderbenbringend hauſet.
Nicht die Gefahr des Felſenriffs,
Ein Funke kann ihn ſchrecken —
Ein Funke, der im Bauch des Schiffs
Sich läßt zur Flamme wecken! —

Zur Flamme, die aus dunklem Raum
Auf durch die Fugen züngelt,
Und, wie die Schlange um den Baum,
Sich um die Taue ringelt,
Dort an den fetten Tonnen leckt
Und durch den Rauch gedrungen
Aus allen Luken gierig ſtreckt
Die roth und gelben Zungen!

So ſchlagen ſie dem Kapitän
Am Fallreep ſchon entgegen,
In Unheil raſch verwandelt ſehn
Muß er der Reiſe Segen.

Die Mannſchaft treibt der erſte Schuß
Zu einem Knäul zuſammen,
Raſch ruft ſie das Signal auf's Deck
Zum Kampfe mit den Flammen.

Der wird ſo hart, der wird ſo heiß
Die Pumpen glühn und ächzen,
Von allen Stirnen rinnt der Schweiß,
Ringsum die Möven krächzen
Als wollten ſie ein Todtenlied
All den Verlornen ſingen,
Und Stunde raſch auf Stunde flieht,
Den Sieg will keine bringen!

„Die Boote aus! Die Boote aus!“
Ruft's plötzlich aus dem Haufen,
„Wer bleibt noch hier in Brand und Graus?
Viel beſſer doch erſaufen!“
Vergebens das Kommandowort —
„Fort!“ ruft's, „entflieht dem Tode!
Das Meer iſt unſer beſter Hort,
Raſch abgekappt die Boote!“

„Flieht Kapitän mit uns ins Boot!“
Sie drängen ihn zur Leiter,
„Entgeht mit uns dem ſichern Tod,
Schon ſengen Haar und Kleider!“
Doch Carpfanger ſteht felſenfeſt.
„Ich weiche nicht von dannen!
Ein Schuft, der feig ſein Schiff verläßt
Eh' Alle draus entrannen!“

„Seht ihr im Spiegel dort das Bild?
Des Schiffes Nam' und Zeichen?
Schon ſeh ich es von Rauch umhüllt. —
Wird ſie die Flamm erreichen —
Die Silberburg im rothen Feld
Dann will ich mit euch gehen, —
Nicht eher,“ ſprach der greiſe Held
Und blieb im Feuer ſtehen! —

Und immer leerer wird's um ihn.
Er wankt nicht von der Stelle,
Es winkt das Meer so frisch und grün
Und ringsum droht die Hölle.
Fest auf dem Wappen ruht sein Blick,
Die Lohe schlägt zusammen —
Und endlich — endlich — Stück um Stück
Stürzt's brennend in die Flammen!

„Leb wohl mein Schiff! Leb wohl, vorbei
Ist's nun mit Glück und Leben;
Doch will ich mich auf Glück und Treu
Den Wellen übergeben."
Und sprach's, und holt zum Sprunge aus —
Da plötzlich aus den Wogen
Hebt sich das Schiff — mit Mann und Maus
Ist's in die Luft geflogen.

Und dort in jenem Buchenhain,
Auf grünem Blumenanger
Da steht ein weißer Marmorstein
Darunter liegt Carpfanger,
Mit Hamburgs Wappen hat ihn hin
Der Todesflug getragen,
Die Hansa preißt den Helden kühn
Aus ihren goldnen Tagen!

J. Prem.

Abschied im Herbst.

Die Sonne lacht so freundlich wie im Lenze,
Doch spendet sie ein kurzes Lächeln nur,
Wohl schmückt der Farber Pracht des Herbstes Kränze
Doch weiht sie nicht der Duft der Lenzesflur;
Der Herbst erschien weit allen seinen Freuden,
Sein Segen lacht weit durch die Auen hin,
Doch ein Gefühl vom nahen bitt'ren Scheiden
Legt er als Schmerzenskeim uns in den Sinn.

Wenn wir im Frühling auseinander gehen
Zum Norden der, ein Anderer zum Süd —
Erfrischt die Brust der Lüfte sanftes Wehn,
Erhebt das Herz der Vögel munt'res Lied,
Dem Schmerz der Trennung ist die Macht genommen,
Wo Alles leichter, Alles froher lebt,
Wie Anders wenn des Menschen Herz beklommen,
Sich, winterahnend, schwerer, banger hebt! —

Wenn enger sich der Kreis der Freunde schließt,
Beim Gläserklang ein frohes Lied ertönt,
Und nach des Tages Last die Blume sprießet:
Geselligkeit, die jede Lust verschönt,
Da ist ein Ring gesprungen aus der Kette,
Wie eine Blume aus dem Kranze fällt,
Wenn Einer scheidet von der lieben Stätte
Die uns so innig an einander hält.

Der Frühling ist die Zeit zum freud'gen Hoffen,
Er ließ kein Sehnen jemals unerfüllt,
Er zeigt uns immer, unverhüllt und offen,
Der Freude ewig holdes Engelsbild,
D'rum, wer da scheidet soll im Frühling gehen
Mit leichtem Sinn und froher Wanderlust,
Und wenn der Herbst die Blätter wird verwehen
Dann zieh' er heimwärts an der Freunde Brust.

Ein Bild der Heimkehr sei der Herbst uns immer
Zur Ruhe in der lieben Heimath Schoos,
Vom Weltgewühl und all' dem eitlen Schimmer,
Der selbst der Glücklichsten beschiedne Loos.
Dem Winter aber, dem wir nicht entfliehen,
Der auf das Haupt uns legt die eis'ge Hand,
Folgt jener Frühling, wo wir Alle ziehen
Hinaus ins ferne, unbekannte Land!

L. Priem.

Der Astronom.

Frei nach dem Holländischen.

Bewaffnet mit dem Tubus sah
Kalliſt, der Astronome,
Von ſeines Hauſes hohem First
Auf zu des Himmels Dome:
Er freute ſich der Sterne Glanz,
Und war in ihrem Anblick ganz
Verſunken und verloren!

Drum ſah er nichts und hörte nichts, —
Als ſeiner Köchin Stimme,
Weil faſt der Braten ſchon verbrannt.
Ihn rief mit ſtillem Grimme:
„Der Sirius und Orion,
Herr Doktor, laufen nicht davon —
Es iſt jetzt Zeit zum Eſſen!“ —

Doch unſer Astronom vergaß
Auf alle ird'ſchen Dinge,
Er ſah nach dem Saturnus hin,
Mit ſeinem göldnen Ringe,
Er fühlte Durſt und Hunger nicht,
Ihn trieb das leckerſte Gericht
Nicht fort vom Teleskope. —

Die Köchin kam zum Zweitenmal
Und brachte eine Karte,
Sie meldet, daß ein fremder Herr
Den Astronom erwarte,
„Ach,“ ſeufzt der, „welche Laſt und Qual!
Man führ ihn in den Speiſeſaal,
Ich komme gleich hinunter.“ —

Der Fremde wartet lange Zeit,
Schon ſind dreiviertel Stunden
In größter Langeweile ihm
Nutzlos dahingeſchwunden;

Er denkt mit jedem Augenblick:
Jetzt kommt er, — doch sein Mißgeschick
Stellt ihn auf harte Proben.

Denn auf dem Tische lieblich dampft
Ein feister Hammelsbraten, —
Der Fremde denkt sich: dies Gericht
Scheint wirklich gut gerathen;
Er nähert langsam sich dem Tisch —
„Ei, wie so saftig, braun und frisch —
Mir wässerts schon im Munde!“ —

Noch eine Viertelstunde — doch
Es läßt kein Mensch sich sehen,
Da kann der Fremde länger nicht
Dem Reize widerstehen, —
Es zieht mit magischer Gewalt
Ihn zu dem Braten hin, und bald
Sind nur noch Knochen übrig.

Kaum hat er diese säuberlich
Bedecket mit der Schüssel,
Sa schlürft es auf dem Gange — und
Da knarrt im Schloß der Schlüssel: —
„Da bin ich, — ach verzeihen Sie
Es schwindet mir, ich weiß kaum wie,
Die Zeit beim Observiren.“ —

So sprach der Astronom, — „ich muß
Mich jetzt der Pflicht entled'gen,
Und für das lange Warten Sie
Nach Kräften auch entschäd'gen, —
Erzeigen Sie die Ehre mir
Und bleiben Sie zu Mittag hier —
Wir speisen miteinander.“ —

„Rosina! He, — den Braten schnell!
Er ist doch gut und kräftig? —
Ei, seht, er steht schon auf dem Tisch,
Das nenn ich doch geschäftig; —

Nun Platz genommen, ohne Scheu,
Ich denke, lieber Freund, wir zwei
Wir werden bald mit fertig.“ —

Dem Fremden rinnet von der Stirn
Der Angstschweiß fast in Strömen,
Er wär viel lieber anderswo,
In Ungarn oder Böhmen,
Und als des Astronomen Hand
Sich nach der Schüssel streckte, schwand
Beinah ihm die Besinnung.

Doch, als er langsam an der Wand
Sich hin zur Thüre drückte,
Und nur mit halbem Auge nach
Dem Astronomen blickte,
Sah er, wie dieser sinnend stand
Und gar bedenklich mit der Hand
Sich hinter'm Ohre kratzte.

„Ei seht doch,“ hub er endlich an,
„Wie bin ich doch vergessen.
Ich glaubte fast, ich hätte heut
Zu Mittag nicht gegessen —
Und doch, wie mich der Augenschein
Belehrt, so hieb ich wacker d'rein,
Ich war bei Appetite!

„Um eine Indigestion
Bin ich beinah in Sorgen,
O schenken Sie, mein Bester, mir
Die Ehre doch für morgen;
Fürwahr, es drückt im Magen mich,
Hätt' von der Hammelskeule ich
Doch nicht so viel gegessen!“ —

J. Prem.

Der theure Kittel.

(Nürnberger Mundart.)

Ih hob an Moh in Nörnberg kennt,
Er thout öih nemmer löh'n,
Den haut a moal zon Romestog
Hei Frau an Schlaufruck göb'n.

Er fiehrt gleih in die Aermel nei
Und thout'n ohprobiern,
Er woar recht weit, dös haut mer gern,
Dau koh mer sih doch röhern.

Halt oher z'long — „Koz Element
Wöi konnst denn su was kaf'n?
Der thout a halba Ihlen lang
Jo af der Erden schlaff'n."

Su brummt er öih mit seiner Frau,
„Mei Seihl dös is zon Lachen,
Su kohn ihn jo nit trog'n ih,
Mer mouß'n körzer machen."

Und vuller Zurn geiht er fort;
Die Frau, döi denkt in Stillen:
Dös is mei Dank, — ih mouß'n wer
Dein Willen gleih derfüllen.

Sie nehmt die Nandel und die Scheer —
Su härt doch ahf dös Rieden —
Und schneidt acht Zull von Schlaufruck roh,
Oeiz glahb ih, is er z'frieden.

Nau legts'n wider z'samm af's Bett
Und geiht nau in d'Büsten,
Mei Moh, su denkts, der thout mih heunt
No um Verzeihung bitten.

Deitz is in Haus a Bösla gwöst
Döi häirt derwoh derziehl'n,
Daß halt der Schlaufruck z'lang is gwöst
Banoah a halba Ihlen.

Halt, denkt sie döi, dau kohn ih mih
Ban Bettern insinuöiren,
Ih schneid den Schlaufruck hamlih oh,
Und thout er'n nauh proböiern

Und paßt er'n recht, nau haut er g'wiß
A Freud an sein Theresla,
Su sagt's, und nauchet thout si's gleih
Und schneidt'n oh, des Bösla.

Um Zwölfa kummt der Moh nauh hamm
Wöi gewöhnlih halt zon Essen
Und schreit die Mad, di Lena, oh,
„Deitz habt er's doch vergessen

„Und habt den Dunners Schlaufruck dau
Halt mit zon Schneider trog'n,
Gleih pack'n z'samm, sunst ligt er mer
Acht Tog noh in mein Mog'n."

Die Lena löst und trögt'n fort
Zon Schneidermeister Bacher,
Wöi der von Körzermachen häirt
Thout der an feh'n Lacher.

„Acht Zull!" Su fraugt er nah amoal,
„Acht Zull? — No meinetwög'n,
Ih kenn jo mein Herrn Nachbar scho,
Wos der will dös muß g'schög'n." —

Und Oabends trögt er'n selber hih —
Die Frau thout gleih derschreck'n,
Sie haut scho nauch'n Schlaufruck gfraugt —
Der Moh langt nauch'n Stecken:

„Wos hauſt denn g'macht du Schneidersgas?
Wer hout der denn dös g'haßen?
Oetz ſchau a Menſch mein Schlaufruck oh —
Glabſt, ih lauß mit mer g'ſpaßen?"

Di Frau und's Bösla hob'n wuhl
Gleih dös Malheur verſtanden,
Der Schneider aber is awal
Halt ganz verdattert g'ſtanden.

„Er haut doch körzer wärn ſoll'n,
Wos thouſt denn öitz ſu ſchänd'n?
Acht Zull, ſu haut die Lena g'ſagt,
Su kummt er as mein Händen."

„„Acht Zull? Oetz halt mih, löiba Frau,
Sunſt thou ih mih vergreifen,
Wöi ner a Menſch ſu dumm ſei koh,
Dös kohn ih nit begreifen.""

„„Acht Zull? Du Ochs, dös ſenn jo zwanzk,
Su konn ihn nemmer trog'n,
Den thouſt mer gout, dös ſog a der,
Sunſt thou ih dih verflog'n!""

Der Schneider waß nit wöi na gſchicht,
Des Bösla thout nix ried'n,
Die Frau, döi redt lang a ka Wurt,
Doch endlih ſagts: „Sei z'fried'n:"

„Jo gſchegna Dingern redt mer's Beßt,
Thout ah oft drüber lachen,
Statt mit'n Schlaufruck mouſt halt öitz
Staat mit'n Kittel machen!"

Der Moh, der git ſie endlih d'rei,
Es git ka beſſers Mittel,
Doch haut er oft no hamli gſloucht:
„Dös is a theurer Kittel!"

J. Priem.

Die Spieluhr.

(Nürnberger Mundart.)

Bin neulih in an Dörfla gwöst:
Ba goar an broaven Moh,
Der haut an Uhr, döi Stückla spielt,
Su schöi mer's häiern koh.

An Walzer und an Schottischen
Und sunst nu allerhand —
Doch schaut ma wöi viel Zeit daß is —
Nau is a woahra Schand:

Um Sechsa is dau halba Zwa —
Und manchmoal steiht's goar still —
Ih was mei Seihl nit woas mer denn
Mit su an Uhrwerk will.

Dös kummt mer vur wöi mancher Mensch,
Der koh goar vielerlei,
Ner dau won er wos könna soll —
Dau is er nit derbei!

J. Priem.

Zwei Lieder.

O schöner Lenz! nun kehrst du wieder
Mit Blumenduft und Sonnenschein,
Und hauchst der Freude munt're Lieder
Ins öde Menschenherz hinein,
Und ziehst dem weiten Himmelsbogen
Den ätherblauen Mantel an,
Und wehst in glänzend grünen Wogen
Auf dem belebten Wiesenplan.

Ich lauſche deinen tauſend Klängen,
Ich fühle deines Athems Weh'n
Und möchte mit des Glücks Geſängen,
O Frühling! dir entgegen geh'n;
Doch was ich tief im Herzen trage
Stimmt nicht zu lauter Fröhlichkeit:
Es iſt ein Lied voll bitt'rer Klage,
Es iſt ein Lied voll Herzeleid.

Da draußen, wo die Trauerweide
Sich über grüne Hügel ſtreckt,
Da haben ſie mit tiefem Leide
Mein Glück mit Erde zugedeckt;
Dann hab ich in des Friedhofs Gängen
Dein erſtes Veilchen blühen ſeh'n —
Kann nimmer mit des Glücks Geſängen,
O Frühling! dir entgegen geh'n.

Du ſagſt, ich ſoll den Lenz beſingen
Und meine Liebe ſchweigen lehren.
Ich ſoll mit tauſend Wunderdingen
Der neubelebten Welt verkehren
Und meine Liebe ſchweigen lehren?
Und weißt du nicht, daß jedes Heimchen
Mit Liebesklang die Seele rührt?
Und weißt du nicht, daß jedes Keimchen
Ein Bild der Liebe vor uns führt?

Ich ſoll das Spiel der Flur belauſchen
Und meine Liebe ſchweigen lehren?
Ich ſoll der Silberquelle Rauſchen,
Der Bäume ſtill Geflüſter hören
Und meine Liebe ſchweigen lehren?
Du willſt den Bettler, deſſen Flehen
Vergebens für dein Herz von Stein,
An voller Tafel ſchmachten ſehen,
Vielleicht dem Hungertode weih'n.

Du kannſt den Schmerz verſtummen machen,
Die Liebe bringſt du nicht zum Schweigen;
Du kannſt, den Tod im Herzen, lachen,
Kannſt lächelnd dich dem Tode zeigen.
Die Liebe bringſt du nicht zum Schweigen;
Und hat es Einen je gegeben,
Dem es gelang mit vieler Noth,
Der war für Lenz und Lieb' und Leben,
Ihm war die eigne Seele todt.

A. Rück.

Der Blumen Urtheil.

Im Laubengang, im düſtern,
Vom Abendwind durchweht,
Stand ich und hörte flüſtern
Im nahen Blumenbeet.

Denn in des Gärtchens Runde —
Kaum hätt' ich's je gedacht —
Da war in jener Stunde
Ein heft'ger Streit erwacht.

Die Blümchen an den Zweigen
Sie riethen hin und her:
Was wohl in allen Reichen
Das Allerſchönſte wär?

Da rühmte denn das Eine
Der Blumen Farbenpracht;
Das Andre — Edelſteine
Und Goldes Zaubermacht.

Da kam auf leichten Füßen
Mein Lieb' daher geſchwebt. —
Die Blümlein alle grüßen,
Bewund'rung ſie durchbebt.

Der Rose kühnes Prangen
Malt' sich auf ihrer Wang';
Des Veilchens zart Verlangen
Aus ihrem Auge drang:

Es war ein sel'ges Neigen
Vor ihrer Schönheit Zier!
Das stille, heil'ge Schweigen,
Das galt ja eben ihr.

Die Blümchen sich versöhnen,
Die vorher noch so laut;
Sie fühlten, daß vom Schönen
Das Schönste sie geschaut.

J. L. Schiller.

Uebersetzungen aus Anacreon.

1.

Ueber duft'ge Myrthenblätter,
Ueber weiche Lotosmatten
Hingebreitet will ich trinken;
Eros aber mit dem Mantel
Festgeschlossen um den Nacken
Soll mir süßen Wein kredenzen.
Denn gleich wie das Rad am Wagen
Rollt des Lebens rascher Kreislauf;
Bald sind uns gelöst die Glieder
Und es bleibt ein wenig Staub nur.
Warum willst den Stein du kränzen?
Warum Wein der Erde spenden?
Lieber mich, dieweil ich lebe,
Salbe und mein Haupt mit Rosen,
Kränz' und ruf' mir die Geliebte!
Denn bis ich hinuntersteigen
Muß zu unterird'schen Chören,
Will die Sorgen ich verjagen.

2.

Laſſet Amors rothe Roſe
Dem Dionyſos uns geſellen,
Laßt der Roſe ſchöne Blätter
Um die Schläfe ſanft uns winden,
Trinken uns mit muntern Scherzen!
Roſe, allerliebſte Blüthe!
Roſe, Kind des holden Lenzes!
Roſen lieben auch die Götter.
Roſen ſchlingt Cytherens Knabe
In die braunen Jugendlocken,
Führt den Reih'n mit den Chariten.
Kränze mich auch und ich ſinge.
Dort in deinem Haine, Bacchos,
Mit der Maid von hohem Buſen
Schön geſchmückt mit Roſenkränzen
Will ich heit're Reigen führen.

3.

Es ſagen mir die Weiber:
Anacreon, Greis biſt du.
Nimm deinen Spiegel, ſiehe,
Fort ſind die Jugendlocken
Und kahl iſt deine Stirne.
Nicht weiß ich, ob die Locken
Mir blieben, ob ſie ſchwanden.
Doch dieſes iſt bewußt mir:
Daß um ſo mehr dem Greiſe
Anſtehen Liebesſcherze
Als nah er iſt dem Grabe.

4.

Nun will ich, will ich lieben!
Eros ſprach zu mir: Liebe!
Doch ich, unklugen Sinnes,
Verſagte den Gehorſam.
Da hob er raſch den Bogen
Und ſeinen goldnen Köcher
Und rief mich auf zum Kampfe.
Auch ich nahm auf die Schulter

Den Panzer wie Achilleus
Und Speere und die Rindshaut
Und kämpfte wider Eros.
Er schoß, doch ich entwich ihm.
Nun hatt' er keinen Pfeil mehr
Und zornig schnellt' er selber
Sich von der straffen Sehne:
Tief taucht' er in mein Herz sich
Und ich war überwunden.
Was hilft mir nun der Panzer,
Der mich von außen deckt,
Indeß ich innen blute.

5.

Es trinkt die schwarze Erde,
Sie saugen grüne Bäume.
Es trinkt das Meer die Lüfte,
Die Sonne trinkt die Salzfluth,
Es trinkt der Mond die Sonne.
Was scheltet ihr, Gefährten,
Wenn ich auch gerne trinke?

6.

Siehe wie beim Lenzbeginne
Die Chariten Rosen spenden,
Siehe wie des Meeres Wellen
Ruhen unbewegt von Winden!
Siehe wie die Ente auftaucht,
Siehe wie der Kranich wandert.
Hell im Glanze strahlet Phöbus,
Düstre Wolkenschatten scheuchend,
Und des Landmanns Werke blinken.
Blüthen decken nun die Erde,
Blüthen decken auch den Oelbaum,
Und im Mark des Weinstocks quillt es;
Unter Reben, unter Blättern
Blickt hervor die blüh'nde Traube.

7.

Ach schon graulich sind die Schläfe
Und das Haupt voll Silberlocken!

Es entfloh die süße Hehe;
Greisenhaft auch sind die Zähne.
Von der Bahn des holden Lebens
Eine kleine Spanne blieb nur.
Drum vergieß' ich viele Thränen
Vor dem Tartarus erbebend.
Denn des Hades finst're Schluchten
Sammt dem Weg hinab sind furchtbar
Und wer einmal stieg hinunter
Nimmer kommt herauf er wieder.

8.

Was lehrst du mich Gesetze
Und all' der Redner Scharfsinn?
Was jene spitze Logik,
Die doch zu gar nichts nütze?
O lehr' mich lieber trinken
Lyäus holde Gabe!
O lehr' mich lieber scherzen
Mit der goldnen Aphrodite!
Grau kränzen mich die Locken,
Gib Wein, gib Wasser Knabe,
Erfreue meine Seele!
Bald deckst du mich mit Erde
Und nichts mehr wünscht der Todte.

E. Schwemmer.

Frühlingsahnung.

Mir ist so wunderſam zu Muth:
Es flüstert rings und säuselt,
Die Rose prangt in holder Gluth
Aus Lilien strahlen aus der Fluth,
Von Wellen sanft umkräuselt.

O, wie das wogt und rauscht und schallt
Im bunten Lustgewühle!

Iſt das der Lenz, du grüner Wald,
Daß ich wie du mir ſchien ſo alt
Und nun verjüngt mich fühle? —

Noch deckt der Winter das Gefild
Und laublos ſteh'n die Bäume;
Da hat mit Lächeln hold und mild
Nur dich, mein Herz, ein lieblich Bild
Gewiegt in ſüße Träume.

A. Trabert.

Mondnacht.

Der Mond geht auf und anmuthreich
Strahlt Berg und Thal im Silberglanz:
Aus Demantwellen ſchlingt der Teich
Um ſeine Quelle Kranz um Kranz.

Und ſchöner als der Sonne Gold
Den Morgen, der den Lenz gebracht,
Verklärt ein Schimmern mild und hold
Die Stirne dir, du hehre Nacht!

Wo ſtrahlt das Leben jetzt auch mir,
Das traurig lag in Dunkelheit,
Bis meinen Stern ich fand in ihr,
Die meiner Nacht den Glanz verleiht.

A. Trabert.

Seliges Schweigen.

Dir ins Auge ſoll ich ſehen,
Das mir läßt den Frühling tagen?
Soll dir, was ich fühle, ſagen?
Ach! die Worte, ſie verwehen.

Was ſie fühlet für die Sonne,
Sprach's die Roſe je einmal,
Seit ſie ward zu Luſt und Wonne
Wach geküßt vom erſten Strahl?

Frag das Herz, o frag das deine!
Frag die Nachtigall im Walde,
Wenn ihr ſüßes Lied verhallte;
Frag den Stern, warum er ſcheine.
Liebe tönt aus Laub und Zweigen,
Liebe ſtrahlt im Sternenlicht,
Doch ihr höchſtes Glück iſt Schweigen,
Denn die Worte nennen's nicht.

A. Trabert.

An meiner Bruſt.

An meiner Bruſt als Blume nur'
Und doch wie herrlich ruhſt du hier!
Vergeſſen könnt' ich der Natur
Und ſchöner als in Wald und Flur
Wird's grün im eignen Innern mir.

Du mußt ein Schlüſſelblümlein ſein,
Das heimlich mir das Herz erſchloß;
Wie käm' der Frühling ſonſt hinein,
Daß auch ſo ganz von Sonnenſchein
Und Blüthenduft es überfloß?

A. Trabert.

Scheiden.

Du bist mein Auge! Schon seh ich prangen
Mir Frucht und Blüthen zu süßer Beute,
Und wenn ich Abends zu dir gegangen,
Da wird es Tag mir in Lust und Freude.
Doch ach! wer hat das Scheiden erdacht?
Gut Nacht! Gut Nacht!

Schon regt es sich wieder auf allen Gassen,
Im Sonnenglanze die Dächer funkeln,
Da soll ich dich, mein Auge, lassen —
Wie find ich Weg und Steg im Dunkeln?
O weh! wer hat das Scheiden erdacht?
Gut Nacht! Gut Nacht!

A. Traber.

Trinklieder.

1. Der Student.

Mein Vater hat eine Truhe,
Die trübt ihm Herz und Sinn;
Es rauben ihm Glück und Ruhe
Die blanken Thaler darin.
Die Könige drauf, die alten,
Die haben's ihm angethan:
Sie zieh'n die Gesichter in Falten
Und lachen und grinsen ihn an.

O Himmel, wie thät das enden
Mit meinem Herrn Papa,
Wär' nicht in meinen Händen
Ihm schon die Hülfe nah!

Ich will ſein Wechsler werden:
Herr Wirth, Herr Wirth, ſchenk' ein!
Das beſte Gold auf Erden
Iſt doch der goldne Wein.

Der ſtrahlt wie Frühlingsmorgen,
Der glüht und ſprüht und loht
Und ſchlägt die ſchwarzen Sorgen
Mit hellen Funken todt.
Und ach! ein liebliches Lächeln
Vom Schenkentöchterlein
Will gar in Flammen fächeln
Die Luſt beim goldnen Wein.

Nur ſchnell, du träber, du kahler,
Du filziger Wirth, ſchenk' ein,
Bis dein der letzte Thaler
Mitſammt des Vaters Pein!
O käm' auch der zur Schenken,
Bei Gott! ich tränk' ihm zu
Und wahrlich, wir vertränken
Die Thaler und auch die Truh.

2. Der Philiſter.

Schlechte Zeiten! Schlechte Zeiten!
Immer ſeltner wird das Geld
Und die letzten Heller läuten
Bald zu Grab der ganzen Welt.
Morgen müßt' ich wahrlich borgen;
Wirth, ein Gläschen noch — und morgen
Wird das Trinken eingeſtellt.

Schlechte Zeiten! Schlechte Zeiten!
Doch der Wein iſt wahrlich gut
Und die hellen Tropfen gleiten
Zündend in mein altes Blut;
Lodernd ſchlägt's im Kopf zuſammen —
Wirth, ein Zweites in die Flammen!
Oder mich verzehrt die Gluth.

Schlechte Zeiten — Hei, ein Drittes,
Und zum Teufel ſchlechte Zeit!
Geh'n die Füße ſchwanken Schrittes,
Schwebt der Kopf in Seligkeit.
Wenn ich ſtolpre, wenn ich wanke,
Ha! wer ſagt, mein Weibchen zanke?
Hoſianna ſingt ſie heut.

Schwebend auf des Weines Flügel,
Ja! ich glaub' ein Gott zu ſein.
Seid geſegnet, Rebenhügel!
Wirth, ein Friſches weih' ſie ein!
Aber, Liebſter, laß dir ſagen:
Wird mein Weibchen morgen fragen,
Sprich ihr nicht von mehr als Zwei'n!

A. Trabert.

Im Sturme.

Weil der Blitz vom Himmel bricht,
Sollt' ich drum erzittern?
Mag er mir ſtatt Sonnenlicht
Leuchten in Gewittern!

Heute brauſt die Wetternacht
Und die Stürme wüthen;
Morgen ſchon in junger Pracht
Springen tauſend Blüthen.

Daß im Wechſel Glück und Noth
Nimmer ihn verdrießen,
Mag der Thor lebendig-todt
Sich in ſich verſchließen!

Himmel! gib mir Fröhlichkeit,
Daß ich luſtig ſinge;
Oder auch ein neues Leid,
Daß ich mit ihm ringe.

A. Trabert.

Gleich den Sternen.

Kämpfe mit dem Mißgeſchick,
Daß die Kraft ſich ſtähle!
Stolz zur Sonne ſtrebt der Blick
Einer freien Seele.

Ob verſchuldet war dein Schmerz,
Oder unverſchuldet —
Gern vergißt ein großes Herz,
Was es hat erduldet.

Willſt du leben ohne Leid,
Mußt du fein beſcheiden
Im Geleis, das glatt und breit,
Mit den Andern gleiten.

Doch du fühlteſt Muth und Drang,
Ja des Ruhmes Mahnen,
Stolz und hoch wie Sternengang
Dir den Pfad zu bahnen;

O! ſo lern' auch dieſes: Ganz
Wie ein Stern zu blinken,
Der mit ungetrübtem Glanz
Strahlt auch im Verſinken.

A. Trabert.

Letzte Bitte.

Was ich wollte, was ich ſollte,
Schlug nicht immer glücklich ein,
Denn der finſtre Himmel grollte,
Wenn ich baut' auf Sonnenſchein.

Und die Thaten, die gerathen,
Waren auch nicht alle gut,
Denn es treibt auf irren Pfaden
Nur zu leicht der Jugendmuth.

Niemand reiße fromm und weiſe
Drum den Kranz vom Grabe mir
Und beim Tadel wie beim Preiſe
Denkt, ich war ein Menſch wie ihr.

M. Trabert.

Einem Todten.

Ihr ſtolzen Herrn im Sonntagskleide,
Die ihr euch freut der Frühlingspracht,
Ihr Damen all in Sammt und Seide,
Dem Leichenkarren Platz gemacht!

Da ſeht! Kein Prieſter folgt dem Wagen,
Dem Todten folgt kein Trauerzug;
Zerfetzt, zerriſſen umgeſchlagen —
Ihr kennt's ja wohl, das ſchwarze Tuch.

Ein Bettler ſtarb! Die müde Mähre,
Sie ſchleppt den Karren träg daher;
Das nennt man ſo „die letzte Ehre" —
Ein Bettler ſtarb, was ſoll es mehr?

Ein Bettler? — Läſtert nicht den Todten!
Ich hab ihn beſſer einſt gekannt,
Da noch die Eſſen um ihn lohten,
Indeß er ernſt am Amboß ſtand.

Ich hab' ihm wohl gedrückt die Rechte,
Die derbe, die den Hammer ſchwang,
Daß durch die langen Winternächte
Das Eiſen dröhnend widerklang.

Und wenn es dröhnte, wenn es ſprühte,
Wie ſcholl ſo froh dazu ſein Lied!
Jetzt ſingt ihm Keiner, nun er müde
Der letzten Raſt entgegen zieht.

Fahr wohl! Du biſt nun eingetreten
Ins Thor, darob das Dunkel ſchwebt,
Doch deine Thaten könnten reden,
Denn was du ſchaffen halfſt, es lebt.

Das Dampfroß, das mit ehrnen Weichen
Von Pol zu Pol hineilt im Flug,
Es bleibt ein ewig Ruhmeszeichen
Der Arbeit, die geformt den Bug.

Mir iſt, ich ſäh' dich jetzt noch ſchwingen
Den Hammer, den umziſcht die Gluth,
Und aus dem Eiſen müßt' es klingen:
„Zieht vor der Arbeit ab den Hut!“

Ja, zieht den Hut, ihr Halben, Schlaffen!
Ihr feinen Herrn im Sonntagsſtaat!
Wer gelten will, verſteh' zu ſchaffen,
Denn künftig adelt nur die That.

Fahr wohl, mein Freund! Dein emſig Walten
Gab Zeugniß ſchon der neuen Zeit,
Und blieb der Glanz dir vorenthalten,
So ſei dir ſtolz mein Lied geweiht.

Du biſt geſchieden ohne Klage,
Doch ein Prophet, den laut es ehrt;
Fahr wohl, und deinen Mantel trage
Fortan ein Andrer, deiner werth!

A. Trabert.

Das Opfer.

Aus einer poetiſchen Erzählung.

O Sonne, deren Mutterbruſt
Den Frühling tränkt in Lieb' und Luſt,
Laß niederſtrömen all dein Gold,
Daß jedem Auge ſchön und hold
In Farbenglanz und Blüthenpracht
Der junge Tag entgegen lacht!
In ſtiller Andacht ruht die Flur,
Als feierteſt auch du, Natur,
Den Sonntag, den mit ehrnem Mund
Die Glocke gibt den Menſchen kund.
Schon ſind zur Kirche Jung und Alt
Den Kloſterberg hinangewallt;
Am kerzenhellen Altar ſingt
Der Prieſter, der das Opfer bringt,
Ein Jüngling noch, den Kranz im Haar,
Als brächt' er ſich als Opfer dar.
Wie trifft ſo ſeltſam rings im Chor
Sein »Sursum corda!« jedes Ohr,
Und ach! ein heimlich Bangen
Will jedes Herz umfangen,
Da ſeinem Mund, der leiſe bebt,
Das Wort des Sakraments entſchwebt,
Das in Vollendung ſeiner Pflicht
Der Prieſterjüngling ſegnend ſpricht.
Es iſt vollbracht! Erfüllt der Eid,
Der ewig ihn der Kirche weiht,

Der einen ganz und ungetrennt,
Die nie ein irdiſch Lieben kennt;
Die, was des Menſchen Herz erfüllt,
Mit dunklem Schleier ernſt verhüllt
Und alles Wollen und Gefühl,
Der Leidenſchaften bunt Gewühl,
Ja ſelbſt der Hoffnung ſüßen Duft
Verſenkt in des Entſagens Gruft;
Die des Gedankens kühne Kraft,
Des Helden, der titanenhaft
Umfaſſen will das All der Welt,
Im Glauben eng gefangen hält
Und als des Lebens Morgenroth
Mit ſtarrem Finger zeigt — den Tod.

Still war's im Chor. Nur leiſe klingt
Das Glöcklein, das der Knabe ſchwingt,
Der betend noch am Altar kniet,
Indeß er ſchon den Prieſter ſieht
Sich zur Gemeinde wenden,
Auch ihr das Brod zu ſpenden.
Da tritt mit zagen Schritten,
In ihrer Kinder Mitten,
Das Haupt geneigt in Demuthſinn,
Zum Tiſch des Herrn Frau Martha hin.
O Andacht, die ſo hold verſchönt
Ein Antlitz, das die Schönheit krönt,
Haſt du verſchwendet all dein Gut
An dieſer Wangen zarter Gluth?
An dieſer Stirnen lichtem Glanz?
An dieſer Locken gold'nem Kranz,
Der lieblich wie des Himmels Licht
Umfließt der Kinder Angeſicht?
Liegt deines Zaubers Allgewalt
In dieſer Mutter Huldgeſtalt?
So wiegt die Roſe ſich am Zweig,
Umrankt von Knospen hoffnungsreich,
Ein Zeichen, daß der Schönheit Mai
Trotz allem Wechſel ewig ſei. —

O wärt ihr fern! Viel beſſer wär'
Des Prieſters Grab das tiefe Meer,
Als daß ihm jetzt ein lieblich Bild
Des Lebens ſüße Luſt enthüllt.
Viel beſſer wär's für euch und ihn,
Als daß er ſieht ſo hold erblüh'n
Die Weiblichkeit in voller Pracht
All ihrer Herrlichkeit und Macht;
Denn Schönheit wirkt mit Blitzes Haſt
Und Keiner, den ihr Strahl erfaßt,
Weiß, ob ſie lächelt, ob ſie droht,
Ob ſie das Leben gibt, ob Tod.

Das Glöcklein ſchwieg. Der Prieſter ſieht
Das Weib, das ihm zu Füßen kniet,
Er ſieht die Kinder beide
Holdſelig ihr zur Seite
Und eh' er noch Gefahr gedacht,
Durchzuckt ein Blitz ihm ſchon die Nacht
Des Herzens, das noch nie gefühlt
Die Sehnſucht, die ſo tief ſich wühlt,
Das Hoffen, Harren, Bangen,
Entſagen und Verlangen,
Den wilden Schmerz, das tiefe Leid,
Die hohe Luſt und Seligkeit,
Die bis zum Himmel hebt den Geiſt
Und Liebe, Liebe, Liebe heißt.

Der Mönch erbebt bis tief in's Mark
Er ſieht den Feind ſich rieſenſtark
Zum Kampf auf Tod und Leben
In eigner Bruſt erheben.
Doch nicht verzaget feig und klein,
Wer Gottes Kämpfer fühlt zu ſein,
Und nur die Hand noch zittert leicht,
Derweil der Mönch die Hoſtie reicht.
Das Haupt, in Demuth ſonſt geſenkt,
Er hebt es ſtolz empor und lenkt
Zur Kanzel hin und ſteigt hinan

Wie ſonſt ein Ritter in die Bahn
Des Kampfes und der Ehre
Eintrat in blanker Wehre.
Die Stirne ſtrahlt, das Auge glüht
Und wie ein Strom von Feuer ſprüht,
Ein Herzentzünder jedes Wort,
Von ſeinem Mund die Rede fort.
„O Eitelkeit der Eitelkeit!
Was iſt der Erde Glück und Leid?
Was iſt der Erde höchſte Luſt?
Ihr Schmerz, der dir zerwühlt die Bruſt?
Ein Träumen, Schäumen und Verweh'n,
Ein ewig Wechſeln und Vergeh'n,
Und was dir bleibt aus Luſt und Schmerz,
Iſt nur ein traurig ödes Herz!
Du ſuchſt in Angſt und Sorgen
Die Perle, die verborgen
Am tiefſten Grund der Meere ruht,
Und bringſt nur Scherben aus der Fluth.
Und haſt du je in Müh und Noth
Ein Glück erjagt, ſo kommt der Tod
Und du zerfällſt, ein Häuflein Staub,
Im dürren Gras der Winde Raub.
O kurzer Wahn! O Eitelkeit,
Der Eitelkeiten Eitelkeit!
Was ewig währt iſt Gott allein,
Nur Gottes Troſt iſt Sonnenſchein;
In ſeiner Lieb' allein erblüht
Der goldne Mai, der nie verglüht;
Doch iſt kein Weg, der je ihm naht,
Als der Entſagung Dornenpfad!“ —

So ſprach der Mönch; doch was er ſprach,
Klang anders ihm im Herzen nach.
Der Erde Glück, er nannt' es Schein,
Doch innen rief's: „O wär' es dein!“
Er ſprach es laut: „Genuß iſt Fluch!“
Doch innen klang's: „Dein Wort iſt Trug!“
Er rief: „Entſagung führt zu Gott“,

Doch innen tönt's wie Hohn und Spott.
Es zuckt ſein Herz, er ſtarrt und ſchweigt,
Und wie er ſegnend ſich verneigt,
Da ſeufzt er ſchwer: „O Gott der Huld,
Laß nicht vergeh'n in Schmach und Schuld,
Laß nicht vergeh'n in Noth und Pein
Den Diener dein!“

A. Trabert.

Eh' ſie verſinkt.

O Sonne! ew'ges Gotteslicht,
Wie ſchön biſt du noch im Verſinken,
Die Erde ſchimmert golddurchwebt,
Als wollt die ganze Gluth ſie trinken.

Wie eine Mutter, die ihr Kind
Zur Ruhe bringt, ihr einz'ges Leben
Noch einmal küßt, ſo willſt auch du
Den letzten, tiefſten Kuß ihr geben.

E. Weiß.

Gelübde.

Natur! in deinen linden Mutterarmen
Haſt du als Kind mich wie als Mann gewiegt.
Dir, die mich einſt mit liebendem Erbarmen
Im Tode ſelbſt an ihre Bruſt noch ſchmiegt,
Dir bleib ich treu und werd' es nie bereuen
An deiner Hand mich ewig zu erfreuen.

E. Weiß.

An Egloffſtein.

Wie gerne denk' ich jener Abendſtunde
Da ich dich Dörfchen ſah zum Erſtenmal,
Heraus trat aus dem dunklen Waldesgrunde
Und niederſtieg ins duft'ge Wieſenthal. —

Es herrſchte tiefe Stille in der Runde,
Die Felſen küßt' der letzte Purpurſtrahl,
Das Abendglöcklein nur mit eh'rnem Munde
Verkündet Ruhe nach des Tages Qual.

Hoch oben ſitzt gleich einem Adlerneſte
Auf ſchroffer Felſenwand das Schloß, das feſte,
Und keck es nieder auf das Dörfchen ſieht,

Das an die Felſenbruſt ſich ängſtlich ſchmieget,
Wie wenn das Kind am Mutterbuſen lieget;
Des Trubbachs*) Rauſchen iſt ſein Schlummerlied.

G. Weiß.

Der alte Poſtillon.

Die Herbſtſonne ſcheinet, die Bäume ſind rings
Mit herrlichen Früchten beladen;
Heimfährt von der Wieſe grünendem Plan
Der Bauer die duftenden Schwaden.

Und hoch auf des Wagens luſtigem Deck
Fahr ich jetzt dahin meine Straßen,
Und unter mir ſitzet der Poſtillon
Der längſt ſchon verlernet das Blaſen.

*) Ein Gebirgsbach.

Ich hab ihn als ſchmucken Geſellen gekannt,
Den Schnurrbart, den ſchwarzen, geſtrichen,
Jetzt iſt er vom Alter zuſammengekrümmt —
Dem Grau iſt das Schwarz nun gewichen;

Doch lenkt er die Roſſe mit heiterem Muth,
Wie alt er auch iſt ſchon an Jahren,
Und wird ihre Straße manch roſige Maid,
Manch luſt'gen Geſellen noch fahren,

Bis man ihn als ſchweigenden Paſſagier,
Der ſonſt ließ das Horn hell erklingen,
Zur letzten, zur ruhigſten Station
Am Ende ſelber wird bringen.

C. Weiß.

Bei Burgſchmiet's Tod.*)

Du wackrer Meiſter, den wir tief beklagen,
Der uns in Erz ließ Herrliches erſteh'n,
Daß die Geſtalten wir verwirklicht ſeh'n,
Die unſres Volkes Stolz in allen Tagen,

Dir hat der Tod nun ſelbſt die Form zerſchlagen;
Bald werden rauhe Winde ſie verweh'n,
Doch nimmer wird dein Name untergeh'n,
Ihn wird ein Genius zu den Sternen tragen,

Zu jenen, deren Glanz nie kann entſchwinden,
Die Nürnbergs Ruhm und Größe ſtets verkünden,
Mag alles Andre auch vergeh'n wie Dunſt;

*) Jakob Daniel Burgſchmiet, der rühmlich bekannte Bildhauer und Erzgießer (der Albrecht Dürer-Statue, des Radetzky-Monuments ꝛc.) geb. zu Nürnberg am 11. Oktober 1796. † daſelbſt am 7. März 1858.

Ein Vorbild werden ſie den Jüngern bleiben.
O! arm und nichtig iſt der Menſchen Treiben,
Das wahre Leben gibt allein die Kunſt.

E. Weiß.

Ich liebe dich, du weißt es nicht.

Ich liebe dich, du weißt es nicht,
Erfährſt es nimmermehr,
Denn meine Liebe ſtürb' im Licht
Auf Nimmerwiederkehr.
Es ruht vor jedem Strahle
Geborgen meiner Liebe Fund,
Wie Perlen in der Schale
Auf tiefem Meeresgrund.

Was köſtlich, heilig, hehr und gut,
Liebt dunkelſtillen Ort,
In Rheines ſtummer Tiefe ruht
Der Nibelungen Hort;
Dem Marktgetümmel ferne
Hinfließt der Beſten Lebenslauf;
Im Dämmer zieh'n die Sterne
Am Himmel ſtill herauf.

Macht ſtill im Dämmer ihre Tour,
Des Himmels goldne Zier,
In ſtiller Nächte Dunkel nur
Trittſt du heran zu mir.
Wie iſt dein Bild ſo ſonnig!
Die Lippen, wie ſie blumig ſind!
Die Wangen weich und wonnig,
Die Augen lieb und lind!

Die Geiſter meiner Liebe dann
Erſteh'n aus ihrem Grab;
Du ſprichſt zu mir, du hörſt mich an,
Beugſt liebend dich herab,
Umfängſt den Schlummerloſen,
Die Wangen glüh'n, die Augen ſprüh'n;
Wir koſen, bis die Roſen
Des Morgenroths erblüh'n.

Doch bricht herein der lichte Tag,
Zerrinnt der goldne Traum,
Dann, wo ich Dir begegnen mag,
Wird mir ein Grüßen kaum;
Wie ließ' ich gerne blinken
Dir meiner Liebe Perlenkund!
Du lachſt — die Perlen ſinken
Zurück zum ſtillen Grund.

*****